This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600033098T

Deutſchland

nach

dem dreißigjährigen Kriege.

Deutschland

nach

dem dreißigjährigen Kriege.

Dargestellt

in politischer, materieller und socialer Beziehung

und

mit Rücksicht auf die Entwicklung des europäischen Staatensystems seit der Reformation.

Von

Karl Friedrich Hanser.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1862.

~~200. n. 22.~~
240. e. 246.

Non pigebit vel incondita ac rudi voce memoriam
prioris servitutis . . . composuisse. Tac. A. 3.

Inhalt.

Seite.

Vorwort . . . . . xi—xiv

Erstes Buch.

Das politische Moment.

Erstes Capitel.

Stellung der politischen Factoren im europäischen Staatensystem, wie sie sich durch den Anstoß der Reformation ergab, bis zum Ausbruch des großen Kampfes . . . . . 3—25

1. Deutschland 3
2. Der skandinavische Norden 9
3. England 11
4. Frankreich 13
5. Polen 16
6. Die Curie und Spanien 19
7. Comparatives Resumé 22

Zweites Capitel.

Der Gang der europäischen Politik in dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges . . . . . 26—53

Stellung der Parteien in Deutschland 26
Charakter Ferdinand II. 29
Die böhmischen Irrungen 30
Christiern IV. von Dänemark 34
Ferdinand's Plane; die Parteien des Wiener Cabinets: Maximilian und Waldstein 34

Seite.
Der Reichstag zu Regensburg; Waldstein's Entfernung 36
Auftreten und Charakter Gustav Adolph's; Constellation der politischen Factoren in diesem Moment 37
Gustav's Siege, Fortgang, Fall; seine Plane? 41
Vordrängen der französischen Politik; Depravation des Kampfcharakters 44
Axel Oxenstjerna als Vertreter der politischen Tendenzen Schwedens; Stellung Frankreichs und Schwedens zu den Parteien in Deutschland 45
Der Wiener Hof; Waldstein's Fall: von den Gegnern unbenützt . . 46
Niederlage der protestantischen Verbündeten bei Nördlingen . . . 47
Oxenstjerna's Friedensbestrebungen durch die Wiener und französische Politik paralysirt 48
Hintritt Ferdinand II.; durch seinen Nachfolger kein Umschwung . . 48
Die schwedischen Erfolge (Baner) zwingen Richelieu, Bernhard von Weimar zu gewinnen; des Letzteren Tod 49
Neue Erfolge der Schweden (Torstenson); schließlich der Krieg nur noch ein Vehikel der inzwischen eingeleiteten diplomat. Verhandlungen 50
Zusammenfassende Rückschau 51

Drittes Capitel.

Das westphälische Friedenswerk . . . . . **53—89**
Versuche zur Einleitung von Friedensverhandlungen; definitives Zusammentreten zu Osnabrück und Münster 54
Die diplomatischen Persönlichkeiten 56
Französisches Circular 57
Kaiserliche Entgegnung 58
Ueberhändigung der Friedensvorschläge 59
Ankunft des kaiserlichen Staatsministers von Trautmannsdorf . . 61
Abtretungs- und Entschädigungsdebatten 61
Amnestie und Restitution 66
Die kirchlichen Fragen 68
Protestation des Papstes 79
Bestimmungen über die politische Reichsverfassung 81
Die Niederlande und die Schweiz 83
Summa 84

Viertes Capitel.

Die europäische Staatenwelt, vornehmlich Deutschland, auf der Grundlage des westphälischen Friedenswerkes . . . . . **89—106**
Die Organisation des deutschen Reichskörpers 92
Das politische Theorem des Hippolithus a Lapide 93
Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt 97
Die Reichstage 98
Die Reichsjustiz 99

Seite.
Abhängigkeitsverhältniß Deutschlands von Frankreich 102
Schluß 104
Anmerkungen . . . . . 107—114

Zweites Buch.
Das materielle Moment.

Erstes Capitel.

Der Bankerott . . . . . 117—226
Ethisch-psychologische Analyse 117
Kriegs- und Heerwesen 122
Sold und Soldnoth 124
Kipper- und Wipperwesen 131
Waldstein's Söldnersystem 133
Die Soldateska 133
Das Lagerleben 135
Gustav Adolph's Kriegszucht 136
Soldateskamoral seit des Schwedenkönigs Tod 138
Urkundliche Belege:
a. Vom Hausen der kaiserlichen Kriegsvölker, die von Ferdinand II. seinem Alliirten, Maximilian von Bayern, zu Schutz und Hülfe gegen die Schweden zugesandt, in Bayern 139
b. Schreiben der niedersächsischen Landstände an ihren Fürsten, den Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Cassel 140
c. Hausen der französ. Heere im Badenschen während des Jahres 1644 140
d. Ausmalung des allgemeinen Elends bis in's Einzelnste . . 142
Territorial-Rundschau:
I. Böhmen.
1. Wüthen der Rekatholisirenden 143
2. Soldateska gegen die ketzerischen Prädikanten in Böhmen . 145
3. Abschiedsscenen von auswandernden Akatholiken . . . 148
4. Vertilgung ketzerischer Bücher 149
5. Die Dragonaden der ‚Seligmacher' 152
6. Zwangsbekehrungsmittel gegen das Landvolk 156
7. Kipper und Wipper 159
8. Materieller, moralischer und intellectueller Bankerott . . 160
II. Pfalz und Oberrhein.
1. Züge aus dem Soldateskawesen in der Pfalz 161
2. Jesuitenumtriebe 161
3. Schlimmer Rückschlag nach kurzer Wiederblüte der Pfalz b. Rh. 163
4. Das Jahr 1649 164
5. Etliche Exempel von arger Hungersnoth in der Pfalz . . 165

Seite.

6. Städtechroniken, Tagebücher u. dergl.
α. Mannheim 168
β. Ladenburg 168
γ. Landau 169
δ. Pforzheim 170
ε. Durlach 170
ζ. Pfarrdorf Rußheim bei Karlsruhe 170
η. Das ehemalige Hanauerländchen 171
ϑ. Pfullendorf 172
ι. Dorf Munding en im Breisgau 173
κ. Thomas Wallinger's Tagebuchaufzeichnungen über das Hausen der Schweden in Freiburg i. B. und Umgegend und über die folgenden Kriegsjahre 174
λ. Freiburg 177
μ. Conſtanz 178
ν. Villingen 178

III. Landſchaften und Städte aus Nord- und Mitteldeutſchland.
1. Braunſchweig und Lüneburg 179
2. Das Herzogthum Lüneburg in den Jahren 1626 und 1627 . 183
3. Brandenburg 183
4. Pommern 184
5. Sachſen, Thüringen, Anhalt, Gotha, Magdeburg . . . 185

IV. Mittelweſtdeutſchland.
Naſſau und die angrenzenden Nachbarländer 198

V. Franken, Bayern, Schwaben.
1. Franken 209
2. Bayern 212
3. Schwaben 215

Geſammtüberſchlag des Bankerotts; die Handelsſtellung Deutſchlands dahin 224

Zweites Capitel.

Die allmälige Beſſerung . . . . . **226—232**
Muſterung zweier Territorien in dieſer Hinſicht.
1. Die Pfalz bei Rhein unter dem Kurfürſten Karl Ludwig . 227
2. Das Herzogthum Würtemberg unter Eberhard und ſeinen Räthen 229
Anmerkungen . . . . . 233—241

Drittes Buch.

Das ſociale Moment.

Erſtes Capitel.

Rückblick auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in Deutſchland vom Zeitalter der Reformation an bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges **245—249**
Sittlicher Charakter der Geſellſchaft vor der Reformation . . . 245

Seite.

Sociale Wirkungen der letzteren auf die fürstlichen und bürgerlichen Kreise: fürstlicher Absolutismus; Beamtenadel; der Clerus . . 246
Verbindungen der deutschen Fürsten mit dem katholischen und protestantischen Ausland; in Folge des diplomatischen Verkehrs häufigere Reisen; fremdländische Elemente in das deutsche Leben hereingetragen; die bürgerliche „Canaille" 246

Zweites Capitel.

Die gesellschaftl. Verhältnisse während des Krieges und in Folge desselben **249—399**
Sittliche Stimmung der Gesellschaft beim Beginne des Krieges . . 249
Ethische Abwandlungen 250
Politische Zerklüftung Deutschlands durch die confessionellen Sonderbestrebungen der Territorialhäupter 252
Frankreichs Tonangabe in den socialen Momenten: Charakter des französischen Absolutismus, und seine Verzerrung in deutschen Landen 254
Französische Staatsraison, Etiquette, Sitten gelangen gleichfalls zur Herrschaft in Deutschland 257
Edlere deutsche Fürstengestalten, welche sich der Herrschaft des französischen Einflusses entziehen:
1. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg . . . 261
2. Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt 263
3. Herzog Ernst, der Fromme, von Gotha 267
Städte- und Bürgerthum im dreißigjährigen Krieg; die Hansa . . 271
Die Dörfer und Bauer. — Der Roman „Simplicissimus" . . . 275
Der Hexenwahn und seine Opfer 285
Sociale Stellung der Frauen seit der Reformation bis zum Kriege; modische und sittliche Wandlung beider Geschlechter durch den Gang des dreißigjäsrigen Krieges, und nachher durch den französischen Einfluß: satirische Stimmen 293
Die Geistlichen vor dem Kriege 308
Wirkungen des Krieges auf diesen Stand 310
Fünf geistliche Charaktere:
1. Valerius Herberger, Prediger in Fraustadt . . . 311
2. Johann Saubert, Pfarrer in Nürnberg 313
3. Valentin Andreä 318
4. Johann Arndt 325
5. Philipp Jakob Spener 330
Die dogmatischen Controversen zurückgedrängt durch die Forderungen des werkthätigen Lebens; die Religion das punctum saliens der Aufraffung des deutschen Volkes aus dem Kriegsbankerott . . 336
Die theologischen Facultäten; *haeresis iugulanda, hominibus parcendum;* Drängen auf praktisches Christenthum 338
Kampf der Orthodoxie mit dem Pietismus: Abraham Calov in Wittenberg 342
Der Ireniker Calixt in Helmstädt; sein Kampf mit den Wittenbergern 346

Seite.

Zwei akademische Theologen lutherischen Bekenntnisses von edlem Charakter:
1. Johann Gerhard in Jena 349
2. Johann Schmid in Straßburg 352

Das Volksschulwesen: ein Erbe der Reformation; seine Geschicke im Krieg, und seine Wiederherstellung nach demselben (Würtemberg; Gotha; der Pietismus: Franke) 353

Die Gelehrtenschulen: Luther's und Melanchthon's Worte über dieselben; ihre Gestaltung durch Trotzendorf, Sturm, die Jesuiten; — nach dem Kriege Restauration durch Ratich, Comenius, Franke, unter Mithülfe der Regierungen . . 374

Die Universitäten: ihr Charakter zur Zeit der Reformation; confessionalistische Abwandlungen 388

Das *saeculum dissolutissimum* der Universitäten: die Barbarei des Pennalismus und Nationalismus; Maßnahmen der Regierungen gegen diese akademischen Unding, denen jedoch erst durch einen Reichstagsbeschluß kräftiger gesteuert wird 390

Fortgang des Universitätswesens im siècle de Louis XIV. 397

Die Emancipation von französischem Einfluß: vollzogen zunächst auf dem Gebiete der Literatur 398

Anmerkungen . . . . . 400—428

Vorwort.

Deutschlands Zustände und Aussichten nach dem dreißigjährigen Kriege in politischer, ökonomischer und socialer Rücksicht einer eingehenderen historischen Betrachtung zu würdigen, ist wohl eine Aufgabe, welche nicht nur den gelehrten Forscher, sondern jedweden Freund des Vaterlandes anziehen mag. Um so mehr ist zu verwundern, daß bis heute noch Keiner unternommen hat, diese Aufgabe, ich will nicht sagen endgültig zu lösen — daran ist bei dem allfort sich mehrenden geschichtlichen Stoffe*) kaum spät erst zu denken —, doch wenigstens möglichst allseitig in das vieltriebige Reich historischer Forschung hereinzuziehen.

Eine Behandlung der Materie in diesem Sinne und nach den drei genannten Gesichtspunkten liegt meines Wissens hier zum ersten Male vor: in einer Durchführung zwar, die mir einige Rechtfertigung nöthig erscheinen läßt.

---

*) In dieser Hinsicht bedauert der Vf., daß er verschiedene Schriften über den hier behandelten Gegenstand (wie z. B. O. Klopp, Tilly: — Oppel und Cohn, histor. Lieder aus dem dreißigjähr. Krieg: — Krause's Urkundensammlung, 2. Bd.: — v. Soden, Gesch. der Stadt Nürnberg, 2. Bd.) erst erhielt, als sein Manuscript bereits druckfertig lag und ihm, da er seine Studien inzwischen einem anderen Geschichtsgebiete zugewendet, eine supplementarische Nachfeile unmöglich ward. Uebrigens erlaubt er sich besonders auf das zuletzt angef. Werk des Herrn v. Soden, als welches äußerst instructiv, hinzuweisen.

Wäre der dreißigjährige Krieg mit seinen Nachwehen ein Gegenstand ruhiger historischer Beschauung; stünden nicht auch in seiner Beurtheilung die kirchlichen und politischen Parteien des Tages sich mit fast gleich heftigen Sympathien und Antipathien gegenüber, wie in den Fragen der frischesten Gegenwart: dann könnte der Geschichtschreiber, sich selber die Mühe kürzend, sofort an die Darstellung der Nachwirkungen jenes großartigen Trauerspieles auf den verschiedenen Lebensgebieten herantreten. So leicht nun stellt sich ihm die Sache doch nicht. Will er nicht platterdings vergebliche Arbeit thun, so muß er, zum Verständnisse der Ideen und Leidenschaften, welche die Triebfedern eines dreißigjährigen Kampfes wurden, hinabsteigen zu der Quelle, wo jene Gedanken und Motive noch in ihrer frischen Ursprünglichkeit, in ihrer ungetrübten Klarheit sprudeln: nicht, als ob er da seinen Blick mit peinlicher Sorgfalt auf die kleinlichsten Einzelheiten des geschichtlichen Lebens zu lenken gezwungen wäre: aber seine Darstellung muß eine ungeschminkte Widerspiegelung des geschichtlichen Großganges der Epoche liefern; sie muß, mit Uebergehung des Unwesenhaften, grade die Punkte scharf beleuchten, welche die Angelpunkte des geschichtlichen Lebens sind.

Ich brauche nicht erst zu sagen, wie schroff die Urtheile über die Reformation und ihre Entwickelungen nach der Stellung der Parteien gegen einander sich abscheiden: wie sie von den Einen, als die angebliche Ursache unserer heutigen Zerrissenheit, gleich einem zweiten Sündenfalle verabscheut wird; indeß sie den Anderen als die Weckerin neuen Lebens, als die wahre That göttlicher Freiheit des Christenmenschen erscheint; von denen zu schweigen, die in schlimmer Arglist ihre infernalen Gelüste mit frechem Hohne auf die Principien des Protestantismus zurückzuführen sich nicht entblöden.

Grade von der Grundanschauung der reformatorischen That aber hängt die Beurtheilung jenes Kampfes ab, der dem Protestantismus ein gutes Theil seines Weltbürgerrechtes errungen: wer in der Reformation nur die That sündigen Abfalles erkennt, kann nicht umhin, auch die dreißigjährige „Kriegsfurie" zu verurtheilen; wer im Pro-

teſtantismus den mächtigſten Entwickelungsfactor der Neuzeit begrüßt, wird auch jenen tiefgehenden europäiſchen Kampf nicht lobpreiſen zwar, doch in ſeiner geſchichtlichen Nothwendigkeit begreifen.

Aber nicht nur die Geſammtüberſchau über den Entwickelungsgang unſeres Volkes von den Tagen Luther's bis zu der Stunde, da die menſchenalterlange Tragödie vor Prags Wällen ihr Ende nahm, erſcheint mir als unerläßliche Vorbedingung der gerechten Würdigung eben dieſes Kampfes: mit mindeſtens gleichem Rechte verlangt die ganze europäiſche Völkerfamilie ihre Berückſichtigung als mitwirkender Factor. Hat der Proteſtantismus den univerſellen Völkerverband recht eigentlich zum Organ der Geſchichte erhoben, ſo ſtellt damit die Hiſtorik von ſelber die Forderung parallelo-ethnographiſcher Behandlung der Neuzeit: die Völker kommen da nicht mehr ein jedes nach ſeiner Sonderſtändigkeit, ſondern nach ihrem Verhalte zum menſchheitlichen Völkerleibe, d. h. nach ihrer kosmopolitiſchen Bedeutſamkeit in Betracht. Man meine nicht, daß damit der Vernachläſſigung volksthümlicher Artung, dem „kosmopolitiſchen Nachtwächterthum", das Wort geredet werde; vielmehr iſt die gründliche und allſeitige Entwickelung dieſer juſt die Grundlage eines geſunden Kosmopolitismus: aber das ſteht feſt, daß jede hiſtoriſche Betrachtung der Neuzeit, die den Blick nicht über den engen Kreis des eigenen Volksthumes hinauszurichten fähig iſt, durch ihre Einſeitigkeit auf die Länge ihrer ſelbſt überdrüſſig wird. Treibt man, beiläufig geſagt, dieſen Gedanken allſeitiger parallelo-ethnographiſcher Geſchichtsbehandlung in ſeine letzten Folgerungen hinaus, dann mag man ungefähr ermeſſen, welche Aufgaben einem Meiſter in moderner Hiſtoriographie ſich ſtellen: denn kaum bedarf der Erwähnung, daß wir, die politiſche Seite des menſchlichen Lebens etwa ausgenommen, noch gar ſehr im Vorhofe der Klio weilen, und ich für meinen Theil ſtehe nicht an zu bekennen, daß ich mich mit dem umrißartigen Verſuche politiſcher Paralleloethnographie innerhalb der mir durch meine Aufgabe geſteckten Grenzen begnügte.

Die deutſchen Zuſtände nach der wiſſenſchaftlichen Seite in ähnlicher Art durchzuführen, wie mit den ſtaatlichen, ſocialen und

materiellen geſchehen, wäre vorderhand, da von der hiſtoriſchen Geſellſchaft in München im Laufe des nächſten Jahrzehnts ein Cyclus von einſchläglichen Werken allgemach zu erwarten ſteht*), ein gewagtes Vorgreifen, das die Kräfte eines Einzelnen leicht überſteigen möchte; ohnehin gehört ein tiefer Einblick in die phyſiologiſchen Geſetze des Völkerlebens dazu, die Vibrationen phyſiſchen Machtringens in die ſtillen Werkſtätten des wiſſenſchaftlichen Lebens zu verfolgen: vielleicht, daß die Anachoreten der Wiſſenſchaft ſolcher Stürme um ihre Zellen her kaum wahrnehmen.

Heidelberg, 1862.

K. Hauſer.

*) Die Veranlaſſung dazu kam von L. Ranke, der ſchon früher (Ref.-Geſch. V, 377 der 3. Ausg.) eine dahin zielende Idee geäußert.

Erſtes Buch.

Das politiſche Moment.

Erstes Capitel.

Stellung der politischen Factoren im europäischen Staatensystem, wie sie sich durch den Anstoß der Reformation ergab, bis zum Ausbruch des großen Kampfes.

Uebermißt man die europäische Staatenwelt am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts, so treten allenthalben, wie in den Gebieten des übrigen so auch des politischen Lebens Zustände entgegen, deren gährende Unfertigkeit die Nähe einer bedeutsamen Krise ahnen läßt: Anstoß zu deren Ausbruch ward die Reformation.

Unter den Vorzeichen der Pulvererfindung, der Buchdruckerkunst, der Eroberung Konstantinopels, der Auffindung einer neuen Welt brach diese auf germanischem Grunde, als welcher vornehmlich dazu prädisponirt, als Weckerin eines neuen Lebens durch.

1. Deutschland bewegt sich beim Auftreten Luther's in einer Vielgestaltung politischer Lebensformen, welche in anderen Landen kein Ebenbild hat.

Seiner hohen mittelalterlichen Stellung, die Deutschlands Kaiser hart an des Papstes Seite gerückt, entnommen, war es durch das Aufkommen autonomer Staatskörper um sich her allgemach in die bescheidene Stellung als Glied einer neu sich gestaltenden Staatenwelt zurückgetreten. Zwar immer noch trug der deutsche Kaiser den alten Titel „Haupt der Christenheit"; aber der Sprengel seiner Macht war einzig Deutschland: mehr eine Macht dem Namen nach, denn in der That; auch im „Reiche deutscher Nation" lag diese kaiserliche Macht seit Sigismund machtlos darnieder. — „Vor dem Kaiser", schrieb man damals, „vor welchem sich früher Könige niederwarfen, will länger kein Graf sich beugen, und das Reich ist in einem Zustande, der mehr an Begräbniß, denn an Heilung mahnt." — Gegen die hierarchisch-feudale Ordnung erstand das Wesen ständischer Freiheit, gegen die papistische Gewalt trat der nationale Geist in die Schranken. Der Glaube an die Nothwendigkeit des Alten war dahin. Dazu arbeitete sich das Fürstenthum, mit Niederdrückung der gleichfalls aufstrebenden kleineren Grafen und Herren, zu einer, wenn auch noch

nicht verfassungsmäßig anerkannten, Selbstherrlichkeit im Gegensatz und auf Kosten der kaiserlichen Machtstellung empor.

Das Alles machte dieses deutsche Volk ungeschickt zu einer fortan immer gebieterischer sich aufdrängenden auswärtigen Politik, die der weiland vorragenden Stellung entsprechen konnte. — „Wollen wir ansehen", klagte Berthold von Mainz, „wie das Reich also abnimmt und abgenommen hat: es ist wahrlich fast erschrecklich, und es stellen sich die Läufte so wild, daß billig besser zu Herzen genommen und ernstlich zu den Dingen gethan würde, damit Eintracht im Reiche werde. Es ist zu besorgen, wo man sich nicht anders als bisher in die Sachen schicken, getreulicher und fleißiger sich zusammenstellen will, daß eines Tages etwan ein Fremder kommt, der uns Alle mit eisernen Ruthen regieren wird. Sehet zu, es will leider Niemand zu Herzen gehen, es geht ein Stück nach dem andern hinweg; will man nicht anders und besser dazu thun, so werden wir alle zu Scheitern gehen."

Maximilian I. sah zwar durch das unter seinem Regimente geplante Werk politischer Reform die Souveränetätstendenzen der einzelnen Fürsten und Stände zurückgedrängt, nicht so freilich, daß dadurch die kaiserliche Machtbefugniß gewann: vielmehr ging die Reichssouveränetät über auf die ständischen Körper und Institutionen; der Kaiser war in Wirklichkeit der ohnmächtige Vorstand einer ständischen Republik geworden. — „Durch dies Wesen eines Regiments", meinte Max, „sei die kaiserliche Würde des mehreren Theil Regierung in deutschen Landen entsetzt worden." — Nur in Momenten der Drangsal hatte er widerwillig den Reformen seine Zustimmung geliehen.

Die lebensfähige Durchhaltigkeit der neuen Verfassung stand schon in ihrer Geburt zu bezweifeln; denn nirgends fand sie das nöthige Entgegenkommen, auch bei denen nicht, deren Werk die neuen Institutionen.

Bald rückte Alles wieder ins alte Geleise zurück: für Maximilian galten jetzt nur wieder die einzelnen Fürsten und Stände. Und seiner Politik, die, nach Vincenz Quirin's Ausdruck, darauf aus war, Uneinigkeit zwischen den Fürsten zu nähren, gelang es rasch, „sich gleichsam omnipotent über die Fürsten zu machen, sie sammt den Städten durch Furcht in seinem Willen zu halten, so daß nicht einer war, der ihr in irgend einer Sache ferner entgegenzusehn wagte".

Gleichwohl scheiterte der Versuch des „letzten Ritters", sich die Gewalt zu vindiciren, welche man eben noch der ständischen Republik zugedacht. Hätte Max, mußte man sich fragen, auch wenn er gewollt hätte, dem deutschen Regiment eine erste einherrliche Gipfelung geben

können; seine habsburgische Hauspolitik, seine europäische Stellung hinderten ihn daran, hinderten ihn, wiewohl im deutschen Volkskörper bedeutsame Momente zum Vortheile solchen Strebens gestellt waren.

So traf die Reformation die politischen Momente. Die ersten Mahnrufe der neu aufgehenden Bewegung erreichten noch das Ende Maximilianischer Waltung; doch wie diese bisher nicht durchzuführen vermocht, „was ihres Werkes und Amtes war", so mochte man auch jetzt mit Fug zweifeln, ob sie die durch den reformatorischen Anstoß gegebenen großartigen Hebel in ihrer mächtigen Tragweite richtig schätzte und nutzte.

Man hat es andererseits dem Helden der reformatorischen That schon in seinen und, in einseitiger politisch-tendenziöser Verblendung, auch in unseren Tagen oft mit Bitterkeit vorgeworfen, daß er nicht, wie der Reformator der Pfaffheit, so auch der „gesunde Held und Wundermann geworden, der das Recht — das heißt hier im weitesten Sinne: die politische Fassung des deutschen Reiches — entweder änderte oder meisterte, also, daß es im Lande Alles grünte und blühte mit Friede, Zucht, Schutz, Strafe, daß es ein gesund Regiment sein mochte". — Abgesehen davon, daß ein Werk, wie das Luther's, auch nur über's Grobe hinauszuführen eines selbst wundersam geschickten Mannes volle Lebenskraft herausforderte, soll man bedenken, daß es nicht Luther's Bornirtheit, die ihn hartnäckig an dem einmal in Arbeit genommenen Block ausschließlich fortarbeiten hieß, weil sonst, wenn er auch den „Juristen" ins Handwerk hätte pfuschen wollen, leicht beides beginnen, das weltliche sammt dem geistlichen, hätte mißrathen mögen, vielmehr stand auch im Begehren des Volkes der Trostschrei religiös-sittlicher Unbefriedigtheit obenan über der Unzufriedenheit mit der politischen Unordnung; wenn der Bruder Martin rieth, man möge nur erst dem römischen Regiment in deutschen Landen ein unverrückt Ziel stecken, und im Uebrigen plätzen und flicken, so gut es immer gehe, so sprach der Mann im Einverständniß mit seinen Landsleuten. Das zeigt, daß man das Beginnen vorwiegend politisch angelegter Naturen fallen ließ, zumal deren Mehrzahl ein übler Leumund hemmend an der Ferse hing. — Und erst unseren Tagen, da man fast insgemein die lüderliche Genialität zur genialen Lüderlichkeit groß zu gängeln sich kein Gewissen macht, war es vorbehalten, auch einen Hutten in den Vordergrund damaliger Bewegung zu drängen; so wenig Hutten's Charakter, auch wenn er in den Sympathien seines Zeitalters gestanden hätte, damals etwas Tüchtiges ins Werk zu richten vermocht hätte,

ebenſo wenig helfen auch unſerer heutigen Heilloſigkeit Legionen von Hutten auf.

Stand es aber wirklich außer Möglichkeit, daß ein geſchickter Nachfolger Maximilian's mit ſicherer Hand die politiſchen Momente der Reformation zu Gunſten des deutſchen Volkes ausbeutete, das einen machtgekleideten Einherrſcher wollte, in einem ſolchen unter dem hoch aufgeſtauten Zeitſtrom den einzigen Heilanker erkannte?

Die Folgezeit ward ein furchtbares Verdict gegen dieſe Möglichkeit.

Gleich das „jung edle Blut in Oeſterreich", von dem man gehofft, „daß ihm Gott den Geiſt geben werde, ſeine Hand zu reichen der elenden Nation", trug neben dem Zwang einer vielbedingten Stellung den ganzen Unverſtand des Romanismus — wenn man anders einem verniederländerten Spanier den romaniſchen Charakter zuſprechen darf, — in das Werk und Volk der Reformation hinein; Deutſchland mußte es erleben, daß ihm in der Zeit, da ſein geſchichtliches Leben tiefer ging, als je ſeit Jahrhunderten, ein Kaiſer ward, der ſeine Sprache eine Pferdeſprache, Luther, den Mann des Volkes, hominem post homines natos scelestissimum, deſſen Lehre turpissimum errorem, deſſen Anhänger — d. i. das Volk — improbissimam sectam nannte.

Dieſe verhängnißvolle Zwiegängerei, da Karl anders mußte, und anders Luther, da jener dieſen ſammt ſeiner Nation von der Hand wies, hat alle politiſche Anlage, welche die Reformation im Keime barg, im Keime auch geknickt, und die „elende Nation" keinem beſſeren politiſchen Leben zurückgegeben.

Von dieſem Moment an mußten das deutſche Volk und ſein nomineller Kaiſer in zwei Lager ſich ſcheiden. Karl hat den Grund gelegt zu jener tragiſchen Verkettung der Geſchicke Deutſchlands und Habsburgs, in deren Folgen wir geſtellt ſind bis auf dieſen Tag. Schuld und Schickung haben hier räthſelhaft zuſammengewirkt.

Die drei Jahrzehnte Karl's V. ſehen eine Generation hin- und hergeworfen zwiſchen den Zielen des Proteſtantismus und der Rückzwängung des Neubruches in das ſchnurſtracks zeitwidrige alte Geleiſe. Wie hat ſich Karl ein mühevolles Leben lang abgearbeitet, den einmal heraufgebrochenen Gegenſatz der Zeiten, da Alles in ſchroffſter Scheidung ſich ſpaltete, zu heben; einen friedvollen Verein zu ſtiften, wo hartes Widereinandergehen die innerlichſte Nothwendigkeit war. All ſein Ringen trug nicht Frucht, man müßte denn halbe Arbeit Erfolg nennen wollen.

Der Zwiespalt wühlte sich durch die Zeitläufte immer tiefer in des Volkes Herz ein; selbst das von Karl, nachdem drei Jahrzehnte lang alle friedlichen und gewaltsamen Versöhnungsversuche gescheitert waren, eingeleitete Schlußfriedenswerk — der Augsburger Religionsfriede — war nur der Embryo eines neuen bitteren Zankapfels; nicht nur die Päpstlichen murrten sofort über das neue Abkommen: „es habe keine Obrigkeit, weder geistlich noch weltlich, die Macht, mit den Ketzern einigen Frieden zu machen, ohne des Papstes Consens; es sei auch der Religionsfriede nicht allein ein neu erfundener terminus, sondern re ipsa monstrum in natura"; auch die Protestanten klagten, daß ihnen nicht Genüge geworden.

Und dieser Zwiespalt ward als Erbe der Folgezeit überantwortet.

Derweil wächst andererseits dem deutschen Fürstenthum, das, einem wider der Zeiten Strom anschwimmenden Kaiser gegenüber, sich als Anwalt der zeitgemäßen Forderungen nun rechtsgiltig in seinem Bestehen sanctionirt achten mochte, die territoriale Selbstherrlichkeit in dem Maße zu, als das Kaiserthum in Vertretung einheitlicher deutscher Machtstellung verkümmert: in ihrer politischen, in ihrer episcopalen Function halten die Fürsten eifersüchtig auf ihre Rechte.

Karl's V. Nachfolger, auch wenn sie nicht wollten, sahen sich drum auf Verfolgung ihrer engeren — antiprotestantisirenden — Hauspolitik hingedrängt, die Kaiserstellung, die ihnen der Zwang der Verhältnisse immer noch zusprach, nur noch ausnutzend zur Förderung jener. Was hätte ein Maximilian II. nicht auszurichten vermocht, wäre ihm eine auch nur einigermaßen erträgliche Vorarbeit einheitlicher kaiserlicher Machtstellung überhändigt worden; — aber den ersten günstigen Anlauf hierzu hatte Karl in verhängnißvollem Unverstande verscherzt, für immer verscherzt. Die habsburgische Hauspolitik konnte fortan nicht anders, als daß sie, an sich schon auf einer schwierigen Unterlage — gebildet durch einen Complex vielartiger Länder und Racen — ruhend, bei ihrer zeitwidrigen Strebung verharrte. Und wie unliebsam treten die Lenker dieser Politik — will man Gestalten, wie die eines Rudolf, eines Mathias bewußtvolle und zurechnungsfähige Träger ihrer Hauspolitik nennen — uns entgegen; wie sehr weichen vor dem einen Lichtpunkte Maximilianischen Waltens die anderen Kaiserregimenter in den Hintergrund: ein düsteres Geschick beugt die Kaiserkrone auf dem Schädel dieser Jesuitenpuppen zum Schemen nieder. Die Reformation, die eine Weile in den habsburgischen Landen, in den deutschen so gut wie in den slavischen und bei den Magyaren, mächtig Wurzeln geschlagen, ward durch den halsstarrigen, auch in verzweifelter Lage

unbeugsamen Katholicismus der Dynastie Schlag um Schlag niedergebrochen; denn das Lutherthum mit seinen individualisirenden Strebungen drohte auch die nationalen Gegensätze zu wecken, die sonst schwer erhaltene Uniformität der Lande österreichischer Herrschaft zunichte zu machen. Drum hieß man die Jesuiten willkommen.

War aber Habsburg durch diese Stellung der Gefahr nahegerückt, allem Antheil an dem deutschen Leben zu entsagen; so hielt diesem Streben der eine Umstand das Gegengewicht, daß gerade der deutsche Theil seines Sprengels, eben der, welcher den Bindestoff zwischen den verschiedengearteten Nationalitäten bildete, sollte er nicht die Eigenschaft als solcher Vermittler verlieren, mit dem germanischen Culturleben in ununterbrochener Verbindung bleiben mußte, nie alles Austausches und aller Berührung gegen Westen sich begeben konnte; Das hinderte nicht, daß diese deutschen Theile zu Zeiten die Wucht der katholisirenden oder rekatholisirenden Tendenz ihrer Dynastie in ihrer ganzen Härte und Unerbittlichkeit empfinden mußten. — Draußen im Reiche hatte, bei der Vielköpfigkeit der territorialen Gewalten, auch wenn die Reformation nicht, wie es doch an den meisten Orten in der That der Fall war, von den Fürsten willkommen genannt worden wäre, die Sympathie für Luther's Werk viel freiere Luft; und selbst die Rührigkeit der Jesuiten, die seit den vierziger Jahren da und dort sich ansiedelten, hatte sich nicht eben zu gewichtiger Erfolge zu rühmen; das Streben Bayerns, Steyermarks fiel gegenüber der Ausdehnung des protestantischen Gebietes nicht allzu bedenklich ins Gewicht.

So tritt uns zwischen den nominellen deutschen Kaisern und der deutschen Nationalität eine Kluft politischer und kirchlicher Art entgegen. Diese gegensätzliche Stimmung, wenngleich durch den Augsburger Religionsfrieden auf einen Augenblick zurückgedrängt, mußte, bei der einmal ausgebildeten Artung der Geister, rasch wieder zu der vollen Stärke anwachsen, als auf das weise Regiment Maximilian's II. hin ein katholisirender Fanatiker und Tückenbold auf Habsburgs Thron in den Händen der Jesuiten den andern ablöste.

Richteten aber die beiden großen Gegensätze — katholisirendes Kaiserthum Habsburg, vorherrschend protestantisches deutsches Fürsten- und Volksthum — sich in ihrer schneidenden Schärfe wider einander, so war es ein Wunder zu nennen, wenn nicht, gemäß der Natur und der vorangegangenen hundertjährigen Entwickelung des Volkes der Reformation, der Durchbruch des aus dem Gegensatze entspringenden Kampfes zunächst auf religiösem Felde, auf welchem bisher fast Alles zusammengearbeitet, erfolgte, ohne daß drum das religiöse

Moment die durchhaltige Grundlage des Streites zu werden brauchte; auch trug der Charakter der Principien, um deren Herrschaft der Strauß galt, in sich, daß fremde Völker, als welchen die Sache gemeinsamer Religion das Theuerste sei, und drum ihren Arm fordere, möglicherweise auf den Boden ursprünglichen Kampfausbruches sich hereinstellten, und auch, als der Streit einen andern abgearteten Anstrich gewann, ihren Vortheil bei weiterer Theilnahme fanden.

Lange aber dauerte in den deutschen Landen ein Zustand, da, um mit Paolo Sarpi zu reden, „die Wolken sich bis zur Erde niedersenkten, es aber noch nicht regnete".

2. Die volksthümliche Artung der scandinavischen Stämme gleichwie ihre mittelalterliche Entwickelung — die, wenn schon äußerlich in den Lebensformen des Abendlandes sich bewegend, doch fast indifferent dem großen Gang der Dinge gegenüber gestanden — brachten es mit sich, daß das reformatorische Moment bei ihnen einmal nicht mit der Intensität des deutsch-germanischen Geistes zum Durchbruch, vielmehr vorwiegend äußerlich vermittelt an sie herankam; und dann, daß hauptsächlich die politischen Elemente der reformatorischen That als in erster Linie auszunutzend sich darstellten. Und die seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts hier im Norden sich einleitende bedeutsame politische Krise macht begreiflich, daß die aus Deutschland her neu vortretende Bewegung, nachdem man einmal den machtvollen Verbündeten in ihr erkannt hatte, die Grundlage abgeben mußte zu einer politischen Umwandlung.

Unter der Trias Dänemark, Schweden, Norwegen hatte das erste mittels theils natürlicher, theils zufälliger Momente die Präponderanz über die beiden anderen durch die kalmarer Union von 1397 an sich genommen. Aber dieses Vereinsband konnte sich dem überall zur Geltung drängenden Zuge der Zeit nach compacter Abscheidung der verschiedenen Staatskörper und damit nach durchgreifender Herrschaft des fürstlichen Absolutismus nur schwer, und schwerlich auf die Dauer entziehen. Als König Christiern II. — seit 1513 — nun mit aller Energie die landschaftlichen Gegensätze zu vernichten den Versuch machte, erlag er mit seinem Beginnen nicht weniger dem eigenen Ungeschick, als den zum Kampf herausgeforderten, an Stärke ihn übermeisternden volkheitlichen Sonderstrebungen.

So ward Gustav Wasa selbstständiger Herrscher Schwedens, indeß Christiern durch eine Revolte der dänischen Aristokratie seines Thrones verlustig ging, um ein Parteigänger Karl's V. zu werden, von dem er seine Wiederherstellung erwartete.

Aber seine beiden Nachfolger — der Oheim Friedrich I., und der Sohn, Christiern III. — legten flugs Hand an die Ausbeutung der Reformation zu ihren Zwecken. Schweden zwar seiner Autonomie zu entnehmen, ward ihnen unmöglich; doch hatten sie in kurzer Zeit, mit der vollständigen Durchführung der Reformation nach Lutherischem Gepräge in Dänemark und Norwegen, eine haltbare Basis ihrer Waltung gewonnen.

Gustav Wasa seinerseits hatte auf seinem Posten in unverdrossener Arbeit verharrt, den Clerus und den Adel niedergebrochen, und eine Unterlage zur Neugründung königlicher Machtstellung erobert. Das angefangene Werk auszubauen war ihm nicht beschieden.

Im Fortgang der Zeit stehen Schweden, und Dänemark mit Norwegen feindselig von einander abgeschieden.

In Schweden zunächst droht das Unternehmen Johann's III. — das Regiment des blödsinnigen Erich war ohne Entscheid vorübergegangenen — den Fortbestand väterlicher Lebensarbeit in Frage zu stellen: den Protestantismus, als welcher doch der Boden war, auf welchem seine königliche Macht erwachsen, wollte er, von seinem polnischen Weibe abhängig, wieder verdrängen durch den Katholicismus. Aber da zeigte sich in der That, um wie Vieles tiefer die Reformation in einem Menschenalter des Volkes Herz ergriffen hatte, als der Katholicismus es in einem halben Jahrtausend vermocht: denn, obgleich der große Wasa mit dem protestantischen Princip nur ganz äußerlich manövrirt, Luther's Werk seinem Volke man kann sagen octroirt hatte, trat nun dennoch das Volk in die Schranken für sein neu errungenes religiöses Gut, und der König mußte zurückgehen durch den Willen des Volkes, nachdem er durch die anmaßlichen Forderungen der römischen Emissäre selber zur Erkenntniß gekommen. — War nun zwar ihm selber dieser Gegensatz nicht zum Verlust ausgeschlagen, so machte dagegen die rücksichtslos katholisirende Art seines Sohnes Sigismund — eine Folge der Erziehung in der früheren Richtung des Vaters — ein Zusammengehen mit dem durch und durch protestantisch gesinnten Schwedenvolke von vornherein unmöglich; obendrein hatte dieser, noch ehe er sein heimisches Regiment antrat, den einen Fuß in dem von Jesuiten reichlich heimgesuchten Lande Polen stehen. — Der Herzog Karl, der Mann des Schwedenvolkes, vollzog den Bruch zwischen Schweden und Polen, damit zugleich den Grund langen Haders zwischen den beiden Dynastien legend. Sigismund's Häuflein in Schweden erlag; der Tag von Norköping — 22. März 1604 — nahm Schwedens Krone vom Haupte des polnisch gewordenen Sigismund, und gab sie an

Karl, an deſſen Bluterben. Wenn es ſchon Karl'n nicht vergönnt war, ſeiner neu ſanctionirten Dynaſtie durch eigenes langjähriges Walten nachhaltige Dauer zu verleihen, ſo ſtand drum doch ſein Sprößling Guſtav Adolph, trotz ſeiner Jugend, ſicher in den Sympathien des ihm glaubensverwandten Volkes. Aber des jungen Nachfolgers Unfähigkeit däuchte nun der gegneriſchen Dynaſtie Polen ſowohl als dem rivaliſirenden Dänemark der zuläßliche Moment, ihre Sache mit Glück auszuführen. Beide wurden ihrer Zuverſicht enttäuſcht. Nachdem der Heldenjüngling erſt den Dänen zum Frieden gebracht, zeigte er ſich dem polniſchen Widerſacher als ſo überlegener Feldherr, daß der Kampf, in unerquicklicher und zweckloſer Hinſchleppung, Guſtav Adolph auf polniſchen Feldern trifft, als der furchtbar bedrohliche Gang in Böhmen längſt angehoben hat.

In Dänemark ſtand bereits Friedrich's II. Regierung ohne alle Frage auf durchweg proteſtantiſcher Grundlage, und ſie mochte ſich deß, Angeſichts der ihr zuwachſenden Machtfülle, wohl rühmen; man hatte die Ditmarſchen unterworfen, ſich zu Schweden in Vortheil geſtellt, ſo daß Chriſtiern IV., ob auch minderjährig, nach einem Menſchenalter väterlicher Thätigkeit, die Reichskrone, unter reichsräthlicher Vormundſchaft leicht hinnehmen konnte. Chriſtiern, ſeinem Vater an perſönlicher Begabung überlegen, überragte ihn auch durch das Weitſchauende ſeiner freilich nicht immer zum Glück ausſchlagenden Unternehmungen. Der Friede mit Schweden (von Siöröd, 26. Januar 1613) brachte ihm von Außen erkleclichen Beiſchub, indeß er inwärts in ehrenwerther Rührigkeit ſich umthat.

3. Wer den mittelalterlichen Entwickelungsgang des engliſchen Volkes ſich vor die Augen führt, den wird nicht wundern, daß dieſes Volk, bei einem ſo ſtark ſich ankündigenden Bewußtſein eigenſtändiger Volksthümlichkeit, ſich bei dem Ausbruch der reformatoriſchen Bewegung von Deutſchlands Tonangabe nicht ins Schlepptau nehmen ließ. Brachten auch die Söhne Albions nicht jene in allen Stücken erkennbare Vorangelegtheit zu Trägern der reformatoriſchen That mit ſich — wiewohl das Auftauchen Wykliffe's dem Volke einen unzweideutigen Beruf zu rüſtiger Handanlegung beim neu anhebenden Tagwerk vindicirt —, wie ſie uns Deutſchen gegeben war, ſo ſtand doch von Anfang an zu erwarten, daß die altgewohnte Energie engliſchen Volksthums auch in dieſem Stück ihren eigenen Gang ſich brechen werde.

Nicht als ob in England von vornherein der Gedanke an den Sturz der Hierarchie, wie er ſeit Luther's Leipziger Disputation in Deutſchland ſich durchkämpfte, nahe gelegen hätte; man ging juſt nicht

über allgemeine Klagen gegen das herrschende Verderbniß des Klerus, über Forderungen reformatorischen Einschreitens von Seiten der Kurie hinaus. Erst als man in Deutschland vorangegangen, schärfte man den Blick.

In den widerwärtigsten Kontrast aber traten die beiden Choregen dort der deutschen, hier der englischen Reformation. Heinrich VIII. ward der anstoßgebende Vollstrecker der reformtorischen That in seinem Lande nicht durch den Impuls der reformatorischen Idee, nicht durch die Rücksicht auf seine politische Stellung in Europa, nicht durch die Erkenntniß fernerer Unmöglichkeit hierarchischer Oberwaltung: sondern durch den Stachel der Sinnlichkeit — weil der heilige Vater ihn nicht scheiden wollte, damit er mit einer Anderen, und wieder mit Anderen das Ehebett beschritte, und schändete. So machte er sich selbst durch den Spruch würdeloser Kreaturen zum Oberhaupte der englischen Kirche, und sprach die Emancipation der letzteren von Roms Obermacht aus.

Es begann eine Zeit herbsten Widerspruches der Gewissen, bitterster Verfolgung. Die den neuen Cäsareopapismus verwarfen, geriethen in Drangsal, ob sie nun strenge Anhänger der alten kirchlichen Ordnung, oder der von Wittenberg her neu aufgehenden Bewegung waren. Durch diese Einung weltlicher und kirchlicher Obermacht in der Person des Königs hat Heinrich VIII. den Grund gelegt zu den unheilvollsten Consequenzen, die nur über Revolutionen hinweg wieder in ein natürliches Geleise gebracht werden konnten.

Die Reformen in der neuen Kirche ließen die äußere Erscheinung der früheren unangetastet; auch die bischöfliche Hierarchie dauerte fort, selbst in ihrer altgewohnten weltlichen Stellung, ohne darum vor den Launen eines absolutistischen Regimentes sicher gestellt zu sein. Nur im dogmatischen System adoptirte man, mit etlichen Modificationen, dasjenige, was durch den Gang der deutschen Reformation als Resultat sich bot. So fanden sich in Kirche und Lehre die schneidendsten Gegensätze aus katholischem und protestantischem Lager zusammen.

Sie gingen, durch der „blutigen" Maria Waltung auf eine Weile der Rekatholisation nahe gerückt, in die langjährige Regierung Elisabeth's hinüber. Das weise Maß, welches diese kluge Herrscherin überall die rechte Mitte finden ließ zwischen Regentenmacht und Volkswohl, vermochte, zumal unter dem Eindruck der von außen antobenden Gefahren einerseits, der zunehmenden materiellen Errungenschaften andrerseits, die Consequenzen der keimenden Gegensätze zurückzuhalten.

Anders ward das mit dem Auftreten Jakob's VI. von Schottland. Von Haus aus seine königliche Machtbefugniß in unbeschränktestem

Lichte betrachtend, kam ihm die englische Hochkirche und deren ihm beistimmende Vorsteher als das würdigste und faßlichste Werkzeug seiner „divine viceregency" völlig gelegen. Und so einsichts- und schonungslos gebarte er sich in seiner Haltung, daß er die Gegensätze, die unter Elisabeth's Herrschaft nur stille gewuchert, nun mit einem Male in ihrem schroffen Rigorismus — repräsentirt durch die Puritaner — auf den Plan rief. Tilgte er diese widerwärtigen Gesellen aus der Kirche, sie wuchsen ihm ins Parlament hinein, auch hier in ihrer ganzen Unerbittlichkeit sich aufpflanzend. Die Puritaner, diese „Reformatoren der Reformation", diese gründlichen Hasser der „epheſischen Göttin", wie sie die englische Hochkirche nannten, standen nicht wenig in den Sympathien des Volkes, welches an der kühnen Anlage solch consequenter Charaktere sein Wohlgefallen fand; der Mittelstand der englischen Bevölkerung war die Pflanzschule dieser Männer, und am Bunde mit den schottischen Presbyterianern hatten sie einen bedeutsamen Rückhalt.

Wäre Jacob I. nicht ein — durch das Widerstreitende energischer Prätensionen und passiver Fügsamkeit — lächerlicher, kaum möchte man sagen frivoler Charakter gewesen, so hätte der schneidende Gegensatz seiner autokratischen Gelüste, und das Begehren des puritanischen, auf sittlich rigoristischer Grundlage sich aufbauenden Demokratismus in Kurzem eine vielleicht tragische Lösung herbeigeführt. So aber überlieferte er den Streit der Gegensätze, noch nicht bis in seine extremsten Consequenzen gedrängt, seinem ungleich schärfer geprägten Sohn Karl.

4. Man hat wiederholt die Bemerkung gemacht, daß der germanische Bestandtheil des französisch-romanischen Volksthumes bei letzterem in all denjenigen Momenten zum Durchbruch kam, wo er in seiner Heimath einen mächtigen Impuls allgemeiner Entwickelung gab; daß er aber, nach gegebenem Anstoß, durch das Vorwiegen des romanischen Elementes im Nationalcharakter einen Umwandlungsprozeß über sich ergehen lassen mußte, der seinen Producten das romanische Gepräge gab; das zeigte sich auch in der Reformation.

Ohne daß man der französischen Nation, zumal in ethischer Rücksicht, eine außergewöhnliche Prädisposition zur reformatorischen That beimessen möchte, muß man doch anerkenneu, daß sie in ungleich höherem Grade productiv an die neue Bewegung herantrat, als irgend eine andere nicht nur romanische, sondern selbst — Deutschland ausgenommen — germanische und slavische Nationalität. Die strenge Logik der Form, das rasche Hintreiben auf die letzten Consequenzen der refor-

matoriſchen That iſt das Werk dieſes germaniſch-romaniſchen franzöſiſchen Volksthums.

Ich ſagte: „an die Bewegung herantrat", denn das iſt der große Abſtand zwiſchen dem freien und reinen germaniſchen Volkselement, und dem in fremder Nationalität gebundenen, daß jenes ſpontan in alle Richtungen ſeine Kräfte ſtößt, dieſes in receptiv-poſitiver Haltung — denn Frankreich trug der Reformation viel mehr negative, als poſitive Momente entgegen — dem Gange der Dinge folgt.

Dieſe receptive Haltung machte möglich, daß die reformatoriſche Bewegung in Frankreich Anfangs getheilt ſtand zwiſchen Luther und Zwingli, und ohne klare Erkenntniß des Grundes zu dem ſchweizeriſchen Theologen überneigte, ungeachtet ſie ſich eines entſchieden gegenſätzlichen Verhältniſſes zu Luther nicht bewußt ward.

Erſt Calvin, der ſtreng geprägte Typus franzöſiſcher Artung, drückte mit ſeinem großen Geiſte, deſſen Bildung ſich bereits unter den Einwirkungen der mehr und mehr ſelbſtſtändig gewordenen Gegenſätze jener beiden Richtungen vollzogen, dem reformatoriſchen Elemente das vorherrſchend zwinglianiſirende Gepräge auf, freilich in eigenthümlich kräftiger Geſtaltungsgabe wie ins Dogma ſo ins praktiſche Leben eingreifend; den individualiſirenden Trieb des Proteſtantismus entwickelte er bis zur äußerſten Form des Demokratismus, der im Verein von Staat und Kirche das Organ ethiſcher Durchbildung des ganzen Gemeindekörpers erblickte.

Aus germaniſchen Grundbeſtandtheilen in romaniſch-univerſaliſirendem Charakter angelegt, hatte der Calvinismus ſo einen ungleich größeren Boden der Eroberung in Ausſicht, als die mehr lokal geartete Entwickelung des lutheriſchen Proteſtantismus.

Aber ſein Schickſal im eigenen Geburtslande bewies, daß vorderhand noch der Katholicismus die Grundlage des politiſchen und des religiös-ſittlichen Lebens des romaniſchen Volksthums bleiben mußte; daß der Calvinismus vielmehr ſymptomatiſch am franzöſiſchen Horizont aufleuchtete, als daß er tiefere heimathliche Wurzeln zu treiben vermochte. Nur die zähe Intenſität ſeines Charakters hat ihn vor völliger Knickung bewahrt; andrerſeits ihm in der Fremde einen weit ragenden Erfolg verbürgt.

So war denn die politiſche Wirkung des Calvinismus — eine wie große Energie er immer nach dieſer Seite hin potentiell in ſich bergen mochte — in ſeinem Vaterlande von Anfang an raſtlos erſchwert; von gründlich demokratiſcher Anlage trat er im Lande eines durch jahrhunderte lange Kämpfe hart errungenen Abſolutismus auf,

der in dem neuen Streben mit richtigem Instinkt und fadenscheinigem Ausdruck den „Umsturz aller (göttlichen und) menschlichen Monarchie" witterte.

Jedoch so leichterdings trat der entschlossen geharnischte calvinistische Gegner nicht vom Plan ab. Nicht nur das Vertrauen auf die höfische Frivolität, die ihm manchen Kämpen beischarte, ließ ihn einen augenscheinlich ungleichen Kampf zuversichtsvoll beginnen, seine innerste Natur trieb ihn auf entschlossene Propaganda hin; und daß er nicht zu einer kirchlichen Körperschaft zusammengeschlossen war, daß ihn von allen Seiten die Scheiterhaufen der chambres ardentes umgaben, stachelte die Energie: lieber forderte er die schneidende Schärfe der Gegensätze auf ein Menschenalter hinaus in die Schranken, als daß er in passiver Resignation sich jeglicher Aussicht auf Eroberung von vornherein begab.

Das war denn auch das Loos der Folgezeit.

Der Widerhalt gegen den Calvinismus, zeigte sich, war trotz des letzteren sittlicher Großheit physisch zu übermächtig, als daß er nicht seinen Widersacher den Kürzeren zu ziehen hätte zwingen können. So verworfene Despoten im Regimente schalteten, der historische Zwang ihrer Stellung hieß sie gegen die sektirerische Rotte des Umsturzes angehen. Die Sorbonne that das Ihrige, das neue Ketzergift sorglich von der Hauptstadt fern zu halten, und dieser Körperschaft ist vielleicht allein zuzuschreiben, daß der Calvinismus in Frankreich nie mehr ward, als eine politische Partei; wie leicht konnte er, wenn sein Sauerteig mit Macht ins Centrum des Reichskörpers eindrang, die Lage der Dinge so umschwingen, daß die Nation mit einem Male in zwei große Heerlager auseinanderschied.

Nach einem halbhundertjährigen harttobenden Bruderkampf hatte sich die Hugenottenpartei, auf einen kleinen Kern zusammengeschmolzen, nur die Aureole des Martyrthums erstritten.

Wenn in der That die physische Ohnmacht diese calvinistischen Widersacher nicht von ihrem bedeutsamen kirchlich-politischen Anlaufe in eine bescheidene Stellung zurückgedrängt hätte, so traten im Verlaufe des blutigen Kampfes der Momente immer mehr an den Tag, die ein Zusammengehen kräftigen Gedeihens des Calvinismus mit der Fortbildung des traditionellen Absolutismus — dem ja in der Natur des Volkes die Stützen nicht gebrachen — als rein unmöglich erscheinen ließen.

In positiver Beziehung nämlich wollten die großen Reichskörperschaften, in erster Linie Paris, einen Damm aufgeworfen wissen gegenüber den landschaftlichen Sonderstrebungen der Hugenotten, deren sitten-

richterliche Sauertöpfigkeit allgemach auch drückend empfunden ward, denn nur für den Mittelstand däuchte den vornehmen epikuräischen Kreisen, die gerne wieder auf die Lustbarkeiten des alten Hoflebens zurückgriffen, diese hausbackene Moral vonnöthen.

Negativ aber drängten die während des ganzen langen Religionskampfes verschiedentlich auftauchenden Plane protestantischer Reichsgroßen, die über Gründung selbstständiger Fürstenthümer brüteten, Frankreich zu einer Art Bundesstaat umzubilden im Schilde führten, hin auf feste Zusammennehmung einherrschaftlicher Macht, von welcher allein, wie sie Frankreich so weit emporgeführt, auch für die Zukunft Erkleckliches zu hoffen stehe. Drohete doch eben auf des Landes einer Seite Spanien, auf der andern das Papstthum, Frankreich immer tiefer zu zersplittern.

Beweggründe genug, die den von Haus aus hugenottisch gesinnten Heinrich IV. veranlassen konnten, mit Dahingebung confessioneller Idiosynkrasie, die confessionellen Momente sich unterzuordnen, und, da auch protestantische Prediger — in denen der Franzose sich regte — beiriethen, in die Messe zu gehen. — Doch gestand er den Hugenotten in dem Edicte von Nantes Rechte zu, die mit den consequent durchgeführten Ansprüchen eines absolutistischen Regiments auf die Länge hinaus unvereinbar waren; der alte Hugenott saß dem guten Heinrich noch zu tief im Fleisch, als daß er seine Lagergenossen, von denen er seinen Sully an der Seite hatte, die volle Härte eines unerbittlichen politischen Princips hätte wollen empfinden lassen; vielleicht, daß er in längerer Waltung die Inconsequenz mit geschickter Hand zu tilgen, das Interesse der Hugenotten mit dem des Staates zur Congruenz zu führen vermocht hätte; aber als er, der eben mit dem Plane einer europäischen Völkerrepublik unter Frankreichs Hegemonie schwanger ging, durch Gewalt hinweggenommen ward, trat sofort die alte Spannung wieder hervor; der in Folge verwandtschaftlicher Verbindungen mit Spanien herbeigeführte Umschlag in der Politik richtete sich auch gegen die Protestanten; und nicht eher hatten diese, von deren Verbindungen mit der Pfalz und mit England, zumal mitten in der böhmischen Frage, man Arges befürchtete, Ruhe, als bis Richelieu den bewaffneten Staat im Staate dem Absolutismus als Opfer darniedergestreckt hatte, ohne ihren religiösen Leben Widerschub zu thun.

5) Polen, durch die Vermählung des Piasten Miecislaw mit Dombrowka, der Tochter des christlichen Czechenfürsten Boleslav in die christliche Culturwelt des westeuropäischen Völkerverbandes hereingerückt, hatte schon seit der durch Casimir's II. Tod — 1178 — ein-

getretenen Zertheilung des Reichskörpers — Massovien, Groß- und Kleinpolen, Schlesien —, infolge der damit vortretenden Macht des Hochadels, das gesunde Gleichgewicht des politischen Lebens, fast im Keime noch, verloren. Auch Wladislaw I., Lokietek, der Wiederhersteller des polnischen Reiches, indem er, der Präponderanz des fast unabhängigen höheren Adels einigen Widerhalt zu bieten, auch den niederen Adel zu den Reichstagen berief, ward des Unmaßes aristokratischer Freiheiten nicht Meister, mußte vielmehr den gesammten Adel zu einer ausschließlich herrschenden Kaste sich zusammenrotten, den Bürger- und Bauernstand in drückender Unterthanschaft darnieder gehalten, und damit dessen politische Entwickelung für die Zukunft unrettbar geknickt sehen. Daß der große Casimir III., der letzte Piaste, durch den wislikaer Codex, indem er die Kronstädte zu den Berathungen des Reichstages heranzog, dieser einmal so stark aufgeschossenen Adelsmacht nur zeitweilige Schranken zu stecken im Stande war, zeigte sich sofort unter seinem Kronfolger, Ludwig von Ungarn: neben anderen Freiheiten mußte dieser der adeligen Herrschsucht auch die einräumen, daß er ohne Beirath der Adeligen keinen Krieg unternahm noch endete, auch dem Adel bei auswärtigen Kriegen eigenköstige Heeresfolge nicht abverlangte.

Wie bedeutsam drum auch in der Folge die Eroberungen waren, welche unter der jagellonischen Dynastie, zumal unter dem vierten Casimir, Polen von Rußland, der Tartarei und Türkei her zuwuchsen, so wankten doch im Innern die Grundpfeiler der Staatswaltung. Und der Adel, in heillos selbstsüchtiger Verblendung, versäumte Nichts, um einen einherrschaftlichen Halt der Dynastie unmöglich zu machen. Auf dem petrikower Reichstag — 1468 — setzte er es durch, daß der Reichstag fortan gesetzlich nur aus den vom Adel gewählten Landboten, nuncii, den obersten Beamten und der hohen Klerisei bestehen, diese allein das Steuerbewilligungsrecht ausüben sollten. Damit war die einheitliche Kraft des Staates vollends lahm gelegt, das anarchische Wogen der Parteien garantirt; wie sich denn auch von nun an für oder wider die Durchführung von Reichstagsbeschlüssen zumeist bewaffnete Conföderationen vordrängten.

Wenn diese potenziell furchtbaren Uebel nicht sofort in ihre letzten, politisch atomisirenden Consequenzen ausarteten, so dankte man das vornehmlich den nicht selten kräftigen Persönlichkeiten der einzelnen Herrscher, und dem klugen Instinkt, trotz des zustehenden Wahlrechtes, bei der Dynastie, so lange die physische Möglichkeit geboten war, zu verharren. — So gelangte denn auch Polen unter dem letzten Jagel-

lonen, Sigismund II., August, zu einer nie zuvor erstiegenen Machthöhe; von Warschau aus gebot dieses Mannes gewaltiger Arm über 18 Millionen; auch sah sein Regiment den großen Geist des Copernikus reifen, eine slavische Nationalliteratur, zumal in Poesie und Historie, aufblühen.

Die ganze politische Anlage des polnischen Reichskörpers ließ zum Voraus urtheilen, daß die Wirkungen der Reformation auf staatlichem Gebiet hier wenig Ausschlag gebenden Erfolg haben würden: zu weit war die maßlose Freiheit des Adels auf Kosten der Freiheit Aller emporgewuchert, als daß mittels reformatorischer Hebel von unten her ein nachhaltiger Gegendruck hätte geschehen mögen; auch selbst, wenn, wie man eine Weile vermuthete, der König Sigismund August, nach Beilegung der dogmatischen Händel und Auffindung einer einenden Religionsformel, ein offener Parteigänger des Protestantismus geworden wäre, stand in Frage, ob er dem Staate sein Aequilibrium zu geben im Stande war.

Einzig dadurch ragte, was die reformatorische Bewegung angeht, das Regiment Sigismund August's gegenüber den anderen Staaten hervor, daß, wie schon früher das Land den Opfern kirchlicher Verfolgungssucht fährdelos offen gestanden, so im Reformationszeitalter die verschiedensten religiösen Anschauungen — „Dissidenten" — in den polnischen Landen volle Gewähr und staatsbürgerlichen Rechtsgenuß hatten.

Aber mit dem Aussterben des jagellonischen Mannsstammes traten die bisher im Hintergrunde lauernden Schäden rasch in ihrer Grelle hervor. — Das Recht des Adels, bei den jeweiligen Thronerledigungen die Königswahl an sich zu nehmen, führte einerseits zu oft blutigen Wahlfehden zwischen den gesetzlosen Parteien, anderseits zur Eindrängung fremder politischer Einflüsse. Gelang es hin und wieder einer einzelnen kräftigen Herrscherfaust, alle Dräubolde zu übermeistern, so mußte doch eine solche Wirthschaft schließlich den Staat an den Rand der Vernichtung treiben; die Zeit mußte kommen, da dieses Volk sein nationales Dasein durch den schuldbeladenen Unverstand seiner oberen Schichten verwirkt hatte.

Die erste Neuwahl, unter Beschwörung der „pacta conventa" vollzogen, trug den französischen Lotterbuben Heinrich von Anjou, in seiner Heimath hernach der 3te Heinrich geheißen, auf den leeren Thron. Er entlief dem Volke seiner Wahl; keine Nachspur seines Auftretens.

Mannhaft aber waltete hinwiederum Stephan Bathory, Fürst von Siebenbürgen: dem gesetzlosen, frevelhaften Uebermuth der Hohen setzte er Schranken, und nahm das Ruder mit fester Hand an sich, Russen und Kosaken ließ er seine Thatkraft fühlen.

Seiner elfjährigen Waltung folgte mit dem schwedischen Kronprinzen Sigismund das Haus Wasa, von mütterlicher Seite dem jagellonischen Hause entstammt. Völlig ein Automat der Jesuiten ward Sigismund das geschickte Werkzeug der Curie, dem Geist fanatischer Verfolgungssucht gegen die Dissidenten, und wo sonst immer sein Arm hinreichte, thätlichen Nachdruck zu geben. Dazu kam seine Verwickelung mit Schweden, welches von dem, wenn auch angestammten, doch andersgläubigen Herrscher Nichts wissen wollte, und lieber für seinen Karl IX. gegen die zähen Ansprüche des polnischen Sigismund in den Kampf ging. — Unter diesen Fehden mit Karl, mehr noch mit Gustav Adolph, traf den polnischen Herrscher das böhmische Unwetter.

6. Wie aber stellte sich, inmitten dieses großen Auf- und Niederwogens der Zeitströmung zwischen den Zielen des Protestantismus und dem Altüberkommenen, die Curie, welche sich vordem anheischig gemacht, das maßgebende Centrum der christlichen Menschheit zu sein?

Das lag den Vertretern der curialen Politik von Anfang an, wenigstens seit Hadrian VI., klar vor Augen, daß man mit den ausgelebten Mitteln zeitherigen Schaltens nur auf völligen Bankerott losfteure gegenüber einer so frisch angehenden Gegnerin, wie die alle Lebensgebiete mit neuem Odem aufstauende Reformation.

Glücklich, daß man die Widersacherin in ihrer furchtbaren Potentialität durchschaute, noch ehe sie ihre volle Größe entfaltet hatte. Wie schwer auch die Resignation auf den bisherigen bequemen Schlendrian mit seiner feineren und gröberen Frivolität fiel: der Zwang allerwärts anstürmender Gefahr heischte gebieterisch eine lebensvollere Umwandlung der alten Verrottung.

Hadrian VI., mitten inne gestellt zwischen den Wust alter und des Neugebot kommender Zeiten, brach darnieder unter dem Zusammenprall der Extreme.

Um wie Vieles leichter dagegen ward allgemach seinen Nachfolgern, auch nur rein äußerlich genommen, das Werk rekatholisirenden Schaffens. — Die innere Unfertigkeit des Protestantismus, die von Außen demselben entgegentretenden Hemmnisse, nicht zum Wenigsten auch der Wahn, als gehe Reformation und politische Revolution nothwendig Hand in Hand: all diese Momente leisteten der Curie bedeut-

samen Vorschub zur Aufraffung für den großen Gang der Restauration Europa's.

So rüstete man sich denn zu einem Anlauf gegen den furchtbaren Widersacher. Der alte Nothschrei, „Reformation an Haupt und Gliedern", fand endlich Genüge. Ohne Wandel schreitet seit dem dritten Jahrzehnt der Reformation ein mittelalterig strenger Papst nach dem andern aus dem Conclave auf den heiligen Stuhl: keiner kann sich der Imponenz der allgemeinen Forderungen der Zeit widersetzen. Das Cardinalskollegium durchherrscht dieselbe katholisirend-reformatorische Energie: galt es doch, die sittliche Obmacht über einen Welttheil zu erobern.

Die Nothwendigkeit der Umwandlung ergriff auch die Gestaltung des Lehrbegriffs. Und auch hier leistete der Gegner Vorschub. Statt, wie Karl V. all seine Lebtage gewollt, durch ein allgemeines Concil die wider einander streitenden Dogmen zusammenzubringen und damit den großen Riß von einem Menschenalter her zu tilgen, ging die Arbeit der Väter des Concils vorsätzlich aufs Gegentheil aus: mit Aufgebung des Protestantismus, der bereits in abgeschlossener Haltung entgegen stand, stellte man sein System in folgerichtiger, exclusiver Unerbittlichkeit gegen den neu angehenden Lehrbegriff fest.

Im praktischen Leben aber setzte man dem Lutherthum eine gleich strenge, sittlich unanfechtbare Tracht entgegen.

So ward die große Zahl derjenigen, bei denen von Beginn an der Vorsatz fest stand, nach Tilgung der ärgerlichsten äußeren Mißstände in den Schoos der alten Kirche heimzukehren, gewonnen.

Von nun an, nachdem der Katholicismus wiederum einen klaren Grund, einen unverrückten Halt gewonnen, hatte er sein Werk leichter gegenüber dem immer noch unsicher tastenden Widergänger.

Zunächst in Italien übermeisterte er die protestantischen Ideen, die nicht ohne Anklang geblieben waren, einen Moment lang sogar durch den Traktat „del beneficio di Giesu Christo crocifisso" volksthümlichen Rückhalt zu gewinnen drohten, wofern dies überhaupt möglich war bei dem Volke, das vordem einen Savonarola hatte fallen lassen.

Aber von ungleich weiter greifender und nachhaltiger Tragweite ward die Rekatholisation, als die Curie, ohne unmittelbar eigenes Zuthun, Handlanger von außen her gewann.

Nicht zufällig jedoch nahm die Helferschaar der Jesuiten ihren Ausgang von romanischem, speciell von spanischem Boden.

Der Romanismus mußte im Verfolg der reformatorischen Entwickelung einmal an dem Moment anlangen, da er entweder das neu gebotene religiöse Element in einer seinem Wesen zusagenden Form sich assimilirte, oder sich alles Mitwirkens auf dem neuen Gebiete begab; in letzterem Falle mußte er sich ins Herz der alten Kirche hineinstellen, und den Protestantismus in die Schranken fordern.

Das spanische Volksthum nun war, Dank seiner mittelalterigen Vergangenheit, unter allen romanischen Nationalitäten dasjenige, welches sein geschichtliches Leben am engsten geknüpft und bedingt sah durch die alte Kirche. Drum war die Reformation, die auch auf der iberischen Halbinsel an etlichen Orten Wurzeln geschlagen, nur geschickt, das spanische Volk in seiner angeerbten Begeisterung für die katholische Kirche zur Erbitterung gegen die neue Bewegung zu steigern.

Von hier begann Loyola seinen Lauf.

Man kennt die mit kosmopolitischer Tendenz angelegte Art seiner Wirksamkeit. Alle Länder und Gesellschaftskreise nahmen seine Emissäre in Angriff: ein Ziel stand ihnen Allen vor Augen, ob nun hier ein schlichter Handwerker dem Katholicismus wieder zu gewinnen war, oder ob dort durch den falschen Demetrius das russische Reich seinem griechisch-christlichen Kirchenthum entnommen und zu den Füßen des heiligen Vaters in Rom gebreitet werden sollte; ob hier ein Tanz- und Fechtboden vom Geist eines verkappten Loyoliten überherrscht, oder in weltbeherrschendem Cabinet der Sinn eines Dynasten für die jesuitischen Ziele gewonnen ward. Und was vermochte man nicht, wo das grundsatz- und gewissenlose Anschmiegen an die Forderung des Momentes und Individuums der alleinige Grundsatz aller Handlung war.

War nun das Absehen der Loyolitenschaar, im Bunde mit der Curie, darauf gerichtet, die Rekatholisation in möglichst weitgehender Tragweite anzustreben, so standen allerdings keine großartigeren Hebel zu gewinnen, als die solchen Tendenzen zugänglichen Cabinette.

Es war in der Ordnung, daß auch hier Spaniens Herrscher voranging.

Nicht mehr so stand ferner das Verhältniß von Curie und Fürstengewalt, daß jene, wie im Mittelalter der Brauch, all diejenigen Momente sorgsam ausnutzte, welche die fürstliche Machtstellung, als unvereinbar mit der hierarchischen Idee, zu untergraben geschickt waren; vielmehr bedurften jetzt beide, die kirchliche und weltliche Gewalt einander; denn auch der fürstliche Absolutismus konnte, seiner Idee consequent, in der Reformation andres Nichts, als Umsturz erkennen, wenigstens Umsturz seines Regiments.

Philipp's II. Anlage und Bildung war denn auch ganz darauf hingedrängt, als jesuitisch-monarchischer Parteigänger des curialen Geistes, den welthistorischen Gang gegen den Anzug des Protestantismus zu thun. Und die unvertilgbare Ueberzeugung von dieser seiner Sendung hat ihm dem Ruin seiner Monarchie zu trotzen den Muth gegeben.

Als Philipp, nach Bewältigung der politischen und religiösen Feinde im Innern seines Reichskörpers, sich in die Schranken stellte für seine Lebensaufgabe, fand er die Niederlande, England und Frankreich am Scheidewege zwischen Katholicismus und Protestantismus.

Man weiß, mit welch furchtbarer Hartnäckigkeit von beiden Lagern gestritten ward; wer letztlich als Sieger aus dem Kampfe hervorging.

Es war der erste Kampf, der dem Protestantismus das Bürgerrecht im europäischen Völkerverbande garantirte.

Spanien ward durch die Erschöpfung, in die es Philipp's Walten darnieder geworfen, faktisch der ferneren Einwirkung auf das Großleben der europäischen Völker entkleidet.

7. Einem vergleichenden Blick über die Gesammtentwickelung des europäischen Völkerlebens, wie sie sich im ersten Jahrhundert nach der Reformation darstellt, treten als die prägnantesten Actions- und Reactionshebel auf kirchlichem und politischem Gebiete Luther und Gustav Wasa von Schweden einerseits, Paul Caraffa und Philipp II. von Spanien andrerseits entgegen.

Am natürlichsten mag der Ueberschlag des hundertjährigen Lebens nach Maßgabe der verschiedenen Volksthümlichkeiten geschehen.

Da tritt zuerst die Thatsache hervor, daß die reformatorische Action von germanischem Grunde anhob, die rekatholisirende von romanischem.

Verschieden aber gestalteten sich, um zunächst, was in unsrer Aufgabe liegt, die politische Seite hervorzuheben, die staatlichen Neubildungen durch den Anstoß germanisch-protestantischer Action, und romanisch-katholisirender Reaction.

Der Machtbesitz des deutschen Kaisers stand beim Eintritt der Reformation in so maßlosem Verhältniß zu fürstlicher und städtischer Freiheit, daß Vernachlässigung seiner Gebote mit nichten als Auflehnung galt.

Monarchisch, wie der Charakter der Reformation auf dem germanischen Boden zunächst — denn das Volk hatte das Zeug noch nicht, die principiell demokratisch-individuelle Autonomie des Protestantismus ins Werk zu führen — sich kraft des im Gegensatz zur mittel-

alterigen Doctrin vindicirten göttlichen Weise der weltlichen Obrigkeit bethätigen mußte, kam diese Nothwendigkeit nicht sowohl dem einheitlichen Reichshaupte, als dem Reichsfürstenthum zu Gute, welches allein vermögend war, der Begründung des Protestantismus gegenüber dem Kaiser- und Papstthum festen Rückhalt zu leihen. Die deutsche Fürstengewalt erhielt einen bedeutsamen Zuwachs dadurch, daß sie an die Spitze der Territorialkirche trat.

Mußte gleich das deutsche Volk gegen das selbstständige Schalten seines aristokratischen Fürstenbundes im politischen und kirchlichen Kreise den Mangel einmächtiger Ausübung seiner Kraft einerseits, kirchlicher Freiheit andrerseits — „cuius regio eius religio" — mit in Kauf nehmen: es sah sich doch der ungleich größeren Gefahr entrückt, der absolutistischen Tendenz eines undeutschen und andersgläubigen Kaisers, welcher zu dem Papste stand und seine Politik von Spanien ins Schlepptau nehmen ließ, zum Opfer zu fallen. Und daß die deutschen Fürsten, wenn's galt, für Beides in die Schranken traten, hatte das Beispiel des Churfürsten Moritz von Sachsen gezeigt: „was wir wollen", hatte der gesagt, und darnach gethan: „die Spanier aus Teutschland jagen, und keinen papistischen Kaiser wollen wir haben".

Die zumeist energische Fürstenwaltung, und die Ohnmacht der katholisch-habsburgischen Kaiser hatte einen Conflict zwischen Beiden lange hinausgezögert; aber dieser Conflict, im Keime uranfänglich vorhanden, mußte durchbrechen, als die Succession in Oesterreich und Böhmen für Ferdinand II. fest stand.

Das war die große Frage: ob die jesuitisch-absolutistische Hauspolitik Habsburg's, oder die protestantisch-fürstlichen Strebungen sieghaft aus dem Kampfe schritten; eine Frage, deren Lösung unmöglich unter müssigem Zuschauen der europäischen Staatenwelt sich entwickeln konnte.

Die scandinavische Staatsentwickelung verwerthete, in fast ungetheilter Sympathie, zu sehr und mit viel zu gewichtigem Vortheile des Herrschers und Volkes, von Anfang an die reformatorischen Momente für Restauration ihres politischen Lebens, als daß der Protestantismus nicht hätte die fortanige Grundlage und Bedingung ihrer Existenz bleiben müssen. So innig standen in diesen nordischen Staaten Lutherthum und Königs- und Volksthum wechselseitig in einander geschlungen, daß sie nothgedrungen, wo sie den Protestantismus in gefahrdrohender Art geknechtet, die jesuitisch-curiale Politik in maßlosem Vorschreiten begriffen sahen, für die eigene Existenz in den Kampf gingen.

Hatte das deutsche Fürstenthum im Gebrauch der ihm weniger durch die natürliche Nothwendigkeit, als durch den Zwang der Verhältnisse zustehenden kirchlichen Obergewalt zumeist eine maßvolle Haltung gezeigt, so nahm die englische Reform in dieser Rücksicht von Anbeginn einen überstürzenden Charakter an: zu dem monarchischen Absolutismus, wie ihn Heinrich VII. in schroffster Form durchgesetzt, nahm die sinnliche Herrscherlaune seines Nachfolgers auch die päpstliche Suprematie an sich, welcher weder Gesetze noch Convocationen der Geistlichen einen Damm entgegen zu werfen fähig waren. Die geistliche Function ward ein vom König gegebenes Amt, das Institut des Bisthums blieb, auch behielten die Diöcesanbischöfe die Befugniß zur Ordination. Die Puritaner freilich meinten, dadurch seien aus einem Papste nur viele Päpstlein geworden, und die alten Schäden keineswegs getilgt. Auch ward fortan die hohe Geistlichkeit ein natürlicher Verbündeter des Königthums. Kein Wunder, daß, während Elisabeth's weise Waltung diese gefährlichen Dräubolde insgesammt niedergehalten, der im Vollbewußtsein königlicher Macht taumelnde Sinn eines Jakob keinen erwünschteren Verbündeten sich zugesellen konnte, als den Episkopat: — „no bishop, no king". — Sein Regiment beschwor aber auch den Widersatz der Nation, in welcher seit lange das puritanische Element mächtig gährte, so grell in den Vorgrund, daß vielleicht der Proceß um die Lösung wechselseitiger Machtfrage alle Thätigkeit nach Außen, selbst wenn ein minder lässiger Mann, als Jakob, das Steuer führte, paralysirte.

Unter den romanischen Nationen war es in erster Linie Frankreich, auf welches die Reformation eine politische Wirkung, wenngleich unnachhaltig, übte. Kein schneidenderer Gegensatz, als die demokratische Anlage des Calvinismus, und der auf den Absolutismus hindrängende Gang der Geschichte dieses Landes seit dem ersten Kapetinger. Die Hugenotten sahen sich denn auch nach hartem Ringen zur Secte niedergedrückt; und mit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts stand das Königthum, nachdem Sully die ständischen Vorrechte getilgt, Heinrich IV. die Parlamente hatte verschwinden lassen, in seiner absoluten Machtfülle aufgerichtet. Und daß diese Machtfülle ein Titel der königlichen Stellung, nicht das ausschließliche Resultat der Waltung Heinrich's und Sully's war, zeigten die durch Heinrich's gewaltsame Wegraffung eingetretenen Irrungen: denn diese vermochten nicht, den traditionellen Bau des Königthums aus den Fugen zu treiben; und ohne bedeutsame Anfechtung nahm Ludwig XIII. das königliche Ruder an sich; oder vielmehr: Riechelieu ergriff statt seiner die Staatswaltung, und dieser

größte Minister, den Frankreich je hat aufweisen mögen, konnte nicht anders, als in den alten Geleisen Heinrich's IV. weiterschreiten [1]).

Was Spanien, der Angelpunkt der die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ausfüllenden europäischen Rekatholisation, that, war die physische Wirkung desselben Factors, mit dem die Curie auf geistlichem Gebiete arbeitete: es war das negative Moment des Zeitgeistes, das mit seiner innersten Energie, auch vor diabolischen Werkzeugen nicht zurückscheuend, gegen den großen Wandel der Zeit sich setzte. — Man mag es wohl, obgleich Spanien noch auf ein Menschenalter hinaus an dem Rufe alter Schrecken zehrte, die es durch die Welt geschleudert, den Fluch solches Wirkens nennen, daß dieses Land über diesem Beginnen darniederbrach, nur kümmerlich noch in physischer Existenz fortvegetirend.

Auch die Curie, ob sie gleich von so harten Schlägen der Schickung, wie ihr monarchischer Helfer, verschont blieb, sah sich in ihrem Streben just nicht so befriediget, wie sie etwa bei den ersten glänzenden Erfolgen rekatholisirenden Anlaufs sich die Rechnung gemacht. Aber immer noch stand ihr ein erkleckliches Capital von politischer und moralischer Macht zur Seite, und eben jetzt, im hundertjährigen Momente reformatorischer That, sah sie einen entschlossenen Kämpen ihrer Prätensionen sich wappnen zu einem großen Kampfe wider den Abfall.

Nicht in Polen, von wo durch die schwedischen Kämpfe, die innere Ohnmacht der Reichsverfassung keine Hülfe zu erwarten, stand dieser Held auf: von Steyermark hatte er seinen Lauf genommen, und stand nun auf Habsburgs Thron.

So stellt sich Europa am schwülen Vorabend einer menschenalterlangen Tragödie in zwei große Heerlager abgeschieden dar. -

Ein großer Act, in welchem sich der Aufgang des Protestantismus, der Widergang des Katholicismus entwickelt hatte, war vorüber; ein neuer, mindestens gleich spannender im Anzug.

Und überrechnete man die Widerstandkraft der beiderseitigen Gegner, so mußte man dem Katholicismus ohne Frage, auf weltlichem und geistigem Boden, die geschlossenere, einheitlichere Haltung, bei entschiedener Machtfülle, zusprechen.

Zweites Capitel.

Der Gang der europäischen Politik in dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges.

Wer Ferdinand's II. Walten in seiner Provinz Steyermark bisher beobachtet hatte, den konnte nicht befremden, daß dieser „Sohn der Jesuiten“ [2]), wie er selbst sich gerne nannte, einmal Herr des habsburgischen Thrones geworden, mit der ganzen Wucht seines auf Absolutismus und Glaubensreinheit fanatisch hindringenden Strebens die Gegner ungleich kühner herausfordern werde, als ihm bisher möglich geworden. —

Es ist hier am Orte, in Kurzem auf die Stellung der Parteien in Deutschland, wie sie vor dem eigentlichen Kampfausbruch sich herausgebildet, zurückzukommen [3]).

Entschiedene Parteigänger des Jesuitismus waren beim Auslauf des 16. Jahrhunderts der bayerische Churfürst Maximilian, seit 1598, und der Erzherzog Ferdinand von Steyermark, seit 1597 Selbstherr im angeerbten Lande. Beiden, die sich von Jugend auf in enger Freundschaft aneinander geschlossen, war in Ingolstadt der Geist des Jesuitismus gründlich eingeimpft worden, und bei Keinem waren die diabolischen Lehren auf seichten Grund gefallen; in mönchisch-beschränkter Begeisterung für die alte Kirche groß genährt, trugen sie keine Scheu, jegliches Mittel zu bezwecktem Erfolg schlecht und recht zu achten; auch wies man, wo's anging, nicht von der Hand, die Berechnungen profaner und geistlicher Politik in widrigem Bunde zu einen. Maximilian zwar, dem sein Land, als das gelobte Land der Jesuiten die „Pfaffengasse“ geheißen, von seinen Vorfahren rein von Ketzerei war überhändiget worden, hatte daheim zunächst nicht Anlaß zu jesuitischer Handlangerei; um so gieriger richtete er seine Blicke hinaus ins Reich, dort die alte Kirche zu neuer Herrschaft aufrichten zu helfen, mittelbar dadurch sich selber eine bedeutsame Stellung zu erringen. — Bei Weitem mehr sah Ferdinand sich zur Genugthuung jesuitischer Gelüste aufgefordert; und sein energischer Glaubenseifer versäumte Nichts, die Leute eigener Herrschaft in den Schoos der allein seligmachenden Kirche heimzuführen: mit freundlicher Zurede, wenn's ging; mit rigoristischen Zwangsmitteln, wo Andres nicht fruchten wollte.

Wie diese Beiden einmüthig zum Kaiserhause standen, so zählte letzteres unter den akatholischen Reichsständen von Alters her Churſachsen und Churbrandenburg, denen nur Haß gegen den Jesuitismus eigen, zu seinen politischen Parteigängern.

Drüben im andern Lager aber standen unter den Ersten der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz, des großen Oraniers Tochtermann, ihm zur Seite der Landgraf Moritz von Hessen-Cassel und der Fürst Christian von Anhalt, ein energisches calvinistisch-oppositionelles Triumvirat, das an Heinrich IV. von Frankreich, auch nach dessen Uebertritt zur Curie, einen rüstigen Gehülfen zählte. Dazu stand das ganze westliche Deutschland in gespanntem Argwohn gegen die jesuitischen „Praktiken".

Nicht ohne Grund, wie sich rasch erwies. — Im Widerspruch nämlich mit den Rechten der Reichsverfassung warf sich Maximilian von Bayern zum Vollstrecker der reichshofräthlichen Achtssentenz gegen die schwäbische Reichsstadt Donauwörth auf, als welche die Uebung katholischen Cultes gefährdet. Auf dem bald darnach in Regensburg zusammengetretenen Reichstag, wo Ferdinand von Steyermark als kaiserlicher Commissarius von den Ständen Geld begehrte, trat denn auch die confessionelle Spaltung so entschieden zu Tage, daß selbst Chursachsen und Churbrandenburg bei der scharf sich vordrängenden Kirchenfrage ins protestantische Lager sich stellten; keine Stimme der Vermittelung; bündigen Religionsfrieden begehrten die Protestanten, Rückgang auf den Passauer Vertrag die Katholiken; in erbitterter Unfertigkeit schied man auseinander[4]).

Entschlossen schlug man beiderseits Sonderbahnen ein.

Pfalz und Anhalt setzten auf dem Tage zu Ahausen — 4. Mai 1608 — eine Union der westdeutschen Protestanten ins Werk; man bestellte, ohne an sofortige Offensive zu denken, einen Feldhauptmann, protestirte beim Kaiser wider das satzungslose Vorgehen gegen Donauwörth. — Ein Bund, ähnlich dem von Schmalkalden, war entschlossen, sich gegen gefährdende Vorschritte des Katholicismus in den Panzer zu werfen. Aber die Kraftäußerung dieses Bundes war, vermöge seiner Anlage und Verfassung, von vornherein bedenklich paralysirt: denn neben seiner schwerfälligen Werkthätigkeit lag ja zwischen dem Anführer, als einem Calvinisten, und etlichen Gliedern desselben eine wegen ihrer damaligen Gehässigkeit bedrohliche confessionelle Kluft; dazu kam, daß aus dem verwandten Lager vor Allen das mächtige Sachsen nicht beitrat, sich vielmehr von der pfiffigen Jesuitenpolitik zu Gunsten der kaiserlichen ködern ließ.

Antwort auf diese „Union" des Protestantismus war von seiten der Gegner, daß Churfürst Maximilian von Bayern, der den Anlaß äußerst willkommen hieß, am 10. Juli 1609 zu München eine „Liga" katholischer Stände auf die Beine rief; nur Habsburg, den Erz-

herzog Leopold ausgenommen, hielt Maximilian's Eifersucht vom Bunde fern.

Zwei Parteien standen wider einander, keine angeblich wider den Kaiser.

Zu diesem hielten der Churfürst Christian II. von Sachsen mit seinem „Alles für Gott und den Kaiser"; der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der Widerpart von Hessen-Cassel; und Heinrich Julius von Braunschweig.

Nicht lange verharrte man in dieser Stellung, als der jülich'sche Erbfolgestreit zur That aufrief. — Als Rudolph gegen den anfänglich zu Gunsten des Churfürsten von Brandenburg und des Pfalzgrafen von Neuburg durch des Landgrafen von Hessen-Cassel Vermittelung geschlossenen Dortmunder Vergleich zu Gunsten des Erzherzogs Leopold oder Sachsens protestirte, erhob sich die Union einmüthig gegen solches Beginnen. Und Rudolph, während jene Beiden nach Verjagung Leopold's in den Besitz des Erbstückes sich theilten, fand nicht Rückhalt an der Liga, deren Führer, eifersüchtig auf Habsburgs Wachsthum und von Heinrich IV. von Frankreich gegängelt mit der Aussicht auf das deutsche Kaiserthum, keinen Willen zur That zeigte. Man schloß, zumal der Union durch den Tod Friedrich's IV. ihr vornehmster Nerv genommen ward, zu München Frieden.

Die Union galt nun im Reiche als die erste Macht, da auch Habsburg, in passiver Hingebung an Spaniens Politik der Schreckschüsse, es über sich gewann, den Erzherzog Ferdinand an Maximilian's Stelle zu schieben, mit dem er sich doch weder an Regierungsgeschick noch an Schöpferkraft messen konnte.

Nach Rudolph's Hintritt kam Matthias ins heiß ersehnte Regiment. Zwar sah seine Waltung weder eine Parität der Confessionen im Reichshofrathe zu Stande kommen, noch auf dem Regensburger Reichstag von 1613 die in erhitzter Leidenschaft gestellten Begehren kirchlichen Parteieifers beschwichtiget; doch verliefen die nächsten Jahre ruhiger, da der alte Herr keine Händel mehr haben mochte.

Aber im Hintergrunde seines Cabinets bräuete ein Kobold in grimmigster Verbissenheit, und schon nahm dieser in entschlossenster Haltung die Fäden jesuitisch-spanischer Politik in seine Hand.

Begreiflich, daß die Union, die sich auf dem Heilbronner Tag, in Folge eines Auflösungsversuches des Kaisers auf drei weitere Jahre enger zusammenschloß, in ängstlicher Sorglichkeit sich nach Verbündeten umsah. — Frankreich stand seit Heinrich's Tod außer Rechnung; man

schloß sich mit Holland zusammen, und bereits auch richtete Moritz von Hessen-Cassel seine Blicke nach Schweden.

Minder rührigen Thuns mochte sich die Liga rühmen. — Maximilian von Bayern seinerseits schloß eine „vertrauliche nachbarliche Versicherung" mit den fränkischen Bischöfen und dem Propste von Ellwangen, ohne daß die Liga, wie der Kaiser eine Weile angestrebt, aufgelöst ward. —

Ferdinand aber, in der That nicht erst seit gestern Hebel habsburgischer Waltung, ward, trotz langen Sträubens von Matthias' Seite, und der Scheelsucht Bayerns, mit Unterstützung des alten Erzherzogs Maximilian zum Erbfolger im Regiment erklärt, in Böhmen — am 29. Juni 1617 — zum Könige gekrönt.

Keine Frage, daß Ferdinand, einmal so weit an Machtbefugniß gewachsen, den politisch beinahe todten Kaiser nun vollends lahm legte, und energisch an die Durchsetzung der eigenen Plane schritt. Hatte er bisher oft nur in feineren, mitunter unheimlichen Winkelzügen an sein Ziel heranschleichen können, so stand jetzt nichts mehr im Wege, in straffer Rücksichtslosigkeit die kürzeste Bahn zu wandeln.

Eigenthümlich geartet war dieser Ferdinand. In mehr als einem Betracht wird es uns schwer, seiner Anlage und Handlungsweise auf den Grund zu spähen. Aufgenährt unter den unverlorenen Eindrücken schroffster, auch unheimlichster Gestaltung des Katholicismus, mit also eingeschränkter Entwickelung, die in stetem, ihm selbst mehr und mehr bewußtem und gefaßtem Gegensatz gegen den Neustrom kommender Zeiten sich vollzog, zum Throne erst auf kleinem, dann weit gedehntem Gebiet erhoben, war dieser monarchisch-absolutistische Fanatiker das gelungene Meisterstück und Werkzeug jesuitischer Pädagogik und Machination. „Als er erst 20 Jahre alt war", erzählt Lamormain[6]), „that er am Antritt seiner Regierung, zu Loretto, vor der Jungfrau Maria, an Gott das Gelübde, aus Steyermark, Kärnthen und Krain die „Sekten" und ihre Lehrer, sei es auch mit Gefahr für sein Leben, zu vertreiben. Mit 43 Jahren gelobte er, schon als König von Böhmen und Ungarn, und als Kaiser, in Böhmen und den damit verbundenen Ländern ein Gleiches zu thun. Endlich verband er sich, noch acht Jahre vor seinem Tode, durch ein Gelübde, keine Gelegenheit, die ihm Gott darzubieten ihn würdigen werde, vorbeigehen zu lassen, den katholischen Glauben in Ungarn, dem sonst so katholischen und frommen und unter der heil. Jungfrau Schutze so starken und glücklichen Lande, zu beschützen, und durch rechtschaffene und erlaubte Mittel auf alle Weise zu verbreiten. Ein gleiches Gelübde zu leisten, dazu ermunterte und brachte er auch

unter seinen Räthen denjenigen, dessen Beihülfe er am meisten gebrauchte. Er mußte versprechen, zu wachen, und nach Kräften des Kaisers Eifer zu unterstützen". — Man hörte den Erzherzog einmal äußern: ehe er einen Ketzer in seinen Diensten, oder auch nur in seinen Landen leiden wollte, würde er lieber, nebst Gemahlin und Kindern, einen Stecken in die Hand nehmen, und das Brot vor den Thüren suchen. — Indeß Rudolph den böhmischen Ständen die Rechte des Majestätsbriefes zugestand, erließ Ferdinand in Steyermark gegen die um freiere Ausübung Augsburgischen Bekenntnisses wiederholentlich nachsuchenden Protestanten geschärfte Befehle intolerantesten Katholicismus [7]). — Was Wunder, daß man, nun dieser Mann die Zügel an sich nahm, an die Schrecken spanischer Inquisition, an sicilianische Vespern, an Pariser Bluthochzeiten dachte.

Es lag im Charakter der Verhältnisse, daß Ferdinand mit seiner heiligen Schaar seinen Eifer zunächst gegen die Böhmen wandte: denn unstreitig war dieses Land derjenige Theil im habsburischen Reichskörper, der, was politische und kirchliche Freiheiten anlangte, eine exceptionelle Sonderstellung einnahm. Kaum vor einem Jahrzehnt noch hatten die Böhmen sich durch Rudolf, unter dem Zwang der diesen umdrängenden Schwierigkeiten, im „Majestätsbrief" Rechte garantiren lassen, die zu der jesuitischen Theorie eines Ferdinand von Staat und Kirche sich in diametralen Gegensatz stellten; ihm war der Fortbestand aller seit 1575 existirenden protestantischen Parteien in Böhmen, unter Genuß freien Kultus und Unterrichtes, bei eigenständiger Kirchenbehörde und Hochschule ein Widerwart herausfordernster Natur.

Bedeutungsvoll genug kündigte sich die Reaction an: der Graf von Thurn, der wackere Degen wider die Türken, der Schirmherr der Reichskleinodien auf dem Karlstein, der Hauptringer um den Majestätsbrief, der ward seiner Aemter entsetzt; denn er hatte sich gegen Ferdinand's Königswahl ausgesprochen. Drückende Maßregeln [8]) folgten.

Der zurückgehaltene Ingrimm nahm seinen Ausbruch durch die Fehde zu Klostergrab und Braunau. v. Thurn, als Haupt der unter Rudolf aufgerichteten Landesdefension, beschied die Directoren zu einem Landtag nach Prag.

Das Beschwerdeabstellungsgesuch der Stände stieß auf einen harten kaiserlichen Bescheid. Immer kecker hob die katholische Partei das Haupt; immer tiefer drang bei den Gegnern die erbitterte Gährung. Solcher Hauptfeinde, sprachen zu v. Thurn seine Anhänger auf dem prager Schloß, müsse man sich mit Gewalt entledigen. Es erfolgte

die Defenestration. v. Thurn und die Directoren organisirten den Aufstand.

Dieser behende Anlauf fand den Kaiser ungerüstet. Sein Kardinal Khlesl wollte den Weg milder Vermittelung eingeschlagen wissen; denn mit scharfem Auge übermaß er, welch eine Hyder aus diesen Händeln erwachsen könne. — Mißtrauen gegen des Kaisers Sinn, der nur Zeit gewinnen und Zwietracht säen wolle, hieß die böhmischen Stände Matthias' Bevollmächtigte von der Hand weisen.

Da erst traten Dampierre und Boucquoi in's Feld. — Aber während den alten Kaiser alle Zuversicht verließ, stand Ferdinand fest; bevor er übrigens zum Werke schritt, bereitete er Matthias die, wie dieser fühlte, am Bruder verschuldete Demüthigung, daß er Khlesl durch Gewalt entfernte, da man sich mit dem Papste dahin verglichen, „den Kardinal um vieler Unthaten willen und des übel fürhabenden Hofregiments, des Orts nicht länger zu dulden." Nun rüstete man in Oesterreich, Belgien, in den Landen der katholischen Reichsfürsten, Spanien waffnete in Mailand und Neapel.

Die Union, von den Böhmen um Hülfe angerufen, blieb unthätig; kaum, daß Christian von Anhalt den v. Mannsfeld als einen tapferen Degen empfahl. — Dampierre und Boucquoi mußten den wohlgeordneten böhmischen Heerhaufen weichen; auch Mähren griff zu den Waffen.

Bayern, das anfänglich jeden Hülferuf, Rache an Matthias zu üben, ungehört an sich hatte vorübergehen lassen, trat nun vermittelnd ein, doch mit behutsamer Vorsicht, um, falls Habsburg falle, nicht mit in den Ruin gezogen; falls es siege, seiner selbständigen Stellung als Haupt der Liga gegen das Haus Oesterreich nicht bar zu werden.

Matthias' Tod stellte nun Ferdinand auf sich selbst.

Allenthalben begegnete Abfall: das zumeist protestantische Oberösterreich wollte von keinem andern Herrn wissen, denn vom Erzherzog Albrecht; die niederösterreichischen Protestanten weigerten sich der Huldigung, ehe ihrer Mißlage Abhülfe geschehen sei, man das Kriegsvolk von ihnen nehme; Böhmen stand in vollem Aufruhr; Ungarns Magnaten machten Miene, den Utraquisten die Hand zu bieten; die Osmanen wappneten sich an den Grenzen; Bethlen Gabor rüstete zu einem Einfall in Ungarn.

Und nun zog Graf v. Thurn, nachdem er Mähren überwältiget und zur Union gezwungen, den kaiserlichen Obersten von Waldstein verdrängt hatte, von Budweis aus mit 16,000 Mann vor Wien.

Ferdinand's glaubensvolle Unverzagtheit und des Feindes Ungeschick brachten in dem nahegeglaubten Ruin Rettung.

Darauf ging Ferdinand, bei Maximilian in München einsprechend, auf den frankfurter Wahltag. Ebendahin hatte Churpfalz seinen Gesandten mit der Weisung geschickt, die Kaiserkrone an Bayern zu bringen: — welches ablehnte; und als man im katholischen Fürstenkreise gar von der Wahl des Spaniers Philipp III. munkelte, nahm man schließlich lieber wieder den Habsburger zum Kaiser.

Inzwischen hatten die Stände von Mähren, Schlesien, den Lausitzen, Ober- und Niederösterreich sich zu einem Bunde mit den Böhmen für Erhaltung ihrer Gerechtsame gegen Habsburg zusammengethan; auf dem Schlosse zu Prag ward Ferdinand „als Erbfeind der Gewissensfreiheit und Sklave Spaniens und der Jesuiten" des böhmischen Thrones entsetzt. — Der Plan von Aufrichtung einer böhmischen Republik wich der Wahl des Churfürsten Friedrich's V. von der Pfalz, als welcher, der Union Haupt und des englischen Jakob Tochtermann, auch mit etlichen anderen europäischen Potentaten in Konnexion stehend, die aufsteigende Gefahr zu beschwören vermöge. Das geschah ein paar Tage vor der frankfurter Kaiserwahl [9]).

Der junge Pfälzer, schon lange nach einer bedeutsamen Stellung dürstend [10]), nahm die schwere Krone, in jugendlich verhängnißvoller Waghalsigkeit, auf sein Haupt, das so talentlos auf schwachem Nacken saß.

Damit hatte der Kampf einen europäischen Charakter gewonnen.

Nicht länger säumte nun Maximilian, seinem bedrängten Freunde zu entschlossenem Vorgehen die Bundeshand zu reichen: es galt die Paralyse der protestantischen Präponderanz in Deutschland, und in der Ferne winkte der Churhut.

Das Angreifen der Union auf dem nürnberger Bundestage fruchtete Friedrich Nichts; verschiedentlich ward ihm bemerkt, er sei ein Kalvinist. Nur Markgraf Georg Friedrich von Baden, Joachim Ernst von Ansbach, Christian von Anhalt hatten ihm zur Kronannahme gerathen, Moritz von Hessen widersprochen; den Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, ohnedieß nur mit halbem Willen für Friedrich, lähmten die konfessionellen Nörgeleien seiner lutherischen Pfaffen; der brandenburgische Churfürst Georg Wilhelm, Friedrich's Schwager, obschon Kalvinist, vermochte seinen Minister und seine Stände nicht zur Theilnahme an des Neugewählten Geschicken zu bewegen.

Dem Kaiser ward leicht, diesen losen Bund von jeglichem Eingriff in die böhmischen Händel abzuhalten, ihn zu sprengen. — Das Be-

mühen Moritzen's von Heſſen, einen proteſtantiſchen Generalkonvent ins Leben zu rufen, hatte nicht Erfolg.

Friedrich's Blick, da auch der Böhmen Abneigung täglich wuchs, richtete ſich nach Außen. Nun, daß Gabor ſich zu ihm ſtellte, war von wenig Bedeutung; Holland erwies ſich läſſig in Erfüllung gegebenen Wortes: denn Spanien hatte, auf Khevenhiller's Mahnung, die Feindſeligkeiten früher, als der Vertrag erlaubte, wieder aufgenommen; der Schwäher Jakob war gebunden wie durch perſönliche Fehdeſcheu ſo durch ſein Liebäugeln mit Spanien: ob ſein Parlament gleich ſammt dem Volk mit ſeinen Sympathien bei Eliſabeth in Böhmen ſtanden.

Ferdinand aber und Maximilian, von Spanien und dem Papſte unterſtützt, rüſteten ſich zu einem Schlage wider den jungen allverlaſſenen Gegner. Es war ihnen gelungen, den proteſtantiſchen Churfürſten Johann Georg von Sachſen zu gewinnen. Man hatte nicht geraſtet, bis die katholiſche Liga in voller Thätigkeit ſtand; auf einem Tage zu Würzburg ward Heerrüſtung beſchloſſen, Max zum Führer erkoren. Aus Polen ſandte Sigismund Waſa ein paar Koſakenhaufen.

Die Schlacht am weißen Berg legte das Regiment des „Winterkönigs" an den Boden. Mit unerbittlicher Grauſamkeit ſchritt die Reaction in dem Lande des gedämpften Aufruhrs durch. — „Die Zeit der Gnade iſt verronnen", ſprach Karl von Lichtenſtein. Man kennt aus vielen unverlorenen Zügen das furchtbare Wüthen des entmenſchten Fanatismus [11]). — Im Saale der Defeneſtration ward über 25 Männer das Todesurtheil verleſen.

Einen Nebenſchauplatz gewann der böhmiſche Kampf am Oberrhein, wo Tilly überlag. Die ſpaniſche Soldateska wetteiferte an ſeligmachender Induſtrie mit den Lichtenſtein'ſchen Dragonaden.

Ferdinand aber gewann nun Mittel und Zeit, aller aufſtändiſchen und andersgläubigen Gelüſte ſtrenger Meiſter zu werden; zumal auf Oberöſterreich laſtete der Druck.

Friedrich, zwiſchen hundert Planen herumgeworfen, irrte unſtät in der Fremde, und ſah nun durch die Sieghaftigkeit des kaiſerlichen Armes ſeine Kurwürde an Maximilian von Bayern dahingegeben; die ſeligmachenden Jeſuiten überfluteten die Pfälzerlande.

Des Kaiſers Anſehen im Reiche, ſeine europäiſche Machtſtellung war raſch zu einer argwohnerregenden Höhe aufgeſtiegen. Der Katholicismus ſtand in vollem Siege, mit gebieteriſcher Stirn, herausfordernd da. Wenig fehlte, und er griff mit erdrückendem Arm den Reſt der ketzeriſchen Gegner Einen um den Andern an.

Solche Gefahr trieb den europäiſchen Proteſtantismus in Ein Lager zuſammen: er mußte ſich zu einem Gange rüſten, wollte er nicht der gegneriſchen Wucht erliegen. — Aber ohne Frage war der deutſche Proteſtantismus zu erſchöpft, um einen neuen Anlauf ſofort nehmen zu können; in England ſtanden die inneren Verhältniſſe in ſo peinvoller Geſtalt entgegen, daß eine energiſche Expedition unmöglich fiel; und der Schwede hatte ſeine Hände zu tief in den polniſchen Wirren, um auf den deutſchen Plan treten zu können.

So erübrigte einzig der Däne, der allerdings in jeglicher Rückſicht Grund hatte, der ihn herausfordernden Aufgabe Willen und Kraft zu untergeben. Standen ihm doch auch die proteſtantiſchen Verbündeten mit allen ihren irgend aufbringbaren Mitteln an Geld und Mannſchaft zur Seite; denn das durfte man ſich nicht bergen, daß man nun nicht mehr den Ferdinand vom Jahre 1619 vor ſich hatte, ſondern den Sieger auf allen Punkten, den Promachos des Katholicismus.

Ferdinand war nicht läſſig geblieben Angeſichts des vom Norden her anziehenden Wetters. Sein Waldſtein mußte ihm ein Heer auf die Beine rufen.

Von Neuem haftete das Glück an den ligiſtiſchen Fahnen, abermals trafen den Gegner Unfälle. Ganz Norddeutſchland ward von den Heerſchaaren der beiden Kriegsmeiſter Tilly nnd Waldſtein in ſieghafter Verwüſtung durchſchritten; Chriſtiern IV. ſah ſich in ſeinen Landwinkel aus Schleswig und Holſtein zurückgedrängt, nur Stralſund trotzte, von Schweden unterſtützt, mannhaft dem himmelſtürmenden Uebermuth des Friedländers. — Der lübecker Friede gewährte dem Dänen einen leidlichen Rückzug.

Ferdinand, dankbar für den Tag bei Lutter, belehnte Waldſtein mit den mecklenburgiſchen Landen.

Um wie Vieles furchtbarer ſchritt der Habsburger dieſes andere Mal aus dem Streit. — „Nach der Schlacht bei Lutter", erzählt Caraffa [12]), „ſchien der Kaiſer wie von einem langen Schlafe zu erwachen: von einer großen Furcht befreit, die ſeine Vorfahren und ihn ſelbſt bisher gefeſſelt, faßte er den Gedanken, ganz Deutſchland zu der Norm des Religionsfriedens zurückzuführen."

Und mit Fug konnte man dieſen Plan wohl nicht überkühn gegriffen ſchelten: Ferdinand's Macht ſtand, phyſiſch genommen, feſter gegründet, als je unter einem Habsburger vor ihm; fernerer Widerſtand von Seiten der evangeliſchen Reichsfürſten mußte als Vermeſſenheit erſcheinen; Böhmen mit ſeinen Nebenlanden lag furchtbar gezüchtiget am Boden, Ungarn und Siebenbürgen waren ferner nicht bedrohlich;

England hatte nicht nur seinen Schatz im dänischen Kriege aufgebraucht, der peinliche Prozeß, der in seinem Innern sich abspielte, paralysirte seine äußere Politik bis zur Ohnmacht; Dänemark selbst hatte seine Kampfgier gebüßt; Frankreich war durch, wenn auch vorübergehende, innere Fehden gegen Außen hin unschädlich.

In diesem Moment, da Ferdinand, wie er früher den Plan Wilhelm's von Weimar, eine neue protestantische Union aufzurichten [13]), scheitern, so auch den türkischen Widersacher in Persien unbedrohlich hingehalten sah, der kaiserlichen Vollgewalt nur um ein Weniges noch ferne schien, trat ein bedeutungsvoller Umschwung gegen das spanische und österreichische Habsburg von Seiten des Hauses Bourbon ein, zu welchem der Papst Urban aus Politik und Neigung stand [14]); der mantuanische Erbfolgestreit sprengte den Bund der katholischen Machthaber Europas: die Kurie rief den allerchristlichsten König gegen den vindex catholicorum in die Waffen.

Zwar gelang es Ferdinand, die Plane der Verbündeten vorübergehend zu paralysiren; aber die Solidarität des Katholicismus war für immer dahin.

Und dieses Verhältniß in eine politische Verschwörung gegen sich umzugestalten, veranlaßte sein Walten in Deutschland. — Seinem politischen und confessionellen Ziele nämlich wandellos treu, von Nuntius Caraffa, von Pater Lämmermann und Konsorten erleuchtet und begeistert, machte er sich, trotz vielseitigen Widerspruches — nicht nur protestantischer, sondern auch katholischer Fürsten, zumal Maximilian's und der Liga — daran, alle seit dem passauer Vertrag eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, Prälaturen und Klöster und andere geistliche Güter von ihren unbefugten Inhabern zurückzufordern; seinem Sinnen genügte nicht, in Steyermark, Oesterreich, Krain, Kärnthen, Böhmen durch seine Kroaten-„Hausprediger" den Katholicismus ins alte Recht hergestellt zu sehen: mit einem Schlage sollte der Protestantismus, und damit die Macht seiner Fürsten, darniedergebrochen werden; — und kein Zweifel, daß seine ausschweifenden Plane — die verständlich genug auf den Neubau kaiserlicher Machtfülle hinwiesen — dann bald auch das katholische Fürstenthum zu seinen Füßen streckten, ihm die politische Präponderanz im europäischen Völkerbunde vindicirten.

Demgemäß herrschte am wiener Hofe das sich kreuzende Getriebe zweier Parteien: Friedland's und Maximilian's. Jene, im Einverstand mit Ferdinand, ging auf kaiserlichen Absolutismus („absolutum dominium" [15]]) aus, wollte das ferner nutzlose Heer der Liga beseitiget, Ferdinand den ihm vermöge der Reichsverfassung gesteckten Schranken

entnommen wissen, und unverhohlen äußerte Waldstein: „man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr, es ist Zeit, ihnen das Gasthütel abzuziehen; wie in Spanien und Frankreich nur ein König ist, soll auch in Deutschland nur ein Herr allein sein"; — Maximilian dagegen, dem das kirchliche Interesse doch noch vor dem politischen, die Erhaltung der alten Reichsverfassung vor dem Ideal eines allgewaltigen Kaiserthums ging, hatte die höfische Geistlichkeit, welcher ungeachtet Waldstein's Großmuth sein Uebermuth allgemach widerwärtig fiel; den Papst, der in französischem Interesse einhellig mit Richelieu kein einheitliches Deutschland mochte.

Es kam darauf an, welche Partei es über die andere davon tragen werde. Und da bot denn Waldstein allerdings Blößen: nicht nur, daß allgemeine Erbitterung herrschte gegen seine grausige Soldateska, auch den Fürsten insgesammt kam dieser Generalissimus mit seinen prächtigen Titeln und herrischen Gebahren gar ungelegen.

Auf dem Tage zu Nürnberg, 1627, auf dem zu Heidelberg, 1629, waren Beschwerden gegen den übermüthigen Waldstein gerichtet worden; auf dem nun zusammengetretenen regensburger Reichstage wollte man nicht länger an sich halten. — Hatte Ferdinand gehofft, hier vor Allem seinem Sohne die römische Königswahl zuzuwenden, so concentrirte sich vielmehr Alles in Friedensbegehren und Drängen auf Entfernung Waldstein's; unbeugsamer Widerstand stellte sich dem Kaiser von dieser Seite her entgegen. „Dieser Wallensteiner wollt gleich Alles hängen lassen, wenn nur Einer mit dem Sporen klapperte, oder die Kovent-Weiber auf dem Markte laut schwazten, da war gleich der Ausspruch: ‚Laßt die Bestie hänken', durfte solches auch wohl den Burgermeistern und Rathsherren anpräsentiren." — Dazu schürte Richelieu durch seinen „père Joseph" (François le Clerc Marquis de Tremblay), für welchen Brulart de Leon die Maske vornehmen mußte: Richelieu wollte Maximilian dem Kaiser dadurch völlig entfremden, daß er ihm versprach, die Unabhängigkeit der Stände dem Reichsoberhaupt gegenüber mit gewaffneter Hand zu gewährleisten; dem Kaiser, dem nur das Dilemma stand, entweder den Reichstag aufzulösen, oder sich seines Generalissimus zu begeben, ward vorgestellt, wie im Augenblick seines Sohnes Königswahl als der vornehmste Zweck zu erreichen stehe, und wie er den Waldstein später immer wieder zurückholen könne; und dem Waldstein sagte man, daß er auf die Länge dem Kaiser doch nicht entbehrlich sei, da man seiner beim Herannahen der Schweden gar sehr noth haben würde. — Als nun, auf Ferdinand's Begehr, zur Königswahl geschritten werden sollte, sah er enttäuscht, wie sehr das

Fürstencollegium bereits vom französischen Botschafter gegen diesen Plan bearbeitet, und weiteres Bemühen um seine Durchführung eitel sei. — Obendrein brachte es der Pater Joseph auch dahin, daß Ferdinand dem Herzog von Nevers die Erbfolge in Mantua zugestand, welchem Endurtel Spanien, nach vergeblichem Protest, durch den Frieden von Chierasko sich fügen mußte.

Unbestreitbar mochte sich die Diplomatie der deutschen Fürsten und des französischen Kabinets eines bedeutsamen Erfolges gegen Ferdinand rühmen: dieser sah sein Heer auf 39,000 Mann herabgedrängt, und diese mit 30,000 anderen unter des von ihm und der Liga gemeinsam ernannten Oberstfeldmarschalls Grafen Tilly Gebot gestellt; der junge Ferdinand hatte keine Königskrone von Regensburg mit heimgenommen; die italienische Anlelegenheit war nicht eben rühmlichst zum Ziele gebracht worden: und das Alles in einem Moment, wo vom Norden her ein Gestirn gefährdendsten Glanzes aufstieg.

Das war der nordische Schwedendegen, der sang:

„Von Mitternacht da komm ich her,
„Zu streiten ist all mein Begehr,
„Will allzeit halten gute Wacht
„Gottes Engel nehmen mich in Acht.“ —

Verschiedentlich, wie der Charakter Gustav Adolph's gezeichnet worden, hat man auch seine im deutschen Weltkampfe befolgte Politik beurtheilt. — Beschränkt lutherische Pfaffenhistorie hat sich aus dem Manne einen degenhaften Pastor im Kriegshemd zurechtgeschnitzt; einseitig deutscher Patriotismus hat ihn, dessen Jünglingsseele schon ihre Ideale um Alexander's, Hannibal's, Cäsar's Häupter habe schwärmen lassen [16]), zum nackten Eroberer auf fremder Erde, jeglichen höheren Antriebes bar, karrikirt.

Ueberschlägt man in Kurzem die Gesammtlage der Verhältnisse, wie sie, bei Gustav Adolph's Auftreten auf deutschem Plane, gestellt waren, so wird man wohl von beiderlei Art der Betrachtung zurückkommen.

Hatte die Diplomatie Ferdinand's zu Regensburg gleich eine empfindliche Niederlage erlitten, so stand sie immerhin noch furchtbar genug da, um den gegründetsten Argwohn der Gegner, zumal eines, weil dem unmittelbaren Schauplatz ferner gerückten, minder unterrichteten Widersachers, wie Gustav Adolph war, wach zu halten; denn Niemand konnte mit Fug dafür bürgen, daß nicht irgendwie die kaiserliche Macht aus der eben erst so kunstvoll erzwungenen Niederhaltung durch einen leicht unbedeutsamen Anlaß in ihre jüngst aufgegebene

Position zurückschnellen könne; dazu bedurfte es keiner dem Zufall verpflichteten Erscheinung, etwa des Hintrittes eines Dynasten; so rastlos wagenden und schürenden Naturen, wie die eines Ferdinand, eines Waldstein waren — denn Beider Verein war auch nach dem Tage von Regensburg mit nichten getrübt —, war auch manch herber, dunkler Gang nicht zuviel, wenn's der Erreichung von Lebenszielen galt; war es da undenkbar, daß sie, mit Ausbeutung der dargebotenen Momente, ein politisches Gewebe zusammenschnürten, welches dem eben mit List zertheilten an furchtbarer Bedrohlichkeit nicht nachstand? Denn so fest und unangreifbar gewachsen stand zur Zeit kein Staat in Europa da, daß er Habsburgs Uebergewicht hätte trotzen mögen; England, in seinem Inneren heiß beschäftiget, bleibt außer Rechnung; die Niederlande haben immer noch Spanien auf dem Nacken sitzen; Dänemark durch Frieden gebunden; die deutschen Protestanten bis zur Erschöpfung gedemüthiget; Schweden durch die polnischen Irrungen hart mitgenommen: — dagegen Warschau und Madrid im Einklang mit Wien; der Papst mächtig gebeugt und im Zaum gehalten; Frankreich endlich bewies durch seine ununterbrochene diplomatische Rührigkeit, daß es den Gegner, mit dem es sich überworfen, hoch genug, und den Regensburger Erfolg keineswegs für genügende Gefahrlosmachung, geschweige denn Demüthigung desselben hielt.

War nun auch Frankreich vorerst noch in seinem Innern zu sehr gehalten, um seine volle Kraft nach Außen werfen zu können, so stand doch ihm unter den Ersten die offensive Rolle gegen Ferdinand zu. So mußte es sich, wenn es den Gang allein zu machen sich noch nicht stark genug fühlte, nach fehdelustigen Verbündeten umsehen.

Und im Moment trat kein andrer entgegen, als Gustav Adolph von Schweden.

Eben erst hatte diesen der Vertrag auf der stumm'schen Haide den widerwärtigen lang ausgezogenen polnischen Händeln, vornehmlich durch Mithülfe Frankreichs (Charnacé), entnommen. Hätte Gustav der nächsten Nothwendigkeit nachgeben wollen, so lag in der tief erschöpften Waltung seines Landes Beweggrund genug, ihn an die heimische Scholle zu fesseln. Aber schon früh, in Schweden und Polen, hatte er dem deutschen Kriegsschauplatze stete Aufmerksamkeit zugewendet, die europäische Anlage des dort tobenden Kampfes mit richtigem Blicke erkannt. Seine Erziehung hatte in ihm den Protestantismus genugsam aufkeimen lassen, daß er einer reinen Begeisterung für den Glauben seines Herzens fähig war; hinwiederum hielt diesem Zuge der nüchterne Verstand des nordischen Blutes also das Gegen-

gewicht, daß er, dessen traditionelle politische Grundlage der Protestantismus war, einen Kampf wider dessen Gefahr auch in rein politischer Absicht auf sich nehmen konnte. So innig sind in Diesem beide Momente — das religiöse und das politische — verbunden gewesen, daß er Beides ungeheuchelt und in hohem Maße vermocht hat, hier dem schlauesten Richelieu Bewunderung seiner Politik abzunöthigen, dort dem Lagersoldaten selbst in härtestem Widerwart die Weihe und Zucht des Glaubenskampfes, dem deutschen Bürger innige Verehrung für seinen Glaubensmuth einzugeben.

Daß es zum Kampfe zwischen Schweden und Ferdinand einmal kommen müsse, hatte Gustav Adolph nicht erst seit gestern erwogen; daß diesen Kampf meiden nicht Zeichen kluger Politik, ihn suchen vielmehr durch den Zwang der Verhältnisse als durch abenteuernde Kühnheit der Eroberungslust geboten sei, stand seit lange her in ihm fest; und es war nicht Redensart, sondern die reife Frucht seines politischen Nachdenkens, wenn er den 1. April 1628 an Axel Oxenstjerna schrieb: „Es ist so weit gekommen, daß alle Kriege, welche in Europa geführt werden, in einander vermengt und zu einem geworden sind“ [17]).

Wer darum behauptet [18]), „daß der schwedische Monarch, trotz aller staatsmännischen Einsicht, nicht sogleich die großartige Politik Richelieu's in den deutschen Angelegenheiten richtig aufzufassen vermochte, und da Tücke und hinterhaltige Absichten erblickte, wo nur die durchdachteste Berechnung der damaligen Lage der Dinge in Deutschland und aller möglichen Wechselfälle waltete“, der scheint mir zu des Mannes Unehre zu viel gesagt zu haben. Ich achte, es war der Wunsch, eher mit England und den Niederlanden in Verbindung zu treten, als mit dem andersgläubigen und allerdings arg intriguirenden Frankreich — im großen Ganzen lag dessen Streben klar genug vor Augen [19]) —, dessen Plane bei günstigem Erfolg schwerlich sich bedrohlicher Ausschreitungen und eifersüchtiger Machinationen wider den anfänglichen Verbündeten enthielten.

Erst als England und Niederland nicht Aussicht boten, griff man zu Frankreichs Hand.

Doch trotz Frankreichs Hülfe bleibt Gustav Adolph's Landung an Deutschlands Küste immerhin die glorreiche That eines edlen Glaubenshelden. Angesichts der Schwierigkeiten, denen er mit jedem Schritt vorwärts entgegenging, war sein Einsatz nur ein kleiner zu nennen; trug er selber nicht mehr in sich, als materielle Kraft ihm äußerlich bot, so war all sein Beginnen von vornherein nichtig. Das erst macht den Mann, daß er, kraft des in ihm waltenden Geistes, mit Kleinem

Großes ins Werk zu führen das Zeug hat. — Nicht wenig allerdings kam ihm, dem seine Landsleute nur spärliche Handreichung hatten thun können für den unabsehbaren Kampf, der Ruf zu Gute, der vor ihm herging: „ejus gloriam", sagt Rusdorf, „invidiae metas luctatam, excelsam infracti animi magnitudinem, et virtutis magis ac magis per merita enitescentis et assurgentis invictum robur cum stupore adoro et supplici voto prosequor". Auch das war die Frucht seines früheren Thuns: denn zu einer Zeit, da der Protestantismus Streich um Streich war niedergeschlagen worden, hatte der schwedische König stets sieghaft die Wahlstatt verlassen. — Solches Einsatzes mochte sich keiner vor und keiner auch nach ihm rühmen in diesem ganzen menschenalterlangen Kampfe.

So betrat Gustav Adolph Deutschlands Boden nicht ohne politische noch ohne religiöse Gründe; er hat die politischen in seinem Kriegsmanifeste selbst dargelegt: deren Summe lief darauf hinaus, daß Ferdinand, als Verdränger der Herzoge von Mecklenburg, als Helfer Sigismund's von Polen sein Widersacher sei; auch mochten Waldstein's Kriegsmacht und Anschläge geschreckt haben; das religiöse Moment noch besonders zu betonen, hielt Gustav bei der unzweideutig kund gegebenen Volksstimmung für unnöthig: hatte doch der Kampf damals einen so hoch gespannten religiösen Charakter, daß ihn hervor zu heben von selbst wegfiel.

Wie hoch Gustav Adolph seine Plane in dem deutschen Kampfe gestellt habe, ob er sich überhaupt von vornherein ein detaillirtes Programm vorgezeichnet, steht außer Berechnung. Doch müßte er nicht Der gewesen sein, der er war, wenn ihm nicht mit dem Fortschritte seiner Sache sein Vorhaben sich weitete, einen großartigeren Charakter gewann, als ihm von Anfang an vor der Seele gestanden. —

Vor Allem kam es nun darauf an, wie sich das Verhältniß zwischen Gustav Adolph und den katholischen und protestantischen deutschen Fürsten, dem Kaiser und Frankreich sammt dem Papste entwickeln würde.

Die katholischen Fürsten waren nicht gewillt, sich den Schweden anzunähern: ihr enges, unwankbares Halten am Katholicismus ließ ihnen einen solchen Schritt als schnödes Ketzerthum, als frevelnde Afterpolitik erscheinen.

Anders stand es mit den protestantischen Häuptern. Zwar zeigte sich bei ihnen im Anfang fast durchgehends eine laue Haltung; nur Wilhelm von Hessen, Moritzen's Nachfolger seit 1627, und Bernhard von Weimar traten von freien Stücken in die schwedischen Reihen;

der Leipziger Bund (April 1631) sollte gegen die Schweden wie gegen den Kaiser neutral gestellt sein: aber „mit einiger Verfassung und Rüstung zu gegenseitigem Schutz" war der losen Verbindung in diesem Momente, da es nur ein Für oder Wider galt, nimmer geholfen; auch drängte das Volk zu sehr, als daß man sich so rein beobachtend hätte verhalten können: so tief hatte das restituirende Gebaren der Jesuiten die Gährung in die Gemüther gesenkt, daß man sagte: lieber wolle man Gesetz und Sitte von sich werfen, und Germanien wieder in seine alte Waldeswildniß verwandeln, als solch vermessenem Begehren willfahren. Und diese Stimmung fand Widerhall auch im gegnerischen Lager. — Gustav Adolph that Alles, die protestantischen Fürsten aus ihrer passiven Haltung, die ihm in diesen Tagen als feindselig erscheinen mußte, herauszunöthigen. Der Herzog Bogislav von Pommern mußte sich der schwedischen Waffengewalt unterstellen. — Allerdings konnte den protestantischen Fürsten nicht entgehen, daß Gustav Adolph's Vordringen ins Reich den Fürsten und Ständen sicherlich zur Gefahr gereichen müsse; sie scheuten vor einer Verbindung mit einem landfremden Monarchen, dessen Charakter und Thatkraft zwar außer Zweifel, aber außer Berechnung stand, zurück, und versäumten Nichts, den Kaiser in Gutem zur Zurücknahme des Restitutionsedictes zu vermögen, um damit Gustav Adolph den letzten Grund einer Invasion aus den Händen zu winden: denn mit Tilgung der protestantischen Beschwerden hatte der schwedische König keinen weiteren haltbaren Grund von der Nothwendigkeit seines Eingreifens vorzuschützen. Auch dieser letzte Nothanker fiel.

Und fragte man sich: hatte der Wiener Hof Grund, sich so schroff zu stellen? so läßt allerdings ein Blick auf seine dermalige Lage keine günstige Antwort übrig; wie sehr man auch mit jesuitischem Witz auf „das schwedisch Königlein" herabsah, man war doch in einer äußerst bedrängten Lage: man hatte mit Waldstein seinen rechten Arm weggegeben; der Italiener Torquato Conti sollte den Schweden Widerhalt bieten; die Liga war Heikel; und warum nun auch noch die protestantischen Fürsten ins Lager der Gegner hinübertreiben.

Wie rasch wuchs dieser verachtete Gegner mit seinen 30,000: hatte der Fall Magdeburgs nicht sowohl dazu gedient, die Sympathie der Protestanten von ihm ab-, als vielmehr den protestantischen Fürstenbund ihm zuzutreiben, so zeigte sich des Helden Sieghaftigkeit nach jeder Schlacht Verderbenwirkender. Der Tag bei Leipzig führte einen gemeinsamen Schlag gegen die kaiserlichen und ligistischen Truppen — denn so hatte des Gegners Schreckhaftigkeit gewirkt, daß das kaiserliche

und ligistische Heerlager, mit Darangebung kleinlicher Eifersüchteleien, sich zusammenthaten —: dem Schweden lagen die kaiserlichen und ligistischen Lande offen; unaufhaltsam drang Gustav Adolph, den Protestantismus mit starker Hand zusammenhaltend, nach Südwestdeutschland vor: ein Erfolg, der wohl seine eigene Berechnung überstieg; der vertriebene Kurfürst Friedrich V. kehrte hoffnungsvoll sich zu ihm; allenthalben suchten protestantische Prediger in des Königs Geleite ihre alten Gemeinden wieder auf.

Und was that der Papst Angesichts dieser Erfolge Gustav Adolph's? — Parteigänger der französischen Politik, waren ihm die sieghaften Fortschritte der schwedischen Fahnen nicht unerwünscht. Für Ferdinand's Hülferuf hatte er kein Ohr; — „erst habe ihn", klagte dieser, „der römische Hof zum Restitutionsedict vermocht, und verlasse ihn nun in dem Kriege, der daher entspringe; die Wahl seines Sohnes zum römischen König habe der Papst hintertrieben; er ermuntere den Kurfürsten von Bayern mit Rath und That, eine abgesonderte Politik zu verfolgen, sich mit Frankreich zu verbinden; es sei vergebens, Urban um Hülfe zu ersuchen, wie sie frühere Päpste mit Geld oder Mannschaften so oft geleistet; er weigere sich selbst, die Verbindung der Franzosen mit den Ketzern zu verdammen, oder diesen Krieg für einen Religionskrieg zu erklären." — Und die Cardinäle und Rom sprachen verwundert über des Papstes Haltung: „Mitten in der Feuersbrunst katholischer Kirchen und Klöster stehe der Papst kalt und starr wie Eis. Der König von Schweden habe mehr Eifer für sein Lutherthum, als der heilige Vater für den allein selig machenden katholischen Glauben."

Aber des Schwedenhelden Siegeslauf war zu rasch und überstürzend, als daß er nicht nothwendig allenthalben hätte den eifersüchtigsten Argwohn wach rufen müssen: nicht mehr, wie Gustav Adolph vor der Leipziger Schlacht gesagt, eine Königskrone und zwei Kurhüte standen auf dem Spiel, Fragen ganz andern Maßes drängten sich jetzt von den verschiedensten Seiten an.

Des Schweden Absehen, von Anfang an auch auf die Lähmung der ligistischen Macht in Deutschland gerichtet, hieß ihn, Böhmen seinen deutschen Verbündeten überlassen, da in jenem verödeten und mißvergnügten Lande dem Kaiser kein Heer erstehen könne, und seine Schritte lenkten sich von Mainz nach der „Pfaffengasse". Maximilian nämlich, erbittert über die Vorenthaltung der Kurwürde von Seiten der spanischen Politik, hatte, der Politik Richelieu's sich öffnend, mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag abgeschlossen, und unterhandelte

nun auch mit Schweden: dessen hohe Forderungen ihn ins kaiserliche Lager trieben.

Und eben daher nahete nun für Gustav Adolph die anfänglich nicht gefürchtete Gefahr. — Ferdinand, die verzweifelte Art seiner politischen Lage überschauend, wußte keinen andern Ausweg, als seinen Waldstein die allmächtige Heereswaltung zu überhändigen. Waldstein, wie war er doch in den wenigen Monaten seit Regensburg so gar finster und geheimnißvoll geworden: vielleicht, daß er diese Zeit scheinbar zwecklos zerstreuter Muße zu dunkeln Schlichen in fremden Cabineten ausnutzte; wer mag der Herzenskündiger solch einer düster brütenden Natur sein, die zugleich unten auf der Erde und oben am Himmel die Beweggründe ihrer Handlungen sucht! Die soldatische Vollmacht, die Waldstein in verschlossener Sprödigkeit seinem Kaiser abtrotzte, war der Act eines Hochverräthers. — Aber Waldstein rief eine Armee auf die Beine, wo jeder Andre hätte verzagen müssen, eine solche ins Feld stellen, sie dem Sieger bei Leipzig entgegensetzen zu können.

Zögernd schritt der Neuerkorene dem Entscheid gegenüber einem ihm mindestens ebenbürtigen Widersacher zu. Der Schlachttag umschattete den nordischen Helden mit dem Sieges- und Todtenkranz.

Da fiel ein Stein vom Herzen der europäischen Diplomatie.

Fast insgemein hört man die Rede, die Schatten des Todes umnachteten des Königs fernere Plane, und zu günstigem Geschick für seinen Ruhm sei er so zeitig gefallen, da nach kaum sechs Monaten eine widerwärtige Wendung gegen ihn eingetreten wäre.

Nicht das Eine noch das Andere dünkt mich der Wahrheit entsprechend.

Was seine Plane angeht, so wird man, wenn man seine Briefe und Aeußerungen sammt seinen Thaten von 1630 und früher bis zu seinem Falle mustert, ersehen, daß der Gustav Adolph, der bei Pommern landete, in ungleich engerem Plan und Gesichtskreis gehalten war, als der in München stand. Nicht als ob der Grundton seiner Handlung im Wesen ein anderer geworden wäre, als von Anfang an, nur die Maße erweiterten sich ihm. Diesem scharfen Blicke waren die Verhältnisse des deutschen Regiments in gründlichster Klarheit vorgetreten; er hatte die Fürsten, den Kaiser, Beider Walten kennen, wohl auch verachten gelernt. Was Wunder, wenn ihm, der ursprünglich nur Lust getragen nach einem Strich an der Ostseeküste, der Einblick in die deutsche Elendigkeit allgemach den Gedanken eines protestantischen Kaiserthums aufsteigen ließ; denn keineswegs war das Kaiserthum nach der ihm

innewohnenden Idee, sondern nur zufolge historischer Tradition, bisher an deutsche Fürstenhäupter geknüpft gewesen, und nichts hinderte ihn, wenn er anders die Macht hatte, die Krone seinem Haupte aufzudrücken. Mehr noch, seine immer knappere Tractirung der deutschen Fürsten und Stände, wie sie hier und da sprechend heraustritt, läßt mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß Schwedens Herrscher, um jenem protestantischen Kaiserthum Gehalt zu verleihen, mit dem Plane umging, nach Vernichtung der Sondergewalten den deutschen Königsthron zu besteigen, den Protestantismus zur grundlegenden Staatsreligion zu machen. — Und wer will seine Politik des völkerrechtlichen Frevels zeihen; der Mann hatte den Hugo Grotius auch studirt, er hatte auch ein Gewissen, gesund, wie vielleicht je ein Herrscher. Ohne daß ich die Schmäle der Undeutschheit achte, bekenne ich für meinen Theil offen, daß es unserem Vaterlande nicht zur Schande gereicht hätte, wenn statt Ferdinand Gustav Adolph das Scepter über seine Gaue geschwungen hätte. Wenn Religion vor Politik, gemeinsamer Glaube vor Vaterland, Tüchtigkeit des Regiments vor verkrüppelter Ein- und Vielherrschaft gehen, so hatte, wenn irgend Einer, der Schwede Gustav Adolph zu damaliger Zeit vollgültigen Rechtsanspruch auf Deutschlands Thron. — Solcher Plan und Ruhm sank bei Lützen in den Staub. — Ein großes, weltgeschichtliches Verdienst aber bleibt Gustav Adolph; der Geist, der ihn durchwaltete, hat ihn zu einer Zeit, da der Protestantismus überwunden am Boden zu liegen schien, zum sieghaften Schirmherrn desselben gemacht, und ihn das Gleichgewicht der beiden Religionsparteien herstellen lassen, also, daß es nimmer leicht verrückt werden mochte; der Absolutismus, mit dem Habsburg über Deutschland zu schalten drohte, war unmöglich, dem deutschen Geiste seine protestantische Freiheit geworden.

Wirkungsreich, wie sich des Helden kurze Laufbahn erwiesen, zeigte sich alsbald auch sein Tod.

Weniger der Papst, gegen dessen Herrschaftssprengel der Schwede einen neuen „Gothenzug" im Schilde führte, freute sich über den Tag bei Lützen, als vielmehr Richelieu. Diesem war mit seinen französischen Planen nicht wohl gewesen bei dem überschnellen Wachsthum des nordischen, wie er Anfangs meinte, Handlangers; mit Verwunderung hatte er erst erkannt, daß der Mann aus Norden die diplomatischen Schachzüge mindestens mit gleicher Meisterschaft zu führen verstehe, wie er selber; und dann der unaufhaltsam vorstürmende Siegeslauf, von dem Niemand wußte, wo er ein Ende nehmen möge. Lag nun auf der einen Seite die Versuchung nahe, sich mit Schweden

in die Spolien des Hauses Habsburg zu theilen, so hielt davor auf der andern die Befürchtung zurück, Gustav Adolph möchte durch seine aus protestantischen Elementen auferbaute Macht die Herrschaft des Katholicismus in Frankreich und damit dessen politische Grundveste erschüttern.

All derlei Entwürfe und Besorgnisse waren fortan unnöthig. Frankreich hatte an dem schwedischen Reichs- und Kriegsrath — denn ein solcher trat nun an die Stelle der unmündigen Christina — einen wenn auch immerhin noch beachtenswerthen, doch nicht bedrohlichen Verbündeten zur Seite, und nichts hinderte Richelieu, sein politisches Programm nun nach eigenem Willen festzusetzen und durchzuführen.

Klar und rücksichtslos genug hat es der Père Joseph mit dürren Worten ausgesprochen [21]), Frankreichs Politik müsse sich angelegen sein lassen, bei den deutschen Fürsten und Ständen die Meinung aufrecht zu erhalten, als sei der allerchristlichste König ihr Freund und Patron gegenüber den Anschlägen Habsburgs: dazu müsse Frankreich mit strengster Unparteilichkeit sich zum Mittler in confessionellem Hader, der von Madrid und Wien Nahrung erhalte, aufwerfen, damit Kaiser und Liga sich nicht zur Unterdrückung des Protestantismus zusammenthäten; dazu müsse ferner der Krieg in die Länge gezogen werden, bis des Kaisers Ansehen gebrochen, als Unterpfand gemeiner Freiheit und Sicherheit ein österreichisches Erbland gewonnen sei; dazu endlich müsse man beiden streitenden Parteien den Beistand gegen Oesterreich gewährleisten.

Man sieht, wie mit einem Male der Kampf seinen großartigen religiösen Charakter — und nie war dieser reiner und gewaltiger hervorgetreten, als durch Gustav Adolph's Fahnen — verändert, und die profanste Politik Platz greift: nur die Berechnung des weltlichen Vortheils ist fernerhin noch das allbewegende Interesse, alles Andere wird gleichgültig. Das Object zur Befriedigung solcher Politik ist der deutsche Reichskörper.

Als Lenker der schwedischen Politik tritt fortan Axel Oxenstjerna in den Vordergrund, unstreitig an diplomatischer und administrativer Begabung dem französischen Minister-Cardinal ebenbürtig, an sittlicher Charakterkraft ihm überlegen. Aber selbstredend waren dem Reichskanzler bescheidenere Ziele gesteckt als dem Könige; hatte dieser mit starker Hand jegliches Gelüste Frankreichs nach deutschen Provinzen in Schranken gehalten, so mußte ihm genügen, für die zur Sicherstellung der deutschen Protestanten von Schweden gebrachten Opfer im

Friedensschluß ehrlichen Ersatz zu erhalten und Frankreich entsprechend befriedigt zu sehen, zumal er sich dessen Hülfe — obgleich durch die friedliche Haltung Christian's von Dänemark und den fortdauernden Waffenstillstand mit Polen einiger Beischub aus der Heimath zur Fortsetzung des Krieges geleistet werden konnte — fortan nicht begeben durfte; denn auch der schwedische Reichsrath hatte, im Einverstande mit des Volkes Gesinnung und des Kanzlers Politik, den Beschluß gefaßt, nicht eher aus dem Felde zu schreiten, als bis ein erklecklicher Entschädigungsantheil an Land und Leuten in Deutschland gewonnen sein würde.

Richelieu seinerseits fand sein Interesse gleichfalls einzig in der Verlängerung des Kampfes: denn schloß Schweden nun raschen Frieden, so war all sein Mühen Danaidenarbeit gewesen; nur im Verein mit Schweden war es ihm möglich, seine diplomatisch-finanziellen Manövers fortzuspielen.

Zu Schweden hielt auch fortan noch die deutsch-protestantische Waffengenossenschaft, deren selbstständiger Führer zu sein Johann Georg von Sachsen nicht Energie genug besaß: der vielmehr, von Haus aus längst kaiserlich gesinnt, und vermöge seiner reichsfürstlichen Stellung über Oxenstjerna hinwegschauend, verschmähte es, dem vom Reichskanzler eingeleiteten Bunde der vier westlichen Reichskreise zu Heilbronn beizutreten. — Auch bei diesem Bunde wußte Feuquières das für Frankreichs Polikik günstige Gleichgewicht der schwedischen und deutschen Momente herzustellen.

Des Kaisers Ferdinand Sinn stand nach dem Hintritt Gustav Adolph's nach dem Frieden; dem widersetzte sich aber die spanisch-italienische Partei an seinem Hofe, namentlich die Jesuiten, welche den Krieg wollten bis zu völliger Vertilgung des Protestantismus.

Unter diesem Verhältniß mußte Waldstein's Haltung von Gewicht sein. Dieser war des Krieges überdrüssig geworden, er mochte lieber, gemäß der ihm gegebenen Zusage, hinfort als Reichsfürst eines böhmischen Erblandes in Frieden genießen; wogegen seine Unterfeldherren eben erst recht sich Beute machen wollten, und seiner früher unbedingten Obmacht über den Heerkörper konnte sich Waldstein nicht mehr rühmen, seitdem er nach dem Lützener Tage jenes strenge Gericht gehalten. In immer unheimlicheren, räthselhafteren Kreisen bewegte sich sein Thun. Sachsen und Brandenburg dem schwedischen Bündniß abtrünnig zu machen, gelang ihm nicht. Der Kaiser und die Liga, jener des dictatorischen Nebenmannes, diese des herrischen Gebarens von Seiten des Kriegsmeisters überdrüssig, gaben ihrem Unwillen nach: der durch

die Einflüsterungen der Jesuiten, als welche Waldstein „zum Teufel jagen wollte", genährt ward. — Die Kunde von seinen zweideutigen Unterhandlungen mit Frankreich [22]) gaben endlich für die Partei der Gegner und damit für Fortsetzung des Krieges den Ausschlag; Waldstein fiel, mit Schuld.

Ich wage nicht, ein bestimmtes Wort zu haben über die Plane und Einflüsse dieses seltsamen Mannes, mit dem sich in verschlungener Knotenhaftigkeit des Herzens, in kalter Energie jesuitischer Logik, in passiver Hingabe an übernatürliche, außer menschlicher Berechnung liegende Momente kaum eine andere historische Erscheinung paaren dürfte; nur auf dem Boden dieser Zeit konnte ein solches Gewächs sprossen. — Selbst wenn einmal alle Acten über sein Thun und Planen offen liegen, wird der tiefe Grund seiner Seele im Dunkel bleiben.

Wäre im schwedisch-deutschen Lager der Vortheil einheitlicher Führung gewesen, so war durch Waldstein's Fall ein Moment günstigster Art geboten, die Kaiserlichen, bei welchen infolge jener Katastrophe arge Verwirrung herrschte, mit einem empfindlichen Schlage zu treffen, dadurch vielleicht einen baldigen Frieden hervorzurufen. Aber trotz der tüchtigen Haltung Bernhard's von Weimar, des Einzigen, der würdig in Gustav Adolph's Fußtapfen trat, war nichts zu gewinnen. So geschah, daß den Gegnern Zeit gegeben ward, sich aufzuraffen zu geordneter Haltung; die Folge war, daß Regensburg fiel, Donauwörth und Ingolstadt genommen wurden, die Schlacht bei Nördlingen zur schmachvollen Niederlage der verbündeten Protestanten ward. Hierdurch wurde denn auch Johann Georg von Sachsen, der bisher nur ein laues Glied im Schwedenbunde gewesen, ja selbst andere Bundesglieder gegen Schweden einzunehmen suchte, ins kaiserliche Lager hinübergezogen, in welchem ihn Ferdinand, ungeachtet des Widerspruches der spanisch-römischen Ultras, willkommen hieß. Als auch etliche andere Fürsten — welche die deutsche Fürstenfreiheit und Reichsverfassung fortan auch durch die Schweden gefährdet sahen, durch ihr Beispiel den Vorgang zu allgemeinem Friedensstand gegeben glaubten, auch des gräuelvollen Soldatenfrevels sich zu entledigten hofften — dem Prager Frieden und dem kaiserlichen Waffenbunde beitraten, sah sich Bernhard von Weimar völlig auf Frankreichs Mitleitung in den deutschen Händeln hingedrängt; denn Oxenstjerna's Vorsatz, in diesem Moment den Frieden zu haschen, scheiterte an der spröden Weigerung des Wiener Cabinets, das den Schweden weiter nichts als freien Abzug ins Vaterland zugestand.

So war es endlich, mit Pappus zu reden, mit dem gepriesenen Schutze deutscher Freiheit dahin gekommen, daß man nicht blos diente, sondern auch versteigert und verkauft ward.

Es gelang den schwedisch-französischen Waffen die bei Nördlingen erlittene Einbuße durch die Siege bei Dönicz und Kircz in Vergessenheit zu bringen. Aber wenn Oxenstjerna darauf hin von Neuem mit seinem Drängen auf Frieden, selbst unter den mäßigsten Bedingungen, hervortrat, so sah er seinen Plan durch die französische Diplomatie, die einen einseitigen schwedisch-deutschen Friedensschluß jetzt noch nicht wollen konnte, hintertrieben.

Dem Krieg endlich eine ausschlaggebende Wendung zu sichern, rief der schwedische Reichskanzler den General Baner ins Feld, und es ließ sich nicht leugnen, wenn man den Krieg nur als Handwerk ansah — wie seit Gustav Adolph's Tod, den einen Bernhard ausgenommen, in der That der Fall war — so mußte man Baner einige Meisterschaft zusprechen; der Sieg bei Wittstock gab ihm Brandenburg, Sachsen, Thüringen, theilweise auch Franken in die Hände, wo er denn freilich allenthalben der frevelhaftesten Gier der Soldateska die Zügel schießen ließ.

Der um diese Zeit erfolgte Hintritt Ferdinand's II. brachte mit der Neuwahl seines Sohnes, Ferdinand's III., keinen Wechsel in der zu Wien von Anfang an eingehaltenen Politik hervor. Zwar zeigte der junge Kaiser einen milderen, den jesuitischen Einflüsterungen weniger zugänglichen Sinn als sein Vater, und gern strebte er das Friedenswerk an; allein nicht nur, daß den Krieg zu enden nicht mehr einzig in seiner Macht lag, sondern auch Schweden und Frankreich Mitrede zugestanden werden mußte: auch jene Theorie des Hippolithus a Lapide, wonach die Majestät des Reiches mehr bei der Reichsversammlung als in der Person des Kaisers zu suchen, in dem letzteren nicht ein gebietendes Haupt, dagegen Einzelhoheit der Reichsstände und für das Gesammte Einmüthigkeit der Beschlüsse anzuerkennen sei, raubte dem österreichischen Monarchen vollends den Rest von Gewicht, das er etwa zum Vortheil einer baldigen Friedestiftung in die Wagschale legen konnte.

Die Umschließung Baner's in seinem ersten Lager bei Torgau schien den Kaiserlichen einen Moment lang einen entscheidenden Erfolg zu sichern, als der schlaue Schwede sie in ihrer Rechnung durch einen meisterhaften Rückzug täuschte.

Diese Reihe schwedischer Erfolge ließ Frankreich befürchten, Oxenstjerna möchte sich nach erzwungener Genugthuung von Seiten

des deutſchen Reiches aus dem langwierigen Kampfe zum Nachtheile der franzöſiſchen Politik bald zurückziehen, um ſo mehr mußte Richelieu daran liegen, ſich einen Verbündeten zu ſichern, der die Durchführung der franzöſiſchen Plane garantirte: als ſolcher ſtellte ſich Bernhard von Weimar. Aber dieſer Feldherr, der die Begehren der franzöſiſchen Politik meiſterlich im Schach zu halten und ſich trotz Frankreichs Geldreichung eine ſelbſtſtändige Haltung zu bewahren verſtand, ward durch ſeinen Sieg bei Rheinfelden, durch die Wegnahme Breiſachs eher gefährlich als förderlich: „Je ne souffrirai jamais“, ſagte er zu Guébriant, „que l'on me puisse justement reprocher, que j'aye été le premier pour demembrer l'empire“; denn Bernhard wollte (nicht, wie man annahm, die Bildung einer mittleren Partei aus Katholiken und Proteſtanten, im Gegenſatz zu Schweden und Frankreich, ſondern) den Kurfürſten von Bayern, der ihm als der Anſtifter des langen Haders galt, und den ihm verbündeten Kaiſer ſo lange bekriegen, bis ſie zum Frieden genöthigt werden könnten, und in dieſem den Proteſtanten eine politiſch ebenbürtige Exiſtenz mit den anderen Glaubensgenoſſen zugeſtänden. Des Prinzen plötzlicher Tod, der damals vielfältig mehr ein Gewaltſtreich franzöſiſcher Ränke, denn Folge eines natürlichen Uebels erſchien, kam dem Franzoſen Richelieu gelegen: er mochte wohl argwöhnen, daß es dieſem Talente bald gelingen würde ſich in Deutſchland auf franzöſiſche Koſten und mit Abwehr der franzöſiſchen Forderungen eine ſelbſtſtändige Stellung zu erkämpfen. — Ohne daß man ſich an Bernhard's Teſtament kehrte, welches all ſeine Eroberungen dem deutſchen Reichskörper unter demjenigen ſeiner Brüder, welcher ſie übernehmen wolle, erhalten wiſſen wollte, drängten ſich der Kaiſer, die Schweden, des Pfalzgrafen Friedrich Sohn, Frankreich um des Verblichenen Truppen und Eroberungen; am Ende fiel Richelieu's reichlich Gold ſtreuender Politik die Beute in die Hände; Longueville, die Bernhardiſchen und franzöſiſchen Truppen zuſammenſteckend, übernahm den Oberbefehl für Frankreich.

Bernhard's Tod war auch für Schweden ein bedeutſamer Verluſt, denn mit ihm ſtarb der Mann weg, der, zwiſchen Schweden und Frankreich in die Mitte geſtellt, erſterem die Garantie der Zurückweiſung bedrohlicher franzöſiſcher Anſprüche gab, und dennoch ein freundliches Verſtändniß zwiſchen Beiden erhielt. — Als nun aber auch Baner weggerafft ward, war man im ſchwediſchen Reichsrath um einen vollgültigen Erſatzmann eine Weile verlegen; der Krieg wogte ſonder Plan und Ordnung, bis Torſtenſon den Stab an ſich nahm und die Kaiſerlichen bei Leipzig zurückwarf; — während die franzö-

ſiſchen Waffen bei Tuttlingen von den Bayern Schimpf litten und ſich zu einem Rückzug ins Elſaß verſtehen mußten. Das Zwiſchenſpiel des ſchwediſch-däniſchen Krieges hielt Torſtenſon von einer Vereinigung mit den Franzoſen zurück. Der Winter 1645 ſah das ſchwediſche Lager im Siegesgebiet von Böhmen, Schleſien, Mähren.

Mit Torſtenſon's Abtreten hat der Krieg vollends ſein allein ausſchlaggebendes Intereſſe verloren: er iſt nur noch ein Vehikel für die ſeit 1640 angeknüpften Friedensunterhandlungen, hier der einen oder der andern Partei etwa für eine diplomatiſche Forderung Nachdruck im Felde zu verſchaffen — oder gar andere Nebenzwecke untergeordnetſter Natur zu erfüllen, z. B. wie Richelieu's Nachfolger, Mazarin, meinte: „la guerre purge la France de ses mauvaises humeurs".

Nicht durch die Nothwendigkeit ſeiner Anlage, blos durch diplomatiſche Willkür fand dieſer Kampf erſt nach dreißigjährigem Toben ſein Ziel — vor Prag, von wo er ſeinen Ausgang genommen.

Ein den prägnanteſten Momenten des Kampfes nachgehender Blick auf den Großgang dieſes dreißigjährigen Lebens zeigt uns eine Metamorphoſe, die an Contraſt zwiſchen ihrem Beginn und Abſchluß, an Zuſammenwirkung der verſchiedenartigſten Urſachen und Perſönlichkeiten nur wenige Analogien im Geſammtgebiete der Geſchichte finden möchte.

Wollte man das religiöſe Element in ſeiner ungefälſchten Lauterkeit als den Durchbruchsfactor bezeichnen, ſo hieße das den Charakter des Kampfes ins Gebiet einſeitiger Idealität entrücken, die am Widerſchein der Wirklichkeit Lügen geſtraft würde. Allerdings kann man nicht umhin, dem religiöſen Momente den erſten Rang unter den urſprünglich wirkenden Factoren zuzuweiſen; aber hart hinter ihm ſteht mit faſt gleicher Federkraft das politiſche Moment. Und, wie nur Wenigen gegeben iſt, in profane Verhältniſſe geſtellt, ſich die ungeſchwächte Vollkraft religiöſer Integrität zu wahren, ſo war vornehmlich aus der Natur der damaligen Generation leicht zu folgern, daß im Laufe der Zeit das politiſche Moment mit ſeinen Anhängen immer nackter und ſtärker in den Vorgrund drängen werde.

Mag man ferner es zufällig nennen, daß der Kampf in Böhmen ſeinen Urſprung genommen, alſo auf einem Gebiete, das nicht nach Volksthümlichkeit noch nach politiſcher Abgrenzung zu Deutſchland gehörte, dem doch die Summe des Kampfes in den Schooß geſchüttet ward, ſo darf andererſeits nicht verkannt werden, daß das ganze Zeitalter in dem ſchroffen Ausdrucke der Gegenſätze ſtand, welche in Böhmen zur Löſung drängten, und daß, wo immer die Würfel zu dem Streite

der Gegensätze fallen mochten, sie diesem im Keime den europäischen Charakter aufprägten.

Nur so ganz zufällig und improvidentiell möchte ich den ursprünglichen Schauplatz des Hadern nicht nennen.

Es lassen sich zwei Fälle denken, in denen der Kampf des Protestantismus und Katholicismus — mittelbar des Demokratismus (Parlamentarismus) und Absolutismus — zur Entscheidung gelangen konnte.

Der eine ist der, daß diese Extreme in ihrer schärfsten Krystallisation sich wider einander in die Schranken stellten, man denke z. B. an Spanien und Schweden.

Der andere: indem der Kampf in solchen Kreisen sich abspielte, die vermöge vorangegangener Gährung der beiden in ihre Grenzen geschlossenen Gegensätze von vorn herein zu deren Analyse besonders angelegt waren: England, Deutschland.

Man wird zugeben, daß jener erste Fall, wenn er in der That nicht schon durch Philipp's II. Thun zur Unmöglichkeit geworden wäre, durch seine tragische Anlage ein außerordentliches Interesse erregt, aber da Ein Gegner nothwendig fallen mußte, für das Fortleben der Menschheit nicht den Segen gehabt haben würde, den der andere Fall bot.

Hier nämlich hatten die Chancen von Beginn an gewiß einen minder tragischen Charakter. — Dies beweist schon der Umstand, daß zweierlei Ausgänge möglich waren: ein anderer in England, ein anderer in Deutschland; freilich müssen hier der äußerlichen Momente manche in Berechnung gezogen werden. — Indem wir aber auf den Charakter und Ausgang des englischen Kampfes später zurückzukommen gedenken, fassen wir zunächst die Artung des deutschen ins Auge.

Nur stückweise und auf kleineren Gebieten fällt hier die Entscheidung, welcher wiederum ihre endgültige Bedeutung mangelt; und, was man politisch beklagen mag, die Zerklüftung des deutschen Reichskörpers macht möglich, daß die verschiedensten europäischen Interessen, die in irgend einer Beziehung stehen zu den Kampfesfragen, die auf deutschem Boden Antwort heischen, sich in diese verwickeln, den Streit an menschheitlicher Lehrfrucht ergiebiger machen können. Nur bei dieser Gestaltung der Verhältnisse war ein Resultat weltgeschichtlicher Lehre möglich, das einerseits die detaillirteste Anatomistik eines bewegtesten Lebens lieferte, andererseits den Leben wirkenden Fortbestand beider Gegensätze ermöglichte.

In solcher Art wenigstens stellt sich der Kampf dar bis zum Hingange Gustav Adolph's; was darüber hinausliegt — nur die

einzigen Bernhard und Axel kann man noch würdigere Schüler des großen Gustav Adolph nennen — hat den Titel auf solch bleibendes weltgeschichtliches Verdienst verwirkt, es ist nur die widrige Nachtreterei ermatteter Spieler, die fast automatenartig in den ausgetretenen Geleisen gehen.

So stellt sich denn das Großgetriebe des dreißigjährigen Krieges etwa in folgenden Hauptzügen dar.

Am Anfang schickt sich der Gegensatz katholisirend-absolutistischen und protestantisirend-ständischen Strebens durch Ferdinand II. und die böhmischen und österreichischen Stände zu einem Kampfe an. Die zähe Standhaftigkeit des ersteren trägt es davon über die Unentschlossenheit der protestantischen Verbündeten. Da schreiten die Böhmen, denen nach Recht Ferdinand als König gesetzt ist, zu selbständiger Königswahl: dem „Jesuitensohn" wird Friedrich V. von der Pfalz entgegengestellt, der Sprößling eifrigster Vertreter des Protestantismus, aus einem Hause vielverzweigter Verhältnisse. Damit hat der Kampf einen europäischen Charakter angenommen. Die katholische Partei in Deutschland und Europa, der Kaiser Ferdinand, die Liga, Spanien, der Papst, Polen, treten zusammen gegen die Protestanten, zunächst im deutschen Reich, deren Kraft durch ihre Spaltung in Lutheraner und Reformirte von Beginn an paralysirt ist. Nachdem die Union vernichtet, Sachsen durch politische und confessionelle Eifersucht auf die Pfalz sowie durch Versprechungen für Oesterreich gewonnen ist, macht der böhmische Krieg, zumal durch Baierns Hülfe, dem kurzen Regimente Friedrich's, in dessen Landen Spinola und Cordova wüthen, ein Ende: geächtet flieht er aus dem Lande. Seine Person tritt nun völlig in den Hintergrund; um die Principien gilt der Kampf. So lagert sich die Wuth rekatholisirenden Fanatismus über Böhmen und Nebenlande, Oesterreich, Pfalz; die westdeutschen fürstlichen Anhänger Friedrich's unterliegen gegen Tilly; Maximilian erhält den pfälzischen Kurhut. — Der sicher auch ihnen drohenden Gefahr offensiv zu begegnen, vereinigen sich die protestantischen Stände Norddeutschlands, die den niedersächsischen Kreis bilden, unter König Christiern IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein u. s. f. Mitglied des Reichs; auch über sie gewinnt es der Kaiser bei Lutter. Waldstein erhält Mecklenburg, das Land abtrünnig gewordener Ketzerfürsten; der lübecker Friede legt den Dänen lahm. — Nur Kursachsen steht von der Reaction des Katholicismus noch unberührt. — Waldstein kann an Wiederherstellung einheitlicher Kaisermacht denken: — von seinen weitergehenden Planen nicht zu reden. Schreckend genug tritt das Restitutionsedict ins Leben: damit ist ein siebenzigjähriger

Besitzstand angegriffen, fast jeder Reichsfürst mit Verlust an Land und Einkünften bedroht; den Reformirten wird die Duldung versagt: Alles deutet die Absicht an, den Protestantismus ganz zu vertilgen, als welcher in stetem Bunde mit Aufruhr und Anarchie; Staatseinheit und damit wahre Kaisergewalt herzustellen; man läßt die Reichstage eingehen; setzt Reichsfürsten nach Willkür ein und ab; erklärt die Reichsgesetze für nichtverpflichtend: führt spanische Truppen ins Reich; erhält ein kaiserliches Heer auf Reichskosten; um die Einsprache der Reichsstände kümmert man sich nicht. Damit wird aber die geschlossene Opposition der katholischen Stände geweckt; auf dem nothgedrungenen Regensburger Reichstag muß der Kaiser solch hochfahrende Plane herabstimmen, Waldstein entlassen. Aber wenn auch hierdurch die politische Existenz der katholischen Ständemacht einigermaßen gesichert erscheint: der Fortbestand des Protestantismus, selbst über Deutschlands Grenzen hinaus, bleibt immer noch in vielem Betracht zweifelhaft. Diese Zweifel zu zerstreuen, auch der eigenen Krone, deren Lebensgrund der Protestantismus, Macht zuzufügen, nahet der „Stern aus Mitternacht". Ueber raschem Fortschritt und wachsenden Planen hat ihn der Tod weggerafft; nur das hat er erreicht, daß der rekatholisirenden Propaganda ein Ziel gesteckt ward. — Waldstein's finsteres Brüten endet im eigenen Blute zu Eger. Die Nördlinger Schlacht giebt der kaiserlichen Hauptarmee einen entscheidenden Sieg über den einheitslosen protestantischen Bund. Der Prager Friede zieht einen Theil hinüber zu Oesterreich. Oxenstjerna und Bernhard von Weimar müssen mit Richelieu handeln. Der französische Einfluß, zumal nach Bernhard's Tod, immer entscheidender vortretend; Richelieu's Politik verlegt den Ausschlag diplomatischer Fragen aus dem Feld ins Cabinet; daher die Fehden ohne bedeutsames Interesse. Auch Ferdinand's III. Einschritt bringt keine Wandlung. Das Ende des Krieges zeigt Deutschland als willenloses Theilstück.

Drittes Capitel.

Das westphälische Friedenswerk.

Daß im Laufe des dreißigjährigen Krieges wiederholt Momente sich boten, in denen eine Vereinigung der Kriegführenden zum Frieden sich fast von selbst aufdrängte, kann dem nicht entgehen, der das Hin- und Herwogen des großen Parteikampfes verfolgt hat. Zwar möchte

kaum haltbar ſein, daß nach der Beſiegung der Böhmen oder der Darniederwerfung der Dänen, nach dem Erlaß des Reſtitutionsediktes oder nach dem Tode Guſtav Adolph's ſofort von Waffenniederlegung die Rede ſein konnte [23]); aber denkbar wäre geweſen, daß etwa die Tage bei Dömitz und Kiritz einem achtzehnjährigen Wüthen der Kriegsfurie ein Ziel hätten ſetzen mögen. Auch das ward vereitelt durch die Schwäche des deutſchen Reichskörpers und die habsburgiſche Halsſtarrigkeit: zu feſt hatte ſich dieſe, wie andererſeits Frankreich und Schweden in die Ziele ihrer Politik verbiſſen, als daß jener nicht auch auf den letzten Hoffnungsanker ſich zu ſteipern geſucht, dieſe nicht einem ohnmächtig widerſtrebenden Gegner ſo lange zugeſetzt hätten, bis er erſchöpft ſein einwilligendes Beſtätigungswort gab.

Schon im Jahre 1636 hatte der Papſt Urban VIII. die Beiſtimmung Ferdinand's II., Frankreichs und Spaniens zur Verſammlung eines Friedenscongreſſes in Köln erlangt; der Cardinal Ginetti war von ihm dahin abgeſendet worden; auch ſpaniſche und kaiſerliche Bevollmächtigte hatten ſich eingefunden; der franzöſiſche König ernannte gleichfalls Abgeordnete, trug aber Bedenken, ſie nach Köln gehen zu laſſen, weil Schweden und Holland, Ludwig's XIII. proteſtantiſche Verbündete, die Theilnahme an einem Congreſſe verſagten, der den Papſt zum Vermittler, und eine ſtreng katholiſche Stadt zum Schauplatze habe; auch ſtand zu befürchten, daß dann die Unterhandlungen an Rangſtreitigkeiten zwiſchen Frankreich und Schweden, deren jedes die erſte Stelle nach dem Kaiſer begehrte, ſcheitern würden. So ſchlug man franzöſiſcherſeits vor, daß die Unterhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und den Schweden abgeſondert, etwa in Hamburg oder Lübeck, gepflogen werden, und daß ein franzöſiſcher Geſandter am ſchwediſchen, ein ſchwediſcher am franzöſiſchen Verhandlungsorte weilen ſollte. Schweden trat dieſem Vorſchlage bei, unter der Bedingung jedoch, daß vorerſt die Bevollmächtigten der Parteien durch Geleitsbriefe ſichergeſtellt würden. 1638 begann endlich in Hamburg unter däniſcher Vermittelung zwiſchen einem kaiſerlichen und einem ſchwediſchen Geſandten die vorläufige Verhandlung, die ſich vornehmlich um die Zulaſſung der deutſchen Reichsſtände zum Congreß, die Form der Vollmachten und der kaiſerlichen Geleitsbriefe drehte. Der franzöſiſche Geſandte aber, d'Avaux, hatte von Richelieu, der einen ſo baldigen Friedensſchluß nicht in ſeinem noch des Landes Intereſſe fand, die geheime Weiſung erhalten, die Friedensannäherung durch immer neue Schwierigkeiten hinauszuzögern. Als drum der Kaiſer [24]) endlich allen ehemaligen Gliedern des Heilbronner Bundes, auch denen, die mit

ihm sich nicht versöhnt, für beide Congresse Geleitsbriefe bewilligt hatte, so fand Richelieu, daß eine an zwei verschiedenen Orten tagende Versammlung Oesterreich Gelegenheit geben könnte, unter den Verbündeten Zwietracht zu wecken, und so mußte die Beistimmung der betheiligten Mächte und Vermitter eingeholt, und die Form der Geleitsbriefe umgeändert werden. — Bald nach dem Regensburger Reichsabschied kamen die drei Gesandten von Frankreich — Claudius de Mesme —, Oesterreich — Konrad von Lützow — und Schweden — Adler Salvius — zu Hamburg nach manchen Debatten über die Friedenspräliminarien dahin überein, daß die beiden Städte Osnabrück und Münster als künftige Congreßorte für neutral erklärt, deßhalb die Besatzungen aus beiden entfernt, und daß der Kaiser von Oesterreich zu Münster mit Frankreich, zu Osnabrück mit Schweden, dort unter Vermittelung des Papstes und der Republik Venedig, hier unter dänischer, verhandeln solle, die Geleitsbriefe binnen zwei Monaten auszuwechseln, und die Unterhandlungen am 25. März 1642 in Angriff zu nehmen seien. — Der König von Frankreich, nach dem Tode sich sehnend, ratificirte den Vertrag am 26. Februar 1642; der Kaiser konnte sich erst am 22. Juli dazu entschließen, als er einen nochmaligen Versuch, Schweden von Frankreich zu trennen, hatte scheitern sehen.

So war denn die Eröffnung der Friedenverhandlungen auf den 1. (11.) Juli 1643 festgesetzt. Die kaiserlichen Gesandten waren zuerst am Orte ihrer Bestimmung; schon am 27. Mai 1643 leistete der Reichshofrath Krane auf dem Münster'schen, am 18. Juni auf dem Osnabrück'schen Rathhause den Eid, der diese Städte dem Kaiser und Reich und ihren Bischöfen verpflichtete; etwas später trafen die anderen österreichischen Gesandten, in Münster der Graf Ludwig von Nassau, in Osnabrück der Kammerpräsident Graf von Auersberg ein. Im October langten die Spanier, im November der venetianische Gesandte Contarini, der in Münster gemeinsam mit dem päpstlichen Nuntius das Vermittelungsgeschäft zu leiden hatte; erst im April 1644 die französischen Gesandten d'Avaux und Servien an, ihre späte Ankunft mit dem Tode Ludwig's XIII. entschuldigend; eben jetzt, wo sie den Friedensverhandlungen auch mit Spanien entgegengingen, hatten sie ihren Weg über Holland genommen, und dort einen Offensivbund zwischen Frankreich und den Generalstaaten gegen Spanien abgeschlossen.

Die Friedensstifter leiteten ihr Werk ein mit widrigem Etiquetten- und Titelhader, ehe sie in medias res einzugehen für gut fanden.

Eine Musterung der Gesandten mag hier wohl am Orte sein.

Graf d'Avaux, der erste unter den französischen Gesandten, war ein eifriger Katholik, von durchtriebener diplomatischer Kunst, gewandt, einschmeichelnd, bei scheinbarer Vertraulichkeit anmaßend und eigensinnig.

Abel Servien, Graf von La Roche des Aubiers, früher Generalprocurator im Parlament von Grenoble, von Richelieu zum Staatssecretär erhoben, besonders in Italien zu diplomatischen Geschäften gebraucht, überragte den Grafen d'Avaux an Lebhaftigkeit und Schärfe des Geistes, und, bei minderen Kenntnissen, an Prägnanz und Zierlichkeit des Ausdrucks; dagegen stand er seinem Nebenmann an Eigensinnigkeit des Wesens, an sittlichem Charaktergewicht überhaupt, gleich; gegenseitige Rauhheit schied Beide von einander. — Der Gegensatz ihres Wesens gewann allgemach, zumal die beiderseitigen Frauen schürten, den Charakter erbittertster Feindschaft, so daß die Beiden einander nicht mehr sahen, ihre Depeschen abgesondert nach Paris einsandten, ja es nicht unter ihrer Würde hielten, Schmähschriften gegen einander zu wechseln. Man konnte sie nicht abberufen, weil sie nothwendige Persönlichkeiten waren, d'Avaux wegen seiner genauen Kenntniß der Gegenstände — er hatte sich schon seit längerer Zeit in Paris aufgehalten —; Servien, weil Mazarin das meiste Vertrauen in ihn setzte. — Erst als die Königin, um der französischen Gesandtschaft mehr Glanz zu verleihen, den ihr am Hof unliebsam gewordenen Herzog von Longueville sandte, war man gezwungen, sich in den Grenzen des Anstandes zu bewegen [25]).

Johann Oxenstjerna, dem Vater an Energie des Geistes und der politischen Idee nicht gewachsen, doch ein kenntnißreicher und verständiger Diplomat, verzichtete, bei offen vorgelegtem Stolz, auf die verschlossene Abgemessenheit, welche den Franzosen als höchste Forderung an den Diplomaten gilt. Seine rauhe edlere Geradheit fand sich darum in peinlichem Gegensatz zu dem verdrückten Heimlichkeitssinn seines Genossen Salvius; doch wenn ihm auch das argwöhnisch-unruhige Treiben des Letzteren mißhagte, so stellten doch Salvius' große Kenntnisse und Fähigkeiten, auch dessen Beliebtheit bei der Königin Christine das Gleichgewicht zwischen ihnen immer wieder her.

Die beiden deutschen Abgesandten, Graf Ludwig von Nassau und Dr. Volmar, beide rekatholisirte Protestanten, sahen sich bald überholt von dem erst seit December 1645 eingetroffenen Grafen von Trautmannsdorf: an Geisteskraft und einsichtsvoller Billigkeit Allen voran, betrachtete er die Dinge aus dem höheren Standpunkte, welchen die Anderen entweder nicht einnehmen wollten oder konnten.

Außer dem venetianischen Gesandten Contarini traf vom Papste gesendet noch ein Fabio Chigi, später Papst Alexander VII. geheißen, ein: ein kluger, kenntnißreicher, gemäßigter Diplomat, hatte er die Weisung mit auf den Weg erhalten: die Katholiken zu unterstützen, die Kirchengüter und das Gleichgewicht in Italien zu erhalten, sonst keinerlei Partei zu nehmen. —

Am ersten Tage nach seiner Ankunft — am 6. April 1644 — ließ Servien im Verein mit d'Avaux ein lateinisches Rundschreiben an die Fürsten und Stände des Frankfurter Deputationstages [26]) ergehen, worin die zwei Franzosen Beschwerden unverschämtester und erlogenster Art vorbrachten. — „Wo sind diejenigen," hieß es darin neben Anderem, „um derentwillen vornehmlich der Krieg geführt wird? Wo sind die Stimmen, welche Amnestie forderten, und die Gelegenheit zur Wiederherstellung des Reiches herbeiwünschten, welche jetzt von selbst sich darbietet? Frankreich und Schweden haben dieß für die vornehmste Ursache erklärt, weßhalb sie die Waffen ergriffen, und werden letztere nicht niederlegen, bevor nicht Deutschland seine Freiheit wieder erlangt hat. Die Oesterreicher behaupten zwar, daß die beiden Kronen nur für sich sorgen, und das Wohl des Reiches nur als Vorwand gebrauchen. Aber es soll offenbar werden, wessen Rede die aufrichtigste ist. Nur müssen die deutschen Fürsten alle herbeikommen, um nicht nur Zeugen, sondern auch Gehülfen unserer Rathschläge zu sein. Soll für das öffentliche Wohl Europas ordnungsmäßig gesorgt werden, so muß die Verhandlung zugleich mit dem Kaiser und mit den Ständen geführt werden. Denn nicht dem Kaiser allein gehört das Recht des Krieges und des Friedens, und Frankreich, welches stets die Freiheit Deutschlands beschützt hat, wird die rechtmäßigen Grundlagen dieser Freiheit und seiner eigenen Sicherheit nicht umstürzen lassen. Jedermann weiß, daß die Kriege, welche seit so langer Zeit die Christenheit heimsuchen, keine andere Quelle haben, als daß den Fürsten und Ständen des Reichs ihre Rechte nicht gelassen worden sind, und daß man einigen ihre Länder, ja sogar ihre persönliche Freiheit entrissen hat. Was seit dem Beginn des Reichs der Gesammtheit zugehört, das hat die Macht Weniger auf Einen übertragen. Was bedarf es vieler Worte! Längst wird gehört, daß das Haus Oesterreich nach der Herrschaft über Europa strebt, und daß es die Grundlage dieses Gebäudes in der Herrschaft über das Reich, als über den Mittelpunkt Europas, sucht. Um diesen Zweck zu erreichen, sollen alle Majestätsrechte, alle Gültigkeit der Gesetze, alle obrigkeitlichen Aemter den Ständen genommen werden. Das Haus Oesterreich allein hat mehrere Kurfürsten und

Fürsten verjagt, hat allein das Recht der Waffen sich zugeeignet und will jetzt das Recht, allein den Frieden zu schließen, sich anmaßen. Geschieht dieß, so wird es nicht euer Friede sein, so wird Deutschland allein, während das übrige Europa der Ruhe genießt, seiner Verfassung beraubt nicht nur von einem unumschränkten Kaiser, sondern auch von den Winken Spaniens Krieg oder Frieden empfangen. Was das für ein Friede sein wird, das hat der Prager Friede gezeigt, zu welchem keine Fürsten berufen, bei welchem keine Stimmen derselben gehört worden sind. Infolge dieses Verfahrens ist dieser Friede für Deutschland und dessen Nachbarländer zu einem Brande geworden, welcher jetzt nicht einmal durch Trümmer gelöscht werden kann. Daher ist es Zeit, diesem Unheil zu steuern, und jedem Fürsten liegt ob, Gesandte zu schicken, um gemeinschaftlich mit denen der Kronen an dem heilsamen Werke zu arbeiten. Wenn sie jetzt dem Rufe des befreundeten Königs kein Gehör leihen, so werden sie später umsonst die verlorene Herrlichkeit des Reiches wieder herstellen wollen, umsonst die goldene Bulle, die Reichsconstitutionen, den Passauer Vertrag, die kaiserliche Wahlcapitulation und die pragmatischen Sanctionen anrufen. Das werden veraltete Namen sein, Deutschland wird als Erbtheil einem Hause gehören, und der Reichskörper dasselbe Schicksal erleiden, welches Böhmen, sein vornehmstes Glied, betroffen hat."

Gegen diesen Wisch richtete der Kaiser ein Schreiben an die sämmtlichen Reichsstände, darauf hinweisend, daß solche Lästerrede aus fremdem Munde nicht allein ein Schimpf wider den Kaiser und die Kurfürsten, sondern auch eine Verletzung der Friedenspräliminarien sei; der christliche König von Frankreich wolle allem Anscheine nach nur ein neues Blutbündniß anrichten, damit Deutschland so bald zu keiner Ruhe komme, noch seine vorige, den Franzosen furchtbare Stärke wieder erlange, sondern ihnen endlich mit seinen eigenen Waffen in die Hände falle, um mittelst derselben ins Servitut gebracht zu werden.

Was aber das Wiener Kabinet zu verhindern sich bemühet hatte, die Fernhaltung reichsständischer Gesandter von den Friedensverhandlungen, war doch nicht zu erreichen; denn am 4. December 1644 stellten Oxenstjerna und Salvius, im Einverstand mit den Franzosen, die Forderung, daß erst alle Reichsstände entweder in Person anwesend sein, oder durch Gesandte sich vertreten lassen müßten, bevor an Unterhandlungen zu denken sei. Das fortdauernde Unglück seiner Waffen bewog endlich den hart widerstrebenden Kaiser, auch den reichsständischen Abgeordneten den Zutritt zum Friedenscongreß einzuräumen; und er konnte hierauf um so eher eingehen, als die Mitbetheiligung des ge-

sammten Reichskörpers an dem Friedenswerk ihm den Vortheil brachte, nicht für sich allein den Feinden entgegengestellt zu sein, da auch die protestantischen, obwohl mit Schweden und Frankreich verbündeten, noch mehr aber die katholischen Stände mit ihm in Wahrung des Reichsvortheils ihr Interesse finden müßten. So trafen denn die reichsständischen Gesandten, die katholischen zumeist in Münster, die protestantischen in Osnabrück ein; nur wenige Reichsstände hatten beide Orte beschickt. Es mochte scheinen, als würden die Reichsstände in ihrer eigenen Sache und, so weit es ging, für des Kaisers und Reiches Interesse mitsprechen dürfen; genau betrachtet aber schritten sie fast nur am Gängelbande der französischen und schwedischen Krone einher: denn eben hierzu hatte man sich ihre Berufung so angelegen sein lassen.

Die reichsständischen Botschafter, von den kurfürstlichen an bis hinab zu den Stadtbürgermeistern, waren vielfach Männer von classischer Bildung und praktischer Lebenskunde, nicht wenige durch ernsten vaterländischen Sinn hervorragend; indeß Andere der Bestechung zugänglich oder nur auf den Vortheil ihres eigenen Städtleins und Ländleins bedacht waren; auch solche mangelten nicht, die durch lächerliche Unbehülflichkeit und Weitläuftigkeit den Geschäftsgang lähmten. — Als die bedeutsamsten mögen hier vorerst genannt sein: die beiden Württemberger Löfler und Varnbüler; der reichsprälatische Abgeordnete Adam Adami; der Braunschweigisch-Kalenbergische Prokanzler Jakob Lampadius, durch seine Schrift: „de republica romano-germanica“ (1619), ein Vorgänger der Chemnitz'schen Lehre; der Sachsen-Altenburgische Gesandte Thumbshirn, ein feuriger Verehrer Luther's, wie er denn auch, um eine ins Stocken gerathene Ausgabe von dessen Werken zu ermöglichen, viertausend Gulden auf seinen eigenen Namen entlehnte; — Andere werden im weiteren Verlaufe der Verhandlungen hervortreten. —

Am Pfingstfeste 1645 trafen Dr. Volmar und Graf d'Avaux durch Zufall in der Messe aufeinander; sie begrüßten sich gegenseitig mit dem Wunsche des Friedens. „Friede“, sagte Volmar, „das ist ein großes Wort; es sei Friede zwischen uns: Gott wird Zeuge sein.“

Solcher Rede folgte endlich am 11. Juni 1645 die Ueberhändigung der Friedensvorschläge, von Seiten des französischen Gesandten zu Münster, von Seiten des schwedischen zu Osnabrück, an den kaiserlichen. — Beide Kronen verlangten allgemeine und unbedingte Amnestie; Herstellung aller Reichsstände in den Zustand vor 1618; Sicherstellung der Reichsverfassung; Beseitigung der bisherigen Uebung, bei Lebzeiten eines Kaisers dessen Nachfolger mit dem Titel eines römischer

zu erwählen; Erhaltung der Reichsstände bei allen ihnen gebührenden Rechten, Freiheiten und Privilegien, zumal bei dem Rechte, zu ihrer Sicherheit mit fremden Mächten in Bund treten zu dürfen; dazu verlangte eine jede der beiden Kronen genügende Schadloshaltung für den gemachten Kosteneinsatz, Bezahlung ihrer Miliz, und ein Gleiches für ihre Bundesgenossen, Hessen und Siebenbürgen. — Speciell fügte Schweden die Forderung bei: „alle bisherigen Streitigkeiten zwischen den Evangelischen und Katholischen über den Religionsfrieden und den Besitz der geistlichen Güter sollten zugleich mit diesem Tractat, ohne weitere Aussetzung zu anderen Tractaten, auf freundschaftliche, billige und christliche Weise so gänzlich beigelegt werden, daß nicht nur kein Zweifel über den wahren Sinn des Religionsfriedens zurückbleibe, sondern auch die übrigen kirchlichen und politischen Beschwerden, durch welche die Reichsstände so lange von einander getrennt worden, aus dem Grunde gehoben würden, und für künftige streitige Fälle nur der Weg friedlicher Vergleichung offen bleibe". — Die Franzosen ihrerseits begehrten weiter, daß, nach Herstellung des Friedens und der Freundschaft zwischen ihnen, dem Kaiser und dem Könige von Spanien, sich der Kaiser auf keine Weise, weder mittelbar noch unmittelbar, in die Streitigkeiten und Kriege, welche zwischen Frankreich und Spanien entstehen könnten, einmischen, auch unter keinerlei Vorwand den Feinden Frankreichs und Schwedens Vorschub leisten dürfe.

Der kaiserliche Hof übergab am 25. September 1645 durch seine Gesandten seinen Gegenentwurf an die beiden Kronen ab. — An Schweden war als Termin der Amnestie das Jahr 1630 zugestanden, wodurch die Pfalz, Böhmen und die kaiserlichen Erblande ausgeschlossen waren; die Religionshändel beizulegen sei man gerne bereit, wenn es auf reichsverfassungsmäßigem Wege geschehe; auch willige man in Bündnisse der Reichsstände mit auswärtigen Mächten, wofern solche Bündnisse nur nicht dem gemeinen Reichsinteresse zuwider gingen; die Vorwahl eines römischen Kaisers dagegen sei nicht gegen die goldene Bulle, noch gegen die kurfürstlichen Rechte: im Uebrigen wolle man gerne den Feinden Frankreichs und Schwedens keinen Vorschub leisten, wenn Frankreich und Schweden ein Gleiches dem Kaiser und Reiche geloben würden; eine Genugthuung jedoch habe eher der Kaiser für den gewaltsamen und unbefugten Einschritt ins Reich und seine Erblande zu heischen ein Recht, welches er denn auch für den Fall beanspruche, daß die Unterhandlungen nicht zum Frieden führen sollten; wollten die Kurfürsten und Stände den Tractaten, welche Kursachsen im Jahre 1635 mit Schweden wegen Befriedigung der Millz ge-

pflogen, Folge geben, so habe der Kaiser Nichts dagegen einzuwenden; mit Hessen sei bereits ein Vergleich getroffen, welchen der Kaiser genehmigen werde; Siebenbürgen habe Nichts mehr mit dem Reiche gemein.

Solcher Forderung leistete Vorschub, daß im Sommer und Herbst 1645 die kaiserlichen und bayerischen Waffen in Süddeutschland einiges Geschickes sich rühmen konnten, auch die evangelischen Stände unverrückt an der kaiserlichen Bestimmung festhielten, den beiden Kronen keinerlei Satisfaction zu geben. Als daher Schweden mit der Forderung, Pommern für sich zu behalten, hervortrat, widersprach der Gesandte Brandenburgs, das doch schon 1641 mit Schweden einen Waffenstillstand abgeschlossen, mit solcher Heftigkeit, daß Salvius sich nach Münster wandte, um dort die kaiserlichen Gesandten für die pommernsche Sache zu gewinnen. Als der Schwede, mit längeren Reden über die Religionsverhältnisse ausholend, endlich auf diesen Punkt kam, brach Dr. Volmar ab, und fand es seltsam, daß Salvius auf seine Frage, womit denn Brandenburg für Pommern schadlos gehalten werden solle, die Antwort hatte: mit einem Bisthum. In der That war dieß das einzig denkbare Auskunftsmittel, wenn der Kaiser selbst nicht eines seiner Erblande an Schweden hingeben wollte.

Erst die Ankunft des kaiserlichen Staatsministers, des Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, versprach den Verhandlungen einen schnelleren Gang zu bringen: 5. December 1645. Ohne den kurfürstlichen und den anderen kaiserlichen Gesandten seine Vollmachten mitzutheilen, mahnte er allenthalben, das Friedenswerk mit den auswärtigen Mächten rasch zu fördern, damit man endlich auch im Innern zu einem Vergleich über die gegenseitigen Beschwerden komme; und als übergetretener Protestant verfehlte er nicht, den Katholiken, ungeachtet ihn die Jesuiten einen Aesculap schalten, als der ihnen zur Heilung der Reichsgebrechen im religiösen Punkte nicht fanatisch genug war, ernstlich zu Sinne zu führen, daß sie sich zufrieden geben müßten mit Erhaltung dessen, was sie bereits inne hätten; auch bewilligte er den reichsmittelbaren Ständen den Zutritt zum Friedenscongreß, einzig für die österreichischen Stände scheiterte er in letzterem Punkte am unabänderlichen Willen des Kaisers.

Trautmannsdorf suchte anfänglich Schweden von Frankreich zu trennen und dem Kaiser durch das Versprechen zu gewinnen, man werde ihm die geforderte Satisfaction bewilligen. Als aber die schwedischen Gesandten in ihrer Replik — vom 7. Januar 1646[27]) — auf des Kaisers Gegenvorschläge bei ihrer früheren Forderung verharrten, daß nämlich einzig das Jahr 1618 als Amnestirungs- und Restituirungs-

termin anerkannt, daß ihnen ferner als Genugthuung Schlesien, Pommern, Kamin, Wismar mit Poel, Wallfisch und Warnemünde, endlich das Stift Bremen und Verden — in Summa bei 140 Q. M. — zugesprochen werden müßten, da lenkte Trautmannsdorf zu den Franzosen ein.

Aber auch bei diesen fand er seine Rechnung getäuscht. Denn nur um sich den Schein zu geben, als wäre ihnen der Schutz der reichsständischen Freiheiten wirklich Ernst, hatten sie ursprünglich ihre Forderungen gemäßiget. Als Trautmannsdorf drum in seiner ersten Unterhaltung mit den französischen Gesandten verlangte, daß Frankreich Alles zurückgebe, was es im deutschen Reiche inne habe; als er ihnen die Erklärung gab, daß der Kaiser nie in die Abtretung des Elsaß willigen werde; und nur die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun anbot, denen etwa noch Pignerol und Mohendyk, nach Schleifung ihrer Festungswerke, beigefügt werden könnten, — sah er sein Anerbieten mit Hohnlachen nicht einmal einer ernsten Antwort gewürdiget. — In ihrer Replik vom 7. Januar 1646 entgegneten die Franzosen: sie nähmen des Kaisers Verpflichtung, Spanien nicht wider Frankreich zu helfen, an; doch müsse es Frankreich immerhin offen stehen, Schweden Hülfe zu leisten; das Jahr 1618 müsse fest bleiben als Termin für die Herstellung des Zustandes im Reiche; außer den bereits gemachten Besitzanerbietungen, die im Grunde schon längst Frankreich eigenthümlich zugehörten, müsse das obere und untere Elsaß mit Einschluß des Sundgaues, Breisachs und des Breisgaues, der Waldstädte und der Feste Philippsburg mit ihrem Gebiete abgetreten werden, wofür der König von Frankreich, falls Kaiser und Reich es ihrem Interesse entsprechend befänden, es nicht von sich weise, daß diese Besitzungen Reichslehen blieben, und er, der König, für dieselben Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhalte; endlich müsse Hessen irgendwie bedacht, und die fremden Söldner Frankreichs entschädiget werden[28]). — Solch ausschweifende Begehren mag man bei dem französischen Uebermuth natürlich finden, zumal sie Angesichts erneuter Erfolge Turenne's auf dem Schlachtfelde gestellt wurden, und Mazarin Winke erhalten hatte, daß der Kaiser an Spanien erklärt habe, er müsse durch den Zwang der Verhältnisse baldigst Frieden haben; und daß der Kurfürst von Bayern meine, man dürfe den Franzosen ihre Forderungen nicht vorenthalten[29]). Nur im Nothfalle, instruirte Mazarin seine Gesandten, sollten sie eine Geldsumme anbieten zur Entschädigung der österreichischen Erzherzoge, welchen das Elsaß als Besitz zugehöre; in allem Wesentlichen aber müßten sie an ihren Instructionen fest halten[30]).

Noch einmal versuchte Trautmannsdorf, Schweden dadurch für einen Sonderfrieden zu gewinnen, daß er ihm Vorpommern, Bremen und Verden zugestand. Erst als auch dies nicht fruchtete, erklärte er die Einwilligung des Kaisers in die Abtretung des unteren Elsaß an die Franzosen; sah sich aber, als diese den Schritt mit Kälte aufnahmen, gezwungen, am 14. April 1646 das untere und das obere Elsaß nebst dem Sundgau, unter dem Titel „Landgrafschaft Elsaß", sammt den Rechten, mit denen diese Territorien bisher zum Hause Oesterreich gestanden, unter der Bedingung an die französische Krone zu überliefern, daß dem österreichischen Hause die Waldstädte, der ganze Breisgau, die ganze Ortenau, überhaupt alle Besitzungen auf dem rechten Rheinufer blieben; daß alle geistlichen und weltlichen Stände, welche vor dem Kriege in den beiden Elsaß reichsunmittelbar gewesen seien, in dieses Verhältniß wieder eingesetzt; daß Benfeld und Zabern wieder an Straßburg, und Philippsburg an das Bisthum Speyer zurückgegeben; daß die bisherigen Besitzer des Elsaß, die Söhne des verstorbenen Erzherzogs Leopold von Innsbruck, von Frankreich durch fünf Millionen Reichsthaler entschädigt würden; daß der König von Frankreich die Landgrafschaft Elsaß für sich und seine legitimen, von Ludwig XIII. abstammenden Erben vom Reiche zu Lehn empfange, und dieselbe nach deren Erlöschen an das österreische Haus zurückfalle; daß gleichzeitig der Friede zwischen Frankreich und Spanien unterhandelt und auf billige Bedingungen abgeschlossen; daß ein allgemeiner Waffenstillstand im ganzen Reiche mit Einschluß des burgundischen Kreises unterzeichnet werde, und daß das pfälzische Haus sich mit der Zurückgabe der Unterpfalz begnüge, und dem Churfürsten von Baiern die Kurwürde mit der Oberpfalz bleibe [31]).

Nicht mit leichtem Herzen hatte sich der Kaiser zu solch weitgehenden Zugeständnissen vordrängen lassen. Aber was blieb am Ende Anderes übrig, um dem endlosen Wirrsal ein Ziel zu stecken! Trat er die Eigenthumsrechte seines Hauses auf die von Frankreich geforderten Gebiete nicht an letzteres ab, so drohte bereits Maximilian, daß er ihn verlassen werde; und damit zerfiel das Reich vollends in eine protestantische Hälfte unter schwedischer, und in eine katholische unter französischer Hegemonie; er selbst ward in eine haltlose Seitenstellung gedrängt. — Erst als im Mai 1646 die kaiserlichen Gesandten den Franzosen die von Maximilian garantirte Genugthuung officiell zugesagt, ließ dieser seine Truppen wieder zu denen des Kaisers stoßen.

Diese Verwilligung an die Franzosen vermochte auch die Schweden binnen Jahresfrist, von ihren anfänglichen Forderungen Schlesien und

Hinterpommern auf-, und sich mit Vorpommern, Wismar und was dazu gehörte, sammt Bremen und Verden zufriedenzugeben. — Denn nur äußerst widerwillig wollte der Kanzler Oxenstjerna einen Theil Pommerns fahren lassen; er hat einmal seinen Gesandten in bitterer Unzufriedenheit vorgeworfen [32]), daß sie in einen von Frankreich unterstützten Vorschlag gewilliget, wornach Schweden Geld für Stettin bekam, wenn es Vorpommern abtrat; am 19. September 1646 schrieb er ihnen, sie sollten nur allgemach in der Frage von Hinterpommern zurückgehen, um somehr aber darauf sehen, daß Schweden wenigstens die Odermündungen gesichert blieben; als sein Ultimatum hat er ihnen unterm 16. December des gleichen Jahres gestellt: Vorpommern, Rügen, Wollin, Stettin, Damm, Golnau, Tiefenau mit ihren Bezirken zu fordern: — „weiter gebt ihr kein Dorf noch einen Fußbreit zu." — Das nächste Jahr brachte dem alten Genossen des längst verblichenen Gustav Adolph die Ungnade von dessen Tochter; er hat weiter keinen Einfluß mehr geübt auf den Gang der Unterhandlungen [33]).

Daß die Verständigung mit Schweden bis ins Jahr 1647 hinein sich verzögerte, hatte seinen Grund vornehmlich darin, daß man in Verlegenheit war um eine entsprechende Entschädigung Kurbrandenburgs, auf dessen Kosten just unumgänglich die schwedische Satisfaction vollzogen werden mußte. Kurbrandenburg sträubte sich hartnäckig gegen solche Maßnahme, und einen Moment schien an seinem Widerstande das ganze Friedenswerk zu scheitern. Die Mehrzahl des kurfürstlichen Collegiums stellte darum den kaiserlichen und französischen Gesandten das Ansinnen, nochmals sich an die schwedischen Gesandten in Osnabrück zu wagen, ob sie ihre Forderungen nicht mäßigen möchten. Als sich keine Hoffnung zeigte, griff Frankreich zu einem Mittel, dessen Probehaltigkeit sich ihm zu eigenem Nutzen im Laufe der Unterhandlungen wiederholt bewährt hatte; wie man die kleineren reichsständischen Abgeordneten durch französische Geldgeschenke gewonnen und hintennach verhöhnt hatte, so machte man nun auch den kurbrandenburgischen Abgeordneten, einen Grafen von Witgenstein mit ein paar tausend Reichsthalern wendig zum Frommen gemeinen Nutzens. So ward endlich am 11. Februar 1647 die Abtretung von Vorpommern bewilligt, und Schweden erhielt nun etwa das, was Gustav Adolph sich im Beginne seiner Laufbahn als Beuteziel mochte gesteckt haben.

Also kam man am Ende für Kurbrandenburg zu eben der Aushülfe, welche der schwedische Gesandte am Eingang der Verhandlungen dem verwunderten Dr. Volmar kaltblütig bezeichnet hatte: Säcularisation von Bisthümern. Zwar rieth anfänglich der Herzog von Longue-

ville von solcher Maßregel ab, weil sie die Katholiken schwerlich verbindlich zu machen im Stande sein werde, da vornehmlich der Papst seine Einwilligung in die „Säcularisation" — dieses Wort erlebte hier seine Geburtsstunde — unverrückt vorenthalten werde. Doch da die Bisthümer Magdeburg, Halberstadt und Kamin sich seit längerer Zeit in protestantischen Händen befanden, legten die kaiserlichen Gesandten auf dieses Bedenken wenig Gewicht, ja, man ging am Ende so weit, daß zwei Bisthümer, die factisch noch einen katholischen Bischof hatten, der Säcularisation verfielen: Minden und Osnabrück; mit letzterem ward, unter einigen Klauseln, das Haus Braunschweig abgefunden, welchem noch weiter zu unmittelbarem Besitz die Abtei Wakenried, das Kloster Gröningen und ein Gut aus dem Bisthum Halberstadt zugetheilt wurden. An Mecklenburg kamen, als Ersatz für Wismar, die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg, nebst etlichen Balleyen des Johanniterordens. Hessen-Cassel — dessen von den Franzosen außerordentlich befürsprachte Vertreterin, die Landgräfin Amalie war eine französisch gebildete Dame — erhielt die reiche Abtei Hirschfeld und die schaumburgischen Aemter Schaumburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen, nebst 600,000 Rth. als Lohn für die bereitwillige Bundeshülfe an Schweden und Frankreich. Auf die Einsprache des Bischofs von Osnabrück, daß der „allerchristlichste" König sich durch solchen Act dem herbsten Tadel blosstelle, wenn er zu Gunsten einer Ketzerin die Kirche plündere, und gleichsam mit dem Rocke Christi und der heil. Jungfrau die Landgräfin bekleide, — hatte der duc de Longueville nur die Antwort: „il faut faire beaucoup au faveur d'une dame si vertueuse, comme est Mme la Landgrave: pourquoi, Messieurs, surmontez vous mêmes, surmontez vous, et donnez toute satisfaction à Mme la Landgrave en ce qu'elle désire" [34]). — Die kaiserlichen Gesandten waren froh, die Forderungen der Franzosen für Amalien in dieser Weise beseitiget zu sehen: denn die Pariser Diplomaten hatten einmal gemunkelt, wenn Alles fehle, müsse man just die Schweden mit einem kaiserlichen Erblande abfinden, und aus den für jene bestimmten Territorien Ersatz für die Landgräfin holen; — und auch ein anderes Mal hatte Frankreich beantragt, zur Schadloshaltung Kurbrandenburgs diesem Schlesien abzutreten, was jedoch auf sich beruhen blieb, zumal es der Kurfürst mit dem Bedenken zurückwies, es wolle schier nicht zusammen gehen, Vasall eines kurfürstlichen Collegen zu sein. — Uebrigens war man fortan nimmer so schüchtern und verlegen, wo es sich um Satisfaction handelte: dreist griff man die geistlichen Güter an, also, daß die frommen Herren eiferten: „man spiele zum Zeitvertreib mit Stiftern

und Klöstern, wie die Knaben mit Nüssen und Kügelchen": — man gab ihnen zur Antwort: „ein jedes Regiment (also auch das geistliche) hat seine periodum fatalem und ist der Mutation unterworfen". —

Die Unterhandlungen wegen Amnestie und Restitution machten viele Streitigkeiten, bis endlich auch die Kaiserlichen darein willigten, beide auf den Beginn des Kampfes — 1618 — auszudehnen; die Evangelischen stellten aber noch die Forderung, daß dann auch die kaiserlichen Erblande, Oesterreich, Böhmen und Schlesien, mit gemeint sein sollten; und dieser Forderung standen viele Sympathien zur Seite; Etliche meinten selbst, man müsse den Böhmen das Recht der Königswahl wieder erstatten („reddendam Bohemiae proceribus eligendi regis facultatem [Austriacorum ambitione ereptam]"): doch begnügte man sich in dem am 25. Februar 1647 gestellten Antrag, nur auf Restitution der Religionsfreiheit in Böhmen, Mähren und Oesterreich auf Grund der Majestätsbriefe, Vergleiche und Privilegien zu bringen. Aber auch darauf konnte das Wiener Cabinet unmöglich eingehen: denn wie konnten, nach fast drei Jahrzehnten, den Weggewanderten ihre confiscirten und zum Theil verkauften oder verschenkten Güter wieder erstattet werden; drum erklärte Trautmannsdorf, eher würde sein Kaiser sich Krone und Scepter, Land und Leute, ja das Leben selbst nehmen lassen, als dieß Begehr erfüllen: übeten doch auch die Protestanten in ihren Territorien dasselbe Recht der Reformation, das sie dem Kaiser in seinen eigenen Erblanden streitig zu machen sich angelegen sein ließen. — Als die evangelischen Gesandten in Osnabrück gleichwohl von ihren Forderungen nicht weichen wollten, so eröffnete ihnen der Reichshofrath Krane nach einiger Zeit, daß die Restitution und Amnestie der Ausgewanderten den Schweden bereits um 600,000 Rth. abgekauft worden. Und auf ihre verwunderte Anfrage hierüber bei Johann Oxenstjerna gestand dieser, es sei etwas der Art geschehen, und er werde ihnen nach Rücksprache mit seinem Collegen Salvius die nöthige Aufklärung geben. Hernach sahen sie sich hingehalten, und endlich ging ihnen der Bescheid zu: die beiden Urschriften des Abkommens seien nach Wien und nach Stockholm geschickt worden; es sei auch kein Concept zurück geblieben, weil zur besseren Bewachung des Geheimnisses die Gesandten selbst, ohne Beihülfe eines Legationssecretärs, beide Urschriften ausgefertiget hätten. — Damit lagen denn die Hoffnungen der Protestanten, ungeachtet von Schweden Schritte geschahen, den Vorgang zu bemänteln, am Boden.

Die allen Reichsständen und deren Unterthanen und Beamten unbedingt zugestandene Restitution und Amnestie schloß allerdings auch

die Unterthanen und Vasallen Oesterreichs mit ein; da aber der Vollzug der Amnestie und Restitution von der Bedingung abhängig stand, daß er nicht wider die Gesetze der Territorien laufe, so blieb im Grunde denjenigen, die nach Oesterreich heimkehren wollten, nichts Anderes übrig, als den katholischen Glauben wieder anzunehmen. Auch sollten von den confiscirten nur die unbeweglichen Güter blos denjenigen zurück erstattet werden, die nach dem Kampfausbruch zu Schweden oder Frankreich gehalten. — Für Schlesien hatten die evangelischen Reichsstände in Osnabrück in ihrem Antrage vom 25. Februar 1647 gefordert, man solle die evangelischen Fürsten und Stände, sammt den Erbfürstenthümern, sowie deren Unterthanen und die Stadt Breslau bei der öffentlichen Uebung der Augsburger Confession und allen denjenigen Rechten ungestört erhalten, die ihnen im Jahre 1621 vermöge des durch den sächsischen Accord bestätigten Majestätsbriefes garantirt worden seien; man solle alle Hemmnisse des evangelischen Cultus beseitigen; die Jesuiten aus Breslau entfernen. — Darauf hin erklärte Trautmannsdorf, daß der Kaiser allerdings gewillt sei, die religiösen Verhältnisse in den Fürstenthümern Brieg, Liegnitz, Münsterberg, Oels und in der Stadt Breslau zu erhalten, wie es die Resolution im Prager Frieden bestimme; doch könne er sich keineswegs dazu verstehen, zur Ausdehnung dieser Bestimmung auf die Erbfürstenthümer, und zur Entfernung der Jesuiten aus Breslau sein Jawort zu geben. Doch ging der Kaiser am Ende darauf ein, daß in den unmittelbaren Erbfürstenthümern Schweidnitz, Jauer und Glogau bei den gleichnamigen Städten eine evangelische Kirche, zum Gebrauch und auf Kosten der dortigen Unterthanen erbaut werden dürfe; auch emancipirte man alle schlesischen Grafen, Freiherrn und Adeligen sammt deren Unterthanen in den Erbfürstenthümern von der Geltendmachung des landesherrlichen Reformationsrechtes, und gestattete ihnen, auf Verwendung der schwedischen Königin hin, daß sie wegen ihres Augsburgischen Bekenntnisses nicht genöthiget sein sollten, ihre Güter herauszugeben oder weg zu wandern; ebenso durften sie ihrem Gottesdienst an benachbarten Orten, die außerhalb des landesherrlichen Gebietes lagen, beiwohnen. — Das Gleiche ward den in Niederösterreich wohnenden Edelleuten zuerkannt. — Die Bewohner der unmittelbaren Städte, die nach dem Wortlaute des Friedens von der dem Adel und dessen Unterthanen zugestandenen Toleranz ausgeschlossen erschienen, erhielten die letztere wenigstens in Schlesien. — Schließlich blieb den Schweden und den evangelischen Reichsständen das Recht, auf einem neuen Reichstage weitere Fürsprache

für ihre Religionsverwandten in den kaiserlichen Erblanden einlegen zu dürfen, falls ihnen solche geboten erschien. —

Zuletzt nach Allen nahm man endlich auch die pfälzische Frage vor[35]). Bayern hatte Alles aufgeboten, dieselbe aus dem Bereiche dieser Unterhandlungen auf einen Specialtag zu verschieben, und erst als dieß Mittel nicht gefruchtet, bot Maximilian all den Einfluß auf, den die Franzosen vermöge ihrer durch ihn errungenen Stellung in die Wagschale legen konnten. — Im Ganzen fand das pfälzische Interesse keinen einzigen energischen Vertreter. Friedrich's V. Erstgeborener, Karl Ludwig, zu der Zeit in London weilend, konnte weiter Nichts thun, als durch seine Abgeordneten — Joachim Kamerarius; Jonas Meisterlin; Philipp Streuf — seine legalen Rechte auf die Pfalz zu betonen: die Schuld seines Vaters dürfe mit nichten gebüßt werden am Sohne. Nach peinlich langwierigen, meist lügenhaften Hin- und Herverhandlungen, zwischen dem Kaiser, Bayern, Schweden und Frankreich zeigte sich für Karl Ludwig als Endschicksal: daß er die erste weltliche Kurwürde sammt der Oberpfalz an Maximilian von Bayern abtreten, und für sich und seine Nachkommen mit einer neu kreirten achten — der letzten unter den weltlichen — statt, und mit der Restitution der Unterpfalz am Rhein sich zufrieden geben, auch einigen benachbarten Bisthümern für mehrere Forderungen an die Pfälzer Lande Genugthuung verschaffen müßte. „Des Friedens wegen" willigte Karl Ludwig, dem von keiner Seite Hülfe zur Bekräftigung eines etwaigen Protestes zu Gebote stand, in diesen Beschluß ein. — So war auch der Kaiser seiner Sorge ledig, möglicherweise, wenn Karl Ludwig auf der Zurückgabe der Oberpfalz beharre, dem Kurfürsten von Bayern das verpfändete Oberösterreich überliefern, die geforderten dreizehn Millionen Thaler Kriegskosten zahlen zu müssen. So stark war Bayern durch Frankreichs Protection, daß ihm selbst die Vernichtung der Religionsfreiheit in der Oberpfalz, die dort bisher zu Recht bestanden, nicht schwer fiel. — Die Donauwörther Angelegenheit ward auf einen nächsten Reichstag hinausgeschoben. —

War nun nach vielfältigen, unerquicklichen Debatten die Frage wegen Amnestie, Restitution und Satisfaction zum Austrage gebracht, so trat man jetzt einer nicht minder heikelen Aufgabe entgegen: den hundertjährigen Parteibeschwerden in den religiösen und kirchlichen Verhältnissen Abhülfe zu verschaffen.

Man weiß, wie hart sich der Handel in diesen Dingen schon in Augsburg 1555 angelassen: mit wie wenig Verstand man dort einen Entscheid getroffen. Der eine Melanchthon hatte de reservato eccle-

siastico das schlichte Wort gesprochen: „menschlich ist kein anderer Weg zur Einigkeit zu gedenken, denn dieser, daß die klare Wahrheit soll für und für mehr Bischöfe, Fürsten und andere Regenten bewegen, diese Lehre anzunehmen und zu pflanzen“[36]). Wie Vieles fehlte, daß dieser große Gedanke in seiner hohen Einfalt sich Durchgang brach zu einem in menschenalter langem Gegensatze erhitzten Geschlecht: und doch vermochte die Realisirung dieses Gedankens allein innere Einheit in Staat und Kirche zu Wege zu bringen.

Und wer mag sagen, daß die jetzt zur zweiten, wohl verbesserten Auflage jenes alten Religionsfriedenswerkes schritten um ein Erkleckliches mehr an Einsicht in das Wesen ihrer Aufgabe mitbrachten, als die Kurfürsten und Stände von anno 1555. —

Doch, verfolgen wir den Gang, welchen die Ordner der Religionsverhältnisse einschlugen.

Nur in Osnabrück ward die Unterhandlung über dieselben zwischen den kaiserlichen und den schwedischen Gesandten und einer eigens kreirten Deputation evangelischer und katholischer Reichsstände gepflogen.

Die Katholiken und Protestanten stellten ihre einseitigen Beschwerden gegen einander[37]).

a. Protestanten.

1. Der geistliche Vorbehalt, vermöge dessen jeder Geistliche und Prälat, der zur evangelischen Lehre übertritt, seine Stelle verliert, behandelt das Bekenntniß derselben wie ein Verbrechen. Da wir nun in diese Ansicht oder gesetzliche Bestimmung nie einwilligten und Maximilian II. sie als streitig zu gütlicher Einigung verwies, so kämpfen wir nicht wider einen anerkannten Rechtsstand, sondern gegen einen lediglich auf Gewalt ruhenden Brauch. Am wenigsten ist dieser Vorbehalt begründet, wenn die Stiftsherren freiwillig einen Protestanten wählen, oder selbst protestantisch werden; sowie man auch nicht vergessen darf, daß die Prälaten Reichsstände sind, und wenn sie gleich die geistliche Stelle aufgeben, darum doch nicht die fürstliche. Stiftungen unsrer Voraltern müssen bei ihren Nachkommen und deren Kirche bleiben, sonst könnte man sie zuletzt wohl gar mit Spaniern oder Italienern besetzen.

b. Katholiken.

1. Der geistliche Vorbehalt ist keine Verletzung der Ehre, des Gewissens oder des Eigenthums, indem Jeder, welcher geistliche Güter benutzt, nur als einstweiliger Inhaber betrachtet werden darf, und Niemand an sich ein Recht oder eine Pflicht hat, Pfründen zu besitzen. Als man sich über diesen Punkt nicht einigen konnte, ward die Entscheidung Kaiser Ferdinand I. eingeräumt, und die Protestanten waren zuletzt bereit, diesen Punkt fallen zu lassen, sofern man die geistliche Gerichtsbarkeit aufhebe. Da dieß geschehen ist folgt bedingungsweise auch jenes; sonst würden die Katholiken lieber gar keinen Frieden geschlossen haben. Wie dem aber auch sei, auf keinen Fall durften die Protestanten zufahren, einseitig entscheiden und den Rechtsstand umstoßen. Selbst nach dem justinianischen Rechte, der Analogie und dem Gebrauche anderer Staaten, welche den Neuerern freie Duldung bewilliget haben, muß man die Forderungen der Protestanten abweisen; wenigstens so

a. Proteſtanten.

2. Das Recht, die religiöſen Angelegenheiten in einem Lande zu ordnen, das Reformationsrecht, ſteht dem Landesherrn zu („cujus regio ejus r.“); ſeiner Anordnung ſind auch die mittelbaren Stifter und Klöſter unterworfen, und er darf geiſtliche Hebungen aus fremden Landſchaften beziehen.

b. Katholiken.

lange abweiſen, bis ſie erlauben, daß Einer der ihrigen, welcher katholiſch wird, ſeine Pfründe behalte und dem Gottesdienſt auf katholiſche Weiſe vorſtehe. Darauf, ob mehrere oder gar alle Stiftsherren proteſtantiſch werden (ein unerhörter Fall), kommt es hierbei gar nicht an, da Alles, was für Einen gilt, auch für Alle gelten muß, und die Beſitzungen der katholiſchen Kirche als ewiges Eigenthum gehören. Ohne geiſtlichen Vorbehalt würde alles Kirchengut ſehr ſchnell in die Hände von Leuten gerathen, die kein Bedenken tragen, aus Eigennutz ihre Religion zu ändern; auch ſind ſelbſt weltliche Beſitzungen, Stimmen und Reichsrechte nur ein Zubehör des Amtes, und der Willkür des Inhabers keineswegs preisgegeben. Am wenigſten endlich kann man es rechtfertigen, wenn ſich Proteſtanten katholiſch anſtellen, geringere Grade geben laſſen, ſo in die Stifter einſchleichen, dann die Religion ändern, und neue Vorſchriften zum Schaden der Katholiken entwerfen.

2. (Ueber das Reformationsrecht würden [abgeſehen von den Wenigen, die dem Papſte oder dem Kaiſer die Entſcheidung zuweiſen wollten] hauptſächlich drei Anſichten aufgeſtellt und vertheidiget. Nach der erſten ſollte man Glauben und Gewiſſen ganz freigeben: denn beide ließen ſich nicht beherrſchen, und Gott habe Niemand dazu berechtiget. Eine aufgezwungene Religion habe gar keinen Werth, und es ſei ſinnlos, nach der Anſicht eines vielleicht thörichten und abergläubigen Menſchen die Anſichten Aller beſtimmen, nach deſſen Wechſeln oder Beharren Alle zum Wechſeln oder Beharren anhalten zu wollen. Manche Länder hätten zufolge dieſer Lehre ſeit der Reformation zehnmal ihre Religion ändern müſſen. — Die zweite Partei behauptete: Ordnung und Religion dürfen nicht von der Willkür jedes Einzelnen abhangen, ſie müſſen nach den Geſetzen und dem Brauche von Jahrhunderten unwandelbar feſt gehalten werden. In

a. Proteſtanten.

b. Katholiken.

dieſem Sinne rotteten die frommen Judenkönige, und mit Recht, den Götzendienſt aus; mit Recht gibt man Kranken ſelbſt wider ihren Willen die bitterſte Arznei, und dieſe bedanken ſich dafür, ſobald ſie die rechte Einſicht gewinnen. Furcht iſt oft der Anfang der Weisheit, und zu Recht und Wahrheit darf man Widerſpänſtige auch zwingen. — Die dritte Partei wollte das unbedingte Reformationsrecht jedem Fürſten beilegen, und ohne Rückſicht auf die Denkart und den Glauben der einzelnen Einwohner nur den Landſtänden eine Mitberathung und Beiſtimmung zugeſtehen. — Dieſe Erwägungen führten die Katholiken zu der officiellen Entgegnung auf Nr. 2.) Wenn jeder proteſtantiſche Fürſt das Reformationsrecht in Anſpruch nimmt, ſo ſteht es auch jedem katholiſchen zu, und es iſt gar nicht zu rechtfertigen, daß jene an dieſen tadeln, was ſie täglich ſelbſt üben, oder gar unvernünftigerweiſe behaupten: der Kaiſer habe hiezu in ſeinen eigenen Staaten weniger Recht, als jeder kleine Reichsſtand. Nur zu oft ſetzten wenige Proteſtanten in Städten ihre Anſichten wider den Willen der Mehrzahl durch; es verſtatteten proteſtantiſche Reichsritter allen ihren Unterthanen (im Widerſpruch mit den Geſetzen) freien Gottesdienſt, welchen man umgekehrt ſelbſt katholiſchen Rittern in proteſtantiſchen Landen verſagte. Die Einziehung von Mediatſtiftern und Klöſtern iſt den Proteſtanten durch den Religionsfrieden keineswegs nachgelaſſen; auch geben ſie ja ſelbſt zu, daß die Religion nicht Grund und Veranlaſſung ſein ſoll, Güter und Beſitzungen zu verlieren. Wenn man den Laien das Recht des Verkaufs ihrer Güter und der Auswanderung zugeſteht, wie viel mehr ſind Geiſtliche und Stifter hierzu berechtiget. An kirchliche Einnahmen aus fremden Ländern (mögen ſie unmittelbaren oder mittelbaren Stiftern zugehören) würden die Proteſtanten nur Anſpruch machen können, ſofern ſie bereits im

a. Protestanten.	b. Katholiken.
	Jahre 1552 in Besitz waren; jedenfalls läßt sich diese Forderung umkehren, und auch für die Katholiken hinstellen.
3. Den evangelischen Unterthanen katholischer Stände soll freier Gottesdienst um so weniger verweigert werden, da das als Wohlthat ihnen verstattete Auswanderungsrecht die härteste Tyrannei und die schrecklichsten Mißbräuche in sich schließt. Auch sollen etwaige Bewilligungen nicht bloß für Vornehme, sondern für alle Klassen von Bewohnern eintreten.	3. Durch Gesetze hat man den protestantischen Unterthanen katholischer Landesherren nicht die Wahl gelassen, ob sie auswandern wollen, oder nicht; sondern die Entscheidung darüber steht den Fürsten zu, und eine angebliche, hievon verschiedene Erklärung Kaiser Ferdinand's I. ist den Katholiken unbekannt, und von ihnen nie angenommen. Keiner darf sich also um die religiösen Verhältnisse in anderen Ländern bekümmern, und nirgends ist die Wahl der Religion in die Hände der Unterthanen gelegt. Von einer Duldung der Protestanten in allen katholischen Ländern würde erst dann die Rede sein können, wenn sie dieselbe in ihren Ländern den Katholiken zugestänben.
4. Die Mehrheit der Stimmen kann in Religionssachen nicht entscheiden, die päpstliche und bischöfliche Gerichtsbarkeit muß in protestantischen Ländern aufhören, der Religionsfriede richtig gedeutet, und das Restitutionsedict aufgehoben werden.	4. Die Mehrheit der Stimmen muß, sobald ein Staat nicht zu Grunde gehen soll, in der Regel entscheiden; und wenn die Protestanten den alten Glauben nach dieser Regel abgeschafft haben, wie dürfen sie ihre Gültigkeit in ähnlichen Verhältnissen bestreiten. Der Bischöfe geistliche Gerichtsbarkeit ist nur insofern aufgehoben, als sie mit protestantischen Einrichtungen ganz unverträglich erscheint; sie kann und soll in manchen andern Beziehungen, z. B. bei Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, zur Anwendung kommen. Den Religionsfrieden erkennen die Katholiken an, nicht aber die willkürlichen Eingriffe der Protestanten, welche das Restitutionsedict herbeiführten und nöthig machten.

Man sieht, die großen religiös-kirchlichen Gegensätze, welche drei Menschenalter in Gährung und Kampf gehalten, traten hier noch einmal in ihrer schroffsten Gestalt wider einander. Und unbestreitbar stand der Protestantismus, wenn man nach prosaischem Juristenrechte über ihn urtheilen wollte, auf jedem Punkte des Rechtsbodens dem Katholicismus angreifbar entgegen; es hat nicht an Schriftstellern gefehlt — ich nenne nur den einen, Karl Adolph Menzel —, welche über

Katholicismus und Proteſtantismus in dieſer Art zu Gericht ſaßen. — Allein wenn es ein hiſtoriſches Recht gibt, das durch der Zeiten Nothwendigkeit ſich geltend macht im Gegenſatz zum altbeſtehenden „hiſtoriſchen Rechte", ſo muß ſolches Recht mit Fug dem Proteſtantismus vindicirt werden; jene charakterloſe Parteiloſigkeit etlicher Geſchichtſchreiber aber müßte, wollte ſie ſich conſequent bleiben, auch im Kampfe des Chriſtenthums mit der vorchriſtlichen Welt nothwendig der Berechtigung des Heidenthums gegenüber jenem das Wort reden.

Die Beſchwerden beider Parteien concentrirten ſich ſonach vornehmlich in den Fragen: ob der geiſtliche Vorbehalt die Proteſtanten binde; und ob das im Augsburger Religionsfrieden den Landesherren zuerkannte Reformationsrecht den urſprünglich geſetzten Termin von Anno 1555 nicht überſchreiten dürfe. Das Andere war von minderem Belang.

Daß die Proteſtanten ſich hierin den Ferdinand'ſchen Beſtimmungen, wie ſie das Reſtitutionsedict und der prager Friede enthielten, nicht bequemen würden, ſtand nach den letzten Jahren eines ihnen günſtigen Waffenglückes zu erwarten; daß auf der andern Seite die Katholiſchen ſich einen Verzicht auf die ſeit Ferdinand's Maßregeln eingezogenen geiſtlichen Güter nur nach hartem Strauß würden abringen laſſen, war ebenſo begreiflich.

Und die Vorwürfe, die ſich die beiden Parteien gegenſeitig zuwarfen, ließen keinen freundlichen Austrag der kirchlichen Fragen hoffen. Die Proteſtanten hielten es für einen Glaubensartikel, ihre Sache, als die da allein Wahrheit und Recht für ſich habe, unnahbar feſtzuhalten; zeigten doch die Erfahrungen eines ganzen Jahrhunderts, daß den Katholiken kein Mittel zu furchtbar ſei, das ſie nicht gegen den doch unvertilgbaren Proteſtantismus zu deſſen Rückzwängung in den Katholicismus anzuwenden im Stande wären. — Hinwiederum warf man den Proteſtanten vor, daß, was ſie Freiheit nennen, im Grunde nur individuelle Willkür ſei, und Spaltungen erzeuge.

Es begreift ſich, daß die Franzoſen an ſolchem Gezänke ihre Luſt hatten, hier die Katholiken gegen die Proteſtanten, dort dieſe gegen jene beriethen.

Um endlich zu einem beſtimmten Reſultate zu kommen, überreichten die Proteſtanten im Februar 1646 folgende Vermittelungsvorſchläge: — zwar ſollten der Paſſauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede in fortgültigem Rechte beſtehen; aber der geiſtliche Vorbehalt müſſe wegfallen; dafür ſollten alle Bisthümer, Stifter, Abteien, Klöſter in der Faſſung bleiben, wie ſie Anno 1618 geweſen; der den Prote-

ſtanten hierbei zufallende Theil erhalte Sitz und Stimme auf dem Reichstage; ebenſo müſſe der Beſitz der mittelbaren geiſtlichen Güter nach der Norm von 1618 geregelt werden; den Jeſuiten dürfe von alle dem Nichts eingeräumt werden; das Reſtitutionsedict trete fortan außer Geltung; Niemand ſolle künftig mehrere Stifter und Pfründen beſitzen; allen Proteſtanten müſſe in katholiſchen Ländern wenigſtens Privatgottesdienſt geſtattet, der Genuß der bürgerlichen Rechte eingeräumt werden; zur Auswanderung dürfe man die Proteſtanten nicht zwingen.

Dem entgegen beharrten die Katholiken beim geiſtlichen Vorbehalt, und bei dem Rechte, proteſtantiſche Unterthanen verweiſen zu dürfen; — doch möge den Proteſtanten auf vierzig Jahre verbleiben, was ſie am 12. November 1627 an geiſtlichen Gütern beſeſſen hätten.

Wieder war es der raſtloſe ſtaatsmänniſche Eifer und Tact des wackeren von Trautmannsdorf, der Bahn brach. Die beiden ſächſiſchen Geſandten, Piſtoris und Leuber, hatten als das entſcheidende Theiljahr in Sachen des geiſtlichen Vorbehaltes das Jahr 1624 (1. Januar) vorgeſchlagen: dadurch ward die Streitfrage, welche der beiden Parteien auf ein Kirchengut rechtlichen Anſpruch zu machen habe, beſeitigt, und es handelte ſich nur noch um definitive Feſtſtellung des Beſitzſtandes, wie er im „Normaljahr" 1624 geweſen: dann erſt ſollte für beide Parteien die Beſtimmung des geiſtlichen Vorbehaltes in Kraft treten, daß keine geiſtliche Perſon ihre Religion wechſeln könne, ohne hierdurch ihrer klerikalen Stellung und der daran geknüpften Pfründen und Einkünfte verluſtig zu gehen.

So kamen denn an die Evangeliſchen, neben dem mittelbaren Kirchengut, das die Fürſten und Stadtmagiſtrate ſich längſt angeeignet, als unmittelbare Stifter: die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen; die Bisthümer Lübeck, Osnabrück (abwechſelnd), Halberſtadt, Verden, Meißen, Naumburg, Merſeburg, Lebus, Brandenburg, Havelberg, Minden, Kamin, Schwerin, Ratzeburg; die Abteien Hirſchfeld, Walkenried, Gandersheim, Quedlinburg, Hervorden, Gernrode. — Die Katholiſchen behielten: die vier Erzſtifter Mainz, Trier, Köln und Salzburg; die Bisthümer Bamberg, Würzburg, Worms, Eichſtädt, Speyer, Straßburg, Konſtanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freiſingen, Regensburg, Paſſau, Trient, Brixen, Baſel, Münſter, Osnabrück (abwechſelnd), Lüttich und Chur; die Abteien Fulda, Kempten, Ellwangen, Berchtolsgaden, Weiſſenburg, Prüm, Stablo und Korvey; und die beiden Fürſtenthümer des deutſchen Johanniterordens.

In allen Erzbisthümern und Bisthümern und in den unmittelbaren Stiftern sollten die Rechte der Wahl und der Postulation nach eines jeden Ortes Gewohnheiten und alten Statuten unwandelbar bleiben, wofern dieselben den Reichsgesetzen, dem Passauer Vertrage, dem Augsburger Religionsfrieden und der gegenwärtigen Uebereinkunft nicht zuwider liefen, auch in Rücksicht auf die den Protestanten verbleibenden Bisthümer nichts ihrem Bekenntniß Widerstrebendes enthielten. — Dadurch war mittelbar den protestantischen Bischöfen das Recht der Verheirathung und die Emancipation von der päpstlichen Bestätigung zuerkannt.

Damit in solchen Bisthümern und Kirchen, wo die Katholiken und Protestanten gemeinsame Rechte genossen, durch das Stimmenmehr der einen Partei die andere bei irgend einer Festsetzung nicht in Nachtheil komme, sollten alle Zusätze zu den alten Statuten, welche irgendwie dem Gewissen und Rechte der einen Partei zu nahe treten könnten, wegfallen.

Alle Postulirten oder Erwählten sollten in ihren Kapitulationen das Versprechen geben, die angenommenen geistlichen Fürstenthümer, Würden und Beneficien nicht erblich besitzen, noch darnach trachten zu wollen, sie erblich zu machen; vielmehr solle Wahl, Postulation, Deklaration stets frei bleiben.

Diejenigen Protestanten, welchen in ihren unmittelbaren geistlichen Gütern Annaten, Palliengelder, Confirmationsgebühren, päpstliche Monate und dgl. abverlangt würden, sollten, von wem immer solche Forderungen ausgingen, zu deren Erfüllung nicht verpflichtet sein; in den gemischten Capiteln sollte nur der katholische Capitular derlei Forderungen über sich nehmen müssen, wofern sie anders auf Brauch oder Recht fußten.

Die protestantischen Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten sollten vom Kaiser auf einen binnen Jahresfrist beizubringenden beglaubigten Ausweis über ihre Wahl oder Postulation, und nach Leistung der gewöhnlichen Lehenspflicht sofort investirt werden, jedoch außer der herkömmlichen Taxe noch deren Hälfte entrichten, damit sich so das Palliengeld der katholischen Geistlichen ausgleiche.

Die protestantischen Bischöfe, ihre Capitel oder Administratoren, sollten auf alle allgemeinen und besonderen Reichsversammlungen mit gleichem Stimmrechte gelassen sein, wie es ihnen vor dem Religionsstreite zugestanden; übrigens sollten sie nur den Titel führen: „Zum Erzbischof, Abt u. dgl. Erwählte oder Postulirte," und ihren Sitz auf einer mittleren Querbank zwischen den geistlichen und weltlichen Reichsständen einnehmen.

Wo dem Kaiser bei Verleihung von Stiftspräbenden bisher das Recht der ersten Bitte zugestanden, solle ihm diese Befugniß auch ferner bleiben; doch möge man bei Besetzung von Stellen der Art durch Stellung und Talent ausgezeichnete Personen besonders bevorzugen, wofern es den Absichten der Stiftungen nicht zuwidergehe.

Am meisten Schwierigkeiten bei der Festsetzung der kirchlichen Bestimmungen machte das s. g. „Reformationsrecht" der Fürsten.

Daß dieser Punct nur die protestantischen und nicht die katholischen Fürsten angehen konnte, weiß man aus der historischen Entwickelung des Protestantismus, und aus den Bestimmungen des Tridentinums.

Lutheraner und Reformirte standen sich in diesen Verhandlungen, die vom Januar 1647 bis zum März 1648 sich hinzogen, lange unentschieden gegenüber, bis endlich Salvius, nach wohl zehnmaliger Umschmelzung, folgenden Artikel über diesen Punct in das Friedensinstrument (I. P. O.: Art. VII.) brachte.

„1. Es ist von der kaiserlichen Majestät und sämmtlichen Reichsständen einmüthig beliebt worden, daß alle Rechte oder Wohlthaten, welche sowohl alle anderen Reichsconstitutionen als der Religionsfriede und dieser öffentliche Vertrag und in demselben die Entscheidung der Beschwerden den katholischen und den der Augsburgischen Confession zugethanen Ständen und Unterthanen zueignen, auch denen, welche Reformirte genannt werden, zukommen sollen; jedoch sollen bei den Ständen, welche als Protestanten bezeichnet werden, sowohl die untereinander als mit ihren Unterthanen getroffenen Vergleiche, Privilegien, Reverse und Verfügungen über die Religion, deren Ausübung und Zubehör, wie auch eines Jeden Gewissensfreiheit unverletzt bleiben. Weil aber die Religionsstreitigkeiten, welche unter den Protestanten obschweben, bisher nicht beigelegt, sondern auf weiteren Vergleich vorbehalten worden sind, und also die Protestanten zwei Theile ausmachen, so haben beide über das Recht zu reformiren (jus reformandi) den Vergleich getroffen, daß, wenn ein Fürst oder ein anderer Landesherr, oder der Patron einer Kirche, künftig zu des andern Theiles Religion treten, oder ein Fürstenthum oder eine Landschaft, wo der andere Theil jetzt seine öffentliche Religionsübung hat, entweder durch Erbrecht oder kraft gegenwärtiger Friedenshandlung, oder sonst unter einem andern Titel überkommen oder wiedererlangen würde, sie zwar selbst ihrer Confession Hofprediger, ohne der Unterthanen Beschwerung und Nachtheil, bei sich und in ihrer Residenz halten mögen; aber es soll nicht erlaubt sein, die öffentliche Religionsübung, die bis dahin angenommenen Kirchengesetze oder Verfassungen zu ändern, oder die Kirchen, Schulen,

Hospitäler oder dahingehörigen Einkünfte, Pensionen und Stipendien den Vorigen zu entziehen und ihren Religionsverwandten zuzueignen, oder unter dem Vorwande der Landesherrlichkeit, des bischöflichen Rechtes oder sonst irgend einem Vorwande den Unterthanen Diener einer anderen Confession aufzudringen, und auf irgend eine andere Weise unmittelbar oder mittelbar die andere Religion, zu hindern oder etwas zu ihrem Nachtheile zu thun. Und damit dieser Vergleich desto fester gehalten werde, so soll im Fall einer solchen Veränderung den Gemeinden selbst vergönnt sein, befähigte Schul- und Kirchendiener zu präsentiren, wenn sie aber das Präsentationsrecht nicht haben, sie namhaft zu machen, und sollen diese Schul- und Kirchendiener von dem öffentlichen Consistorio oder Ministerio des Ortes, wenn dieselben mit den präsentirenden oder nominirenden Gemeinden von einerlei Religion sind, in Ermangelung solcher aber an dem Orte, welchen die Gemeinden selbst erwählen mögen, geprüft und ordinirt, und nachher von dem Fürsten oder Landesherrn ohne Weigerung bestätiget werden. 2. Wenn aber eine Gemeinde, im eintretenden Fall einer Veränderung, die Religion ihres Herrn annehmen und begehren würde, auf ihre Kosten die Religionsübung, welcher der Fürst oder Herr zugethan ist, zu halten, so soll ihm frei stehen, ihr solches zu gestatten, jedoch ohne der übrigen Nachtheil, und diese Freiheit soll von seinem Nachfolger ihr nicht wieder entzogen werden. Aber die Consistorien, die Kirchenvisitatoren, die Professoren der Theologie und Philosophie auf Schulen und Universitäten sollen nur der Religion zugethan sein, welche zu derselben Zeit an jedem Orte öffentlich angenommen ist. Sowie aber alles Erwähnte von künftigen Veränderungen zu verstehen ist, also soll es den Rechten, welche den Fürsten von Anhalt und Aehnlichen [38]) („juribus principum Anhaltinorum et similium") zustehen, nicht zum Nachtheil gereichen. Es soll aber außer den benannten Religionen keine andere im heiligen römischen Reiche angenommen oder geduldet werden („sed praeter religiones supra nominatas nulla alia in sacro imperio romano recipiatur vel toleretur")."

Eine Protestation, die der sächsische Kurfürst gegen diese Fassung des Reformationsartikels unterm 14. Juni 1648 durch seinen Gesandten Leuber an den Congreß ergehen ließ [39]), schien das mühsam zu Stande gekommene Werk nochmals peinlich in Frage zu stellen; doch unterzeichnete auch Sachsen, als es erfahren, daß der Kaiser das einmal Bewilligte nicht wieder in Zweifel gezogen wissen wolle.

Während so den Fürsten die Wahl unter den drei Bekenntnissen offen blieb, mußten die Reichsstädte bei derjenigen Religionsform ver-

harren, welche in jeder derſelben bis 1624 herrſchend geblieben, oder zur Herrſchaft gelangt war; Alles mußte zurückgeſchraubt werden auf den „dies et annus decretorius“: war damals die Stadt evangeliſch, oder katholiſch, oder gemiſcht, ſo mußte ſie's auch jetzt ſein oder werden.

So waren denn rein katholiſch: Köln, Aachen, und ein paar kleinere Reichsſtädte in Schwaben.

Rein evangeliſch-lutheriſch: Nürnberg mit Gebiet, Frankfurt a. M., Regensburg, Hamburg, Lübeck, Worms, Speyer, Straßburg, und etliche andere elſäſſiſche Reichsſtädte; Wetzlar, Hall in Schwaben, Heilbronn, Goßlar, Mühlhauſen, Nordhauſen, Ulm, Lindau, Nördlingen, Reutlingen, Schweinfurt, Wimpfen u. a.

Rein reformirt: Bremen.

In den gemiſchten Reichsſtädten: Augsburg [40]), Dünkelſpühl, Ravensberg, Biberach und Kaufbeuern, wurden die Magiſtrate durch Glieder beider Confeſſionen in gleicher Zahl beſtellt.

Das Princip der Religionsgleichheit fand ſeine Durchführung auch im Reichskammergericht; mit ſeinen vier vom Kaiſer zu ernennenden Präſidenten, und mit den 48 von den Reichsſtänden zu präſentirenden Beiſitzern; doch war der Kaiſer ungebunden in der Wahl der zwei Präſidenten, die er außer jenen vier zu ernennen befugt war; ſo daß die Zahl der katholiſchen Beiſitzer 26, die der proteſtantiſchen 24 betragen konnte. — Uebrigens ward den Evangeliſchen zugeſtanden, daß, ſo oft in Rechtsſachen zwiſchen Parteien verſchiedenen Bekenntniſſes zu urtheilen ſei, in der Wahl der Beiſitzer nur das Princip der völligen Gleichheit der Confeſſionen Geltung haben dürfe.

Nachdem auf dieſe Weiſe ein endlicher Austrag in den kirchlichen Fragen gefunden worden war, blieb noch das Bedenken übrig: wie mag ſich die Curie zu dieſen Beſtimmungen ſtellen, die das Princip ihrer Alleinherrſchaft beeinträchtigen; denn daß der Papſt namentlich die reichlich vollzogene Säculariſation ſo gleichgültig hinnehmen werde, ſtand mit nichten zu erwarten.

Um daher das kirchliche Friedenswerk nicht gleich von vornherein durch dieſe im Hintergrunde drohende Proteſtation zu paralyſiren, ſetzte man feſt [41]): „daß gegen den Vertrag, oder einen Artikel deſſelben keine geiſtlichen oder weltlichen Rechte, weder allgemeine, noch beſondere Decrete der Concilien, weder Privilegien, Indulte, Edicte, Commiſſionen, Inhibitionen, Mandate, Decrete, Reſcripte, Litispendenzen, Sentenzen, Judicate, kaiſerliche und andere Capitulationen, Regeln oder Exemtionen der Ordensleute, weder vormalige noch künftige Proteſtationen, Einſprüche, Appellationen, Inveſtituren, Transactionen, Eide, Renuncia-

tionen, noch irgend welche Verträge, noch weniger das Edict von 1629, der Prager Vertrag mit seinen Anhängen, noch die Concordate mit den Päpsten, noch das Interim von 1548, noch andere geistliche oder weltliche Statute, Decrete, Dispensationen, Absolutionen oder andere Ausflüchte, unter welchem Namen und Schein dieselben erdacht werden möchten, angezogen, gehört oder zugelassen werden sollen. Wer dem Vertrage mit Rath oder That entgegenhandeln, oder der Vollziehung desselben sich widersetzen würde, er sei geistlich oder weltlich, sollte der Strafe des Friedensbruches nach Recht und That verfallen."

Dieser Protestation suchte man dadurch noch größeres Gewicht zu verschaffen, daß man im Vertrage alle Fürsten und Staaten Europas, selbst den Großfürsten von Moskau nicht ausgeschlossen, mit in den Vertrag aufnahm; und es war wie ein ironischer Contrast, daß nur der Sultan und der Papst ausgeschlossen waren.

Der geistliche Diplomat beim Congresse, der päpstliche Nuntius Fabian Chigi, legte in der That sofort nach dem Friedensschluß, am 26. October, einen Protest nicht sowohl gegen den Frieden an sich, als vielmehr gegen alle diejenigen Punkte ein, welche der katholischen Kirche nachtheilge Bestimmungen enthielten; wie er denn auch den Verhandlungen, um ihnen durch seine Gegenwart keine Gültigkeit zu verschaffen, sich mehrmals entzogen hatte.

Diesem Protest folgte einen Monat später — am 26. November 1648 — vom Papst Innocenz X. die Bulle „Zelo domus Dei". — „Mit Schmerzen haben wir", so lautet sie im Wesentlichen, „von den Beschlüssen Nachricht erhalten, welche zu Osnabrück und zu Münster gefaßt worden sind. Dieselben enthalten Bestimmungen, durch welche die katholische Religion, der Gottesdienst, der apostolische Stuhl, die römische und die ihr untergeordneten Kirchen, der geistliche Stand, die Jurisdiction, Autorität, die Freiheiten, Privilegien, Besitzungen, Güter und Rechte der katholischen Kirche sehr beeinträchtiget und in großen Nachtheil versetzt worden sind. Es werden darin die von den Häretikern in Besitz genommenen Kirchengüter ihnen und ihren Nachfolgern auf immer zuerkannt; die Anhänger der Augsburgischen Confession erhalten an den meisten Orten freie Religionsübung und die Erlaubniß, Kirchen zu errichten; sie theilen sich mit den Katholischen in die öffentlichen Geschäfte, in einige Erzbisthümer, Bisthümer, Dignitäten und kirchliche Beneficien, sowie in das Recht der ersten Bitte, welches der apostolische Stuhl dem Kaiser Ferdinand zugestanden hat. Dagegen werden wir von unseren Rechten in Betreff der Annaten, Palliengelder, der päpstlichen Monate und Reservationen bei den protestantischen Kirchengütern

ausgeschlossen; die Bestätigung der Wahlen oder Postulationen auf den angemaßten Erzbisthümern, Bisthümern und Prälaturen wird der weltlichen Obrigkeit genannter Confession zugetheilt; mehrere Erzbisthümer, Bisthümer, Klöster, Propsteien, Balleien, Commenden, Canonicate und andere Beneficien und Kirchengüter werden den häretischen Fürsten und ihren Erben, sogar mit aufgehobenem kirchlichem Ernennungsrecht, als weltliche Lehen für immer zuerkannt. Man will gegen diesen Friedensschluß und gegen irgend einen Artikel desselben nicht die mindeste Einsprache gelten lassen, welche vermittelst der bestehenden kirchlichen und bürgerlichen Rechte und Verträge erhoben werden könnte, und die feierlichen und öffentlichen Protestationen, welche unser Legat, der Bischof Fabius, im Namen des apostolischen Stuhles wiederholend einlegte, sind unbeachtet geblieben. Darum erklären wir, kraft der uns verliehenen oberhirtlichen Sorgfalt, daß die beiden angezogenen Friedensinstrumente und alle Artikel derselben, welche der katholischen Religion, dem Gottesdienste, dem Seelenheile, dem apostolischen Stuhle, der römischen und den ihr untergeordneten Kirchen, dem geistlichen Stande, den Dienern, Gütern, Gerechtsamen, Freiheiten, Privilegien, Immunitäten und Rechten der Kirche auch nur im Mindesten irgend einen Nachtheil bringen oder gebracht haben, oder als nachtheilig gedeutet oder ausgelegt werden können, null und nichtig, ungültig und ungerecht, verworfen und wirkungslos sein und bleiben sollen („potestatis plenitudine penitus damnamus, reprobamus, cassamus, annullamus, viribusque et effectu vacuamus"), und daß weder eine eidliche Verpflichtung auf dieselben bindend sein, noch ein unvordenklicher Besitz denselben jemals Gültigkeit verschaffen soll [42])."

Gewiß, der Geist eines Gregor, eines Innocenz tritt aus diesen Worten entgegen; und Innocenz X. hatte an seinem Theil seine Pflicht erfüllt. Nur war die inhaltschwere Frage, ob dieser Geist völkeraufregenden Fanatismus in diesem Momente auf empfänglichen Boden traf. — Vielmehr, dieser Protest prallte allenthalben erfolglos ab. Die Fürsten allzumal waren des langen Kampfes übersatt. Das Volk, das in Deutschland umherwankte, hatte kein Interesse an den materiellen Verlusten des Papstthums; und schwerlich möchte es, wie es durch eine furchtbare Schicksalsruthe ein Menschenalter hindurch bis zur Erschöpfung gepeitscht worden war, sich in diesem seinem Siechthum, auch wenn es um höhere Güter galt und der tiefe Zwiespalt von ihm genommen war, stark oder versucht genug gefühlt haben, aus Kampf im Kampf zu schreiten. Die Verbreitung der Bulle war überdies durch den Mangel geordneten Verkehrs erschwert; und Ferdinand, so katholisch

er war, gewann es über sich, einen Wiener Buchdrucker, der den Wisch abgedruckt hatte, zu Gefängniß und Geldstrafe zu verurtheilen. Die geistlichen Fürsten zeigten sich gleichfalls lau; der Erzbischof Johann Philipp von Mainz, wie er ein eifriger Förderer des Friedenswerkes gewesen, nahm den Nothschrei der Curie gleichgültig hin.

Es war keins der bedeutungslosesten Zeichen der Zeit, und keine ihrer kleinsten Errungenschaften, daß die Curie in diesem Moment so ohnmächtig vor der Welt dastand.

Mit der Erledigung der kirchlichen Fragen war die Arbeit des Congresses um ein Bedeutendes vorgerückt, aber sie war noch nicht am Ende; noch hatten die politischen Fragen nicht ihren endgültigen Austrag gefunden; man war mit Frankreich noch zu keinem definitiven Abkommen gelangt.

Frankreich hatte an den kirchlichen Verhandlungen, die in Osnabrück unter Schwedens Vorsitz zu Ende gebracht worden waren, keinen Antheil genommen; nur daß es, trotz seiner Theilnahmlosigkeit, den confessionellen Zwiespalt hier und da schadenfroh zu eigenem Nutzen ausbeutete; die kirchlichen Bestimmungen, wie sie in Osnabrück waren getroffen worden, wurden schließlich auch von den Franzosen als gültig in den Münsterschen Vertrag eingerückt [43]).

Um so rühriger bezeigten sich die französischen Diplomaten in Münster, dem deutschen Reichskörper eine möglichst unbehülfliche Fassung zu geben, dem deutschen Kaiser als solchem kaum noch einen Bettel von Macht zu lassen. Zu dem Ende ward festgesetzt, daß jeder Kurfürst, Fürst, Stand in seinen alten Rechten, Vorrechten und Freiheiten, Regalien und Besitzungen bestätigt, auch die Landeshoheit in geistlichen und weltlichen Dingen ihm als ein allgemeines Regierungsrecht, an dessen Ausübung ihn Niemand hindern könne, zugesprochen [44]). Ferner sollten die einzelnen Reichsstände sowohl unter einander, als auch mit fremden Potentaten Verträge und Bündnisse eingehen können; nur durften dieselben dem Kaiser und Reich keinen Eintrag thun, nicht wider den gemeinen Frieden gerichtet sein, noch auch der Eidespflicht zuwiderlaufen [45]). — Die Reichsritterschaft und die Reichsstädte wurden zum Rang der übrigen Reichsstände erhoben. — War auf diese Weise ein seit lange faktischer Zustand, die Unabhängigkeit der Territorialhäupter, ihre Emancipation vom kaiserlichen Ansehen, die Umwandlung des monarchischen Staatskörpers in einen föderalistischen, zu politischer Rechtsgeltung gelangt; so mußte andererseits Alles darauf hinzielen, den Kaiser auch des letzten Schimmers seiner Machtstellung zu entkleiden, und mit den Spolien die Landeshäupter auszustatten. Daher

ward festgesetzt, daß der Kaiser fortan für sich selbst kein Gesetz geben, noch erklären; daß er keinen Krieg beschließen; keine Steuer auflegen; keine Werbungen veranstalten; keine Truppen einquartieren; keine Festungen in reichsständischem Gebiete aufführen; keinen Frieden und keinen Bund schließen dürfe, es sei denn mit Einwilligung des Reichstages, und nach Stimmgebung der Reichsstände [46]). — In Sachen der Stimmgebung aber waren die Reichsstände nicht gemeint, die Macht der Stimmenmehrheit in allen Stücken anzuerkennen, da ja im Fürstenrath die katholischen Stimmen bei Weitem die Mehrzahl ausmachten; deshalb kam man darauf hinaus, daß in Religionssachen und in all denjenigen Punkten, in welchen die Stände nicht als einheitliche Körperschaft gelten könnten, das Stimmenmehr ungültig, und ein Entscheid allein durch friedliches Abkommen der Parteien zu treffen sei.

All das hieß nichts Anderes, als einem bisher schon hart keuchenden Staatskörper vollends die Lebensluft abschneiden: denn ein Reich, in welchem die faktische Ohnmacht den Vorsitz führte, in welchem den Stimmen seiner Stände kein entscheidendes Moment zusteht, in welchem die letzten Werkzeuge, die etwa ein Verhältniß zwischen Kaiser und Nation erhalten konnten — die beiden Reichsgerichte: das Kammergericht und der Reichshofrath — wegfielen, und auf die Separatterritorien verpflanzt wurden, brauchte gewiß keine weiteren Zersetzungsmittel zu sicherem Absterben.

Eins jedoch hatten wenigstens die evangelischen Reichsstände abzuhalten versucht, damit Kaiser und Reich nicht die Hefe des Schandbechers kosten sollten: grundsätzlich hatte der Congreß auf Lahmlegung des österreichischen Hauses und der ihm zustehenden Kaisermacht hingearbeitet; Oesterreich selbst hatte bereitwillig dem Gebote des Friedens das Elsaß an Frankreich geopfert: — damit nun das Elsaß wenigstens nicht vom Reichskörper logetrennt ward, stellten die Protestanten den Antrag, daß die an Frankreich zu concedirenden Territorien Reichslehen bleiben müßten: so gehe doch das Elsaß nicht ganz verloren, und falle ein neuer Glanz auf Oesterreich, als Lehnsherrn eines so mächtigen Königs, zurück; auch ward in den evangelischen Kreisen überlegt, daß dann Frankreich gegen die Hugenotten glimpflich verfahren müsse, und zugleich ein Gegengewicht gegen das immer noch mächtige Oesterreich gefunden sei; Bayern meinte, besser sei, einen katholischen Reichsstand, als den Schweden neben sich zu haben, der nur die Schale des Protestantismus wieder sinken machen könnte. — Wider Erwarten bezeigte der Wiener Hof kein sonderliches Interesse an der Reichslehnschaft Frankreichs; vielmehr ging sein Streben dahin, Frankreich mög-

lichst von den Angelegenheiten des Reiches fern zu halten, und lieber Elsaß ganz fahren zu lassen, als solch einen bedrohlichen Monarchen zum reichsstandschaftlichen Genossen zu haben. — Die französischen Diplomaten waren getheilter Meinung: d'Avaux hielt die Reichslehnschaft, Servien den unbedingten Besitz des Elsaß für das Vortheilhaftere. Der Pariser Hof fand zuletzt Servien's Vorschlag ehrenvoller, da es sich z. B. mit der Würde der französischen Krone nicht vereinigen wolle, daß Frankreichs König vom Kaiser in den Bann gethan werde, — und man zudem immer noch sein politisches und militärisches Uebergewicht als guten Einsatz für sich habe. — Was aber Oesterreich stets erzielt hatte, Abhängigmachung seines Friedens mit Frankreich von der Bedingung, daß dieses auch gegen Spanien sein Schwert in die Scheide stecke, und in der lothringischen Angelegenheit einen Ausweg schaffe; das war nicht zu erreichen; obgleich Ferdinand III. an Spanien sein Wort verpfändet hatte, er werde nicht eher Frieden mit Frankreich schließen, als bis er von diesem ein Gleiches für Spanien ausgewirkt, so sah er sich jetzt doch durch die Abneigung aller Kurfürsten gegen Spanien und durch ihr Dringen auf Frieden zum Abschluß ohne Spanien hingetrieben. — Am 11. (21.) November 1647 kam zu Münster der Artikel in Betreff der Abtretung des Elsaß an Frankreich zwischen den kaiserlichen und den französischen Diplomaten in seiner endgültigen Fassung zu Stande. — Eine nachträglich von der Reichsdeputation beantragte Aenderung der Artikelfassung, die von einer unbedingten Abtretung Nichts wissen wollte, fand keine Berücksichtigung. —

Der 30. Januar 1648 brachte auch den Friedstand zu Wege zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden; Ersteres garantirte den Letzteren gänzliche Unabhängigkeit der Provinzen; überließ ihnen alle Eroberungen in Flandern und Brabant und in den fremden Welttheilen; verstand sich dazu, die Schelde sammt allen Kanälen und Seemündungen verschließen zu lassen. Zugleich anerkannte dieser Friede mittelbar die Autonomie der vereinigten Niederlande gegenüber dem deutschen Reiche, das denn auch den Wegfall der niederländischen Provinzen stillschweigend hinnahm; es war schon zu lange her, daß man durch gemeinsames Geschick einander verwandt gestanden, als daß jetzt auch nur daran hätte gedacht werden mögen, Anstrengung für Erhaltung dieses Theiles beim deutschen Reiche zu machen.

Ein anderer Friedensartikel — vom 14. Mai 1647 — brachte unter Frankreichs Fürwort auch den seit Maximilian I. thatsächlich

selbstständigen Schweizerkantonen die Bürgschaft ihrer politischen Selbstständigkeit.

Die Unterzeichnung der Friedensurkunde erfolgte endlich, nach vierthalbjährigem Zusammensitzen, in feierlichster Weise am 26. October 1648 zu Münster, wohin auch die Gesandten aus Osnabrück gekommen waren. —

Da mochte wohl, in vollem Einklang mit des Volkes Herzen, Paul Gerhard aus tiefster Brust singen:

Gott Lob, nun ist erschollen
Das edle Frieb'- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord!
Wohlauf, und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen, vollen Chor!
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott, und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch sicherlich.

Das drückt uns Niemand besser
In unsre Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Haid';
Ihr Gräber voller Leichen
Und blut'gem Heldenschweiß —
Der Helden, deren Gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

Die kurzgedrängte Summe der westphälischen Friedenspunkte mag hier, ehe wir die europäische Staatenwelt und vornehmlich Deutschland auf Grundlage derselben mustern, am Orte sein [47]).

1. Länderabtretungen und Satisfactionen.

a. Frankreich. — Die oberste Herrschaft, die Hohheits- und alle anderen Rechte („supremum dominium, omnimoda jurisdictio, jura superioritatis") auf die Städte und Bisthümer Metz, Toul, Verdun und deren Gebiete, namentlich Mohenvyk, sollen in derselben Weise, wie sie bisher dem römischen Reiche zukamen, der französischen Krone zustehen und derselben einverleibt werden. Der Kaiser und das Reich treten das Recht des Eigenthums, der Hohheit, und jedes andere auf

Pignerol an den König von Frankreich und seine Nachfolger ab. Der Kaiser, für sich und das ganze österreichische Haus, und das Reich entsagen allen ihren bisherigen Rechten auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft im obern und untern Elsaß, den Sundgau und die Landvogtei über die zehn im Elsaß liegenden Reichsstädte (1. Hagenau. 2. Colmar. 3. Schlettstadt. 4. Kronweißenburg a. Rh. 5. Landau. 6. Obereseneheim. 7. Kaisersberg. 8. Münster in Gregorienthal. 9. Roßheim. 10. Türkheim), und übertragen dieselben auf den König von Frankreich und auf dieses; der Stadt Breisach werden die früher von dem österreichischen Hause erhaltenen Freiheiten und Privilegien auch ferner gesichert; die Landgrafschaft im Elsaß und im Sundgau, und die Landvogtei, alle Rechte, Regalien und Pertinentien gehören fortan ohne irgend welchen Vorbehalt mit jeglicher Gerichtsbarkeit, Hohheit und der obersten Herrschaft dem König von Frankreich; dieser ist verpflichtet, nicht allein die Bischöfe von Straßburg und Basel, sondern auch die übrigen reichsunmittelbaren Stände im Elsaß in der bisher genossenen Freiheit und Reichsunmittelbarkeit zu lassen, so daß er weiter kein königliches Hohheitsrecht gegen sie in Anspruch nehmen kann, sondern mit denjenigen Rechten sich zufrieden geben muß, welche dem österreichischen Hause bisher zugestanden, und welche durch diesen Freiheitstractat der französischen Krone abgetreten werden; doch soll durch diese Bestimmung Nichts von dem zugestandenen Rechte der obersten Herrschaft genommen werden. Der Lehnsverband dieser abgetretenen Besitzungen mit dem Reiche ist völlig vernichtet, und die französische Krone tritt in souveränen Besitz der abgetretenen Territorien. Der Kaiser und das Reich willigen darein, daß Frankreich auf immer das Recht zustehe, eine Besatzung in Philippsburg zu halten, jedoch so beschränkter Zahl, daß sie den Nachbarn nicht gerechte Ursache zum Verdacht gebe; und dem französischen König wird freier Durchgang durch die Reichsländer eingeräumt, um Soldaten, Lebensmittel, und was immer sonst nach Philippsburg zu schicken[48]).

b. Schweden: — erhielt Pommern, Rügen, Wismar, Bremen und Verden, und zwar die beiden letzteren Stifter als weltliche Herzogthümer, so jedoch, daß alle diese Territorien mit dem Reiche verbunden blieben als Reichslehen, mit Sitz und Stimme auf Reichs- und Kreisversammlungen; Schweden als neu zutretender Reichsstand, erhielt das Recht, für diese Provinzen ein Appellationsgericht als Ersatz der Reichsgerichte zu bestellen; die Wahl, vor dem Kammergericht oder vor dem Reichshofrath sich Recht zu nehmen; die Erlaubniß, eine Universität zu errichten; endlich ein bedeutend ausgedehntes Zollprivilegium. —

An baarem Geld erhielt Schweden als Kriegsentschädigung fünf Millionen Thaler, die von den Reichskreisen, mit Ausnahme des österreichischen, burgundischen und bayerischen, aufgebracht werden sollten [49]).

c. Hessen-Cassel: — ward als Bundesgenosse der Kronen Frankreich und Schweden entschädigt durch die säcularisirte Abtei Hersfeld, durch das Eigenthum über die stift-mindenschen Lehen des ausgestorbenen gräflich-schaumburgischen Hauses und mit 600,000 Reichsthalern, die auf die Stifte Mainz, Köln, Paderborn, Münster und Fulda angewiesen waren [50]).

d. Friedrich Wilhelm von Brandenburg: — erhielt für das an Schweden übergegangene Pommern Magdeburg, Halberstadt, Minden, Kamin als weltliche Fürstenthümer, jedoch mit einigen Klauseln von wegen der Domcapitel und der Erhaltung der Landstände, sowie gegen Abtretung von Jüterbogk, Querfurt, Dahme und Burg an Sachsen [51]).

e. Mecklenburg: — erhielt für das verlorene Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg als Fürstenthümer, zwei Dompfründen in Straßburg, und die Johannitercommenden Mirow und Nemerow [52]).

f. Das braunschweigische Haus: — erhielt, für die an Schweden und Brandenburg gekommenen Bisthümer, im Stift Osnabrück, wo fortan ein katholischer und ein protestantischer Bischof alterniren sollten, das Recht, den protestantischen, der zunächst aus dem Stamm Herzog Georg's von Lüneburg postulirt werden sollte, zu ernennen; dazu fiel ihm das Kloster Wakenried und Gröningen zu [53]).

g. Die Schweiz wird für unabhängig vom deutschen Reiche erklärt [54]).

h. Die Niederlande, auf welche Spanien Verzicht geleistet, sind fortan autonom [55]).

2. Amnestie.

Eine allgemeine Amnestie wird zugesagt, infolge deren Jeder, der durch seine Theilnahme am Kriege unbewegliche Güter und Rechte verloren, in dieselben restituirt wird; daran ändern erzwungene Verträge oder in der Kriegszeit ergangene Urtheile Nichts, so wenig als in feindlichen Heeren geleistete Kriegsdienste Eintrag thun; nur diejenigen österreichischen Unterthanen, deren Güter schon vor ihrem Eintritt in schwedischen oder französischen Dienst confiscirt worden, können der Restitution derselben nicht mehr theilhaftig werden. Was den Kurfürsten von der Pfalz angeht, so soll die Kurwürde, die Oberpfalz und die Grafschaft Cham bis zum Erlöschen der Wilhelminischen Linie bei Bayern verbleiben; dagegen wird für die Rudolphinische Linie eine achte Kur errichtet, welche beim Rückfall der bayerischen Kur wieder

eingehen wird; die Succession in die altbayerischen Lande, welche in diesem Falle gemäß dem Vertrage von Pavia [56]) der Rudolphinischen Linie gleichfalls zukam, ward durch ausdrückliche Anerkennung ihrer gesammten dem Friedensschluß nicht zuwiderlaufenden Rechte sichergestellt [57]). Für etliche andere Stände wurden Einzelbestimmungen in den Vertrag mit aufgenommen [58]).

3. Gravamina ecclesiastica.

a. Der Passauer Vertrag vom Jahre 1552, sowie der Augsburger Religionsfriede von 1555, werden durchaus bestätigt, und an den dort den Augsburger Confessionsverwandten gemachten Verwilligungen haben fortan auch die s. g. „Reformirten" Theil [59]): so daß also reichsstaatsrechtlich die Reformirten mit den Lutheranern nur noch einen Religionstheil bildeten, und fortan blos unterschieden ward zwischen: Katholiken und Augsburger Religionsverwandten.

b. Demgemäß ward im Reichsregiment das Princip der Parität beider Religionstheile durchgeführt: die Reichsdeputationen und Commissionen sollten künftig aus einer gleichen Zahl von Mitgliedern beider Bekenntnisse zusammengesetzt, bei den höchsten Reichsgerichten die Beisitzer in gleicher Zahl aus beiden Religionstheilen genommen werden [60]).

c. Die Stimmenmehrheit auf Reichstagen ist fürder nicht mehr maßgebend: α) in Religionssachen; β) was die jura singulorum angeht; γ) wenn in irgend einem Punkte ein Religionstheil (corpus Catholicorum sive Evangelicorum) eine Parteisache erkennt, wodurch eine itio in partes sich ergibt. In all den bezeichneten Fällen kann nur gütliche Uebereinkunft den Ausschlag geben [61]).

d. In Rücksicht auf den Besitz der geistlichen Güter und Bisthümer, und auf den Streit über das „reservatum ecclesiasticum" wird festgesetzt, daß der 1. Januar 1624 (n. St.), als „dies et annus decretorius", den Besitzstand der beiden Religionstheile bestimmen soll [62]).

e. Dasselbe Normaljahr entschied auch für die Landesherrn über ihr „jus reformandi", d. h. das Recht, das Exercitium eines bestehenden Bekenntnisses zu verbieten, und, nach dem Grundsatze „cuius regio eius religio", sowie nach dem ausdrücklich als in der Landeshohheit liegend anerkannten Rechte [63]), eine andere Kirche, als die herrschende im Lande einzuführen, und ihr das bisherige Kirchengut zuzuwenden: — darnach sollten die im Jahr 1624 von Katholiken innegehabten Stifter und Güter nicht von protestantischen Landesherren reformirt werden dürfen. Die geistliche Gerichtsbarkeit evangelischer Reichsstände über

Unterthanen ihrer Confession ward auf den Umfang ihres Territoriums [64]) („Territorialsystem") beschränkt. Die geistliche Gerichtsbarkeit katholischer Landesherren über protestantische Unterthanen — ausgenommen die die Augsburger Confession und die Gewissensfreiheit angehenden Sachen — sowie die geistliche Gerichtsbarkeit evangelischer Landesherren über katholische Unterthanen, das kaiserliche Recht der ersten Bitte, endlich die Diöcesanrechte, welche sich auf geistliche Einkünfte, Zehnten u. s. f. beziehen, haben gleichfalls das Jahr 1624 als Norm [65]).

f. Den Unterthanen ward garantirt, daß sie, wenn sie einem der staatsrechtlich anerkannten Bekenntnisse zugehörten, in ihrer Religionsübung durch einen Landesherrn anderer Confession im Widerspruch mit dem Normaljahr nicht gehindert oder beschränkt werden durften [66]). Diejenigen Unterthanen, welche im Jahre 1624 weder einen öffentlichen, noch einen Privatgottesdienst gehabt hatten, erhielten das Recht der Auswanderung zugesprochen; wogegen dem Landesherrn seinerseits die Befugniß zustand, ihnen die Auswanderung zu befehlen; überall jedoch, wo solche von vornherein geduldet werden würden, sollten sie auch fernerhin keinerlei Bedrückung ausgesetzt sein [67]).

g. Was das Verhältniß der Reformirten zu den Protestanten betrifft, so ward hierwegen noch die besondere Bestimmung getroffen, daß die Unterthanen in der Religionsübung, wie sie zur Zeit des westphälischen Friedens bestand, oder durch Landesverträge versichert war, erhalten werden sollten. Der Uebertritt des Landesherrn zu einer andern Confession schloß nicht auch die Befugniß ein, die Religionsübung des Landes zu ändern, die Kirchengüter dem selbstgewählten neuen Bekenntnisse zu vindiciren; dem Landesherrn stand in solchem Falle nur frei, für sein Bekenntniß sich einen Hofgottesdienst einzurichten; die Leitung der Landeskirche aber mußte er einem Consistorium derselben überantworten. Dem Allem mußte sich auch ein im Lande von auswärts succedirender Landesherr fügen [68]).

4. Gravamina politica.

a. Alle Stände werden in dem Besitze der Landeshoheit („hohe Landesobrigkeit" [69]), ius territoriale, franz. souveraineté) in ihrem vollen Umfange anerkannt [70]).

b. Sie erhalten Alle das Recht, unter sich und mit auswärtigen Staaten Bündnisse („pro sua conservatione et securitate") zu schließen, vorbehaltlich der Rechte des Kaisers und des Reiches, und unbeschadet des gemeinen Landfriedens [71]).

c. Die Reichsstände und der Reichstag müssen bei allen wichtigeren Regierungshandlungen mitrathen, vornehmlich bei Errichtung neuer Gesetze, bei Kriegserklärungen, bei Aushebungen (delectus) und Einquartierungen (hospitationes) von Truppen, bei Anlage neuer Festungswerke, bei Verhängung von Steuern, bei Friedensschlüssen u. dergl.[72])

d. Binnen sechs Monaten soll ein Reichstag zusammentreten, welcher über die Abfassung einer beständigen Wahlcapitulation, über die Grundsätze, nach denen fortan noch die Acht gegen einen Reichsstand erklärt werden könne, über die Erneuerung der Kreisverfassung, über die Reformation des Polizei- und Justizwesens u. A. m. beschließen soll[73]).

e. Den Reichsständen kommt auf dem Reichstage eine entscheidende Stimme zu[74]).

f. Das Kammergericht wird außer dem Kammerrichter mit vier Präsidenten und fünfzig Beisitzern besetzt: all diese müssen — zwei Assessoren, sowie den Kammerrichter abgerechnet, deren Ernennung den Kaiser zusteht — zur Hälfte dem katholischen, zur andern Hälfte dem protestantischen Bekenntnisse angehören[75]).

Viertes Capitel.

Die europäische Staatenwelt, vornehmlich Deutschland, auf der Grundlage des westphälischen Friedenswerkes.

Es ist ein altes Wort, daß eine Verfassung an sich nicht gut, noch schlecht sei, daß sie das Eine oder das Andere erst werde durch den Charakter derjenigen, welche zu wirken in dieselbe gestellt seien.

Doppelt viel liegt daran, durch welcherlei Charaktere das Triebwerk einer Verfassung gelenkt werde, wenn auf gleichem Lebensgebiete mitstrebende Nebenbuhler sich bewegen.

In den Zeiten des Mittelalters — um nicht weiter zurückzugreifen —, wo der Völkerverband noch lose war, mochte einem Staate die Gefahr zumeist aus seinem eigenen Schooße entstehen; seitdem aber die Völker durch die Reformation in straffen Wechselverhalt zu einander gesetzt sind, kann sie auch vom Nachbar kommen.

Drum wäre es Einseitigkeit, über die politische Lebensfähigkeit von Verfassungsverhältnissen eines Volkes ein Urtheil haben zu wollen, wenn dieses nicht an der Folie der Factorenreihe sein relatives Maß nähme, in welche der einzelne Staat gestellt ist.

So kann auch Deutschlands politischer Zustand, wie er sich durch die westphälische Friedensacte darstellt, nur richtig, obgleich keineswegs endgültig, geschätzt werden, wenn er in Vergleich geführt wird mit jenem der vornehmsten übrigen Staaten Europa's.

Wer den Gang der politischen Entwickelung Europa's bisher aufmerksam verfolgt hat, dem muß von selbst entgegentreten, daß die Bestimmungen des westphälischen Friedens nicht die urplötzlich gewonnenen Resultate diplomatischen Schickes, sondern nur die theilweise gezogene Summe der seit dem reformatorischen Anstoße her vorausgegangenen staatlichen Entwickelung waren.

Das zeigt denn auch deutlich genug die Stellung, welche die verschiedenen am Friedenswerke betheiligten Mächte zu einander einnahmen.

Verlogene Parteihistorie hat es nicht verschmäht, die Zersplitterung deutscher Einheitsmacht der Reformation zum Vorwurfe zu machen — als ob das territoriale Sonderstreben sich nicht schon Bahn gebrochen hätte noch ehe die reformatorische Bewegung vorgetreten war, und als ob nicht die Reformation, richtig genützt, eben einer energischen einheitlichen Machtstrebung den bedeutsamsten Vorschub zu leisten vermocht hätte. Daß aber dies Letztere nicht der Fall ward, hat bewirkt, daß jene territoriale Souveränetätsgelüste um so minder scheu und gehemmt wuchern, und in allen Zeitläuften nachher nicht wieder an den Boden gedrückt werden konnte; Karl V., im Höhestand seiner Macht, ist drum, nachdem er einmal den ersten günstigen Wurf zu dem Werke monarchischer Kaiserstellung verabsäumt hatte, ebensowohl an diesen Sondermächten gescheitert, als späterhin für Ferdinand II. das gleiche Ringen zum Schaden sich wandte; und Ferdinand III. hatte lange die Macht nicht mehr, an die Wiederaufnahme der Politik seines Vorfahrs denken zu können. — So trat Deutschland in den Congreß: keine centralisirte Machtwaltung; eine Menge factisch bereits selbstständiger Reichstheile, die nun auch ihre gesetzliche Sanction erhielten; ein Namenkaiser, der im Grunde nur noch deutscher Wortführer bei Feststellung des Friedenswerkes war, um darnach gleich den Anderen seiner territorialen Hauspolitik nachzugehen.

Schweden war durch den Hingang seines großen Gustav Adolph zwar der traditionellen Bahn seiner angestammten Politik wohl nicht entrückt worden; aber an die Ausführung der kühnen Plane, die in Jenes Haupte lagen, war nicht ferner zu denken, als mit der jungen Christina ein vormundschaftliches Regiment ans Steuer trat. Aber wenngleich diese junge Schwedenkönigin, in befremdendem Widerspruch mit dem Glauben und der Staatslenkung ihrer Heimath, seltsam zu

Habsburg hinneigte, so hatte doch die schwedische Politik immer noch traditionelle Wirkungsfähigkeit genug, ihr in Bezug auf Deutschland uranfänglich gestecktes Ziel ziemlich vollständig zu erreichen.

Frankreich, das durch Richelieu's Politik Schritt um Schritt der Maschinerie des königlichen Absolutismus näher gebracht, mit dem Abtreten dieses Staatsmannes ihm in der That botmäßig gemacht worden war, trat mit dem ganzen zuversichtsvollen Bewußsein seiner in sich geschlossenen einheitlichen Stärke auf gegenüber einem in sich so getheilten Reichskörper, wie der deutsche war, und wie mochte dieser dem kecken Begehren seines westlichen Nachbars Widerhalt bieten. Spürte man doch in Osnabrück nicht einmal die Rückwirkung der immerhin einigermaßen bedrohlichen Irrungen, die durch Ludwig's XIII. und Richelieu's Abgang und durch den Beginn einer vormundschaftlichen Regierung hervorgerufen worden, so festen Bestand hatte bereits Richelieu's Politik gewonnen.

Es war in der Ordnung, daß das kirchliche Moment, rein als solches, alles maßgebenden Einflusses auf die politischen Verhältnisse bar geworden war. Man weiß, daß der erste Reactionskampf gegen den Protestantismus im 16. Jahrhundert von dem Spanier Philipp II. ausgegangen war, und durch welch furchtbare Opfer seine Zeitwidrigkeit gebüßt ward; man weiß, daß die gleiche Aufgabe sich Ferdinand von Steyermark, der Genosse Maximilian's von Bayern, steckte, und wie auch er, seinen starken Willen blindlings dem jesuitischen Joch untergebend, nach kaum halbem Erfolge rückzulenken gezwungen ward. Dort wie hier war die Curie zum ersten Anstoße thätig gewesen, aber beide Male, findet man, ist sie es auch, die, vornehmlich aus Rücksicht auf ihre eigene politische Stellung, am ersten vor den ungemessenen Erfolgen der Vollstrecker ihrer eigenen Ideen bangt und lieber zum Gegner steht, als daß sie ihre Philippe und Ferdinande bis zum äußersten Schritte ihrer politischen Consequenz begleitet. Dadurch hat die Curie schließlich allerseits ihre Macht gebrochen; Spanien gebrach, auch wenn es für sie einen Strauß hätte wagen wollen, die Kampfkraft; Oesterreich hatte der herben Lehren nachgerade genug; Frankreich, dessen innerste Triebfeder einzig seine Politik war, mochte nicht die Hand erheben im Interesse des Papstthums; Polen, das zuletzt blieb, war durch seine innere Zerklüftung von vornherein ohnmächtig zur Schutzwehr des heiligen Vaters. — So fielen bei der Festsetzung der westphälischen Friedensacte all diese Factoren weg: der Papst, Spanien, Polen, Frankreich und Oesterreich, sofern sie Repräsentanten der curialen Politik heißen wollten.

Wie nun stellt sich aber fortan das politische Verhältniß Deutschlands gegenüber den genannten Mächten?

Dies zu erkennen ist eben erst die Einsicht in die innere Organisation des deutschen Reichskörpers nöthig.

Man wird, wie bedeutsam man auch die geographischen Verluste, die Deutschland infolge des dreißigjährigen Krieges sich gefallen lassen mußte, anschlagen mag, dem territorialen Umfang des deutschen Reichsgebietes die Möglichkeit, auch fortan noch eine, obzwar nicht überfähige, Unterlage politischen Gewerkes abzugeben, nicht absprechen können.

Ungleich anders aber stellt sich diese Möglichkeit, wenn man die Territorialverhältnisse, wie sie im Reichskörper bestehen, ins Auge faßt, da schwindet gleich auf den ersten Blick die Erwartung, die der äußere Umfang desselben noch einigermaßen rechtfertigen mochte, auf ein Kleines zusammen.

Dieser immer noch umfangreiche Staatskörper liegt in hundert und aber hundert Atome zerstückelt vor uns, von den Kurfürstenthümern und Fürstenthümern an bis hinab zu den eine halbe Meile großen reichsritterschaftlichen Territorien stellt sich uns ein buntester geographischer Conglomerat von Gebieten und Gebietchen dar, deren jedes eigener Grundgesetze, Justiz und Polizei, Steuer und Kriegsregel, endlich des selbstständigen Rechtes sich erfreut, mit den Fremden Krieg, Frieden, Völkerbündniß zu machen. — Im Ganzen überschaut, zeigt nur der Norden und Osten größere und abgeschlossenere Territorien, indeß im Süden und Westen ein Ländchen ans andere drängt.

Dieser Ländercomplex zerfiel in zehn größere Kreise, deren jedem ein kreisausschreibender Fürst vorstand; aber man findet sich getäuscht, wollte man bei dieser Kreiseintheilung irgend ein vernünftiges Moment als Eintheilungsgrund aufspüren; zumeist hat die Laune des Zufalles oder der Selbstsucht den Grenzpfahl gesteckt[76]).

Solch ungeheuerlichem geographischem Unterbau entsprach das politische Gerüste, das auf ihn gestellt war.

Eine Verfassung, welche allgemach bei zweitausend selbstständigen Territorien einheitlich zusammenschließen sollte, hätte müssen ein Wunderwerk heißen. Wie Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg einmal geworden war, konnte es nicht anders sein, als daß der Kaiser just Nichts war denn, um einen Ausdruck Friedrich's II. von Preußen zu nehmen, „das gewählte Oberhaupt einer erlauchten Republik von Fürsten". So wenig man drum ein Recht hatte, dieses Schattenbild, statt „augustus" ab augendo zu nennen, zu schmähen angustus ab angustando"; so eitel Blendwerk war's andererseits, wenn man auch

fortan noch nach altem Brauch den „römiſchen Kaiſer“ an ſeinem Wahltage mit all der Pracht von den Zeiten Otto's her in eine Würde kleidete, die ihm allenfalls den Bettel von ein paar tauſend Thalern, und ſonſt Nichts gab.

Dafür wollten denn die „Hauptſäulen des Reichs“ allezeit gern in „ſonderbarer Conſideration gehalten“ ſein, und ſo mußte die Herrſchaft des Partikularismus zur Ohnmacht der Reichsgewalt führen.

Und nicht ſo unverſehens trat dieſes Verhältniß in die geſetzliche Wirklichkeit herein. Vielmehr, wie es langſam herausgebildet worden, fand es allgemach auch in der Theorie einen und den andern Advocaten. — Am ausführlichſten und keckſten hat dieſer Art von Reichsverfaſſung, als dem nothwendigen Staatsverhältniſſe des römiſch-deutſchen Reiches, das Wort geredet die berühmte „dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico — auctore Hippolitho a Lapide: anno MDCXL“[77]). Folgendes etwa iſt ihr bezeichnender Inhalt.

„Wenn der römiſch-deutſche Kaiſer ſich den Titel „Majeſtät“ beilegt, ſo geräth er dadurch in Widerſpruch mit dem Weſen der Sache; denn dieſer Ausdruck bezeichnet allein die unumſchränkte, durch keinerlei Geſetz bedingte Obergewalt, ein Verhältniß, welches wohl bei jedem andern Fürſten eher, als bei dem deutſchen Kaiſer der Fall ſein mag. Denn ſeit den Zeiten des vierten ſächſiſchen Heinrich ſind die Kaiſer immer den Reichsſtänden untergeordnet geweſen; ja, Adolph von Naſſau und Wenzeslaus von Böhmen ſind von ihnen ſogar ihrer Würde entſetzt worden, ſintemal es in der Ordnung iſt, daß die einen Mann als ihren würdigen Oberherrn erkoren das Recht an ſich nehmen können, ihn aus ſeiner Stellung zu entfernen.

„Muſtert man ferner all die einzelnen Majeſtätsrechte: das Recht der Geſetzgebung; das Recht, den Gottesdienſt zu beſtimmen; das Recht des Krieges; des Friedens; der Bündniſſe; die Gerichtsbarkeit; das Recht, in die Reichsacht zu erklären; Auflagen auszuſchreiben; die Reichsämter zu beſetzen; allein Münzen ſchlagen zu laſſen; ſo wird man finden, daß ſie alleſammt Rechte des Reiches und nie dem Kaiſer zu eigenmächtiger Ausübung überantwortet worden ſind.

„So iſt auch das Reich kein monarchiſcher Staat, ſondern eine Republik, deren Mitglieder zwar verſchiedentlich an Rang von einander abſtehen, aber alle zumal, das Haupt eingeſchloſſen, ſind ſie den Geſetzen der Geſammtheit untergeben.

„In Republiken aber muß dreierlei herrſchen: erſtlich Eintracht, da Zwietracht nur zur Tyrannei führt; die Aemter dürfen nicht über

die gebührende Zeit bei einer Familie verbleiben, daraus leicht Erblichkeit der Macht erwachsen möchte, und man muß auf regelmäßige Versammlungen halten, weil sonst leicht die Verwaltungsbehörde die Staatsgewalt als die ihr allein zustehende Macht ansehen möchte.

„In all den genannten Punkten aber ist es in deutschen Landen bisher wunderlich ergangen. — Durch böses Verhängniß und durch schlimme Planung ihrer Fürsten sind die Deutschen wider einander in die Waffen gefallen; und seit zwei Jahrhunderten hat ein Kaiser aus dem Hause Habsburg den andern abgelöst, immer mit der Versicherung, dadurch geschehe dem freien Wahlrecht der Kurfürsten kein Eintrag; Kaiser Ferdinand II. aber habe im Laufe seiner ganzen Regierung keinen Reichstag gehabt, und nur wenn ihn die Noth getrieben, habe er die sechs Kurfürsten zu sich gerufen. So hat, während eigentlich in einer Republik der mit dem Purpur bekleideten Obrigkeit nur der Schein der Majestät bleibe, diese selbst aber in ihrer Wirklichkeit, d. h. die Macht und Herrschaft, der Republik selbst zukommt, das Haus Oesterreich nach und nach die Majestätsrechte Deutschlands an sich genommen. Ferdinand z. E. hat offen erklärt, daß ihm weder des Reiches Ordnung, noch auch das Herkommen einiges Maß zu setzen habe; er hat sich im Gebrauch unumschränkter Gewalt nur nach den Umständen, vornehmlich nach dem Bedürfnisse seiner Erbländer und nach den Bedingnissen seiner Hauspolitik gerichtet; er hat Anno 1621 die wegen der pfälzischen Sache zu Brüssel gepflogenen Unterhandlungen mit dem Vorgeben abgebrochen, daß solch wichtige Reichssachen nicht wohl außer dem Reich und ohne der Kurfürsten und Stände Zusammenkunft abgehandelt werden könnten; er hat, als er über den Pfalzgrafen Friedrich die Acht aussprach, zuvor Niemanden gefragt; gleicherweise hat er bei Unterhandlung und Schließung des Prager Friedens das Reich nicht Theil nehmen lassen; er kehrt sich nicht an die altüberkommene Reichsverfassung, und meint, im Wandel und Veränderung der Zeiten und deren Läuften habe es damit eine andere Beschaffenheit gewonnen; er hat das Restitutionsedict erlassen, im schreiendsten Widerspruch mit allen vorgegangenen Tractaten mit den Protestanten; dazu hat er willkürlich in den Gang des Rechtes eingegriffen, hat sich den ganzen Reichshofrath botmäßig gemacht; wenn man ferner von den gleichfalls auf verfassungswidrigem Wege zusammengebrachten Römermonaten absehen möchte, ist das Hausen seiner räuberischen Kriegsrotten, die er ebenfalls ohne der Stände Zusammenstimmen beigetrieben hat, um so herber zu rügen; er hat gemacht, daß Leben, Ehre und Vermögen der Reichsgenossen der Willkür preis ge-

geben ſind, alſo, daß gemach Allen das Joch über den Hals fällt. Dies Joch zu brechen, iſt vor Allem nöthig, daß die Reichsgenoſſen in Eintracht ſich zuſammenſtellen und dem zeitherigen Getriebe die religiöſe Frage von der Stirn reißen; denn im Grunde handle es ſich doch nicht um die „Religion", ſondern um die „Region" (non enim de religione amplius principaliter, sed de regione potius agitur); denn in beiden Lagern ſtehen Evangeliſche und Katholiſche, dort Frankreich und Schweden, hier Sachſen und Oeſterreich. Jeder Deutſche muß vor Allem erwägen, daß um eines Gegenſtandes willen, über welchen nicht mit Wort noch Waffe zu rechten, ſein gemeinſames Vaterland mit Feuer und Schwert verwüſtet wird. Ein Kampf, in welchem keine der beiden Parteien Siegerin geblieben, ſollte nach den Geboten der Vernunft endlich doch beigelegt und Alles wieder auf den Fuß vor dem Kriege zurückgeſchraubt werden, es ſollte völliges Vergeſſen alles zuvor verübten Uebels ausgeſprochen werden, nicht aber ſo eine trügliche Amneſtie, dergleichen Ferdinand und der Sachſe mit einander fabricirt. Dann müſſen Aller vereinigte Waffen gegen die Nachkommen des verſtorbenen Tyrannen und gegen deſſen ganze dem deutſchen Reiche und ſeiner uralten Freiheit bedrohliche Familie gewendet, dieſe aus deutſchen Landen verjagt und ihr Beſitzthum im Reich dem Reichsfiscus zugeeignet werden — ſchon Macchiavelli hat geſagt, es gebe gewiſſe Schickſalsfamilien, die zum Untergange der Staaten, in denen ſie aufgekommen, geboren zu ſein ſchienen; ſolch eine Familie aber iſt für Deutſchland offenbar das Haus Oeſterreich, das von geringen Anfängen zu großem Gut und hoher Macht gelangt iſt, dem deutſchen Reich aber eitel Schaden und Unheil angerichtet hat, ſo von Friedrich III. an bis herab auf die Tage des zweiten Ferdinand, welchem kein göttliches noch menſchliches Geſetz und Recht irgend Etwas gilt, der den letzten Reſt deutſcher Freiheit mit einem Stoße zertrümmert, das Reich in einen ſchmach- und jammervollen Krieg geſtürzt hat; der in beharrlicher Tyrannei keinerlei Rückſicht kennt gegen allerlei Stände des Reichs.

„Iſt dann das Haus Habsburg beſeitigt, ſo muß alſofort die alte Reichsverfaſſung wieder in Kraft treten und ein neuer Kaiſer muß gewählt werden zur Leitung der Reichsgeſchäfte oder eigentlich zur Führung des Directoriums der Verwaltung, bei dieſem Neuzuwählenden aber ſoll nicht Rückſicht genommen werden auf Herkunft, Reichthümer und Macht, ſondern viel mehr auf Tugenden und Geſchick in Krieg und Frieden; ſeine Einkünfte mag der Neuerkorene dann aus dem Reichsantheil des Hauſes Oeſterreich beziehen, die ohnehin nach den

Rechtsgrundsätzen des Reiches diesem sofort anheimfallen müßten, sobald Habsburg von wegen des durch es ausgerichteten Schadens zur Rechenschaft gezogen würde.

„In gleicher Weise sollen die alten Reichszölle, durch deren Verpfändung Karl IV. die Stimmen der Kurfürsten zur Wählung seines nichtswürdigen Sohnes erkaufte, zurückgenommen werden. Der gerupfte Adler wird von allen Vögeln verspottet, was kann er ohne Federn; gebt ihm aber die von der Krähe entwendeten Federn wieder und der Adler wird sich erheben und ferner keiner Hülfe bedürfen.

„Nach eines jeden Kaisers Tod müssen sich die sämmtlichen Reichsstände zusammenfinden, die gegen ihn erhobenen Beschwerden prüfen, und wo ein Uebertreten der ihm gesetzten Befugnisse ist bemerkt worden, sollen dem Nachfolger strenge Maßregeln eingeschärft werden.

„Um aber sicher zu gehen, muß zuerst dem allseitigen Mißtrauen ein Ende gemacht und eine allgemeine Versammlung der beiden Religionstheile gehalten werden, wo dann ein Jeder in Etwas von seinen vorgefaßten Ansprüchen zurückgehen muß: denn nicht die Protestanten, nicht die Katholiken allein tragen die Schuld an all den bisherigen Leiden: gemeinsam ist gefehlt worden aus allerlei Antrieb des Herzens. Das Beste allerdings ist, wenn das Grundübel alles zeitherigen Unheils, die Religionsspaltung, könnte gehoben werden. Da dies aber vorerst wohl noch ein frommer Wunsch bleiben muß, so muß unter gegenseitiger Mäßigung und Nachgiebigkeit ein milder Mittelweg eingeschlagen werden. Dazu muß der erste Schritt sein, daß ein allgemeiner Religionsfriede aufgerichtet werde, dessen Auslegung einem gesammten Reichstag zufällt. Confessionelle Polemik, die schon um 1612 in einem Gesuch an den Kaiser Matthias abzustellen ist geboten worden, muß ein Ende nehmen; der Religionshaß muß gründlich ausgerottet werden, ein Jeglicher soll seines Glaubens leben, stehen und fallen: denn da Gott mehrere Religionen duldet, so soll der Mensch sich nicht herausnehmen, eine einzelne derselben zu erzwingen. Der Frechheit der Secten aber müssen Zügel vorgelegt werden, auch ist die Zahl der zu duldenden Religionen festzusetzen: diesen aber muß vollständige Gleichheit werden, und keine darf der andern auch nur im Mindesten voran stehen; denn nicht die Gleichheit gebiert den Krieg, sondern das Gegentheil."

Von welchem Beweggrunde auch dieser Tractat seinen Ursprung herleiten mochte: das Eine bleibt gewiß, daß er mit energischer Consequenz, die sich über die staatlichen Verhältnisse in Deutschland, wie sie aus den Zeiten des großen Heinrich und Otto entgegentreten, kühn

hinwegsetzt, den Satz durchführt, daß der deutsche Kaiser just nur durch die Wahl der Kurfürsten seinen politischen Rechtstitel habe, und daß die Summe der politischen Macht nicht in seiner, sondern in ihrer Hand liege.

Diese Anschauung war nun durch die westphälische Friedensacte zum Reichsgesetz geworden, und nichts war im Stande, sie in ihrer rasch und schrankenlos wuchernden Entfaltung zu hindern.

Bei also angebahntem territorialem Hohheitsrechte war begreiflich, daß jede Anordnung, die einheitlich durch den Reichskörper wirken sollte, von vornherein zur Unmöglichkeit ward. Weit entfernt, daß in Rücksicht, etwa auf das Zoll-, Münz-, Post-, Handelswesen u. dergl. einerlei Regel durchs ganze Reich die nationale Triebkraft zu neuem Leben hob, wetteiferten vielmehr die einzelnen Landesherren, auf das ihnen zustehende Hoheitsrecht pochend, sich ihre Lande gegenseitig durch Grenzzölle, Ein- und Ausfuhrverbote abzusperren, dadurch die Verkehrsadern zu unterbinden, ihr Münzrecht zum Schaden Deutschlands auszubeuten.

Und wenn allenfalls ein Kaiser sich noch versucht fühlen mochte, von dem letzten Rest seiner oberherrlichen Macht wirklich Gebrauch zu machen, so sah er sich bald durch die ihn hundertfältig knebelnden Bedingungen seiner Wahlcapitulation zur passivsten Ohnmacht verurtheilt. War es z. B. seit alten Zeiten das heiligste Vorrecht des Kaisers gewesen, bedrängten Unterthanen allezeit ein starker Schirmherr gegen die willkürliche Gewaltthat der Mächtigen, diesen aber ein strenger Richter zu sein, so stand jetzt in einer Wahlcapitulation ein Artikel, wodurch der Kaiser sich verpflichtete, „die mittelbaren Reichs- und der Stände Landesunterthanen in seinem kaiserlichen Schutze zu haben, und — solche zum schuldigen Gehorsam gegen ihre Landesobrigkeiten anzuhalten"; die Rechte, welche den Landständen bisher noch zugekommen waren, und die nun dem absolutistischen Gebahren der Territorialhäupter lästig genug fielen, fanden gleichfalls durch einzelne Artikel der Wahlcapitulationen ihre Paralyse: so mußte der Kaiser Leopold I. neben Anderem geloben: „falls Jemand von den Landständen oder Unterthanen (wegen dieser oder anderer dgl. Sachen) bei Uns oder Unserem Reichshofrathe oder dem Kammergericht Etwas anzubringen oder zu suchen sich gelüsten lassen würde, wollen Wir darauf halten, daß ein solcher nicht leichtlich gehöret, sondern a limine iudicii ab- und zu schuldiger Parition an seinen Landesfürsten und Herrn gewiesen werde;" der Kaiser sollte ferner: „alle unziemliche, hässige Verbündnisse, Verstrickungen und Zusammenthuung der Unter-

thanen verhindern und verbieten, keineswegs aber dazu durch Ertheilung unzeitiger Processe, Commissionen, Rescripte u. dgl. Uebereilung Anlaß geben;" „bei den vom Kammergericht und Reichshofrath ergehenden Erkenntnissen solle man sich der unglimpflichen Ausdrücke gegen die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches enthalten;" „den Landesfürsten und Obrigkeiten solle gestattet sein, den auf das Anbringen der Unterthanen vom Reichshofrath oder vom Reichskammergericht ertheilten Mandaten keine Folge zu leisten;" „den Reichsständen solle nicht verwehrt sein, sich bei ihren hergebrachten Rechten wider ihre Unterthanen selbst und mit Hülfe der benachbarten Stände zu behaupten und sie zum Gehorsam zu bringen;" endlich ward dem Landesherrn ausdrücklich das Recht vindicirt, „sich, so oft es die Noth und ihr Interesse erfordern, zusammenzuthun, und Vereine, vornehmlich Erbverbrüderungen, zu errichten"[78]). — Und all diese die Kaisermacht in jeder Bewegung hemmenden Bestimmungen hatten ihre Wirkungskraft bis hinab zu den kleinsten reichsritterschaftlichen Territorien. —

Die Reichstage, welche früherhin möglicherweise noch die Fähigkeit boten, die letzte Stütze reichseinheitlicher Waltung zu werden, waren durch die Bestimmungen der westphälischen Friedensacte in ihrer politischen Wirksamkeit geknickt. Man berieth freilich wie bisher in drei gesonderten Curien: dem Collegium der Kurfürsten, der Fürsten, und der freien Städte. Zu einem rechtsgültigen Reichstagsbeschluß war die Einstimmung aller drei Curien und die Bestätigung des Kaisers nöthig; doch war es allgemach Gewohnheit geworden, daß die Curie der Städte der kurfürstlichen und fürstlichen sich unterordnete, daß im Grunde die maßgebende Entscheidung bei den acht — später, durch Aufnahme Braunschweig-Lüneburgs (1692) neun — Kurfürsten lag; denn diesen war gelungen, die bedeutsamsten Reichsangelegenheiten ihrem Gutachten zu unterwerfen, eine Art Mitregentschaft mit dem Kaiser sich zu vindiciren, zumal sie neben dem ihnen als Kurfürsten zustehenden Stimmrechte auch im Fürstencollegium für verschiedene Besitzungen in ihren Territorien ein Wort hatten, und durch ihr Ansehen bei den kleineren Reichsstädten moralisch dominirten. — Dazu kam, daß in all denjenigen Fällen, die auch nur im Entferntesten das confessionelle Verhältniß berührten, der Reichstag in das s. g. corpus Evangelicorum und in das corpus Catholicorum auseinandertrat; und Nichts hinderte, daß am Ende gar eine Sache, die zu der confessionellen Frage in keinerlei Verhalt stand, solche Abscheidung veranlaßte.

Die Kraft und Würde des Reichstags noch mehr zu verkümmern, trug der Umstand bei, daß derselbe seit dem Jahre 1654 permanent

ward. — Noch einmal hatte Ferdinand III. im Jahre 1653 in Regensburg persönlich einen Reichstag eröffnet, wo er ihm in Person vorgesessen: die alten Formen bestanden noch, aber Niemand fand mehr Wohlgefallen an ihnen, keine Ritterspiele stellten sich dar, dafür wies der Magdeburger Bürgermeister Otto von Guerike den hohen Herren die Eigenschaften der Luftpumpe nach. Am 17. Mai 1654 erfolgte der Reichsabschied [79]), bis 1806 der „jüngste" genannt. Ein neuer Reichstag zwar ward eröffnet, aber eben dieser hat bis zur Auflösung des deutschen Reiches gesessen, und ohne Abschied geendet.

Solchem Verkommen eines einst hochangesehenen und mächtigen politischen Institutes entsprachen denn auch die Gegenstände und die Art der Verhandlungen: weit entfernt, daß man je große nationale Fragen zum Vorwurfe der Debatten nahm; man vergeudete Zeit und Papier — denn protocollarisch war der Geschäftsgang — mit kleinlichen Privatangelegenheiten, mit strittigen Fragen der Fürstenhäuser gegen einander, mit Zwisten der reichsstädtischen Magistrate und ihrer Bürgerschaften und Zünfte, ja, mit der lausigsten Ceremonielpedanterie. Wer mochte es da der Nation verargen, daß sie kein Interesse gewann an den Publicationen des Reichstagsplunders, daß ihr aller politischer Sinn nach und nach verloren ging. —

Nicht besser stand es im Reiche um das Justizwesen.

Das Reichskammergericht, dieses alte Erbstück vom Ausgang des 15. Jahrhunderts, hatte im Wesentlichen immer noch diejenige Gestalt, unter welcher es ursprünglich ins Leben getreten war; seine Mitglieder gingen aus den Wahlen der Stände hervor, der Präsident ward vom Kaiser ernannt, den Geschäftsgang, controlirt durch periodische Visitationen, bestimmte eine Kammergerichtsordnung. —

Dem Reichskammergericht zur Seite stand der vom Kaiser allein ernannte, jedoch mit fast gleich ausgedehnten oberstrichterlichen Befugnissen ausgestattete Reichshofrath. Waren aber die Stände in ihrer allgemeinen politischen Stellung eifersüchtig auf die letzten Reste kaiserlicher Machtentfaltung, so mußten sie folgerichtig sich auch der Wirksamkeit des kaiserlichen Reichshofrathes widersetzen, da dieser ihnen doch nur als anmaßlicher Eingriff in ihre territorialhohheitlichen Rechte erscheinen konnte. Das geschah denn auch mit mehr oder minder Erfolg. — Wir sahen, wie ein Punkt der Leopold'schen Wahlcapitulation ausdrücklich dahin lautete, daß die Stände nicht gehalten sein sollten, den Beschlüssen des Reichshofrathes folgezuleisten. Nur gegen die kleineren Stände vermochte der Reichshofrath, wenn es ihm wirklich einmal ernst war, seinen Willen durchzusetzen; gegen die größeren reichte

seine Kraft nicht hin. — Bezeichnend war es auch, wie für die deutsche Verfassung überhaupt, so zumal für die Reichsjustiz, daß in 161 Paragraphen diejenigen Formen die genaueste Bestimmung erhielten, mittels welcher bei der höchsten Gerichtsbehörde des Reiches in Streitsachen an Werth über 400 Reichsthaler Recht zu suchen, oder von den Aussprüchen der reichsständischen Gerichtshöfe Berufung anzubringen sei, indeß einzelne Gerichtsherren und Magistrate an Dieben und Landstreichern, an Hexen, Zauberern und Gotteslästerern ihr Recht über Leben und Tod ohne Appellation und Protest übten: es war halt die Zeit, wo jeder Reichsritter seine Territorialhohheit am deutlichsten documentirt glaubte, wenn ein Galgen in seinem Ländlein stand.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch diese Rechtsinstitute allgemach in das Nichts herabsanken, zu welchem das Verfassungsinstitut der Reichstage sich verurtheilt sah. Was Wunder, wenn die Reichsgerichte, in ihrem Geschäftsgange schleppend, in ihren Beschlüssen bestechlich, in Behauptung der letzteren den Ständen gegenüber nicht immer allzu muthig, ihr Thun allenthalben nur von Mißtrauen umlauert sahen. Und wie lässig benahmen sich die Reichsstände in der Bestellung des Reichskammergerichtes; man mag selber folgern, wie es nach und nach ward, wenn man erwägt, daß im Jahre 1763 die seit 1654 abgelaufenen Beitragstermine an Kammerzielern noch einen Rest von 526,457 Thaler, ungerechnet frühere 72,132 Thaler, nachwiesen; und daß von den 50 regelmäßigen Kammergerichtsbeisitzern aus Geldmangel selten mehr als 18, oft nur 8, und diese nicht einmal vollständig besoldet, von ungeheueren Actenthürmen umringt, fungirten.

Wie mußte doch da alles Leben und Treiben aus solch einem Organismus fliehen. Begreiflich, daß oft erst nach zwei Menschenaltern vom Reichshofrath oder Reichskammergericht im Namen des Kaisers auf eingereichte Beschwerde der Endbescheid ergehen mochte: „Man verhofft, daß der Fürst N. N. — schon von selbst auf Abstellung der betreffenden Beschwerde gnädigst bedacht sein werde;“ daß Raschheit des gerichtlichen Verfahrens nur etwa in dem Falle zu verspüren war, wenn es galt, die landesherrliche Autorität gegen ständische Eingriffe sicher zu stellen; ja, daß fürstlicher Despotismus es über sich vermochte, an energischen Fürsprechern ständischer Rechte unmenschliche Rache zu nehmen.

Geringen Ersatz nur mag man es nennen, wenn diese Justizmaschine nicht in allen Fällen auf die Seite der Landesherren und -herrlein sich stellte, sondern in gar zu schreienden Mißverhältnissen mitunter auch dem Rechte der gedrückten Unterthanen ihr Fürwort lieh;

das war denn die letzte Empfindung, die den deutschen Reichsbürger noch vom Vorhandensein einer Reichsgewalt — in einem Menschenalter vielleicht einmal — berührte [80]).

So etwa stellt sich der Organismus der deutschen Reichsverfassung unmittelbar nach dem westphälischen Frieden und in entfernterer Folge desselben dar: in der That ein Machwerk, für welches sich unter allen staatlichen Völkergestaltungen aller Zeiten schwerlich eine Parallele bietet.

Selbst wenn man von allem äußeren Verhältnisse dieser politischen Lebensform zu den umgebenden Mächten absieht, muß man ihre innere Oekonomie in jeglichem Betrachte tadeln.

Denn, ungerechnet die äußeren Einbußen, welche der westphälische Friede sanctionirte, der „Kaiser" und das „Reich" waren fortan nichts Anderes, als jener ein ohnmächtiger Schatten, dieser eine aristokratische Territorialconföderation, die in ihrer bunten Manchfaltigkeit und allenthalben zur Geltung drängenden Selbständigkeit alles Andere eher erwarten ließ, als einheitliche Bethätigung des gegebenen Verfassungsorganismus. Es mußte so kommen, daß das Leben, welches in den ausgelebten Formen und Traditionen des alten Reiches keine Stätte mehr fand, in die neugebildeten Reichstheile sich flüchtete, um hier eine oft wunderbar strebsame Entwickelung zu nehmen. Und je kräftiger sich dieses Einzelleben gestaltete, um so minder waren die auf ihre Landeshohheit eifersüchtigen Fürsten gewillt, ihre Waltung noch irgendwie durch die Richtschnur des kaiserlichen Wortes geregelt zu sehen; darum jene Lässigkeit bei den Reichstagshandlungen; darum jene schnöde zu scheltenden Wahlcapitulationen, die im Fortgange kaum sich zu enthalten vermochten, den Kaiser nicht, falls er irgend einen der verabredeten Punkte überschreite, für der Krone selbstverlustig zu erklären.

Diese durch Spaltung erzeugte Ohnmacht konnte nicht anders, als dem Fremdling das „divide et impera" nach jeder Seite hin erleichtern. War doch auch dem Vordringen fremden Einflusses durch die neuanerkannte Reichsverfassung von selbst Thür und Thor geöffnet worden: denn einmal stand den Reichsständen das Recht des Bündnisses mit den Ausländischen frei, und das reichsständische Gewissen war stumpf genug, um dem Beisatz, daß solche Verbindungen nicht wider Kaiser und Reich gehen sollten, die wächserne Nase nach Belieben zu drehen; dann war die Stellung des Kaisers als des Reichsoberhauptes mit nichten eine solche, die ihn im deutschen Reichskörper den Schwerpunkt seiner Politik suchen ließ; Ungarn und die italienischen Erblande waren viel zu bedeutsame Territorien, als daß sie nicht eine eigene

habsburgiſche Hauspolitik gefordert und ermöglicht hätten; der Kurfürſt von Brandenburg, der außer ſeinen deutſchen Reichslanden — nachdem 1617 der letzte Abkömmling der herzoglich-preußiſchen Linie des brandenburgiſchen Hauſes, Albrecht Friedrich, geſtorben war — nun auch das Herzogthum Preußen erhielt, gewann hierdurch eine Stellung, die ihn eine brandenburgiſch-preußiſche Sonderbahn verfolgen hieß; endlich hatten Dänemark, Schweden, Frankreich jedes ſeinen Fuß auf deutſchem Reichsboden, theils durch vertragsmäßige Anerkennung, wie Dänemark und Schweden, theils durch gebietende Machtſtellung, wie Frankreich.

Bei dem ſolchermaßen dreifach bloßgeſtellten Reichskörper wird es begreiflich, daß deſſen innere Verfaſſungsverhältniſſe den gedoppelten Fluch der Unzulänglichkeit in ſich trugen.

Das tritt noch beredter hervor, wenn man die präponderirende Gegenſtellung zum Wenigſten der Franzoſen ins Auge faßt; — denn Schweden war durch die Vorgänge in ſeinem Innern — durch das Regiment Chriſtina's — zu ſehr hingehalten, als daß es, einmal mit der pommer'ſchen Beute in ſeinen Anſprüchen zufriedengeſtellt, hätte lüſtern ſein mögen zu weiterer Ausnutzung ſeiner obmächtigen Stellung gegenüber Deutſchland; auch war dieſem der Kurfürſt von Brandenburg ſchon aus eigenem Intereſſe ein verläſſiger Widerpart ſchwediſcher Intereſſen; die Niederlande, obſchon durch die ihnen nun anerkannte Autonomie in ein gegenſätzliches Verhältniß zu ihrer alten Reichsmutter getreten, fanden, friedlich wie ihr ganzes politiſches Daſein verharren mußte, ihr Intereſſe nicht dabei, in den deutſchen Reichslanden, fortan einem ihrer ergiebigſten Handelsſprengel, — denn dazu war Deutſchland durch die dreißigjährige materielle Zerrüttung geworden — weiteren als materiellen Vortheilen nachzugehen; und das ward ihnen, nachdem ſie auf der Dortrechter Synode die Parteiungen extremen Confeſſionalismus gleichviel wie übermeiſtert hatten, ſo ſchwer eben nicht; die Türkei, in ihren ſtoßweiſen Lebensäußerungen für das politiche Moment im Ganzen unberechenbar, war im Moment des weſtphäliſchen Friedensſchluſſes nicht gefährlich; Rußland, das erſt durch den erſten Peter in die europäiſche Staatenfamilie hereingerückt ward, kommt in dieſer Zeit noch nicht in Berechnung; — die Curie, auf dem großen Gang einer neuen geiſtlichen Welteroberung ſchließlich geſcheitert, ſank in die engeren Grenzen und Intereſſen ihres Kirchenſtaates zurück; eben dieſe letzteren hatten Urban VIII. geheißen, dem ungemeſſen ſich zur Herrſchaft durchkämpfenden Katholicismus des Hauſes Habsburg ſich entgegenzuſtemmen, ſelbſt einen geheimen Bund mit der antiöſterreichiſchen Politik Richelieu's und dem antikatholiſchen Bekenntniſſe Schwedens nicht zu verſchmähen,

um die von Wien aufgehende Gefahr zu beschwören; in den allgemeinen Kampfeswirren war der confessionelle Charakter der Bewegung mehr und mehr zurück- und an seine Stelle das politische Moment vorgetreten, vermöge dessen fortan ein jeder Staat seinen eigenen Weg wandelte, unbekümmert um die Dictate der geistlichen Gewalt; Polen, wie es dem langen dreißigjährigen deutschen Kampfe in steter innerer und äußerer Gebundenheit zugeschaut, ohne je ausschlaggebend in dessen Gang einzugreifen, hatte auch vermöge seiner fortanigen Laufbahn, die consequent auf das liberum Veto und -Rumpo hindrängte, nicht das Zeug, Deutschland ein bedrohlicher Gegner zu werden; Spanien hatte sich selbst schon seit Philipp's II. Zeiten her durch den großen Anlauf gegen die Richtung eines ganzen Jahrhunderts der völligen Ohnmacht überantwortet, und der Hof des Escurial wußte nun weiter Nichts zu thun, als, um mit Carné zu reden, bis ans Ende der Welt nach Gold- und Silberschätzen zu suchen, um sein jeden Tag wachsendes Elend zu verbergen und dereinst, eine mit Goldflittern geschmückte Mumie, ins Grab zu steigen.

Wie ganz anders aber war Deutschlands Blöße schreckend gegenüber Frankreich. Schon der eine Vortheil mußte diesen westlichen Nachbar dem deutschen Reichskörper bedrohlich genug erscheinen lassen, daß er in seinem unzweideutig bekundeten Gelüste nach deutschem Gute keinen Nebenbuhler als Widergänger zur Seite hatte, und nur mit Mühe eine europäische Coalition diesem Bestreben einen Damm zu setzen mächtig genug war. Und zu welcher Macht war Frankreich in seinem Innern durch Richelieu's langjähriges Walten erstarkt.

Durch Heinrich IV. nach harten und langen Kämpfen wieder zum Katholicismus, als dem Boden künftigen politischen Lebens zurückgezwängt, übernahm Richelieu das Land mit den Traditionen und Vorarbeiten dieses Neugründers monarchischer Staatseinheit, ihm ebenbürtig an Geist und Geschick. — Nachdem Richelieu den Widerstand der Protestanten bis zur politischen Ungefährlichkeit niedergebrochen, arbeitete er Schritt um Schritt dem königlichen Absolutismus in seiner vollsten Unumschränktheit vor: es ist ein bewunderswerthes Schauspiel, diesen Mann, alleweil umlauert von den Intriguen eines herrschsüchtigen Weibes, sein Walten gekreuzt durch die Einsprüche der Prinzen von Geblüt, und durch den Troß der conspirirenden Hofschranzen mehr als einmal in seiner politischen nicht nur, sondern auch in seiner physischen Existenz bedroht, nur einen leicht bestimmbaren König als Patron zur Seite, — mitten unter all diesen aufreibenden Gefahren unverrückt am Erbe Heinrich's IV. fortarbeiten zu sehen: während er

im Innern Marine und Armee organisirt, die Verwaltung der Provinzen und der Finanzen ordnet, und in allen Maßnahmen seines Regiments das Princip der Centralisation mit unerbittlicher Folgerichtigkeit, die keinerlei Rücksicht kennt gegen die localen und provinzialen Interessen und Privilegien, zur Geltung führt, deutet sein politischer Scharfblick, dem eine unvergleichliche diplomatische Schlauheit das Manöver macht, alle Vortheile aus, die ihm Europas durch die Reformation eingetretene Spaltung darbietet: und so sehr überwiegt der französische Minister den Cardinal in ihm, daß kirchliche Bedenken ihn nie in den Planen seiner Politik, selbst wenn ihre Ausführung durch einen Ketzerbund bedingt ist, irre zu machen vermögen. — Diese staatsmännische Thätigkeit brachte in kaum zwei Jahrzehnten zu Wege, daß Frankreich mit solcher Consequenz und Sicherheit in die politischen Geleise, die ihm Richelieu vorgezeichnet, hineingetrieben ward, daß auch Richelieu's und des Königs rasch nach einander erfolgender Tod kaum eine spürbare Ausbeugung hervorzurufen im Stande war, und der Nachfolger Mazarin fast ohne allen Widerstand als Vermittler für den jungen XIV. Ludwig in die Errungenschaft eines nach Außen erweiterten und stark geschützten, auch machtvoll gebietenden, im Innern geeinten und für den königlichen Absolutismus zugerichteten Frankreich eintreten konnte; nur noch die oppositionellen Zuckungen der Fronde zu Boden zu werfen war sein Geschäft, und die Leichtigkeit, mit der er sich desselben entledigte, zeugte wie für seine schlaue Geschmeidigkeit so vornehmlich für die Solidität des Richelieu'schen Baues; dieser war der Hebel für Frankreich's politisches Wirken auf drei Menschenalter hinaus. —

Gegenüber einem also gewappneten Nachbar erschien Deutschland in seiner Lotterigkeit in der That an allen Ecken und Enden verrathen und verkauft, und es war vielmehr ein Wunder zu nennen, wenn es in der Folge vor dieser Uebermacht nicht tiefer als geschah in den Staub sank, als daß es nicht völlig politischer Knechtung und Bevormundung anheimfiel; man wird hier unwillkürlich an jenen Ausdruck des schwedischen Kanzlers Oxenstjerna erinnert, der die Verfassung des deutschen Reiches eine confusio divinitus conservata nannte.

Diese Trostlosigkeit der politischen Verhältnisse Deutschlands wirkt allerdings peinvoll auf den Betrachter. Nur muß man aber auch nicht so willig und unbedingt in die Posaune stoßen zum Lobe des auf Richelieu's Grundlage sich aufbauenden siècle de Louis XIV. Man sollte nie vergessen, daß dieses deutsche Volk, wie es anno 1517 der allseitige Triebhebel der neuen Geschichte geworden, und nun mit schwer

blutendem Herzen dem Gegner bloß am Boden lag, eine menschheitliche Arbeit vollbracht hatte, dergleichen kein ander Volk umher vollbracht zu haben sich rühmen durfte; sein innerstes Herzblut hatte es eingesetzt für die Güter des Protestantismus, und dieses Herzblut pulsirte unbewußt fort in den anderen Volksindividuen; denn diese nahmen Theil an der Errungenschaft, die Deutschland in herben Kämpfen dem Katholicismus entwunden. — Man sollte nicht vergessen, daß Frankreich durch seine Rückzwängung auf dem Boden des Katholicismus zu einem Rückgange verurtheilt ward, der dessen Entwickelung, wenn anders der Protestantismus allein das Recht der Zukunft für sich hat, im Laufe der Zeit zu der abnormsten und zeitwidrigsten machen mußte: denn auch die Revolution hat Frankreich nicht mit einem „Ruck" um ein paar Jahrhunderte vorwärts geschnellt; und Frankreich, das aus dem Protestantismus bis auf diesen Tag blutwenig gelernt und sich assimilirt hat, wird dann erst ein neues Frankreich sein, wenn es die Arbeit Calvin's in seinem Schoose durchgemacht haben wird; neue Revolutionen, wenn sie der von 1789 im Ganzen analog sind, müssen vermöge ihrer durchgehends negativ sich entwickelnden Anlage fort und fort scheitern, und nur der hat in Frankreich eine Zukunft für sich, der die Richtungen Merle d'Aubigné's und Tocqueville's in werkthätigem Geschick vereinigt. —

Die einzige Revolution der Neuzeit, die auf positivem, d. h. protestantischem Grunde sich vollzog, ist die englische gewesen; in eben den Zeiten, da in unserem Vaterlande der dreißigjährige Religions- und Länderhader so furchtbar tobte, hat jene die bedeutsamsten Schritte in ihrer Entwickelung gethan.

Ich sagte an einem früheren Orte, daß der reformatorische Anstoß für das politische Leben Englands einen andern Auslauf genommen, als für das Deutschlands.

Deutschland hat es von 1517 an mit seiner politischen Entwickelung nicht so leicht gehabt, wie England. Dieses ging in die neue Zeit herüber mit einem König, einer Aristokratie und einem Bürgerthum, die, in bestimmten politischen Bahnen sich bewegend, die politischen Güter der Reformation durch einen allmälig sich abspielenden Proceß sich assimilirten [81]); als der größte Handlanger in der Abwickelung dieses Processes steht Cromwell da [82]). — Deutschland begann mit einem ohnmächtigen Kaiser und mit fürstlichem Vielregiment seine moderne Entwickelung auf politischem Gebiete; wir verfolgten stufenweise deren Fortbildung bis zu dem Momente, da der kleinherrliche Absolutismus

es über das Kaiserthum entscheidend davontrug, um über ein sieches Volk den Herrscherstab zu schwingen.

Von 1648 ab fiel Deutschlands politisches Leben zurück in matte Receptivität, kaum in einzelnen Schlägen noch bekundend, daß nicht alle eigene Schöpferkraft gewichen sei; das Bewußtsein deutscher Nationalität war unseren Nachbarn lebhafter, als uns selber.

Da brachte das Neuleben in unserer Literatur einige Besinnung; es ward der Vermittler zur Wiederaufnahme der politischen Fragen, deren Lösung 1517 eine lachende Möglichkeit schien.

Damit ist das innerste Getriebe der Gegenwart, die politische Neugestaltung unseres Vaterlandes, berührt.

Dieses Geschlecht erwartet sie von sich und seinen nächsten Nachgeborenen unter Preußens Vortritt; eine fragliche Möglichkeit.

Denn daß das Material von Menschen, wie es gegenwärtig entgegentritt, nicht eine gesunde Unterlage werden könne für den politischen Neubau unseres künftigen Lebens, falls es von bloßen Veränderungen in der Verfassung, nicht von innerer sittlicher Neugeburt sein Heil erwartet, mag wohl kein Vernünftiger bestreiten [83]). Ueber Preußen das Wort zu nehmen, bescheide ich mich: die Zukunft wird richten, ob es baut auf den ewigen Eckstein alles staatlichen Lebens, oder ob auf Holz, Heu, Stoppeln [84]).

Anmerkungen.

---

[1]) Vgl. hierüber im Allg. die Schrift des Grafen Louis de Carné: „Die Begründer der französischen Staatseinheit"; aus d. Franz. v. J. Seybt. Lpz. [illegible] die charakterisirt, freilich mit französischer Selbstverliebtheit, in anziehenden Porträts, vom Abt Suger an bis auf den Cardinal Mazarin herab, den wandellosen Gang des französischen Absolutismus.

[2]) Zumal Lamormain hatte ihn völlig in seiner Gewalt. „Confessor caesareus est pater Lamormain, ordinis Jesuitarum, natione Belgo-Gallus, [illegible] constitutus. Hic maxima in aula caesarea pollet auctoritate, utpote qui [illegible] caesaris in manibus et nutu suo habet, cuiusque consilia et monitoria tam in rebus ecclesiasticis, conscientiam concernentibus, quam in politicis, omnia alia praevalent, [illegible] omnia ac singula remittuntur. Hunc patrem patronum qui habet, [illegible] aula caesarea tuto agere potest." — S. Sugenheim, Gesch. d. Jesuiten in Deutschland, II. 2. Note 1. (aus: „status particularis regiminis Ferdinandi II. [illegible] 71 sq.). — Schade, daß dieses Werkchen ein mißrathenes Zwitterding [illegible] und historisch-ernster Darstellung ist: letztere fest zu halten [illegible] mehr Grund, als in ersterer, mitunter breit und wichtig, [illegible]

[3]) Vgl. W. Wachsmuth, Gesch. d. polit. Parteiungen, III. [illegible]

[4]) Der Kurfürst Christian II. schrieb bald hernach an den [illegible] „Das Haus Oesterreich habe keine ärgeren und [illegible] gehabt, als den Stuhl zu Rom, und die Jesuiten und ihren [illegible] als die Jesuiten sei Ursache, daß die Stände des [illegible] Reichsversammlung unverrichteter Sache auseinander gegangen [illegible] Gott bisweilen nicht wunderbarlicherweise [illegible] Land und Leute zu Grund und Boden [illegible] oder das Geschmeis hinkomme, da sei Land und [illegible] solche Vögel mit ihren Rathschlägen, [illegible] ihren hitzigen Köpfen und Schulsäcken genommen [illegible] gebracht, so ist in ihrem Vermögen [illegible] reißen aus in Italia und anderswo [illegible] Untergang hinter sich". — Dritte Hort [illegible]

[5]) Menzel (K. A.), Neuere Gesch. [illegible]

[6]) „De virtutibus Ferd." [illegible]

[7]) S. den Erlaß [illegible]

[8]) Das. 1, 265 ff.

[9]) Häusser, Gesch. d. rhein. Pfalz, [illegible]

[10]) Ranke, Päpste (4. Aufl.), [illegible]

[14]) Peſcheck, a. a. O. die ganze erſte Hälfte des zweiten Bandes behandelt dieſen Stoff; und doch war es dem Bf. dieſes Werkes nicht vergönnt, z. B. die Prager Archive zu benützen (Vorr. I, S. VI.).

[42]) Ranke, a. a. O., S. 512.

[43]) Rommel, Heſſen, 7, 428.

[44]) Ranke, a. a. O., 2, 531 ff.

[45]) Menzel, Geſch. Schleſiens, 2, 408.

[46]) Vgl. Dr. Albert Heiſing, die Politik Guſtav Adolph's in Deutſchland, 2. Aufl. Berl. 1854. S. 176.

[47]) Geijer, Geſch. Schwedens, 3, 150. — Damit vgl. Gfrörer, Guſtav Adolph (2. Aufl.) S. 703.

[48]) S. Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf Deutſchland, 2, 54 f.

[49]) Ranke, franz. Geſch. 2, 358 ff.

[20]) Rusdorf, mém. 2, 3.

[21]) F. W. Barthold, Geſch. des großen deutſchen Krieges vom Tode Guſtav Adolph's ab mit beſonderer Rückſicht auf Frankreich. (Stuttgart 1842 —) Berlin 1851. I, 9.

[22]) Ranke, a. a. O., 2, 439 ff. — Im Allg. vgl. Mailáth, Oeſtr. 3, 334 ff., und O. Richter, Wallenſtein und ſein letzter Tag in Eger. Wunſiedel, 1858.

[23]) Raumer, Geſch. Europa's, 3, 615.

[24]) Der Regensburger Reichstag vom Jahre 1641 hatte dem Kaiſer das Anſinnen eines vorläufigen Waffenſtillſtandsabſchluſſes geſtellt, damit man endlich zu gemeinem Friedſtand ſich vereinigen möge: ein Augenblick, in welchem nach der gegebenen Verhältnißlage ein leidliches Abkommen für alle Intereſſenten möglich war. Das Wiener Kabinet wies den Antrag zurück (Menzel, N. G. d. D. 4, 191), der junge Kaiſer ſtak noch zu tief in der Anſchauung und Tradition ſeines Vorfahrs.

[25]) Schmidt, Geſch. Fr.s, 4, 32 f.

[26]) Meiern, weſtphäl. Friedenshdlg. 1. 219—223.

[27]) Den 10. November 1645 ſchrieb Axel Oxenſtjerna im Namen ſeiner Regierung an die ſchwediſchen Geſandten in Osnabrück (bei Geijer 3, 370—372): „Vier Fragen ſind von Wichtigkeit: Sollen wir auf der Reſtitution der deutſchen Stände beſtehen? Was für eine Satisfaction ſoll uns werden? Sollen alle Stände zu der Friedensunterhandlung zugelaſſen werden? Kann Bayerns Neutralität zugegeben werden? — Wir ſehen, daß der Kaiſer alle jene Angelegenheiten, welche die Reſtitution der Stände betreffen, vom Friedenscongreß zu den Reichs- und Collegialtagen zu ziehen ſucht. Daraus würde unwiderſprechlich Druck und Knechtſchaft der Stände folgen, und laſſen wir uns unter ſolcher Bedingung zur Niederlegung der Waffen überreden, ſo haben wir im ſelben Augenblick das Netz über dem Kopfe. Sucht, daß Frankreich und die Stände in dieſer Sache ſich verſtehen; erklärt, daß, obgleich wir mit größtem Grunde unſere Satisfaction vom Kaiſer und den Ständen fordern, wir doch die vorzüglichſte in die wohlbegründete Freiheit der Stände ſetzen. Sollte die ganze Reſtitution auf den Prager Frieden oder auf die Regensburger Amneſtie von 1641 limitirt werden, ſo würden wir alle gelobte Sicherheit für Nichts halten. Betreibt ſolches gelinder in dem Maße, als ihr die Stände die Reſolution des Kaiſers mißbilligen ſehet; doch ſtachelt ſie an, und zeigen ſie ſich ſchlaff, ſo ſchrecket ſie mit den Folgen. Verſichert euch der Aſſiſtenz Frankreichs; ſagt den Franzoſen, daß, ſofern ſie nicht hierin beiſpringen, wir gezwungen ſind, um ſo ſchärfer in Betreff unſrer eigenen Genugthuung aufzutreten; dringt darauf, daß die Dinge in Deutſch-

land auf den Stand vor dem Kriege restituirt werden. Geht das nicht, so möget ihr neuen Bescheid bei uns einholen [a]). Wisset, daß wir von diesem Plane nicht lassen wollen, sondern mittels desselben, als gar günstig, unsre eigene Genugthuung durchtreiben. Haltet euch zuvörderst an die Universalia unseres Rechtes, für das wir nach dem Prager Frieden gezwungen worden, den Krieg fortzusetzen; kommt es zu Particularitäten um den Ersatz, so laßt sie zuerst bieten. Wiederholen sie aber das Gewöhnliche von Erstattung der Kriegskosten in Geld, so sagt ihnen, daß eine solche unmöglich werde, so der Quantität als der Zahlungstermine und der Sicherheit nach. Wir müssen eine reale Compensation haben, so groß, daß sie sich selbst genügt, und so gelegen, daß sie Schweden nützlich sein kann. Erwähnt Pommerns, des Stifts Kamin, Wismars, Bremens, mehrerer Stifter in den niedersächsischen und westphälischen Kreisen, wie auch Schlesiens (ungefähr was Schweden besaß). Kommt ihr zur wirklichen Negotiation, so möget ihr nach und nach fallen lassen, erst das Stift Magdeburg, dann Halberstadt, dann Minden und Osnabrück, festhaltend an Pommern, Kamin, Wismar, Bremen und Verden, Alles als Lehen des deutschen Reiches. Zuletzt mögt ihr einwilligen, daß Kurbrandenburg in Schlesien für das entschädiget werde, was es in Pommern verliert; wie auch der Kaiser verbindlich gemacht werden dürfte, den Herzog Friedrich, Sohn des Königs von Dänemark, für Bremen und Verden zufrieden zu stellen. — In Betreff der Admission oder Exclusion oder Intervention der Stände im Tractat zwischen uns und den Kaiserlichen, so müßt ihr trachten, daß keine mit uns in Freundschaft stehenden Stände ausgeschlossen werden. Habt aber euren Schriftwechsel direkte mit den Kaiserlichen, nicht durch die Stände, oder, wofern diese Solchem nachtrachten, so mag es in corpore geschehen; laßt aber keinen einzelnen Stand als euren Vermittler auftreten. — Wir bemerken, daß der Herzog von Longueville von Waffenstillstand mit Bayern gesprochen, und wir haben schon einige Zeit wahrgenommen, daß Frankreich längst getrachtet, mit Bayern in Unterhandlung zu kommen. Es läßt sich mit vollem Grunde sagen, daß viel Vortheil daraus folge, wenn der Kaiser einen solchen Bundesgenossen verlöre, wenn es nur Ernst damit wäre. Allein Bayern ist zu sehr mit Oesterreich im Bunde, und will überdieß nur Zeit gewinnen. Wehrt daher der Neutralität mit allen jenen Gründen, die sich ohne allzu großes Mißfallen hören lassen. Sofern Frankreich auch unsren eigenen Waffenstillstand mit Kursachsen und Brandenburg verwirft, so wendet ein, daß diese beiden Fürsten ehemals in diesem Kriege unsere Bundesgenossen gewesen, weßhalb man nicht unbillig sie wieder zurückzuziehen suche. — Läßt sich die bayerische Neutralität nicht abwenden, so mögt ihr laufen lassen, was nicht zu ändern ist, aber doch zu erkennen geben, daß allerhand Mißtrauen dadurch entstehen könne. In Betreff der Satisfaction, so ist unser letztes Wort, daß Nichts sich für die Sicherheit Schwedens mit Pommern vergleichen läßt."

[28]) Adami, Historia Pacis Westphalicae, 171—175.

[29]) „Der Grund davon lag in folgendem Moment. Im letzten Jahre hatten die Schweden gegen die österreichischen Heere noch entschiedenere Erfolge gehabt, als die Franzosen gegen die Bayern: sie hatten Brünn belagert und Wien bedroht: der Kaiser mußte ihnen selbst und ihren deutschen Bundesgenossen große Zugeständnisse

a) Den 8. Juli 1646 schreibt die Regierung an die Commissäre: „In terminis extensionis, amnestiae sammt possessione bonorum ecclesiasticorum mögt ihr euch nach den Ständen bequemen". — Am 30. Mai dess. J.: „Kann Kurpfalz nicht restituirt werden, was kaum geschehen wird, so sucht wenigstens die clupa davon auf die Kaiserlichen zu schieben".

in Ansicht stellen; alle die geistlichen Stifter, auf deren Herstellung man anderthalb Jahrzehnte früher die Katholisirung von Norddeutschland hatte gründen wollen, wurden dazu bestimmt, Bestandtheile der protestantischen Territorien zu werden. In diesem Wachsthum der protestantischen Macht sah nun aber Maximilian eine Gefahr für sich selbst: um sich behaupten zu können, trat er den Feinden näher, mit denen er am härtesten kämpfte. Die Franzosen versprachen, ihn in seiner kurfürstlichen Würde zu schützen: er dagegen sagte zu, ihnen die Schadloshaltung, die sie in Anspruch nahmen, um Elsaß zu verschaffen: sie wurden durch das gemeinschaftliche katholische Interesse mit einander verbunden. Die Franzosen wünschten einen vierten katholischen Kurfürsten im Reiche zu haben: Kurfürst Maximilian fand es nützlich, daß das Elsaß in den Händen einer starken katholischen Macht sei. Auf diese Weise meinten sie das Gleichgewicht der Religionen im Reiche zu erhalten". Ranke, fr. Gesch. 3, 35 f. — Vgl. Häusser, a. a. O., 2, 569 mit Anm. 74.

30) Mém. du roi aux plénipot. 6. janv. 1646: „il ne faut pas s'étonner de tout ce que disent nos ennemis — c'est à nous à tenir bon; — il est indubitable, qu'ils se rangeront par à peu". — Ranke, a. a. O., 35. N. 1.

31) Adami, l. c. 309—312.

32) Axel an seinen Sohn Johann Oxenstjerna (bei Geijer, 3, 372 f.), d. d. 2. Januar 1646: „Ich merke aus seinem Schreiben an mich, wie auch aus einem Briefe Salvii an J. K. Maj., daß ihr zum Theil mit gleichen Argumenten zur Acceptation von Vorderpommern mit dem Consens des Kurfürsten von Brandenburg und einer Summe Geld für Stettin rathet. Und du fügst bei, daß Gefahr sei für die Satisfaction der Krone Schwedens, und dem Tractat sonst ein übler Ausschlag bevorstehe, — ohne was du noch weiter in hac causa discurrirst und mir zu Gemüthe führst; sowie ich auch vernehme, was Ein und Anderer, besonders dein College (Salvius) über mich und meine consilia urtheilt. Lieber Sohn, es kann wohl sein, daß du dort in loco einige Difficultäten sehen kannst, und sie besser observiren. — Allein insoweit ich die Sachen verstehe und beurtheilen kann, sehe ich keine Satisfaction für die Krone Schweden considerabel, sobald wir von Pommern ablassen, — das ein so nobler Theil der Seeküste ist. — Ganz Pommern ohne des Kurfürsten Consens wäre mir acceptabler als Vorderpommern mit seinem Consens, wenn auch Stettin dazu gelegt würde. — Ehedessen boten auch die Kaiserlichen, besonders Trautmannsdorf, ganz Pommern an. — Die französischen plenipotentiarii waren dazu auch geneigt. Nun ist Alles mißfällig, oder wenigstens stellt man sich so. Es ist zu considériren, wie wenig Frankreich dem Kaiser und dem römischen Reiche zurück cedirt, gegen die Cession von einem so köstlichen Lande, wie Elsaß mit Breisach und Philippsburg".

33) Geijer, 3, 372 f.

34) Daß es doch noch nicht an Stimmen fehlte, welche solch ausländisch tyrannischer Laune in edlem Grimm den Fehdehandschuh hinwarfen, beweist z. B. die „paraenesis ad Germanos", die Wassenberg um diese Zeit (1647) schrieb. Sie mag im wesentlichen Auszuge (nach Raumer, a. a. O. 3, 627 ff.) hier stehen, und zugleich vermöge ihrer allgemeineren Würdigung der Verhältnisse als Leitpunkt für das eigene Urtheil dienen. — „Mit lauter Stimme rühmen die Franzosen und Schweden, Deutschland sei von ihnen bezwungen, und die durch unsere eigenen Hände uns entrissenen Fahnen zeigt öffentlich Paris und Stockholm. So, thörichte Dienstleute fremden Ruhmes, zerstören wir den unsern und unsere Tugend mit unserem Blute. Könige, die sonst dem Rufe des Kaisers Folge leisten, sich zur Rechenschaft stellen mußten, entscheiden mitten in Deutschland über Deutschland, berufen Reichstage,

ſitzen zu Recht, vermögen mehr als der Kaiſer, und ſind durch unſere Uneinigkeit unſere Herren geworden. Sie rufen, und wir erſcheinen; ſie reden, und wir horchen ihren Worten wie Orakeln; ſie verſprechen, und wir trauen ihren Zuſicherungen, als wären ſie göttlichen gleich; ſie drohen, und wir zittern wie Knechte. Vor uns, über uns verhandeln ſie, in Deutſchland über Deutſchland, und entſcheiden in letzter Stelle, was ſie uns nehmen, was laſſen wollen. Und das heute Beſtimmte wird willkürlich geändert, und wir, im Todeskampfe liegend und den Gott, der uns ſonſt belebte, verläugnend, opfern den Götzen anderer Völker alle Freiheit, Ehre, Ruhm, Geiſt und Leben. — Wie kann der Einzelne bei ſolcher Lage des Ganzen auf Freiheit rechnen. Unſere Scepter und Adler ſind nicht mehr die unſern, unſer Reich nicht mehr das unſere, ſondern (das ſagen ſie laut in Worten und Schriften) die Deutſchen alle, wo und wie ſie ſeien, gehörten ſchlechthin, ganz, unbedingt ihnen. — Schon Guſtav Adolph verlangte ſtrenge Unterwerfung, aber er war doch ein König, und ein großer König; was aber ſoll man dazu ſagen, daß deutſche Fürſten, Prälaten, Kurfürſten, wie Diener einem überſeeiſchen Edelmanne aufwarten, ihm Waſchwaſſer, Mantel, Eſſen reichen, von ihm zurecht gewieſen, ja verachtet werden. Mitten in Deutſchland, das von ſeinem Kaiſer abgewichen, ſchaltet er wie ein Herr, bis die Verehrung, nach welcher der Kühne trachtete, ihm ſelbſt zuwider ward, und er bei Ueberreichung einer Schenkungsurkunde deutſcher Landſchaften an einen deutſchen Fürſten ſagte: ſie bleibe ein Denkmal, daß er von einem ſchwediſchen Edelmanne forderte und dieſer ihm bewilligte, was zu fordern und zu bewilligen thöricht und unbegreiflich erſcheint. — Wie mit Judasküſſen nahen dieſe unſere angeblichen Befreier. Und wir Thoren hoffen, daß ſo arge, heimtückiſche Feinde uns erretten; daß ſie, die das herrlichſte aller Reiche mit allen Kräften und Mitteln aufzulöſen ſuchten, es heilend herſtellen werden. Sie wollen uns vom Kaiſer, den Kaiſer von uns trennen, reichen uns in geſchmückten Bechern gar manchfaches ſüßes, langſames Gift, und erwecken uns mehr als einen Maſſiniſſa, durch welche ſie das ganze Reich zuletzt in ihre Botmäßigkeit zu bringen hoffen. Vom Rhein, der Nordſee und Oſtſee her erſpähen ſie auf ihren Warten jede Gelegenheit, jeden Streit der da entſteht oder von ihnen herbeigeführt wird, und ſind, wie einſt die Römer in Hellas, erſt freundliche Zuredner, dann Schiedsrichter, endlich Herren. — O Deutſchland, erwache, gedenke deiner ſelbſt, erſtehe von dieſem tödtlichen Kampfe. Das Reich kann nur durch das Reich, Deutſchland durch Deutſchland wiedergeboren werden, und durch die Sonne der göttlichen Gnade wie ein Phönix aus der Aſche ſeines eigenen Leibes hervorgehen. Nicht Katholiken oder Unkatholiken, nicht Römiſche oder Lutheriſche (Namen, den argliſtigen Feinden willkommen) ſollen uns davon abhalten; ſondern als Glieder eines Leibes, eines Staates, als Brüder müſſen ſich alle Deutſche in Liebe umfaſſen, und mit allen Kräften und Tugenden heldenmüthig jenem großen Ziele nachſtreben. Das Vaterland ſchützen, vertheidigen, erhalten, dazu iſt Jeder, dazu ſind Alle verbunden. Aber nach beiden Seiten zu hinken, bald nach Paris, bald nach Stockholm zu blicken, Landſchaften hingeben und Freiheit erkaufen wollen, — bei Gott: das iſt und war nie deutſch. — Von dem Augenblicke an, wo wir das Rechte wollen und wagen, verſchwindet die geringe Kraft der wenigen Fremden; endloſen Kriegsleiden wird ein ruhmvoller Friede folgen, und ein Haupt des Doppeladlers mit Lorbeeren, das zweite mit Oelzweigen bekränzt werden".

[35]) Vgl. hierüber ausführlicher: Häuſſer, a. a. O. 2, 569—580.

[36]) Corp. Ref. VIII, 478.

[37]) Nach dem Reſumé Raumer's, a. a. O. 6, 641 ff.

38) D. in Brandenburg und Heſſen-Caſſel.

39) Vgl. über das Verhältniß Sachſens zu dieſer Frage: Menzel, a. a. O. 4, 257—262. — Dieſem Werke iſt auch die Uebſ. von Art. 7 des Osn. Fr. Inſtr. entnommen, daſ. S. 256 f.

40) Vgl. über Augsburg beſ. Menzel, a. a. O. 4, 264 f.

41) J. O. XVII. 3. (nach Menzel's Uebſ.)

42) Dieſe Bulle ſteht u. A. in Bower's Hiſt. d röm. Päpſte, fortgeſ. v. Rambach: X, II. 21. Wir theilen die Uebſ. mit nach Menzel, a. a. O. 4, 267 f.

43) I. P. Monast. c. VI. §. 47.: „Cum etiam ad maiorem imperii tranquillitatem stabiliendam de controversiis circa bona ecclesiastica et libertatem exercitii religionis his ipsis de pace universali congressibus certa quaedam compositio inter caesarem, electores, principes et status imperii facta atque instrumento pacis cum plenipotentiariis reginae et coronae Sueciae erecto inserta fuerit: placuit eandem compositionem, ut et illam, de qua inter eosdem ratione eorum qui Reformati dicuntur convenit, praesenti quoque tractatu firmare et stabilire eo plane modo ac si de verbo ad verbum huic inserta legeretur instrumento".

44) I. O. Art. VIII. 1.: „Uut autem provisum sit, ne posthac in statu politico controversiae suboriantur, omnes et singuli electores, principes et status imperii romani in antiquis suis iuribis, praerogativis, libertate, privilegiis, libero iuris territorialis tam in ecclesiasticis quam politicis exercitio, ditionibus, regalibus, horumque omnium possessione, vigore huius transactionis ita stabiliti firmatique sunto, ut a nullo unquam sub quocunque praetextu de facto turbari possint vel debeant".

45) Ibid. 2.: „Gaudeant sine contradictione iure suffragii in omnibus super negotiis imperii, praesertim ubi leges ferendae vel interpretandae, bellum decernendum, tributa indicenda, delectus aut hospitationes militum instruendae, nova munimenta intra statuum ditiones exstruenda, nomine publico, veterave firmanda praesidiis, nec non ubi pax aut foedera facienda aliave eiusmodi negotia peragenda fuerint, nil horum aut quisquam simile posthac unquam fiat vel admittatur, nisi de comitiali liberoque omnium imperii statuum suffragio et consensu, cum primis vero ius faciendi inter se et cum exteris foedera, pro sua cuiusque conservatione ac securitate singulis statibus perpetuo liberum esto, ita tamen, ne eiusmodi foedera sint contra imperatorem et imperium pacemque eius publicam, vel hanc inprimis transactionem, fiantque salvo per omnia iuramento quo quisque imperatori et imperio obstrictus est".

46) Vgl. Anm. 45.

47) Vgl. die Urkunden der Friedensſchlüſſe von Osnabrück und Münſter, nach authentiſchen Quellen, nebſt darauf bezügl. Actenſtücken, hiſt. Ueberſ., Bücherkunde und Anmerkungen. Zürich 1848.

48) Vgl. A. Schmidt: des deutſchen Reiches Einbuße an Elſaß und Lothringen. 1859. — Sonſt: Instr. P. M. XI. §. 70. 72. 73. 74. 76. XII. 87.

49) Instr. P. O. X. 1—16. XVI. 8—12.

50) Ib. XV. 2. 3. 4 ff.

51) Ib. XI. 1—11.

52) Ib. XII.

53) Ib. XIII, 1—10.

54) Ib. VI.

55) Londorp VI. p. 331.

56) Vgl. hierüber: K. F. Eichhorn, deutſche Staats- u. Rechtsgeſch. (4. Aufl.) §. 399. III. S. 58 ff

57) I. P. O. 2. 3. 4. 5. §§ 12. 15. §§ 13—15.

58) S. Eichhorn, a. a. O. §§ 579—587.

59) I. P. O. V. VII.

60) Ib. V. §§ 1. 51. 54.

61) Ib. § 62.

62) Ib. §§ 2. 14 sq. 25 sq.

63) Ib. § 30.

64) Ib. § 48.

65) Ib. §§ 26. 45. 48 sq.

66) Ib. §§ 30. 31. — Einzelbestimmungen für Pfalz, Baden, Würtemberg u. A. ib. §§ 6. 24 sq. 38—41.

67) Ib. §§ 34. 37.

68) Ib. VII. §§ 1. 2.

69) Vgl. über den Ausdruck „landesherrliche Hohheit", „hohe Landesobrigkeit" . vgl. Eichhorn, a. a. O. § 525; IV. S. 274—282.

70) I. P. O. VIII. 1.

71) Ib. 2.

72) Ibid.

73) Ib. § 3.

74) Ib. 4.

75) Ib. V. 53.

76) S. die 10 Kreise aufgezählt und im Allgemeinen charakterisirt bei K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. I. 5—11; eine Darstellung der fürstlichen und ständischen Territorien findet man bei K. Hagen, Neuere deutsche Geschichte 3, 9—42, in welches Buch wir hier der Kürze wegen wohl verweisen können, da es ein ziemlich weit verbreitetes ist.

77) s. l., wahrscheinlich zu Stettin gedruckt. — Als ihr Vf. wird insgemein Bogislaus Philipp von Chemnitz genannt: derselbe, der den schwedischen Krieg beschrieben. Wenn, was mehr für sich hat, vielmehr sein Vater, Martin Chemnitz, Kanzler und Geh. Rath zu Stettin († 1627), der Vf. ist, so muß angenommen werden, daß der Sohn in die Urschrift eigene Zusätze nach Gutdünken und den Geboten der Zeit einschob. — Manches aus dieser Schrift verräth übrigens einen Ideenkreis, den ich nirgends unterzubringen wüßte, als im Haupte Gustav Adolph's. — Sollte es nicht möglich sein, daß dieser, so wie wir ihn kennen gelernt haben, vielleicht einmal in einem früheren Moment, wo er etwa zeitiger mit den Polen fertig zu werden, und sich alsobald in die deutschen Händel werfen zu können hoffte, den alten Chemnitz die Feder für seine lang ausgebrüteten Gedanken führen ließ? Und es wäre wohl keine sonderliche Mühe, den ursprünglich schwedischen Kern von dem abzuscheiden, was später der jüngere Chemnitz, der Aenderung der Zeit gemäß, anders modelte. Forderungen, wie die der confessionellen Gleichstellung; Hinweisung auf das Wünschenswertheste einer in sich geschlossenen Nationalkirche sind ächt gustavisch; und mit dem Wahlkaiserthum mochte er die Kurfürsten anfänglich ködern: denn ihm fiel der Schritt zur Erbmonarchie nicht eben schwer.

78) Londorp, A. p. VIII. Buch 8. Kap. 235, S. 349.

79) Den jüngsten Reichstagsabschied findet man abgedruckt im Theatr. Europ. Tom. VII. Spalte 518—551.

80) Es war mir hier bei der Zeichnung der politischen Verhältnisse des deutschen Reichskörpers, wie sie nach 1648 sich darbieten, weniger um eine allgemeine Aus-

führung, als um eine kurz gedrängte, den Hauptmomenten nachgehende Charakteristik zu thun. Wer eine ausführlichere Darstellung derselben wünscht, findet sie leicht bei Häusser, deutsche Gesch. I. (1. Aufl.) 77 ff., Biedermann, a. a. O. Cl. Th. Perthes, das deutsche Staatsleben vor der Revol. — Was ich hier in Kurzem gab, reicht wohl hin, meine eigentliche Absicht, den Entwurf einer politischen Parallele zwischen den vornehmsten europäischen Staaten nach 1648, zu ermöglichen. — Einzelne Stücke ließ ich mit Fleiß aus dem politischen Theile weg, wie z. B. die Reichsritterschaft, die kaum andeutungsweise genannt ist, da sie mir an einem späteren Orte besser untergebracht scheinen.

[81]) Vgl. über die englische Verfassung die treffliche Charakteristik derselben bei Gervinus, Einl. S. 84 ff.

[82]) Die Gestalt dieses Mannes ist noch nicht dem Dunkel ihrer genetischen Metamorphose entnommen; nur Carlyle und L. Ranke haben bis jetzt tiefer in seine Herzfalten gegriffen. Vielleicht, daß Oliver in seiner typischen Bedeutung an einer germanischen Parallele, die allerdings der Differenzen zur Genüge bieten müßte, dereinst heller vortreten wird.

[83]) Vgl. z. B. v. Wessenberg, Gott und die Welt, II, 435 ff. — Vilmar, Schulreden über Fragen der Zeit, und dess. Beiträge zur neuesten deutschen Culturgeschichte. — Rosenkranz, System der Wissenschaft, S. XVII. f. — F. Kortüm, Gesch. Griechenlands, I. S. I. ff. — M. Carrière, Rel. Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. — Bunsen, Gott in der Gesch. I. S. XIX ff. III. S. 361 ff.

[84]) Oesterreichs furchtbare Schäden sind mir nicht unbekannt, aber ihre Heilung ist keine Unmöglichkeit: man muß just auch in diesen Dingen Glauben haben. — Uebrigens verdient über Oesterreich immer noch Beachtung, was einst der edle E. v. Lasaulx in der Frankf. „Nationalversammlung" gesprochen, und ich stehe keinen Augenblick an, mir, die ultramontane Grundanschauung desselben weggethan, das Wesentliche daraus zu vindiciren. — S. die Rede gedruckt im Stenogr. Bericht üb. d. Vhdlgn. d. deutschen Nationalversammlung Nr. 155. S. 4774 f.

Zweites Buch.

Das materielle Moment.

Erstes Capitel.

Der Bankerott.

Ich habe bisher diejenigen Momente, welche politisch-destructiv auf Deutschlands staatliche Verhältnisse einwirken mußten, soweit mir für meine Arbeit nöthig erschien, nach den Ausschlag gebenden Grundzügen in Kurzem dargelegt.

Ich will nun eine zweite Aufgabe zu lösen versuchen: die Darstellung der materiell-destructiven Factoren, welche im dreißigjährigen Kriege sich zu wirksamer Geltung drängten; und den Nachweis der Mittel, durch welche allgemach die furchtbaren Wunden einer tief einschneidenden und lang andauernden Zerrüttung zur Heilung gediehen.

Der alte Herakleitos hat gesagt, der Krieg, als das Widerspiel der Gegensätze, sei der Vater aller Dinge[1]): durch den Antagonismus der Kräfte erzeuge er ewig das Leben, die Einheit der Gegensätze[2]): darauf beruhe das Leben des Weltalls. — Eine Anschauung, die auch in der Religion der Inder ihren symbolischen Ausdruck findet durch Brahma und Çiwa.

Unser Apostel Paulus aber hat als den Endpunkt der menschheitlichen Entwickelung die Zeit hingestellt, da Gott, „Alles aufnehmend in den stillen Kreislauf seiner ewigen Harmonie“[3]), Alles in Allen sein werde.

Also bezeichnen Herakleitos und Paulus Gang und Ziel im Erdenleben unsres Geschlechtes.

Und in der That, Keiner wird läugnen, daß nicht die höchsten Güter der Menschheit durch harte Kämpfe errungen worden seien;

Keiner auch, daß nicht der Grundzug des menschlichen Gemüthes nach einer verklärten Harmonie der Gegensätze stehe.

Denn das ist klar, daß der Ausspruch des Hellenen nicht blos gilt vom Streite physischer Kräfte wider einander, sondern auch mit mindestens gleichem Rechte im sittlichen Leben seine Wahrheit bekundet: — wie denn Pauli Wort nothwendig den physischen Kraftstreit völlig ignorirt, und einzig von ethischer Harmonie der Geister redet.

Es hat allerlei Kriege gegeben seit der Geschichte Gedenken, aber ich wüßte diese Kriege nach ihrer verschiedenen Artung nicht anders von einander abzuscheiden, außer durch Geltendmachung des ethischen Momentes: leicht wird man erkennen, daß allein diejenigen Kämpfe, deren tiefste die sittlichen Triebfedern waren, wo immer sie ihre Lösung fanden, zu gemeinem Nutzen ausgeschlagen sind für unser Geschlecht; hinwiederum, daß rein materielle Zwecke, wo sie die Hebel des Streites abgeben mußten, den Fluch in sich selber trugen, und zum Fluche wurden auch für Andere. — Doch der widrigen Zerrgebilde von Kämpfen, welche alles ethischen Momentes bar sich zeigten, sind, zur Ehre unsres Geschlechtes, Gottlob wenigere, und man gedenkt der Perserkriege, der punischen Kämpfe, der Kreuzzüge, des Leipziger Tages, ehe man der düstreren Gestalten rein materialistischen Ringens sich bewußt wird.

In eigenthümlicher Mischung aber tritt das ethische und das materialistische Moment in demjenigen Kampfe hervor, dessen Betrachtung uns näher angeht. Man müßte Den einen lügenhaften Pessimisten schelten, der in ihm nur das nackte Wüthen des materialistischen Teufels zu erkennen vermöchte; andrerseits müßte man die Geschichtsbetrachtung als einseitig tadeln, welche den großen Krieg als einen rein auf ethischer Grundlage sich abwickelnden Proceß des Menschheitslebens nähme. In seiner vollen Lauterkeit stellt sich im ganzen Kampfe kein einziges ethisches Moment dar, selbst in Gustav Adolph's Handeln nicht. Wohl aber treten aus den großen Wogen des Streites lichtere Augenblicke hervor, welche über dem physischen und materialistischen Treiben und Raffen den helleren Widerschein ethischer Kraft erkennen lassen.

Es ist dem Menschen nicht gegeben, ganz Geist zu sein: aber das ist das Göttliche in uns, daß wir, gefangen in des Leibes Schwäche, dennoch Handlanger werden können an der Durchführung der sittlichen Aufgabe der Menschheit; kaum, daß die ersten Martyren des Christenthums, in der frischen Glut ihrer Begeisterung, die Gebrechen unsrer Sterblichkeit in den Momenten ihres Hinscheidens abstreiften: man kennt jene tief bedeutsame Legende vom Tode Petri. —

Die Generation, auf deren Schultern der grausige dreißigjährige Kampf gelegt ward, hatte, als sie in diesen Kampf schreiten mußte ein Jahrhundert und ein Jahr hinter sich liegen, seitdem Luther's Wort die Flamme sittlicher Läuterung in ein rath- und ruheloses Geschlecht geworfen. Und dieses Wort, lebengebend, wie es aus eines frischen deutschen Mannes Herzen hervorgequollen, war nach kaum einem halben Jahrhundert seines Aufganges durch der Zeit und der Priester Artung seiner lebenschaffenden Kraft beraubt, es war als unverstandenes Erbe zum bitteren Zankapfel verkehrt worden. Wie mochte da, wo die Priester das Wort des Reformators in engherzigem Sinne durch Einschließen in die Schablonen zwieträchtiger Bekenntnißformeln den Christen abtödteten, bei diesen die lautere Glaubensbegeisterung flammen. Es konnte nicht anders sich wenden, als daß eine unträgliche Kluft zwischen den Ansprüchen des religiösen Lebens — von Seiten der Gemeinden — und der Stillung des religiösen Bedürfnisses — von Seiten der Priester — sich herausstellte, die sich, da sie von Seiten der eines geistlichen Führers noch sehr bedürftigen unmündigen Gemeinden nicht ausgefüllt werden konnte, in materiellem Gute und Genusse einige Befriedigung suchte.

Das gilt auch vom Katholicismus.

Mit dieser Stimmung trat man in den Kampf: ohne rechten Enthusiasmus für den eigenen Glauben, und doch auch wieder im irdischen Genusse nicht so befriediget, daß man nicht durch einen Gang im Glaubenskampfe nach Ruhe gerungen hätte [4]).

So spröde standen die Elemente des Kampfes einander entgegen, und eine so dringende und durchschlagende Antwort auf ihre religiössittliche Unbefriedigtheit war ihr Begehren, daß man von Anfang an absehen konnte, mit einem scharfen Gang und Widergang, der das Kränkeln der Herzen und Geister hinwegnahm, und erfrischende, gesundende Elemente in den Kreislauf des bisher peinlichen Lebens brachte, könne es eben nicht abgemacht werden: der Schritt zu einem neuen Gesundleben müsse vielleicht gethan werden über einen Antagonismus der Kräfte hinaus, welcher eben diese Kräfte auf lange hin lahm legte, und nur allmälig ihnen den gesunden Pulsschlag neuen Lebens zurück brachte. —

Denn ein Andres ist ein Krieg, der die Ueberfülle oder Ungesundheit nationaler Kraft nach Außen abführt: einen solchen mag man wohl, wenn er anders ein gerechter Krieg ist, mit Fr. Bakon, im Gegensatz zu einem trägen, effeminirenden und demoralisirenden Frieden, loben; ein Anderes eine sittliche Krankheit, die in eben dem Körper,

in welchem sie sich entwickelt, ihre Krise durchmachen, ihre Heilung finden muß. —

Das Gesagte fest gehalten, wird man die Artung und Entartung des Krieges nach seiner ethischen Beziehung nicht mehr räthselhaft finden.

Ich will versuchen, den Hauptmomenten der ethischen Phase, während des Krieges, sie begründend, nachzugehen; zu zeigen, daß die Bestialität zügellosester Soldateska sich auf dem Boden dieser Zeit ebenso natürlich erkläre, wie die hohe, hell menschliche Erscheinung des Schwedenkönigs.

Mit welcher Anlage die Generation in den beiden widersacherischen Lagern auf den Kampfplatz schritt, habe ich vorher kurz gezeigt. Es kam so, daß der Katholicismus im ersten Anlaufe siegte: er feierte diesen Sieg, zunächst in Böhmen, mit einem so raffinirten Rachegenüge, daß man nicht weiß, ob man den blutigen Fanatismus des Katholicismus, oder die gierige Kralle jesuitischen Materialismus bitterer verurtheilen soll: denn Beides wetteiferte in bezeichnendstem Vereine mit einander. — Ohne daß die innersten Lebensfasern des sittlichen Menschen und die guten Geister aufgeregt waren, griff man zum Schwert: aber eben das macht den Menschen zur Bestie; und zum Handlanger des Satans macht ihn, daß er zur Entschuldigung seines gewissenswidrigen Wüthens einen religiösen Grund vorschiebt. — Als so der besessene Löwe einmal Blut gesehen, würgte er fort, bis er mitten auf dem Felde des Todes stand.

Das blutige Schreckensgericht in Böhmen scheuchte den Dänen auf die Beine. Im Kampfe mit Christiern konnte Ferdinand nimmer so frischweg appelliren an den Fanatismus katholischer Heerschaaren: er hatte die Entscheidung wider den niedersächsischen Fürstenbund in die Hand Waldstein's gelegt, eines Mannes, der durch alles Andere eher, als durch Fanatisation seine Truppen begeisterte: hatten in Böhmen Jesuiten in den Zelten geprediget, so mußte sein Gesindel Geld und Huren haben, wenn er es zusammenhalten und Etwas mit ihm ausrichten wollte; und Waldstein selbst hatte so ganz andere Zwecke, als wozu man ihn zunächst brauchte, daß er den Pfaffen alle Teufel ins Gedärm, und der Jesuiten Schädel an den Galgen wünschte. — Aber auch unter einem so aufrichtig katholischen Führer, wie Tilly, wars nicht anders: eine erlogene Kreuzzugsidee verfängt nie, selbst wenn keine Croaten und Zigeuner im Kriegshemd stecken.

Der erneute Sieg brachte das Restitutionsedict, abermals die Zwittergeburt fanatischer Rekatholisation und jesuitischer Habgier.

Da kam Gustav Adolph aus Schweden. Der war ein Fürst, aufgewachsen in den Traditionen und Anschauungen protestantischen

Lebens und protestantischer Staatskunst. Er brachte an Kriegsvolk nur wenig mit: die Macht der Idee, für die er in den Kampf ging, und der er selber einen nicht gemeinen Ausdruck lieh, beugte das deutsche Volk willig unter sein fremdes Scepter. Und welcherlei waren die Kriegsknechte, die er nun an Pommerns Küste setzte: „es war", sagt der katholische Khevenhiller[4]), „ein gar arbeitsam Volk, welches in geschwinder Eil ein Großes thun und sich also vergraben konnte, daß ihm Niemand leichtlich beikommen mochte. Sie ließen sich mit Brot und Wasser begnügen; die Einwohner hatten keine Beschwer oder Bedrängniß von ihnen. Welche Geld hatten, zahleten und kauften ums Geld, welche Nichts hatten, nahmen vorlieb mit Dem, was ihnen gegeben wurde, weßhalb die Einwohner sie liebten, und ihrer Ankunft sich erfreueten, hingegen die Kaiserlichen haßten, und wo sie ihrer mächtig werden konnten, niedermachten".

Mit Gustav Adolph weicht die ethische Spannkraft aus allen Lagern: die nackteste Soldateska oben und unten, die verruchteste Verläugnung der Menschlichkeit wälzt fortan ihre satanischen Rudel über Deutschlands Felder; an der Politik der damaligen Cabinette fanden diese ruhelosen Schaaren keinen Halt; und Hunger, Seuche und öde Verwüstung traten würgend neben diese Würgfurien.

Der Teufel des rekatholisirenden Fanatismus war aus des deutschen Volkes Leib ausgefahren, aber wie lag dieser Leib da: aus schwerster Blutung mußte er geschlechterlang erst sich wieder Kräfte sammeln zu neuem Leben und Schaffen. Es kamen Momente, da man jenes Wort, daß der Krieg der Vater des Lebens sei, fast verhöhnt wähnen mochte. — .

Diesen Gesammtvorblick hielt ich für nothwendig zum ethisch-psychologischen und historischen Verständnisse eines Stoffes, der an und für sich geschätzt mit seinen grausigen Hekatomben und Brandopfern, seinem sinnlos scheußlichen Wüthen ein Räthsel erscheinen müßte. —

Ich werde jetzt einer ausführlicheren Schilderung der dreißigjährigen Soldateska und der sie begleitenden materiell-destructiven Momente[5]) (Kipper und Wipper, Seuchen, Hungers- und Brandnoth u. dgl.) eine schlichte Aneinanderreihung von Detailbildern als belebenden und belegenden Commentar unterstellen. Meine literarischen Hülfsmittel bringen es so mit sich, daß ich hierbei reicher versehen bin für den Süden und Südwesten deutscher Lande, als für den Osten und Norden, ja selbst für Mitteldeutschland; doch hoffe ich, daß selbst aus dem Dargebotenen eine Anschauung gewonnen, und ein Schluß gezogen

werden könne für den Gesammtkreis unsres Vaterlandes. Zum Schlusse dieses Capitels werde ich die allgemeine Wirkung nachzuweisen bemüht sein, welche die materiellen Folgen des dreißigjährigen Krieges auf Deutschland mit Rücksicht auf seine europäische Machtstellung ausübten.

Der dreißigjährige Krieg überkam das Kriegs- und Heerwesen im Ganzen so, wie es sich vom 14. bis zum 16. Jahrhundert allgemach aus seinen mittelalterlichen Formen herausgebildet hatte. Der auf feudalem Lehnsrechte ruhende Ritterdienst war dem Söldnerdienst unterlegen; die Schlachten hatten ihre alte Einfachheit nicht mehr: Fußvolk, Reuterei und Artillerie trugen es durch ihr Zusammenwirken an jenem mörderischen Tage von Marignano auch über eben die Schweizerharste davon, welche in siegreichen Kämpfen wider Oesterreich und Burgund einst ihren Ruhm begründet. —

Da der dreißigjährige Krieg nur auf die Taktik und Strategie, vornehmlich durch Tilly, Gustav Adolph, Waldstein, Bernhard, Baner u. A., einigermaßen verändernd einwirkte, ein Gegenstand, auf welchen näher einzugehen ich mich weder genöthiget noch geschickt achte; so erscheint es passender, die culturgeschichtlichen Momente des damaligen Kriegswesens zu mustern, weil grade diese am meisten die Erkenntniß der Wirkungen der dreißigjährigen Soldateska in materieller Rücksicht bedingen.

Als der Fenstersturz zu Prag die Losung zum allgemeinen Kampfe geworden, durchdrang der Werberuf[7]) nicht nur Deutschland nach all seinen Grenzen, auch Italien, Spanien, Ungarn, die Niederlande, Polen zählten ihre Söldnerschaaren. Rohe Streit- und Beutegier führte herumlungernde Haufen, die kein Interesse an den in Kampfesfrage stehenden Ideen beseelte, unter die Fahnen: sie waren das Kehricht, die Sentina der europäischen Menschheit. Die deutschen Lande stellten unter diese volks-, standes-, glaubens- und drum nothwendig auch zügellosen Schaaren von Kriegsknechten zumeist die Söhne deutscher Bauerschaft; auch viele „freilebige Pursche" liefen der Werbetrommel nach, und den Feldwebeln und Hauptleuten waren die nichtsnutzigen Handwerksgesellen und das raubmuthige Gesindel ein köstlicher Fraß; nach und nach kam vor, daß die deutsche Bauerschaft selbst, ausgeplündert wie sie durch die Kriegsläufte ward, den Pflug ledig stehen ließ und sich als beträchtlicher Contingent den wandernden Heerschaaren beigesellte: — wiewohl immer das höchste Begehren der Werber nach „versuchtem Volke" stand, d. i. nach solchen Subjecten, die sich durch der Zeit Läufte kriegend und balgend durch aller Herren Länder herumgewürfelt hatten[8]). Auch darin verläugneten die kaiserlichen Heere

theilweise ihren deutschen Charakter, daß ihre Befehlshaber nicht immer deutscher Abkunft waren; sonst zählte der deutsche Adel, der immer noch lieber zum Schwert, als zur Feder griff, in den höheren Stellen des Heeres reichlich seine Vertreter: wie vielen dieser „vornehmen Herren" kam der Krieg, da sie „kein ander Handwerk gelernt", erwünscht, und wie wenig waren sie dazu gemacht, den Krieg selbst anders, denn als „Handwerk" zu treiben. — Welchen Zusammenhalt solche Heereskörper in sich hatten, beweist zur Genüge der Umstand, daß die verschiedensten Truppen, nach geschehener Capitulation von einer Seite, gar oft sofort als Söldlinge in die Reihen der Sieger sich stellten, um vielleicht von den Führern der sieghaften Rotte an einen andern Kriegshauptmann um einen möglichst hohen Kaufpreis verhandelt zu werden. — Es war eine arge Ironie, wenn der Oberst die Fahne im Kreis der geworbenen Kriegsknechte an einer Stange aufrichtete, sie dem Fähnrich übergab und „als eine Braut und leibliche Tochter" einband: „aus der rechten Hand in die linke Hand, wo euch beide Arme abgeschossen oder gehauen werden, sollt ihr sie in den Mund nehmen; ist keine Hülfe noch Rettung da, so verwickelt euch drein, befehlt euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden als ein ehrlicher Mann".

Im Ganzen genommen überstieg aber die Stärke der Heere im dreißigjährigen Kriege nur selten die Zahl von 30—40,000: etwa den anfänglichen Zusammenfluß in Böhmen — bei 100,000 M.[9]) — und die spätere Waldstein'sche Truppenmacht — den Angaben nach gleichfalls bei 100,000 M. — ausgenommen, ist wohl die Zahl 40,000 nie überboten worden. Und auch von 40,000 abwärts war die Zahl durch Märsche, Ueberläufer, Hunger, Seuchen u. dgl. immer sehr schwankend. — Hätte jedoch der Krieg weiter Niemanden zu ernähren gehabt, als diese immerhin mäßigen Truppenkörper, so stand grade keine so furchtbare Landplage zu befürchten: Deutschland hatte der materiellen Mittel wohl so reichliche, daß ihm auch ein länger andauernder Krieg so heillos lähmend nicht leicht werden konnte. Aber wer von den Heeren des dreißigjährigen Krieges nur die Summe der Soldaten kennt, der kennt kaum die Hälfte der Heereskörper. Eine allgefräßige Harpyie hing sich der Lagertroß an die Armee an: wie Einer, der eben den Krieg als Handwerk treibt, führte der Soldat Weib und Samen mit sich, wirthschaftete mit ihnen im Lager; und welcher Kriegsmann — was weitaus der häufigste Fall — außer Stand war, sich ein Weib beizulegen, der zog sich wenigstens, seiner fleischlichen Gierde bei reich anströmenden Lagerdirnen, deren Meister der Hurenwaibel, genügend,

ein paar verschlagene Taugenichtse von Buben auf, die ihm in allerlei Bedienung zur Hand sein, wo nöthig auch Lagerdiebe und Spione in der Nachbarschaft abgeben mußten.

So wenig der dreißigjährige Krieg eine Miliz modernen Zuschnittes kannte, ebensowenig auch eine ordentliche, auf periodischer Soldlieferung basirende Truppenerhaltung: was allerdings, wenn man die damalige, noch nicht über die Rudimente hinaus gekommene Staats- und Finanzwirthschaft berücksichtiget, nichts Auffallendes hat. In dem Maße vielmehr, als im dreißigjährigen Kriege die Miliz kostspieliger war als heute, war auch der Staatssecke der damaligen Reichsfürsten, ja selbst des Kaisers ungleich kärglicher bestellt, als dies heute der Fall ist.

Hatte der Soldat sein Werbegeld in der Tasche, so handelte man mit ihm auf dem Musterungsplatz über seine Löhnung. Ums Jahr 1600 belief sich diese monatlich insgemein auf 5—16 fl. a. St. (= à 2½ fl. n. St.): daraus mußte er Waffen, Kleidung, Kost selbst bestreiten. So traten die einzelnen Compagnien („Fähnlein") zusammen. Wie sich dann bei solch einer Einzeltruppe das Soldverhältniß stellte, möge hier als übersichtlicher Maßstab ein Schema zeigen [10]).

a. Reiterfähnlein.

1 Rittmeister	mit monatlich	174	fl.
1 Lieutenant	= =	80	=
1 Fähnrich	= =	60	=
2 Korporale	= =	à 25	=
2 Trompeter	= =	à 12	=
1 Musterschreiber . . .	= =	12	=
1 Fourier	= =	12	=
1 Feldschreiber	= =	18	=
1 Sattler	= =	6	=
1 Plattner (Harnischschmied)	= =	6	=
1 Justiziendiener . . .	= =	10	=
1 Fahnenschmied . . .	= =	12	=

Dazu eine Anzahl 70—100 Gemeinen.

b. Fähnlein zu Fuß:

1 Hauptmann	mit monatlich	360	fl.
1 Fähnrich	= =	70	=
1 Lieutenant	= =	50	=
1 Feldwebel	= =	36	=
1 Feldschreiber	= =	20	=
1 Führer	= =	24	=

1 Fourier	. . . . .	mit monatlich	24	fl.
2 gemeine Webel	. . .	= =	à 20	=
1 Feldscherer	. . . .	= =	24	=
2 Trommelschläger	. . .	= =	à 12	=
2 Pfeifer	. . . . .	= =	à 12	=

1 gewöhnlich bei 300 Mann Gemeiner.

Diese Fähnlein wurden nun entweder als Sonderkörper verwendet reifähnlein"), oder sie traten in Regimentsverband. Ein Regiment fuß zählte insgemein 10 Fähnlein — meist à 300 M. —, ein erregiment bestand gleichfalls aus 10 Compagnien, deren jede 100 Mann stark. Der „Staat der hohen Aemter" mit seinem arf stellte sich dann in folgender Weise dar:

a. ein Regiment zu Fuß:

1 Oberstlieutenant	. .	mit monatlich	150	fl.
1 Schultheiß	. . . .	= =	60	=
1 Gerichtswebel	. . .	= =	14	=
10 Gerichtsleute	. . .	= =	à 4	=
1 Wachtmeister	. . .	= =	120	=
1 Quartiermeister	. .	= =	90	=
1 Profoß	. . . . .	= =	35	=
2 Trabanten desselben	.	= =	à 8	=
1 Profoß-Lieutenant	. .	= =	16	=
3 Steckenknechte	. . .	= =	à 8	=
1 Caplan	. . . . .	= =	30	=
1 Regimentssecretarius	.	= =	30	=
1 Arzt	. . . . .	= =	40	=
1 Proviantmeister	. .	= =	40	=
1 Wagenmeister	. . .	= =	40	=
1 Scharfrichter	. . .	= =	16	=
1 Hurenwebel	. . . .	= =	4	=

b. Ein Reiterregiment hatte mit wenigen Ausnahmen dasselbe sonal; die Abweichungen sind folgende:

1 Rumormeister	. . .	mit monatlich	20	fl.
1 Wagenburgmeister	. .	= =	24	=
2 Trompeter	. . . .	= =	à 12	=
1 Heerpauker	. . . .	= =	12	=
1 Plattner	. . . . .	= =	6	=

Die Soldverhältnisse der Gemeinen waren verschieden beim Fuß- aten und bei dem Reiter. Der ordentliche Reitersold betrug monat- in der Regel durchschnittlich 15 fl. füre Pferd; der Mann zu

Fuß kostete monatlich im Durchschnitt etwa 9—10 fl., wobei allerdings mancherlei Abstufungen eintraten. Wie z. B. die Soldbeträge bei den s. g. „Doppelsöldnern" und den „Musketieren" variirten, dazu mag der nachfolgende Vergleich eine Vorstellung liefern:

a. Bezahlung der Doppelsöldner:

4	Soldaten, jeder	20	fl.	=	80 fl.
4	= =	18	=	=	72 =
4	= =	16	=	=	64 =
4	= =	14	=	=	56 =
16	= =	12	=	=	192 =
40	= =	10	=	=	400 =
48	= =	9	=	=	432 =
120	Doppelsöldner . . .				1296 fl. „so sie schlecht sein."

Eine andere Veranschlagung, „so sie gut sein", weist die Summe von 1350 fl. nach.

b. Bezahlung der Musketiere:

40	Soldaten, jeder	10	fl.	=	400 fl.
65	= =	9	=	=	585 =
75	= =	8	=	=	600 =
180	Musketiere				1585 fl.
120	Doppelsöldner . . .				1296 =

Also Doppelsöldner und Musketiere zus. 2881 fl.

Nach gleichem Anschlage kostete eine Compagnie Reiterei zu 100 Pferden monatlich 1500 fl., und mit dem Aufwand des Commandopersonals 1964 fl.; als Werbegeld ward 1 fl., als Anrittgeld 12 fl. fürs Pferd ausgeworfen. — Der Aufwand für das Commandopersonal bei den „Fähnlein" zeigte die monatliche Summe von 696 fl., also beliefen sich die Gesammtkosten für ein Fähnlein auf 3577 fl.

Vom Tage der Ankunft der Leute auf dem Musterungsplatze bis zum Tage der Musterung selbst lief als eine Art Sold das s. g. „Liefergeld", dessen Betrag sich für die verschiedenen Rangstellungen in folgendem Verhältnisse stellt:

der	Hauptmann	täglich	15 fl.
=	Fähnrich	=	5 =
=	Lieutenant	=	3 =
=	Feldwebel	=	2 =
jeder	gemeine Webel . . .	=	1 =
=	Gefreite	=	1/2 =
=	Trommelschläger . . .	=	1/2 =

[illegible]

n
=
gt
ig
es
et.
."
es
die
ten

den
sten
den
16.)
ist
aßen
aten)
ndert
dann
Pferd
sind
Geld
kleiden
unum=
langen,
gelegten
bei den
Anlehen
ticipando
ger: „Es
1619 aus
gegen den
rdinandische
ung oder auch
ttel nicht vor=
zeit unmöglich.

geschäft, und deshalb „verschwiegen genugsam" behandelt. Aber die bange Besorgniß eines vielleicht Jahre lang fortwüthenden Krieges legte allen Credit von Anbeginn an lahm: 5—12 Procent Zins mußten die Fürsten zahlen, die doch nie eine ins Größere gehende Anleihe zu Wege brachten: 10,000, 30,000, 100,000 Gulden waren das Höchste, was auf ein Mal einem Einzelnen gegen scharfe Garantien („Obligation auf Species" u. dgl.) dargeschossen ward; nur äußerst selten gelang es größeren, politisch-verbündeten Körpern, z. B. der Union, oder der Liga, bedeutendere Summen (die Liga z. B. einmal 1,200,000 Gulden) zu erhalten. Es ist bezeichnend, daß man zumeist bei den Städten Anleihen zu machen suchte, und daß diese auch am meisten in Credit standen, ja oft von den Fürsten geradezu als Unterpfand verschrieben wurden. — Auch gezwungene Anleihen kamen vor. So schrieb z. B. Lebzelter 1619 aus Böhmen: „Was nun das Geld belanget, bemühen sich zwar die Herren Directores nunmehr bei vierzehn Tagen nach äußerster Möglichkeit, daß sie etwas zusammenbringen möchten, wie dann fast alle Handelsleute und vermögende Bürger in allen dreien Städten deßhalb gar beweglich ersucht worden, welche auch, nach eines Jeden Vermögen, zu 50, 60 bis in 150 Thaler gutwillig hergegeben; weil aber dieses Alles ganz unerklecklich und die vornehmsten Grandes dabei Nichts thun wollen — deßhalb denn unter dem gemeinen Mann groß Murmeln —, als ist man nunmehr stark im Werke, alle geistliche Güter zu verkaufen." — „Künftige Woche sollen die versprochenen drei Monat Sold gewiß ins Lager geführt werden, wie dann vergangenen Sonnabend von Nürnberg 200,000 Gulden, so die Union auf ihren Credit aufgebracht, und den Herren Ständen darleihen, ankommen. So hat man auch dem Burin, Einem von Adel, so vergangener Tage allhier gestorben, bei 100,000 Gulden Baarschaft — darum sich zwar die Herren Directores gegen seinen Erben verschrieben —. abgenommen. Die angelegten Steuern tragen auch ein Großes aus. Man hat aber doch gestern alle Handelsleute zusammenfordern lassen, und an dieselben inständig begehrt: 20,000 Gulden herzuleihen, welche ihnen von dem aus Holland verwartenden Geld wiederum erstattet werden sollen. Sie entschuldigen sich aber: daß es ihnen bei jetzigen widerwärtigen Läuften unmöglich, und haben also Nichts bewilliget." — „Zu Ollmütz in Mähren wird anjetzo von denselben Herren Ständen auch wiederum ein Landtag gehalten; die haben nunmehr alle geistliche Güter — welche sich über 8 Millionen erstrecken sollen — gänzlich eingezogen, lassen auch allen goldenen und silbernen Kirchenornat schmelzen und zur Bezahlung des Kriegsvolks ver-

münzen." — Unheilvoll wirkten die fremden Subsidien und Hülfstruppen, nicht darum, weil sie etwa fremde Botmäßigkeit drohten, sondern, weil sie, mit großer Ostentation durch die Gesandten verkündiget, die Erwartungen und Berechnungen hoch spannten, und dann durch ihr Nichteintreffen, oder mindestens durch ihre gewöhnliche Halbheit jählings Enttäuschung und Umschlag brachten. „Es ist", sagt der sächsische Gesandte Lebzelter, „in den Schreiben Alles schlüpfrig und auf Schrauben gestellt, und wird wegen Erlegung des Geldes keine gewisse Zeit, was jeden Monat erlegt werden solle, benennet. Die Summen sind groß. . . . Von Wiedererstattung hört man Nichts." Das war, in kurzen Worten, die finanzielle Politik des Auslandes gegenüber den deutschen Wirren: so sah sich Böhmen und die Pfalz gleich im Anfang von England und den vereinigten Staaten hingehalten; so war Spanien lässig für den bedrängten Ferdinand.

Selbstredend ward bei solch ungleich und mangelhaft fließenden Hülfsquellen die Soldnoth bald der schreckhafte Dräubold für Fürsten und Feldherrn, am meisten für die Völker selbst. Die Klagen werden denn auch frühe genug von allen Seiten laut. Schon am 6. (16.) Mai 1619 schreibt Lebzelter aus Böhmen: „Das Beschwerlichste ist anjetzo im Königreich Böhmen, daß die Straßen so über alle Maßen unsicher werden, und von der Herren Böhmen Volk (d. h. Soldaten) ohne Unterschied, Freund und Feind, Alles angegriffen und geplündert wird, welches die bisher beschehene geringe Bezahlung verursacht, dann die Reiter bisher monatlich mehr nicht als 3¾ Gulden auf ein Pferd und die armen Soldaten 3 Kreuzer des Tages bekommen. Die sind nun Alle bloß und abgerissen und können mit diesem geringen Geld nicht die Fütterung und das Brot bezahlen, viel weniger sich kleiden und mit anderer Nothdurft versehen. Daher denn die höchste unumgängliche Nothdurft: daß man auf andere Mittel, Geld zu erlangen, bedacht sei; deren, wie ich vernehme, dreierlei, als: 1) die angelegten und bewilligten Steuern aufs Schleunigste einzubringen; 2) bei den benachbarten Kurfürsten und Ständen des Reiches sich um ein Anlehen zu bewerben, und 3) die bewilligten ausländischen Hülfen anticipando zu erheben." — Nicht anders stand es im kaiserlichen Lager: „Es scheint", schreibt derselbe Lebzelter am 13. (23.) October 1619 aus Prag, „aus vielen Gründen unmöglich, daß sich Wien gegen den herannahenden Feind halte; zu geschweigen, daß das Ferdinandische Kriegsvolk bisher übel bezahlt worden; zu ihrer Contentirung oder auch dem geringsten Vorlehen (Abschlagszahlung) ist einig Mittel nicht vorhanden, auch bei den Ländern Etwas zu erhalten der Zeit unmöglich.

So sind die ausländischen Geldhülfen langsam und ungewiß, und ist also in Allem auf Ihrer kaiserlichen Majestät des Ferdinandi Seiten — dem äußerlichen Ansehen nach — also begriffen, daß es widerwärtiger und elender nicht sein könnte."

Nothwendig war die Folge dieser Soldlieferungsunregelmäßigkeiten eine Werbemoral, die weder den Söldling fest an seinen Soldherrn knüpfte, noch diesen streng verpflichtete, die Löhnung pünktlich zu entrichten — wie denn im Werbevertrag bestimmt war, daß bei etwaigem Ausbleiben des Soldes der Söldner nicht sofort seiner Pflichten entbunden sei, er sich vielmehr noch eine Weile zu gedulden habe; — daß Meutereien unter den Truppen allgemach so gar ungewöhnlich nicht mehr waren; ja, daß diese hier und da einen bedrohlichen Charakter entwickelten. „Es ist", schreibt der öfters genannte Lebzelter, „beider kriegenden Theile (Böhmens und Ferdinand's) Kriegsvolk groß, schwierig und ohne Bezahlung, daß man sich also einer Generalmutination leicht zu befahren, auch daher wohl Ursach hat, die Schanze in Acht zu nehmen, weil man nicht weiß, wann dergleichen Mutination erfolgen möchte, auch hernach in so geschwinder Eil zur Werbung nicht kommen kann. Und obzwar das Kriegsvolk, so mutinirt, sich aus dem Lande, darin es geworben und darinnen es dienet, nicht gerne begiebt, sondern daselbst hauset und dadurch gleichsam von seinem Feldherrn die Zahlung erzwingen will; so streifen sie doch bei solcher Occasion und da sie sonsten Nichts zu thun, hin und wieder und machen dadurch die Grenzen ganz unsicher; ja es könnte, wenn man so gar nicht gefaßt sein sollte, den Angrenzenden durch einen so unversehenen Ueberrasch leichtlich großen Schimpf und Schaden, der hernach also nicht zu wiederbringen, zugezogen werden." — Es kam vor, daß der Führer des Heeres vor der Soldwuth desselben des eigenen Lebens nicht sicher war; so drang z. B. das böhmische Kriegsvolk ins Quartier des Grafen Mannsfeld, mit dem Vorsatz, ihn gefangen zu halten, bis er zahle. „Darauf Herr Graf endlich die Thür selbst eröffnet und mit einem breiten Schweizerdegen unter sie herausgetreten, ihrer zwei alsbalden niedergehauet und etliche sehr verwundet, also daß sie die Flucht gegeben; darauf sie sich alsbalden auf der Gassen zusammen rottiret, der Herr Graf aber sich mit dreien seiner Hauptleute zu Roß unter sie gemacht, ihrer etliche niedergeschossen und viel verwundet, also daß in Allem ihrer 11 alsbald geblieben und 26 beschädiget worden. Indessen ist die königliche Leibgarde eilends zusammengekommen, und also desselben Abends der Lärmen gestillt worden. Folgenden Tages sind dieser Soldaten viel ausgerissen." — Es bezeichnet wohl das Aeußerste

der Soldnoth, wenn der Feldherr unter dem Zwang der Massen bei den Marketendern „Vorlehen“ (d. h. Abschlagszahlungssummen) aufnehmen mußte.

So durch Soldnoth gepeiniget lag den Fürsten eine Versuchung nahe, die zu lockend war, um von vornherein in ihrer Furchtbarkeit durchschaut zu werden: nach erfolglos versuchtem Hinaufschrauben des Münzwerthes das entsetzliche Treiben des Kipper- und Wipperthums.

Es war gerade nichts Neues, daß gutes Reichsgeld hier und da durch unredliche Münzer um ein Kleines verringert ward; daß einzelne Reichsstände ihre Münzgerechtigkeit zu kleinlichem Profit ausbeuteten; es war vorgekommen, daß die Landesfürsten ihre Münzmeister bis ans Ende durch unrechten Gewinn sich hatten bereichern lassen, um dann zu eigenem Vortheil die Reichgewordenen von Rechtswegen zur Armuth zu verurtheilen; oder die Münzstätte war um eine Jahresrente an Speculanten verpachtet worden; man trieb seine Falschmünzerei unter den Augen und dem Schutze der Landesfürsten. Umsonst hatten sich die Reichstage und Kreisversammlungen gegen das bedenkliche Geldunwesen in donnernden Decreten gesteipert; anno 1618 florirte die Münzerei in rührigster Industrie.

Wie sollte man, nun aus jedem Winkel nach Geld geschrien ward, nicht zuerst an eine Abhülfe gedacht haben mittelst emsigerer Betreibung des bisher kaum als schädlich verspürten Münzens. So fingen denn die Reichsfürsten, Braunschweig voran, das gemeine Handwerk der Heckenmünzer an, und die Lust wuchs rasch so, daß man nicht sicher war, wenn man am Abend einen Gast in sein Haus aufgenommen, ob er nicht über Nacht mit dem letzten Kupferkessel des Hauses davongegangen sei. Und das Volk hatte eine Weile seine helle Freude an der trefflichen Industrie; die Welt hing voller Geld, und keine Zunft war stärker, als die der Wechsler. Aber die Freude dauerte nur so lange, bis zu ernüchterndem Entsetzen nach 8 Tagen die Silbertünche das blanke Kupfer darzeigte. Da war der Teufel los; von den Kanzeln predigten die geistlichen Herren gegen diese „letzte Brut und Frucht des Teufels“; man versagte den Kippern und Wippern [13]), denen die Buben auf den Gassen ihr „Kippedwipp“ nachkreischten, das ehrliche Begräbniß. Nur einzelne tiefer Blickende suchten den Teufel muthig auf in seinem wirklichen Nest. „Keiner will“, heißt es in einer damaligen Flugschrift („Expurgatio oder Ehrenrettung der armen Kipper und Wipper, gestellt durch Knipbardum Wipperium. 1622. Fragfurt.“), „in jetziger Zeit der Katze die Schelle anhängen, oder wie Johannes dem Herodes die Wahrheit sagen. Aber auf die armen

Schelme, die Kipper und Wipper, schimpft Jedermann, während diese doch bei solchem Wechselgeschäft Nichts aus eigener Macht thun, sondern was sie thun, geschieht Alles mit Wissen, Willen und Beifall der Obrigkeit. Und leider bekommen sie in jetziger Zeit viel Concurrenten. ... Aus diesem ist nun zu ersehen, daß zwar die ungehangenen, diebischen, eidvergessenen, ehrlosen Kipper und Wipper nicht ganz zu entschuldigen, aber doch auch nicht in so großer Verdammniß sind, als wenn sie eben causa principalis von dem Verderben des deutschen Landes wären. Leider habe ich allerdings große Sorge, wenn's einmal an ein Teufelhohlen oder Aufhenken gehen wird, so werden die Kipper und Wipper, Wechsler und Wucherer, Juden und Judengenossen, Helfer und Helfershelfer, ein Dieb mit dem andern zum Teufel hinschlendern, oder mit einander zugleich aufgehenkt werden, wie jener Wirth mit seinen Gesellen. Doch mit einem Unterschied: denn es behalten ihre Principale und Patrone billig die Prärogative und Präeminenz, wie denn etliche davon allbereits davon vorausgesandt sind. Die anderen werden in Kurzem auch an den vorbestimmten Ort folgen, und es hilft alsdann Nichts, man mache ihnen carmina oder crimina, Verhöre oder Lobgedichte zu dieser Hinnenfahrt, — facilis descensus averni, — sie werden den Weg wohl finden, und bedürfen kein Glück dazu, der Teufel wird sie kuppeln all an einen Strick, und wären die Schelme noch so dick, fiat." —

Es versteht sich von selbst, daß dieses entsetzliche Fälschungsunwesen, wie es das Volk ärmer, arbeitsscheuer und verbrecherischer machte, auch auf die Heere seine tief erschütternden Folgen übte. Zwar gelang es den Soldaten oft, sich in Besitz des guten Geldes zu setzen, den getäuschten Bürgern ihre alten Thaler auszubeuteln [14]); aber am Ende fanden auch sie sich den Wirkungen frevelhaftester Falschmünzerei in nicht minder drückender Weise preisgegeben, als der friedliche Bürger; beiden waren die Zeiten der Kipper und Wipper (1621—23) fortan mit herben Zügen in ihre Erinnerung gegraben [15]).

Der Geldgräuel mußte schließlich, als gar blanke Blechstücke cursirten, auf die Fürsten, als die gewissenlosen Urheber, zurückfallen; sie erkannten bald, daß, wenn überhaupt dem Geldschwindel mit Erfolg begegnet werden solle, dieß, unbekümmert um den jähen Rückschlag, allein durch rasche Werthherniedrigung und Einziehung der neuen, andererseits durch Rückkehr zu den alten Münzen möglich sei. Also verriefen die Fürsten und Reichsstädte den Kupferplunder durch moralisch entrüstete Decrete wider den heillosen Münzbold, und ließen hinfort alte ehrliche Reichsmünze prägen.

Aber der Fortgang des Krieges forderte eben wiederum Sold. Da
ı Waldstein, und sprach sein Wort: „ein Heer von 10,000 Mann
ne er nicht erhalten, wohl aber eines von 40—50,000 Mann."
ıs war fortan die Losung für den Unterhalt der Truppen; es begann
nit die ungleich verwüstendere Art von Kriegführung, die sich mit
ntribution und nacktem Raube fütterte. Selbst Gustav Adolph konnte
ıt lange das Soldsystem [16]) einhalten; bald nach seiner Landung
ßte er zu Contributionen seine Zuflucht nehmen, und nur die
rgische Strenge seiner Mannszucht bewirkte, daß die Städte und
rfer mit einiger Willigkeit contribuirten, da sie in seinem Contri-
tionsverfahren Maß erkannten, indeß die Waldstein, die Baner, die
rstenſohn, und wie sie Alle hießen, bei ihren Contributionen sinnlos
zehrende Opfer heischten, die anfänglich Land und Leute ins Elend
:zten, allgemach aber auch den Soldaten im Lager dem Hunger und
ı dieser brachte preisgaben. Da weiter unten hierzu etliche specielle
lege folgen werden, so erscheint mir überflüssig, mich weiter über
e Art von Heeresunterhaltung zu verbreiten. Statt dessen mögen
: zwei Volkslieder stehen, die, ein treues Abbild der Noth des
ißigjährigen Krieges, das Hausen der Feldherren und Truppen in
dringender Beredtsamkeit schildern [17]).

1. Das Torstenſohniſche Vatterunſer 1646.

Mein Dorstenſohn waist aber waß Du kanst noch nit betten daß	Vatter unſer.
Ich glaub nit das auff Erden jemahls Ein solcher Schalck geweſen als	Der du biſt
Du stilst und raubst, trachtest nur nach schatz, Darumb wirst du haben gar kein platz	Im Himmel.
Du suchst nur Ruhm, und Eittel Ehr, Fragst nit darnach ob Gott der Herr	Geheiliget werde.
Du hast verdient, darffs gut rund sagen, Das man soll an den Galgen schlagen	Dein Nam.
Viel guet und Gelt, so du bekommen, Uñd überal hinweg genommen	Zukomme unß.
Ich Zweifle nit, du loſer geſöll, Eß werdt dort sein die Ewig Höll	Dein Reich.
Mein Torstenſohn bildtß dir nit ein, Daß alzeit soll geſchehen und sein	Dein Will.
Alß Unheyl so du für und für, Und hast vermaint, Gott gebe eß dir	Geſchehe.
Wolt Gott das auff der gantzen Erden Kein Dorstenſohn solt gefunden werden,	Gleich wie im Himmel.
Weil dann deiner niemandt begert, So biſt im Himmel gantz nichts werth	Als auff Erden.

Was du mit Unrecht und Bösen sorgen Uuß gestollen hast, Wart nit biß Morgen	Gib uns heut.
Nimbst alleß hinweck, und führst darvon, Ist doch nit dein, wessen ist eß dann	Unser.
Dorstensohn du milter Fraß, Du bist nit werdt, das du Frist daß	Täglich Brot.
Durch stellen, und rauben bist du Reich, Das dirß der liebe Gott verzeih,	Und vergib.
Du mueſt in der Höl werden gerochen, Dan der Himmel ist lengst versprochen,	Unß.
Der Teiffel wirdt dich dort einschließen, Waß giltß du wirst thür bezallen müssen	Unsre Schuld.
Weil du den Kirchen nit underthenig, So würdt dir Gott deine Sündt so wenig	Als auch wir vergeben.
Gib her was du uns gestolen hast, Das wir bezalen den großen last	Unseren Schuldigen.
Du sprichst, Soldat schon das Pferdt nit, Was nit wil mit gehen, das Tribe mit	Und führe.
O Teusel du sauler Hurren Sohn, Komb baldt holl nur den Torstensohn	Uns nit.
Weil Möhren gleichsamb soll sein dein Diern, Darumb hast du auch wöllen Prün einführn	In Versuchung.
Aber sey trüllet dich so sehr Du schreist verlaß uns nit O Herr	Sondern erlöse unß.
Gott hört nit an dein falsche Bitt, Er wirt dich auch erlösen nit	Vor allem Uebel.
Daß du am Bodengran (Podagra) leideſt große schmertzen Günnen wir dir von gantzen Hertzen	Amen.

2. Ein Volkslied auf die Schweden.

Der Schwed ist kumme,
Hat Alles mitg'numme,
Hat d'Fenster 'nein g'schlage,
Hat 's Blei davon trage,
Hat Kugle d'raus 'gosse,
Und d' Bauere verschosse. —

Wenn der regelmäßig entrichtete Sold, (mit Moscherosch [18]) zu reden), die Handhabe des Krieges, der nervus belli, im Verlaufe des Krieges immer mehr eine Seltenheit, gemeiner Raub aber — denn auch die Contributionen und Brandschatzungen waren im Grunde nichts Anderes — Regel und Futter des Tages ward; so ist der Schluß auf die Art und Zucht der Heere in Feld und Lager leicht zu ziehen.

Schon im Beginne des Krieges rechtfertigt Mannsfeld das Gebaren seines Kriegsvolkes in kalter Manier also [19]): „Es ist unwidersprechlich, daß, wenn denen Soldaten der Sold nicht wird, sie in keiner Kriegsdisciplin zu halten sind. Sie und ihre Pferde können nicht von

der Luft leben. Alles, was sie an sich tragen, Waffen oder Kleidung, verzehrt sich und zerbricht. Sollen sie es wieder kaufen oder machen lassen, so gehört Geld dazu. Hält man ihnen damit nicht inne, so nehmen sie, wo man es findet, und zwar nicht auf Rechnung dessen, was man ihnen schuldig. Denn sie zählen und wiegen nicht. Und wenn man ihnen also einmal das Thor öffnet, so rennen sie auf dem Plan ihrer Unbändigkeit immer fort. Sie nehmen Alles, sie zwingen Alles, schlagen und erschlagen Alles, was ihnen Widerstand thun will. In Summa, da ist kein Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften, denn sie durch unterschiedlicher Nationen Practiken und Gesellschaft in allen Bubenstücken aufs Höchste kommen. Der Teutsche, der Niederländer, der Franzos, der Italiener, der Hungarer giebt ein Jeder Etwas von dem Seinigen darzu, daß keine Verschlagenheit noch arge List, Etwas zu überkommen, erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe, die sie nicht verübten. Da schonen sie keiner Person, sie sei weß Standes und Würden sie wolle. Es ist ihnen kein Ort frei noch heilig: die Kirchen, die Altäre, die Gräber, ja die todten Körper sind vor ihren dieb- und räuberischen Gewaltthaten nicht sicher. Das Alles wissen wir, und gestehens gern, haben dessen auch, mit unserm großen Herzeleid, viel Exempel sehen müssen."

Ein Blick ins Lagerleben der martialischen Horden erleichtert das Verständniß ihres unseligen Wüthens.

Da lagen sie in ihren Zeltgassen, nach Nationen gereiht, damit der Streit zwischen den verschiedenen Nationalitäten nicht zu oft blutige Köpfe brachte. Im Anfang bot ein solches Heerlager allenthalben den Schauplatz üppigster Fülle; der Gewinn der Schlachten, die Opfer ausgesaugter Städte und Landschaften flossen hier zusammen. Kaufleute gingen ab und zu, um den Gaumen und das äußerliche Hoffahrtsgelüste der Kriegskerle zu befriedigen; aufgeputzt in Zobel, Marder und Sammet, den Gürtel mit Gold überfüllt, ganze Platten, von Gold und Silber geschlagen, vorn an der Brust, schritt man einher, indeß die Dirnen mit theuren Federn, Scharlachhosen mit goldenen Gallonen, bunten Röcken und anderem Luxus sich reichlichst bedachten; selbst die Rosse glänzten in Gold und Silber. Zum Wechsel des Unterhaltes trieben die Huren mit geraubten Priesterröcken ihren Spott. In frivolstem Prassen schwelgte man in jeglicher Art von Lüsten. Moscherosch's Worte umkehrend konnte man die Moral damaliger Soldateska in die Worte zusammenfassen[20]): „Huren, buben, fressen, saufen, fluchen, raufen u. dgl. sind Zeichen eines rechtschaffenen Soldaten; wer muthwillig und freventlich wider Gott handelt, und seinem

Obersten ungehorsam ist, und mit Seufzen, mit Grunzen und Fluchen seinen Dienst thut, der ist ein rechtschaffener Soldat."

So lebte dieses vielsprachige [21]) Allerweltsgesindel eine Weile lustig und toll in den Tag hinein, ohne allen Vorbedacht, ob nicht solch verruchtes Handwerk am Ende in furchtbarer Rache auf den Thäter zurückfalle.

Zunächst brachte übrigens Waldstein in diese Kriegsart neuen Schwung; man möchte sagen, Waldstein und seine Heere haben recht eigentlich den Gipfel der Virtuosität hierin erreicht. Was der Satiriker Logau von der Soldateska insgemein sagt, gewinnt in der Waldstein'schen Periode erhöhte Bedeutung:

Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt seine Thaten;
Keinem hat er Nichts genommen,
Wenn er Nichts bei ihm bekommen;
Keinem hat er Nichts gestohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ bei Zeiten jagen.
Was er von der Straße klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun und Schopf geleeret,
Ist, ein Stücke Brot begehret;
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichtet,
Ist, des Herren Dienst verrichtet;
Huren, saufen, spielen, fluchen,
Ist, dem Muth Erfrischung suchen;
Nicht mehr Mensch sein an Geberden,
Ist, ein braver Kerle werden;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Ist, den Engeln Müh' ersparen.

Doch so konnte man in die Länge unmöglich forthausen, ohne sich selbst dem Elende zuzuführen. Aber auch die bittere Noth lehrte diese Rotten nicht Klugheit, vielmehr ward ihr Wüthen nur noch teuflischer; als die Zahl der eingeäscherten Städte wuchs, als die rauchigen Dörfer öde und die Felder wüste lagen: da schien die Soldateska erst recht ihren Triumph feiern zu wollen.

Wie grell klafft da auf einmal der Gegensatz zwischen kaiserlicher und schwedischer Kriegszucht.

„Eine doppelte Grundansicht", sagt Gfrörer [22]), „beherrscht und bestimmt die Kriegsdisciplin Gustav Adolph's: die Kriegführung ist ein edles Gewerbe, gleichsam eine freie Kunst, welche den Waffentragenden ehrt und über die gemeinen Laster der Menge erheben soll. Denn Selbstgefühl und Niederträchtigkeit kann nicht zusammen bestehen. Der

Krieg darf daher nicht mit größerer Grausamkeit, als nothwendig in seinem Wesen liegt, geführt werden, denn Großmuth, Trotz gegen Widerspänstige, Schonung der Schwachen ziemt sich für den Starken. Weil die Ehre das Element des Soldaten ist, muß man ihn als ehrenwerth behandeln, keine Strafe kann ihn treffen, welche das Gefühl empört, außer, wenn er sie durch schändliche Thaten verdient hat. Zweitens, was schwedische Soldaten erobert haben, das können sie auch behaupten; sobald ein Land genommen ist, gehört es dem König, folglich müssen die Einwohner wie schwedische Unterthanen angesehen und behandelt werden. Dies waren die leitenden Grundsätze der schwedischen Kriegsartikel. Sie machten die strengste Unterwürfigkeit gegen die Oberen und blinden Gehorsam zur Pflicht der Soldaten, aber nur im Dienste, außerhalb desselben behält Jeder seine bürgerlichen und menschlichen Rechte. Den Soldaten ist es ausdrücklich verboten, ihren Obern zu gehorchen, wenn diese Etwas zum Nachtheile des Königs oder des Reiches befehlen; denn man traute den Gemeinen ebenso gut Fähigkeit des Urtheils zu, als den Officieren. Die Wachen müssen mit der größten Pünktlichkeit besorgt werden; wer schläft, sich betrinkt, oder den Posten ohne Ablösung verläßt, wird mit dem Tode bestraft; so auch Jeder, der von der Fahne weicht; wer im freien Felde bei fliegender Fahne ausreißt, darf von jedem Kameraden niedergestoßen werden. Wer die Flucht ergreift, während er sein Seitengewehr noch brauchen kann, wird vor ein Kriegsgericht gestellt; liegt die Schuld an den Befehlshabern, so werden diese schimpflich aus dem Lager gejagt; sind es die Gemeinen, welche ihre Pflicht verletzt haben, so müssen sie loosen, der zehnte Mann wird aufgehenkt, die Uebrigen dienen ohne Fahnen, liegen außerhalb des Lagers und müssen dasselbe reinigen, bis sie durch eine heroische That ihre Schmach ausgelöscht haben. Wer seine Unschuld beweisen kann, geht jedoch frei aus. Niemand soll vor einem Sturme zurückweichen, ehe er sein Seitengewehr gebraucht hat; keine Compagnie darf eine Schanze verlassen, ohne dreimaligen Sturm ausgehalten zu haben. Alle Meuterei, Widersätzlichkeit und Unterhandlung mit dem Feinde ist bei Todesstrafe verpönt. Nur unter drei Bedingungen darf eine Festung übergeben werden: wenn Alles verzehrt ist, wovon ein Mensch leben kann; wenn kein Entsatz zu erwarten steht; wenn längere Gegenwehr unmöglich erscheint oder der Ort ohnedieß bald fallen muß. Die Waffen sollen mit größter Sorgfalt in Acht genommen werden; wer sie verkauft, unterliegt der schimpflichsten Strafe. Kein Missethäter wird unter des Königs Soldaten geduldet. Raufen, Balgen, Zweikämpfe sind schwer untersagt, Nothzucht

wird mit dem Tode bestraft. Kein Soldat soll ohne Befehl ein Haus, ein Dorf, eine Stadt anzünden, die niederen Officiere dürfen dieß nicht ohne höhere Erlaubniß gestatten. Raub und Gewaltthätigkeiten in Freundesland sind schwer verboten, auch in feindlichem Gebiet sollen Schutzbriefe bei Todesstrafe geachtet werden. Niemand darf im freien Felde eher zu plündern anfangen, als bis der Feind völlig geschlagen ist; in Städten, bis die Werke besetzt sind; auch dann soll jedes Regiment nur in denjenigen Quartieren plündern, welche es erobert hat. Selbst wenn ein Ort mit stürmender Hand genommen wird, sollen Kirchen, Spitäler, öffentliche Gebäude und Mühlen verschont bleiben. Dem König gehören alle Magazine, Munition und Waffen, die in eroberten Städten und Lagern gefunden werden, das Uebrige ist Soldatenbeute, doch fällt der zehnte Theil dem Lazareth zu. Die Gefangenen gehören den Truppen, hingegen steht dem König das Recht zu, sich angesehene Personen für eine billige Vergütung auszusuchen. Zur Musterung muß sich jeder Soldat einfinden; kein Hauptmann oder Oberst darf die Reihen mit fremden Leuten anfüllen; wer dies thut, wird zum Schelmen gemacht und durch die Stockknechte aus dem Lager gejagt. Deßgleichen soll Niemand zur Musterung fremde Pferde oder Waffen leihen. Jeder Soldat kann nur in der Garnison oder nach beendigtem Feldzuge den Abschied verlangen, keineswegs, wenn der Krieg fortdauert, oder wenn man dem Feinde entgegenrückt. Den Officieren ist es zur Pflicht gemacht, für regelmäßige und unverkürzte Ausbezahlung des Soldes Sorge zu tragen; sollte sie jedoch durch Umstände verzögert werden, so dürfen die Truppen den Dienst deßhalb nicht versagen, sie sollen aber unterdeß mit nothdürftiger Kost versehen werden."

Aber die Kriegssitte der Zeit, da Gustav Adolph mit den Schweden zu alltäglichem Lagergebet auf die Kniee niedersank, war mit dem letzten Athemzuge des Erlauchten vorüber. Mehr als an ihrer Seligkeit, die der König ihnen über den geringen Sold scherzend verheißen, lag ihnen an Befriedigung ihrer Habgier. Und hierbei gebrach es ihnen wahrlich nicht an Vortretern: „der was hat, ist Feind", belehrten sie die Kaiserlichen; und: „was wir suchen, das Alles halten wir, als ob es unser gewest wäre von Rechtswegen"[23a]).

Damit brach der ärgste Kriegswust los, mit seinem grinsenden Gefolge: Hunger, Pest, Aberglauben, Verödung und Verzweiflung.

Es sind nur noch kleine Truppenkörper, die fortan ihr Wesen treiben, aber immer noch zahlreich genug, um durch ihre Vieltheilung allenthalben in Deutschland den Kriegsschrecken rege zu halten. Die lustige Zeit von Anno 1620 und Waldstein ist längst dahin, und den

geringeren Raub muß man mit den Schweden und Franzosen theilen; doch in ihrer Gefräßigkeit und teufliſchen Luſt hat die Soldateska ſich um Nichts gemindert: man hat das Morden, Brennen und Schänden[23b]) um des Mordens, Brennens und Schändens willen lieb gewonnen[24]). Die armen Bauern, die verlaſſen und hungernd auf ihren halb darniedergebrannten Dörfern — in deren Straßen das Gras wuchs, ohne daß Vieh zur Weide da war — elend ihre Tage hinſchleppten, wunderten ſich, wie die Kriegsmenſchen ſo fein die Winkel zu erkunden wußten, in denen allenfalls noch ein letzter Reſt nährender Habe verborgen ſtecken mochte: waren doch allgemach Bauern genug zu den Heeren gegangen, um nicht dem Hunger in der Heimath zum Opfer fallen zu müſſen; und von dieſen konnte der Soldat leicht in Erſpürung der Schlupfwinkel in den Bauernhäuſern unterrichtet werden. Ein immer furchtbarerer Herrſcher ſchwang der Hunger ſeine Geißel über das Volk: in Entſetzen und Verbrechen taucht dieſes nieder, um dem heißeſten Triebe des Leibes Linderung zu ſchaffen; auf dem Schindanger reißt man ſich ums Fleiſch gefallener Roſſe; der Gräber Inhalt ſpeiſt die Lebendigen; der Bruder verzehrt die todte Schweſter; kaum, daß die Mutter den Todesſtreich gegen ihr eigenes Kind ſcheut. Dazu hielt die Seuche reiche Ernten. Mehr als das Schwert, hat in der Letzte Hunger und Peſt hinweggenommen. Was Wunder, wenn am Ende die geſchlagenen und gebrochenen Geiſter der Ueberlebenden dem düſtern Wahne des Aberglaubens ſich überlieferten, und zu den alten Gräueln neue Gräuel häuften, nur um vor den Anfällen des Todes ſicher zu ſein[25]).

Das Vorſtehende zu beweiſen, mögen einige urkundliche Belege hier ſtehen.

a. Vom Hauſen der kaiſerlichen Kriegsvölker, die von Ferdinand II. ſeinem Alliirten, Maximilian von Bayern, zu Schutz und Hülfe gegen die Schweden zugeſandt, in Bayern[26]). — „Nämlichen, daß ſich ſowohl Reuter als Fußvolk alſo übel und unchriſtlich, neben dem, daß ſie ſich für Freund ausgeben und billig ſeyn ſollen, verhalten, daß männiglich darob aufs Aeußerſt ſich entſetzt und erſchrocken; wie ſie dann Alles, was ſie gefunden, ohne Unterſchied geraubt, die Pferd hinweggenommen, das Vieh unnothwendig muthwilligerweis niedergeſchlagen, die Leut unerhörtermaßen gepeinigt, geraidelt, umgebracht und geſchoſſen, kleine Kinder bei den Füßen aufgehenkt, etliche Bauer an die Langwieden mit Stricken gebunden und zu Tod geſchleift, die Weibsbilder leichtfertiger als die Türken geſchändet, und deren nicht wenige ſolchergeſtalten mißgebraucht, daß ſie es hernach gar mit dem

Leben bezahlen müssen, welches Alles die Männer und Väter mit dem größten Herzenleid überseufzt, mit eigenen Augen angesehen, auch da sie sich dessen bei den Befehlshabern und Obersten beschwert, für die gebührende Abstellung mit Streichen und Schmachreden abgefertiget worden... Die Soldaten thun, was sie wollen, und verhalten sich überall wie Ketzer, indem sie die Kirchen aufbrechen, geweihte Kelche, Fahnen, Meßgewänder und andere Kirchenzier hinwegnehmen, auch allerhand Ungebühr in denselben verüben, ja wohl auch die Geistlichen selber verjagen, mißhandeln, und dadurch verursachen, daß die armen Unterthanen ohne allen geistlichen Trost, Beicht und Communion sterben und verderben müssen."

b. Schreiben der niedersächsischen Landstände an ihren Fürsten, den Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Cassel[27]). — „Stehet leider noch dem ganzen Lande vor Augen, welchergestalt dasselbige in dem jüngst abgewichenen Monat Aprili (das Schreiben ist d. d. 28. Aug. 1637) die Croaten und andere kaiserliche Truppen mit Feuer und Schwert, zu einem im Röm. Reich und wohl hiebevor von den Türken unerhörten Exempel, erbärmlich verderbet, fast alles, so unter ihre Hand und Gewalt kommen, niedergehauen, den Leuten die Zungen, Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, Nägel in die Köpfe und Füße geschlagen, heiß Pech, Zinn, Blei und allerhand Unflath durch die Ohren, Nasen und den Mund in den Leib gegossen, etliche durch allerhand Instrument schmerzlich gemartert, viel theils mit Stricken aneinander gekuppelt, ins offene freie Feld an eine Reige gestellt, und mit Büchsen auf sie zu Ziel geschossen, theils mit Pferden geschleift, das Weibesvolk ohne Unterschied des Alters, ehelichen und ledigen Standes geschändet, dabei sie auch der Hochschwangeren und Kindsbetterinnen nicht verschont, die Brüste abgeschnitten, in den Büschen und Hecken, wie die wilden Thiere, in die Kinder gefallen, sie gesäbelt, gespießet und in den Backöfen gebraten, Kirchen und Schulen zu Cloaken gemacht, viel adelige Wohnungen, Städte, Flecken und Dörfer (und darunter auch das edelste Kleinod dieses Fürstenthums, das Salzwerk bei Allendorf in Soden) angezündet und verbrannt, mehren andere und dergleichen barbarische Verübungen, so in die Feder nicht alle zu fassen, jetzt zu geschweigen."

c. Hausen der französischen Heere im Badenschen während des Jahres 1644[28]). — „Die französischen Heere hauseten allenthalben sehr übel; es wurde Niemand verschont, Rauben und Nehmen für Nichts geachtet, Officiere und Knechte sahen nur nach dem, was den Bauch und Seckel füllen möchte, die Insolenzien, die sie mit Männern

und Weibern getrieben, waren groß, gleichsam als ob Hurerei und Ehebruch ihre Expedition und die königlichen Waffen felicitiren und zu desto größeren Proceßen benedeien und segnen würde. Diejenigen, die sich zu ihrem Willen nicht verstehen wollen, denen nahm das gottlose Volk die armen unschuldigen Kinder weg, die sie, ohne Rücksicht auf die so langen und traurigen Bedrückungen, worüber man so viele blutige Thränen vergossen, wider den Boden geschmissen, oder von einem Hause, auch von einer Gasse zur andern geworfen, um hiedurch diejenigen, von denen sie Hüll und Füll empfangen, aus Rachgier zu vertilgen. Viel ehrbare Männer mußten gar von Haus und Hof laufen, und Weib und Kind, und was ihnen Weiteres von dieser Zeitlichkeit lieb, zu ihrem verruchten Willen und Gefallen stellen; theils mußten sie sich gar in das Kriegswesen begeben und hinwegschießen lassen, theils sonsten allein das traurige Elend bauen. Hiewider war keine Hülfe: die Officiere lagen dem Saufen und anderen Lüsten ob, thaten wenig, ließen sich hingegen wohl bewirthen und wohl bezahlen. Sie sorgten nicht, wie der Feind zu schlagen sei, sondern wie sie wieder nach Frankreich kommen möchten, trieben es ärger als die Knechte, oder thaten doch ein Gleiches, oder sahen zur Entschuldigung ihrer eigenen Ausschweifungen denselben ein desto Mehreres nach. Brachte auch Jemand zu Wege, daß man einen Soldaten eine Stunde auf den Esel gesetzt — welches viel gewesen, und selten und schwerlich geschehen —, so wurde dem Manne oder Vater alsbald durch Andere eine andere Klage gestellt, daß er lieber Alles geschehen lassen, und wohl sich selber und besser selbst auf den Esel gesetzt, als daß er weiter etwas angezeigt hätte. — Was in Haus und Hof, Alles war ihr; diese Flegel hatten mehr Recht dazu, als die Väter und Hausväter. Hatten die Letzten junge Weiber und wollten nicht davon gehen, so wurden sie wohl gar todtgeschlagen. Feindesland war ihnen zuvor frei; sie wollten aber auch aus dem ihrer Freunde und Bundesgenossen Feindesland machen, hierdurch ihre Bubenstücke, Raub, Hurerei, Schlägerei und Anderes durchzubringen; gleichsam als wäre Solches in Feindesland Recht, und die darin wider geistlich und weltlich Recht begangene Sünde und Schande unter diesem Vorwande gar wohl gereinigt und vor Gott entschuldigt. — Wenn man ihnen mit ihrem Könige und Königin gedroht, haben sie, hintangesetzt alles unterthänigen Respects, verächtlich geantwortet: „es geht in Frankreich also zu!“ Dadurch ein Bubenstück mit dem andern zu entschuldigen, gleich als ob müsse Alles gut und recht sein, und als wären wir in Deutschland schuldig und gezwungen, von ihnen zu leiden, was in Frankreich Leicht-

fertiges vorgeht, oder ob dürften sie nicht der Ehren und des Gemüths sein, darob ein Mißfallen zu erweisen und sich eines Bessern zu verhalten. Was noch mehr ist, die historicos, die sonst jederzeit in Ehren gehalten werden, von denen sie sich besaget, daß sie ihre bösen Thaten an das Licht bringen möchten, gleich als könnten dieselben dem französischen Namen eine Schande zufügen, wenn sie entdeckten, was für einen Krieg sie in Deutschland geführet, haben sie geschlagen, getreten, gebunden, gerettelt, gestochen, und nur nicht gar an den Galgen gestellt, denselben hierdurch die Hände zu binden, damit sie ungehindert und noch dazu mit gutem Respect und einem großen Namen ihr unsinniges Leben noch also länger fortstellen könnten, darin sie ersoffen gewesen wie die Schweine, die heut in die Eicheln gehen und morgen dem Metzger den Hals unter die Füße legen müssen. — So kamen Viele zur Verzweiflung, daß sie gar nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott im Himmel wäre, vermeinend, wenn er lebte, solle er Alles mit Donner und Blitz in die Erde schlagen. Ja, es mußten die armseligen, vor Schreck und Bekümmerniß thörichten Weiber ihren Männern Leib und Leben fristen, den Vater bei den Kindern und ihren kleinen Kindlein vor Marter und Qual, das Haus aber vor Plünderung zu erhalten, endlich freiwillig und öffentlich, Ehre und Tugend hintangesetzt, ein Mehreres thun, und ließ es Jedermann also fortgehen, aus Herzeleid, Betrübniß und überschwänglicher Wehmuth noch dazu lachend und erwartend, was die Hand des Höchsten der Sache für einen Ausschlag geben möchte."

d. Ausmalung des allgemeinen Elends bis ins Einzelnste[29]). — „Wie jämmerlich stehen neue große Städte. Da zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken: da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Thüren oder Fenster zu sehen ist. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen: sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführt, zu Cloaken, zu Pferdeställen, Marquetenderhäusern und Hurenwinkeln gemacht und auf die Altäre ihren Mist gelegt. — Ach Gott, wie jämmerlich steht's auf den Dörfern. Man wandert bei zehn Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller todten Leichname und Aeser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben und unter einander von der Pest und Hunger erwürgt, voller Maden und Würmer, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden,

weil Niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. — Erinnert euch, ihr Städte, wie Viele in ihrer großen Mattigkeit starben, welchen ihr nicht ein Bette von euren vielen übrigen zugeworfen, welche euch aber hernach von eurem Angesichte sind weggenommen worden. Ihr wisset, wie die Lebendigen sich unter einander in Winkeln und Kellern gerissen, geschlachtet und gegessen: daß Eltern ihre Kinder und die Kinder ihre todten Eltern gegessen: daß Viele vor den Thüren nur um einen Hund und eine Katze gebettelt; daß die Armen in den Schindergruben Stücke von Aas geschnitten, die Knochen zerschlagen, und mit dem Marke das Fleisch gekochet, das ist voll Würmer gewesen."

Nachdem so in gedrängten Umrissen die Hauptmomente hervorgehoben worden sind, welche auf Deutschlands materielle Zustände dreißig Jahre hindurch vernichtend eingewirkt haben, wird eine das Gesagte ergänzende Detailmusterung der einzelnen Territorien, Städte und Flecken weiter nicht eben erkleckliche Schwierigkeiten haben. Es kann, indem ich diese peinvollen Querzüge anhebe, meine Absicht nicht sein, das bisher im Allgemeinen Entwickelte nun in erlahmender Wiederholung auf diesen und jenen Landesstrich paraphrasirend anzuwenden, noch weniger, alle deutschen Territorien ins Auge zu fassen. Vielmehr sollen nur die bedeutsameren Landestheile und Punkte des Kriegsschauplatzes berührt, und die Musterung so durchgeführt werden, daß, wo es angeht, erst ein Provinzialhistoriker das Wort erhält, und dann die Städtechroniken u. dergl. vorgenommen werden; ein hiervon abweichendes Verfahren wird dann in der Regel durch die Art und Menge der mir zu Gebote stehenden Quellen bedingt sein. Ich werde mich hierbei aller eigenen, näher ausführenden Zuthat begeben und blos Zeugen um Zeugen vorführen. Daß diese mir für die südlichen Landestheile in bedeutenderer Zahl zu Gebote stehen, als für die nördlichen, ward bereits erwähnt. Dabei werde ich, im Anschluß an den Großgang des Krieges, so viel als möglich die einzelnen Landschaften nach ihrer allgemeinen historischen Folge durchgehen — weniger mich an die damaligen politisch-geographischen Grenzen bindend, als vielmehr natürliche Hauptgruppen abscheidend —, so jedoch, daß, wo eine solche Landschaft zu wiederholten Malen vom Kriegsunglück heimgesucht ward, die Belege ein für alle Male in historischer Folge für den ganzen Krieg mitgetheilt werden.

I. Böhmen[30]).

1. Wüthen der Rekatholisirenden. — „Wenn auf den Kirchhöfen oder auf den Gottesäckern oder auch in den Kirchen in Stein aus-

gehauen war ein Bildniß eines ehrwürdigen lutherischen evangelischen Predigers, oder Kelche u. dergl. Sachen, haben sie solch Bildniß entweder mit Koth beworfen und besudelt, oder mit Steinen zerschmissen und verdorben, indem sie die Augen ausgeschlagen, die Nasen verdorben und das ganze Gesicht zernichtet, und endlich den Stein selbst heruntergeworfen und zum kleinsten Stücklein zerbrochen, das Gebein, so darunter begraben gewesen, wieder ausgegraben, und außer dem Kirchhofe, sonderlich, so derselben viel gewesen, in eine gemachte Grube geworfen, an einem solchen Ort, der von ihnen nicht geweihet, und also für unheilig gehalten wird. Unter vielen andern Exempeln, welche in meinem Beisein zu Prag verübt sind, ist's geschehen, daß, als die Mönche die alte Kirche zu St. Aegidi einnehmen wollten und ihre Höhlen weiter machen, also, daß sie das Kloster in eine viereckige Form bauen könnten, neben der Kirche ein schöner Kirchhof war, auf welchem viele tausend selige Leute begraben lagen. Denselben haben sie verderbt und umgekehrt. Alle Steine, Grabschriften und Gedenkbilder haben sie hinausgeworfen, den Ort ganz eben und gleich gemacht, daß sie darauf Kegel schieben möchten. Ja, sie konnten kaum warten, bis Alles zurecht gemacht war. Da waren sie mit ihren Kegeln und Kugeln schon darüber her und trieben allda ihre Kurzweile; wie ich armer Sünder denn zu der Zeit auch nicht weit davon war, sondern Gleiches mit ihnen that und verübte. Als sie nun also den Grund des Kirchhofs aufgerissen, damit sie eine neue Mauer anlegen und aufbauen möchten, haben sie viel Gräber und Särge gefunden, in welchen so viel tausend Todtengebeine gelegen, als ob allda unter der Erde ein großes Beinhaus gewesen. Diese alle haben sie in großer Furie ausgeworfen und und in eine gemachte Grube zusammengeworfen, auch zu manchen Schädeln gesagt: Ha, ha, das wird gewiß ein großer schelmischer Ketzer und vielleicht ein Prädicant gewesen sein, weil er so einen großen Kopf gehabt. Der beste Ehrentitel, der diesen Gebeinen zugelegt wurde, war: das ist ein ziemlicher Alter, ein böhmischer Schelm, ein Ketzer, ein Rebell und was dergleichen Lästerungen mehr waren, welche diese Brüder ausspeiten wider diese Knochen und Gebeine, bis sie alle säuberlich heraus waren. Auf eine andere Zeit, da ich zu Nikolsburg in Mähren mit einem Kapuzinermönche in der großen Kirche, welche Lauretana heißt, herumspazierte, und wir an eine derselben Capellen kamen, darin viele Fahnen und andere Zierrathen, als ein Schwert oder Degen, Hut mit Federn, vergoldete Sporen, Harnisch u. dergl. aufgehängt waren; fragte ich diesen Kapuziner: wer allda begraben läge, so sagte er mir, es wäre ein General oder vornehmer Kriegs-

bedienter in des Königs von Schweden Diensten. Ich höre, sagte der Kapuziner, daß die folgende Woche der verstorbene und beigelegte Körper nebst Fahnen, Zierrath und Schmuck herausgeworfen werden soll. Weil aber, sagte er ferner, diese Capelle durch das Begräbniß dieses Ketzers verunreinigt, kann darin keine Messe gehalten werden, bis sie von einem Bischofe wieder ausgesöhnt und eingeweihet ist, welcher von Olmütz deswegen aufs Eheste dahin kommen sollte; wie denn auch ohne Zweifel nach meinem Abzuge wird geschehen sein. Und viel tausend dergleichen Exempel wären zu erzählen, wie sie mit den Todten umgegangen, und wider sie gewüthet haben."

2. Soldateska gegen die ketzerischen Prädicanten in Böhmen. — „Paul Woller, Stadtpfarrer zu Zrutschen, stand oben auf der Kanzel, als die Kaiserlichen einbrachen. Von einer Flintenkugel getroffen, sank er in der Kirche todt hin. Den Pastor Martin Maresch im Dorfe Krzassin hatte sein Patron, Smilo Herr von Lukawez, von den herumschweifenden kaiserlichen Truppen Alles fürchtend, an einen sichern Ort gebracht. Sobald jene eingebrochen waren, bemächtigten sie sich des Schulmeisters, Friedrich Damborsky, banden ihn mit Stricken, und forschten ihn darüber aus, wo der Herr Pastor wäre und wo er sein Geld stecken hätte. Jener versicherte, keins von beiden zu wissen; aber desto heftiger setzten sie ihm zu, und da er nichts von Geld wußte, bedeckten sie ihn ihn erst mit Ohrfeigen, dann mit Knittelhieben. Endlich entblößten sie dem Unglücklichen die Seite und brannten ihn mit Feuer so grausam, daß er, da er den Schmerz nicht mehr auszuhalten im Stande war, ihnen den Schatz zu weisen zusagte. Bald wurden die Goldgierigen mit der Räumung fertig; da sie aber einen Schatz nicht fanden, wütheten sie wieder mit Geschrei und Prügeln wider den Unglücklichen, der aber nun gestehen mußte, daß er nie von einem Schatze gewußt und nur wegen der Heftigkeit des Schmerzes von einem geredet habe. Jetzt durchbohrten sie ihn mit mehreren Kugeln, warfen ihn in eine Grube, dann Steine darauf, und das war sein Begräbniß. Am dritten Tage wurden jene Blutmenschen des Pastors selbst habhaft, und zwar im Dorfe Popowiz. Sie wendeten auch bei ihm Torturmartern an, quälten ihn fürchterlich und ließen ihnen halbtodt liegen. Er ist jedoch wieder zu sich gekommen, und hat fünf Jahre noch gelebt; aber er hatte zwei Töchter: die haben die Unmenschen geschändet und mit fortgeschleppt, und nie hat der unglückliche Vater sie wieder gesehen. Wenzel Jacksch war Prediger zu Kauniz, vier Meilen von Prag. Sie nahmen ihn gefangen, schleppten ihn über die Elbe nach Kostelez und quälten ihn länger als einen Monat mit

mancherlei ausgesuchten Plagen, spieen ihn ins Gesicht, schlugen ihn mit Ohrfeigen, und ließen ihn durch den ersten besten Schurken hauen. Dann nahmen sie einen knotigen Strick und schnürten damit, mit Hülfe eines Holzes, ihm den Kopf dergestalt zusammen, daß die Augäpfel heraustraten. Darauf führten sie ihn auf einen freien Platz und ließen ein sehr wildes Roß auf ihn los; doch als es hinkam, sprang es seitwärts und schadete ihm Nichts. Endlich kam er mit Mühe los, doch nur gegen ein Lösegeld von 500 Gulden. Gleichzeitig mit ihm ward Paul Welwar, Pastor in Zelakow, gefangen. Weil sie diesen für reicher hielten, plagten sie ihn auch mehr, bald mit Kohlen, bald mit Eisauflegung, so lange, bis er ihnen 5000 Gulden verwilligte. Doch nach einigen Tagen ist er, von Schmerzen erschöpft, gestorben. Andreas Stemberg von Budin ward von 15 Reitern aus seiner Parochie nach Kostelez geholt, und bald, ebenfalls durch Einschnürung seines Kopfes mit einem Strange, aufs Heftigste gepeiniget. Dann banden sie ihm mit Riemen die Hände auf den Rücken, die Füße aber mit einem dicken Stricke und warfen ihn so rücklings hin, um ihn dann früh zur Tortur mit Feuer bereit liegen zu haben. Doch ward er um Mitternacht wunderbar befreit. Beim Gebet, eben bei den Psalmworten: ‚Auf dich hab' ich gehofft, o Herr', fühlte er seine Banden lockerer werden und bald sich losgemacht. Da richtete er sich auf, ging zur Thür und durch die drei Wächter hindurch, welche zugegen waren, aber still blieben, entweder weil sie schliefen oder weil sie wegen plötzlich entstandenen Windesbrausens Nichts hörten. Einer hatte die Hand an der Thürklinke. Doch am Stadtthore ward er von dem wachthabenden Musquetier erkannt. Zum Glück war dieser ein eingeborener Böhme, ließ durch Bitten und Mitleid sich überwältigen, gab ihn frei und führte ihn über eine Brücke ans jenseitige Ufer. Den Pastor von Königin-Westiz, Johann Mohses, nahmen sie nebst seiner Gattin gefangen und marterten ihn mit grausamster Feuerqual zu Tode. Ebenso bemächtigten sie sich des Pastors Simon Antezänius, in der Stadt Horziz, hingen ihn an einen Pfahl und marterten ihn aufs Aergste mit Feuer, bis er angab, wo er Etwas von Gelde hatte. Den Pastor von Bakoven hingen sie an die Ofenstange und marterten ihn mit Feuer, das sie unter ihm anzündeten, zu Tode. Der Pfarrer von Nimes wurde von eingebrochenen plündernden Polen in Stücke gehauen. Zu Aurenowes ließen sie, da der Pastor, Andreas Jakobiz, sich durch Flucht gerettet hatte, ihre Wuth an einem jungen Menschen aus, welcher des Rentmeisters Schreiber war. Sie warfen ihn nämlich zu Boden, füllten ihm den Mund mit

Schießpulver und entzündeten es, so daß ihm der Schlund auseinandergesprengt ward, und an dieser grausamen Todesart weideten sich die rohen Gemüther, als an einem schrecklichen Schauspiele. Adam Pisek war Pastor zu Byteschin in Mähren, im Gebiete des Grafen Karl von Zierotin. Da dieser, sein Patron, dem Ferdinand treu geblieben war, so glaubte Jener Nichts fürchten zu dürfen, empfing die Soldaten, die bei ihm eintraten, freundlich mit Gruß und Hand, und leistete alle Pflichten der Gastfreundschaft. Sobald sie aber erfuhren, daß er protestantischer Geistlicher sei, wurden sie wüthend, richteten ihn übel mit Prügeln zu, hieben ihn, bei seiner Flucht in die Kirchhalle, nieder, zogen ihn nackt aus und plünderten das ganze Haus. Da aber einige religiöse Männer ihn ehrlich begraben wollten und ihm ein Gewand angethan hatten, liefen die Soldaten sogleich hinzu, nahmen es weg und rissen es in Stücke. Von neuer Wuth entbrannt, fielen sie nun über seine in drei Gemächern aufgestellte Bibliothek her, schleppten sie zusammen, machten Feuer unter die Bücher und verbrannten sie. Da nun, so lange diese Bande hier war, Niemand weiter hinzugehen wagte, so ward der arme Mann erst nach fünf Wochen von einigen Schülern zur Erde bestattet. Am 17. Januar 1621 wurden der Pastor von Ratin, Lorenz Kurz, ein Mann von 60 Jahren, nebst seiner Gattin, von einem Soldaten, der wüthend das Geld forderte, so grausam mit Flammen geglüht, daß bald beide entseelt waren. Der Stadtpfarrer von Bohdalow, Paul Pfeniska, ein Greis nahe bei 70 Jahren, wurde von den gottlosen Soldaten an der Schaam aufgehängt und mit Flammen gesengt, die man durch Verbrennung seiner Bücher nährte. Er flehete unter solcher Qual um Erbarmen. Da durchbohrte ihn Einer mit einer Kugel. Dieß galt nun als ein Werk der Barmherzigkeit und endete seine Qual mit dem Leben. Bartholomäus Jaworsky, ein frommer und exemplarischer Geistlicher, und zwar zu Kerhow, ward damals auch erst um 700 Gulden bestraft, dann seiner Sachen beraubt, und mit dem Tode bedroht. Da er nun fliehen wollte, und angstvoll zur Thür hinausstürzte, that er einen tödtlichen Fall. Auch der Pribizer Pfarrer, Elias Severin, konnte solchen verbrecherischen Händen nicht entgehen. Er erhielt viele Wunden, deren eine, am Nacken, so tief war, daß man ihn für todt liegen ließ. Doch einige mitleidige Menschen schafften ihn zu einem anabaptistischen Wundarzte. Er fristete zwar zwei Jahre lang noch sein Leben, hatte aber an heftigen Schmerzen viel zu dulden. Auch der Pastor Johann Beranek, ein würdiger Greis von mehr als 70 Jahren, gerieth in die Hände jener Quälgeister, die ihn erst schlugen, dann mitten auf dem Markte seines Wohnorts,

Zdaniz in Mähren, ein Feuer machten, und ihn drauf warfen, so daß er darin umkam. Das geschah am 17. März 1622."

3. Abschiedsscene von auswandernden Akatholiken. — „Wir, als M. David Lippach und M. Fabian Nathus, so in der Altstadt zum Salvator, M. Caspar Wagner und ich, Siegmund Schererz, so auf der Kleinseite, in der Kirche zur Heil. Dreifaltigkeit geprediget, wurden den 29. October 1622 durch kaiserlichen Befehl dimittirt und mußten unsre lieben Zuhörer in sehr großer Zahl hinter uns lassen. Als es stadtkundig wurde, daß man uns vier deutsche evangelische Prediger, Augsb. Conf., so noch zu Prag übrig waren, abschaffen würde, so ermunterten wir uns unter einander im Geiste, ermahnten auch unsre Zuhörer, in freudiger Beständigkeit im Geiste zu verharren, welche unsre gottseligen Anmahnungen auch vielen frommen Herzen, durch Gottes Kraft, also durchs Herz gingen, daß sie manche heiße Thräne aus andächtigem und eifrigem Herzen vergossen, mitten unter den Predigten, die sie in großer Anzahl besuchten; wie denn nicht weniger sehr viele, der papistischen Religion zugethan, sich zu solchen Predigten einstellten; etliche aus gutem Herzen, etliche aber, daß sie Etwas auffangen und hernach austragen möchten. Also trösteten sich diese Leute selbst unter einander, machten ihnen auch, auf begebenden Fall, einen Muth und ein geduldiges Herz, daß sie sich Gottes rechtem Willen und des römischen Kaisers Disposition gehorsam ergeben könnten. So fanden sie sich in großer Anzahl zum Tisch des Herrn, daß innerhalb vierzehn Tagen, in beiden deutschen Kirchen, zum Salvator und zu St. Trinitatis, über 3000 Communicanten sich sammelten, darunter auch viele Böhmen waren, so nur ein wenig deutsch verstanden, welche auch, aus rechtem ungefälschtem Eifer zur Religion, ihre Seele versorgten. Ja, es wäre diese große Anzahl der Communicanten noch einmal so groß gewesen, wo nicht der meiste Theil das beste gehofft, oder aber gemeint, man würde uns entweder einen Monat Frist geben, oder aber vergönnen, unsre Valetpredigt öffentlich zu halten, und das heil. Abendmahl denen, so es dieses Mal zu guter Letzt so sehnlich begehrten, zu reichen. Weil aber etliche päpstliche Priester nicht ruhen konnten, bis wir ihnen aus den Augen wären, so mußte unser Abzug eilends und geschwind geschehen; damit unser Keiner am folgenden Sonntag noch vorhanden wäre: welches wir mit Geduld als Boten des Friedens, verschmerzten. Nun mußten wir uns auf die Reise schicken; da uns zwar in unserm Gewissen und gegen die böse Welt, so Gottes Worte feind ist, nicht wenig trösten mag, daß uns durch einen Gesandten vom Hofe angedeutet wurde: Ihre kaiserl. Maj. hätten

Nichts wider unsre Personen, es wäre auch unser insinuirter Abzug keine Strafe, sondern nur eine allergnädigste Dimission, weil Ihre kaiserl. Maj. iure belli die Collatur der zweien deutschen Kirchen der Augsburgischen Confession daselbst, unter anderem heimgefallen wäre; derowegen uns auch aller geneigter Wille und Beförderung zu unsrem Abzuge wiederfahren sollte: welches auch geschah. Darauf sind wir, im Namen des Herrn Christi, den 29. October, weil wir bittlich kein längeres Verbleiben erhalten konnten, fortgezogen. Gott wolle sich unsrer hinterlassenen Schäflein, hohen und niedrigen Standes, der Kleinen und Großen, so eifriger, guter Herzen, in Gnaden erbarmen, und ihr großes Elend, nach seiner Allmacht und Barmherzigkeit enden und wenden." — „Der größte Theil des Volkes, und zwar die Reichsten, wanderten zu 70 und 80 Personen auf Ein Mal, mit Hab' und Gut, in die benachbarten Länder, wo man sie, sammt ihren Schätzen mit offenen Armen aufnahm. a) Ueber 30,000 Familien oder Angesessene, ohne ihre Weiber, Kinder und Dienstboten, ohne Kaufleute, Künstler und Handwerker mit zu rechnen, verließen Böhmen, wie es der damalige oberste Kanzler des Königreichs, Slawata, bezeugt. Unter diesen waren 185 Geschlechter, theils aus dem Herren- und theils aus dem Ritterstande, deren jedes wenigstens aus 4, einige aus 12, 20 und 50 Mannspersonen bestanden." — „Wo man die Evangelischen gefunden, in Feldern oder Wäldern, auf Aeckern oder Wiesen, in Bergen und Thälern, in Häusern und sonst aller Orten wurden sie aufgesucht, und ohne alle Gnade und Barmherzigkeit fortgetrieben; so daß Viele ohne einen Bissen Brot, ohne einen Kreuzer Geld, ohne ihre Aeltern, Freunde und Bekannte mehr zu sehen, aus dem Lande laufen und ihren wenigen zusammengelegten sauren Verdienst mit dem Rücken ansehen und dahinten lassen müssen. Hierauf trieb man sie gleichsam kuppelweise, unter tausenderlei Schmäh- und Lästerworten, aus ihren Orten und Gerichten; was sie nun auf dem Wege noch haben ausstehen und erdulden müssen, ist mit keiner Feder genug zu beschreiben."

4. Vertilgung ketzerischer Bücher. — „Als die Commissarien, nebst ihrem Anhang, den Jesuiten, angekommen waren, ließen sie die Leute, durch ein gewisses Zeichen mit den Glocken, zusammenrufen; und wenn sie nun Alle sich versammelt hatten, so erklärten sie die Ursache ihrer Ankunft, und vermahnten das Volk, erstlich mit guten,

a) „Afflictissimi exules, cum coniugibus et gregibus liberorum, passim per imperium oberrantes, contritis cordibus, aridis manibus, supplicibus ad coelum lacrymis". — Peschek, l. c. II. 311. Note 337 aus stat. mod.

ſüßen und ſanftmüthigen Worten, daß ein Jeder ſeine Bücher, ſo viel er derſelbigen hätte, herbeibringen ſollte. Etliche nun, ſo zu furchtſam waren, und beſorgten, ſie möchten verrathen und geſtraft werden, ſo ſie Solches nicht thäten, brachten alle ſolche hervor. Etliche aber brachten ſie nicht alle: wiewohl es ihnen wenig half. Denn da ließen ſie bald alle diejenigen, ſo herbeigebracht waren, durch gewiſſe dazu beſtellte Leute, mitten auf den Markt zuſammentragen, wo ein großes Feuer gemacht war, in welches ſie alle geworfen wurden, mit dabei verordneter Wache, damit ja keines möchte weggenommen werden. Unterdeſſen aber gingen ſie von Haus zu Haus, durchkrochen alle Keller, Kammern und Winkel. Da mußten alle Kiſten und Kaſten aufgemacht werden; und, wo ſie über die vorigen noch andere ertappten, nahmen ſie ſolche mit großem Ungeſtüm, wurden zornig und ſchalten den Wirth des Hauſes, daß er ſolche verhalten. Bald ließen ſie ihn, auf des Richters Befehl, ins Gefängniß werfen; hernach wurde er, nach Belieben der Commiſſarien, nicht nur an Gelde, ſondern auch an der Haut, mit härterem und längerem Gefängniß, geſtraft. Wenn ſie nun einen gar großen Haufen Bücher bei einander hatten, unter welchen viele hundert Bibeln in böhmiſcher Sprache und ſchön gebunden, machten ſie hernach ein großes Feuer, warfen ſolche da hinein, und zerriſſen ſie mit vielen gottesläſterlichen Worten, welche ſie lateiniſch ſagten, ich aber, zu der Zeit ein Knabe und der Sprache unkundig, noch nicht verſtehen konnte. Doch Einer aus ihnen ſagte: ‚ſiehe, ſiehe, wie ſchön brennen dieſe ketzeriſchen Bücher mit der falſchen Lehre. Dieß geſchieht nur jetzt an den Büchern; wird nachmals Jemand gefunden werden, ſo halsſtarrig, daß er ſich nicht zum wahren römiſch-katholiſchen Glauben bekehren wolle: der ſoll, eben wie dieſe Bücher, verbrennet werden.‘ Aber ich kann nicht erzählen, wie viel ſchöne Bücher, in ſo vielen Fäſſern und Kaſten daher geſchleppt und verbrannt wurden; und Solches nicht nur in meiner Heimath, ſondern durch das ganze Reich; und zwar ſind ſolche Hantirungen und Handlungen und Executionen mit den Büchern vorgenommen worden, ſchon ehe ich geboren war, wie ich denn in einem zuſammengeſchriebenen Büchlein geleſen, daß man die Bücher mit ſolcher Unſinnigkeit zuſammengeſucht hat, daß man erſchrocken iſt, und ſich entſetzt hat über das Wüthen und Toben derer, die Solches verrichteten. Geſchah es, daß an einem geringen und ſchlechten Orte man ihrer nicht ſo gar viel zuſammenbringen konnte, wurden ſolche nicht würdig geachtet, daß ſie öffentlich verbrannt würden; ſondern man that Solches in ihren Häuſern, als des Dechants oder Pfarrers, wo man ſie hernachmals

durchs Feuer jagte, oder auch zu andern heimlichen Sachen austheilte. In den Mönchsklöstern geht es also zu, daß man die hin und wieder gestohlenen Bücher zerschneidet und zerreißt, den Band, so er etwas werth ist, behält und die Blätter in die Kanzlei des kleinen Häuschens legt. Ach, wie viele habe ich derselben stets weggenommen und heimlich dieselben in meiner Zelle mit allem Fleiß durchlesen, und nachdem ich Etwas heraus aufgezeichnet, habe ich sie, nothwendig und gezwungen, damit ich nicht darüber ertappt würde, wieder an den vorigen Ort legen, oder in meiner Kammer verbrennen müssen. Wenn sie aber jetzo einige größere können bekommen, so noch etwas werth sind, zerreißen sie solche nicht, sondern heben sie an einem sonderlichen Orte in ihren Bibliotheken und Bücherstuben auf, verschließen sie aber wohl, daß Niemand von den Fratribus, wenn sie nicht Lectores Theologiae, oder ordentliche Prediger sind, eines herausnehmen und lesen könne; es sei denn, daß er solches sonderlich erhalte von seinen vorgesetzten Oberen. Ich habe solche gesehen in der Jesuiterbibliothek zu St. Clemens, wo ich unter sehr vielen und großen Büchern welche bemerkete in Gittern verschlossen, die meisten in schwarzes Leder gebunden. Als ich bei den Jesuiten fragte, was es für Bücher wären, hat man mir geantwortet: es wären eitel Ketzerbücher, lutherische, calvinistische. Und zwar wären sie darum schwarz eingebunden, weil sie verdammt, verboten und teuflisch wären. Es ist kein Ende mit der Inquisition und Verfolgung dieser Bücher; denn in den großen Städten, wie auch in Prag, sind zwei Priester als Inquisitoren und Ausforscher solcher ketzerischen Bücher bestellt, welche zweimal in der Woche auf alle Trödelmärkte herumgehen, wo man stets Bücher feil hat; wie es denn auch Leute gibt, welche mit alten Büchern Handel treiben, und dieselben wissen nicht allezeit, was es für Bücher sind. Wenn nun diese bestellten Visitatoren oder Kundschafter kommen, durchsehen sie alle Bücher, und zeichnen ihren Namen in diejenigen, welche nicht evangelisch oder öffentlich ketzerisch sind. Finden sie aber evangelische darunter: dieselben nehmen sie entweder mit sich hinweg, — denn sie haben stets Jemand bei sich, welcher solche tragen kann, — oder zerreißen dieselben, oder lassen sie den Leuten aus sonderlicher Gunst und Gewogenheit, nicht zwar, daß sie dieselben verkaufen mögen, sondern, daß man andere damit binden könne. So wunderseltsam sind diese tollen Leute, daß sie heidnische, fabelhafte und andere schändliche und ärgerliche Bücher unberührt liegen lassen, solche öffentlich zu verkaufen, hingegen gottselige, heilige und geistliche Bücher, auch Gebetbüchlein, obschon Nichts darin vorhanden, was wider den

Papst und die päpstliche Lehre wäre, wenn sie nur in einer evangelisch-lutherischen Stadt, als Wittenberg, Leipzig, Nürnberg u. dgl. gedruckt sind, nicht ersehen können, sondern dieselben zerreißen und verbrennen."

5. Die Dragonäden der „Seligmacher". — Es ist die Rede von Glogau, wo 140 katholische Bürger 7 Kirchen, und 967 evangelische Bürger nur eine Kirche hatten, und nun eben diese ihnen weggenommen werden sollte. Da wird Folgendes berichtet: — „Es war das Lichtensteinsche sehr starke Regiment, — welches niemals vor einigen Feind geführet, sondern bloß und allein in Mähren wider unschuldige evangelische Christen, solche zum Papstthum zu zwingen, gebraucht worden, — unterm Oberstlieutenant de Goes, durch einen sonderlichen kaiserlichen Commissarius, Miniati, in Schlesien, und von da in die Lausitz geführt, wie Jedermann vermuthet, und es auch die That nicht anders ausweiset, eben zu dem Intent und zu sonderbarem Fleiß, daß man dadurch die armen Leute in Schlesien auch reformiren sollte, weil diese Seligmacher, wie sie genannt worden, gar einen besonderen Griff und Kunst, aus langer Uebung, erlangt hatten. Als nun Dohna und Oppersdorf, welche Männer waren wie Huerda und Graf v. Herbersdorf, — der im Namen des Herzogs von Bayern, als Statthalter zu Linz, hart und schadenfroh, die Landleute, weil sie ketzerisch wären, nun plündern, martern und tödten ließ, — ihre rechte Zeit ersehen, ward solch Regiment wiederum in Schlesien, ins Fürstenthum Liegnitz erfordert, von da aber sobald ab- und, unterm Schein, als sollte es über Crossen auf die Mark Brandenburg zu marschiren, ins Großglogausche, neben der Stadt, hingeführt, daß es den 26. October 1628 nicht weit von dieser Stadt logirte. Da waren Viele sehr geschäftig und unruhig, und mußte man den Dohna zu Nacht aus den Thoren von Breslau lassen, damit er ja solche seine Freude nicht versäumte, weil er einen großen Weg zu fahren hatte und, der Abrede nach, gleichwohl gern wollte dabei sein. Oppersdorf aber schrieb vorhin an Dohna: er wolle ja verziehen, bis er könne dabei sein, und wolle doch so denken, wie ers sonsten beim Pater Lamormain werde verantworten können, daß er sich bei einem so guten Werke nicht hätte sollen finden lassen. Der Abrede gemäß wurden die Soldaten des Lichtenstein'schen Regiments in der Nacht eingelassen, da sich die armen Leute im Schlafe gar Nichts befahreten. In der Stadt aber war es schon also angestellt, daß Niemand anders dieselbe Nacht als Päpstische die Wache hielten, also die Soldaten, von den Evangelischen unbemerkt, nicht allein in die Stadtmauern, sondern auch auf alle vier Gassen und Ecken in der Stille geführt und eingetheilt wurden. Es ward auch genau auf

alle Häuser Achtung gegeben, daß kein Bürger zum andern kommen oder Nachricht erhalten könne, woher das Volk eingelassen, oder was es bedeuten würde. Was dieß Verfahren für Furcht, Schrecken und Angst verursacht, gebe ich Jedem zu betrachten. Man fragte nun nach den Evangelischen unter den Bürgern, und wo die wohnten. Auf diese wurden die Quartiere gegeben, diese sollten den Soldaten, nach seinem Willen und Belieben, tractiren, mit Geld, Wein, Confect und dem besten Traktament contentiren. Die Papisten, die sich bei Zeiten accommodirt hatten, blieben von Soldaten unbelegt, frei und verschont. Es wußtens auch die Soldaten gar wohl, — weil sie zuvor allezeit dazu gebraucht worden, und solch Handwerk aus der Maßen wohl verstanden, — wozu es angesehen, und was hierdurch gesucht wurde; derowegen sie nicht allein mit großem Ungestüm, Fluchen und Schelten, als leibhafte Teufel in die Häuser einfielen, mit Schnarchen und Schlagen den Wirth übel traktirten und so viel Geld, als Keinem möglich zu geben, forderten, sondern zugleich die Alternative dazu setzten: wolle er quartierfrei sein und nicht so übel geplagt und behandelt werden, so solle er beichten oder nur Beichtzettel holen und sich katholisch erklären: sonst wäre ihm nicht zu helfen. Dannenhero ihrer Viele aus Furcht, Angst und Schrecken, Viele aus Unverstand und Unwissenheit, Viele aber auch aus Leichtsinnigkeit hinliefen, sich beim Herrn v. Dohna, als Generalseligmacher, angaben, der ihnen denn alsbald einen Beichtzettel unterschrieben ertheilte. Wenn der vorgezeigt wurde, räumte der Soldat das Haus, und logirte sich bei einem Andern, der noch keinen Beichtzettel genommen, ein. Und nun ward die Menge solcher Beichtzettel Holenden in einer dergleichen volkreichen Stadt, wegen der geschwindten und unverhofften Uebereilung, und der übermachten Qual und Pein so groß, daß sie sich um die Zettel schlugen und drückten, und unterschiedene Geistliche, die auf den Seiten saßen, nicht genug schreiben, noch Dohna genug unterschreiben konnte. Aber je mehr sich die Zahl der Abgefallenen vermehrte, je mehr vergrößerte sich die Angst, Qual und Pein der Andern, so beständig vermeinten zu bleiben; denn so viele Soldaten von jenen weggenommen, so viele wurden diesen auf den Hals gelegt; also, daß zuletzt denjenigen, die sich eifrig und beständig erzeigten, wohl ganze Compagnien und mehr einquartirt wurden. Nun war dieß nicht Einquartirung, wie sonst gebräuchlich, da der Soldat muß zufrieden sein, wenn der Wirth gibt, was er vermag und so viel er hat; sondern, wenn hier ein Mann schon Alles gab, was er hatte, und was er zu borgen vermochte, half es ihm doch Nichts, wenn er nicht dabei zu-

ſagte, katholiſch zu werden. Inzwiſchen aber ward er geprügelt, geſchlagen, im Haus und auf der Gaſſen auf- und niedergejagt, daß er Wein, Traktament und Geld ſchaffen mußte, ſo lange, bis er bewilligte, zu beichten, oder einen Beichtzettel zu holen; alſo, daß auch viele vornehme Leute in dieſer Noth und ſolchem Zwang übereilet wurden. Doch das Vorſtehende war noch nicht Alles, was die Intoleranz damals zu Glogau verübte. Weil zuvor, als der Landshauptmann v. Oppersdorf den Lutheranern die Nikolaikirche wegnehmen wollte, dieſe ſolchem Unternehmen ſich widerſetzt hatten, ſo mußten jetzt Etliche dafür mit dem Leben bezahlen; denn es wurde zu Glogau eine öffentliche Execution gehalten und zwei oder drei Bürger, die fürnehmlich ſich der Uebergebung der Kirche widerſetzt hatten, hingerichtet. Wie grauſam man hernächſt mit dem damaligen Paſtor Valentin Preibiſch verfahren habe, iſt auch noch beizufügen. Bald nach Erſteigung der Stadt ſetzte man ihn gefangen, und legte ihm ein Schwert und ein Crucifix vor, um entweder den Tod, oder den Abfall zu erwählen. Wie dieß ſeine Frau erfuhr, ließ ſie ihm entbieten, er möchte doch ja lieber das Schwert erwählen. Er iſt auch wirklich ſtandhaft geblieben. Aus dem Allem ſieht Jedermann genugſam ein, daß keine Art von Gewaltthätigkeit geſpart worden, um die evangeliſchen Glogauer um das Kleinod der Religionsfreiheit zu bringen. Und gleichwohl mußte hernach Rath und Gemeinde, unter ihrer Hand und Siegel, den 2. April 1629 einen Revers von ſich ſtellen, als ob ſie ungezwungen und ungedrungen, alſo wie freiwillig, zur katholiſchen Religion zurückgetreten wären, und ſchon am 4. November 1628 ein Statut unterzeichnen, durch welches allen Evangeliſchen auf immer Bürgerrecht und Nahrung in ihren Mauern unterſagt ward, worüber ſie noch die kaiſerliche Confirmation in Wien erbitten mußten. Es verließen daher Viele, ſobald ſie nur konnten, Haus und Hof, Habe und Gut, und flohen nach Polen.“ — Ein lebendigeres Bild davon, wie die Lichtenſteiner verfuhren, geben ſpeciellere Aufzeichnungen, welche ſolche Schreckensſtunden ſchildern. So hat z. B. der vertriebene lutheriſche Geiſtliche Johann Nippe zu Grünberg Folgendes niedergeſchrieben hinterlaſſen: — „Am 7. November, Mittags um 3 Uhr kam auch nach Grünberg ein Lichtenſteiniſches Fähnlein unter dem Capitän de Divory. Davon wurden 11 Musquetiers dem Paſtor M. Willich mit Gewalt eingelegt, welche zu freſſen und zu ſauffen forderten, und den Paſtor ſelbſt zum katholiſchen Glauben aufforderten. Sie mußten Jeder, außer freiem Unterhalt, noch täglich einen meißniſchen Gulden bekommen. Dem polniſchen Diaconus Triebshorn und dem deutſchen Diaconus Nippe wurden gleichfalls Soldaten

eingelegt, welche mit diesen Männern allen Muthwillen trieben.“ — Noch lebendigere Schilderungen gibt eine andere alte Handschrift, welche sich also ausdrückt über jene Jammertage: — „Vor allen Dingen riefen die Soldaten in den Pfarrhäusern: ‚katholisch, katholisch, oder fort‘. Zucht, Ehrbarkeit und Keuschheit war bei ihnen gar selten, und das Frauenzimmer mußte sich vor ihnen verstecken, um sicher zu sein. Zu Mitternacht suchten sie den Pastor auf, und nannten sich Seligmacher, und sagten, sie könnten die Leute selig machen. Nachdem der Tag, der 8. November, angebrochen, kam Pastor Willich und Diaconus Nippius zusammen, und vereinigten sich, dem Bürgermeister solch Beginnen zu melden und um Schutz zu bitten; aber vergebens, weil Gewalt vor Recht ging. Als sie zurückkamen, wurden sie von den Soldaten angefallen, und beschuldiget, gleichsam als hätten sie nicht Macht, aus dem Hause zu gehen, hätten Etwas weggetragen und das Quartier spoliirt; deßwegen sie auch jeglichem Einquartierten sogleich 2 Thaler ohne Widerrede bezahlen mußten, mit dem Bedrohen, wenn sie noch einmal aus den Quartieren gingen, solle es ihnen noch schlimmer ergehen. Insonderheit haben sie, bei Abforderung dieser 2 Thaler dem Diaconus das Schwert auf die Brust gesetzt, und gedroht, ‚Pfaffe gib ’s Geld her, oder wir wollen das Schwert an deinem Leibe wetzen‘. Nun ließ der Rath zwei Wagen vor die Thüren der Prediger führen, damit sie nur aus dem Labyrinth kommen möchten. Da wäre es Zeit gewesen, in die Kirche zu gehen; aber da schrien die Belialskinder in den Priesterhäusern: ‚fort, fort, Fressen her, Sauffen her; Pfaffe, gib ’s Frühstück her‘. Viele hundert Menschen standen auf dem Kirchhofe; der wollte beichten, der weinte bitterlich, der wollte gern seinen Seelsorger noch einmal sprechen u. s. w., aber da war es aus. Die ruchlosen Priesterplacker thaten unterschiedliche Schüsse, damit sie das Volk vom Kirchhofe abtrieben. Jedoch ermunterte der Pastor Willich, ließ sich die Kirchthür aufmachen und ging mit etlichen hundert Personen da hinein. Es folgten auch zum Theil Soldaten nach. Der Pastor fing vor dem Altar an, aus dem Liede: ‚In dich hab ich gehoffet, Herr‘ die zwei letzten Verse: ‚Herr, meinen Geist befehl’ ich dir‘ u. s. f. zu singen. Als er sich zurückwandte, sagte er vor der Kanzel: ‚bei einem guten Liede pflegt man auch sonst eine gute Predigt zu hören. Das aber wird mir, anstatt eines Valets, nicht gegönnt. Jedoch merket zum Beschluß diesen Spruch aus Gal. 1, 8.: „„So Euch Jemand ein anderes Evangelium predigen wird, anders, denn wir Euch geprediget haben: der sei verflucht, sollte es auch ein Engel vom Himmel, oder ein Jesuit sein.““‘ Hierauf ging er in die Schule, zeigte dem

Rector Philipp Walter seine Pressuren und seinen Abzug an, und befahl ihm die Jugend treulich; mit Bitten, sie beständig in der evangelischen Religion zu erhalten. Er ließ auch die zwei Wagen aufladen unter vielem Jubiliren der Soldaten, gab die Schlüssel zum Pfarrhause, zur Bibliothek und Sakristei den Kirchvätern mit kurzer Valediction, und ließ seine Frau mit den Wagen fortrücken. Da sie unter's Thor kam, wurde sie angehalten, endlich aber doch fortgelassen. Pastor Willich und Diaconus Nippe gingen, nicht ohne Wehmuth, mit einem grünen Stäblein aus der Stadt, unter Begleitung etlicher hundert Seelen. Da aber dem Pastor von den Soldaten zu verstehen gegeben ward, daß sie Befehl hätten, wo das Volk würde mitlaufen und die Priester begleiten, sie auf der Straße anzugreifen und zu berauben: so wies er das arme, betrübte Volk, das ihn bis an den Hohnberg begleitet hatte, zurück." —

6. Zwangsbekehrungsmittel gegen das Landvolk. — „Die Bauern wurden in die Städte entboten. Erschienen sie nicht, so ließ man sie durch Soldaten oder andre dienstwillige Helfer gefangen einführen. Man überfiel und holte sie des Nachts aus ihren Betten, und trieb sie haufenweise, wie das Vieh, auch in schärfster Kälte, ein, und erfüllte mit ihnen die öffentlichen Gefängnisse, die Thürme, Keller, Ställe, wo Hunger und Durst, Gestank, Kälte und Hitze sie dem Tode nahe brachten. Zu Plumbari ward ein Wundarzt, mit Namen Joachim, nebst Andren in einen Thurm voll Schlangengewürm geworfen. In Prostanna wurden etliche Hunderte auf dem Schlosse in einen Stall gesperrt, dessen Fenster alle verriegelt waren Diese wurden, aus Mangel an Luft zum Athmen, alle ohnmächtig. Unter Andern ward ein achtzigjähriger Greis, Jakob Ulitzky aus Kosteletz, wie todt herausgezogen. Der Präses der Gegenreformationscommission, Kunasch, hatte damit nur seinen Spott, und sagte, er wolle die Kerls schon von den Todten erwecken. Da er sie nun mit kaltem Wasser begießen ließ, kamen Einige wieder zu sich; jener Greis aber gab in seiner Gegenwart den Geist auf, worauf er ihn fortschleppen und einscharren ließ. Die noch Lebenden entließ er nur unter dem Versprechen der Bekehrung. An einigen Orten ging die Barbarei so weit, daß man die Menschen in Abtrittsgruben that, um sie durch diese eigene Qual zu überwinden. Zu Leitomische und anderwärts sperrte man Männer und Weiber untereinander, so daß Rücksichten der Schamhaftigkeit kaum noch genommen werden konnten." — „Die Mittel, das Volk zahm und gehorsam zu machen, waren zum Theil sehr eigenthümlich. Nicht allein, daß die in den Städten ange-

wandten Mittel, in welchem Gebrauch die Executionssoldaten Meister waren, angewendet wurden (wie z. B. die Entfernung der Säuglinge in der Wiege von den wo anders von fern angebundenen Müttern): es gab auch auf dem Lande ganz eigenthümliche Zwangsmittel. Man ließ nämlich auch die Ochsen mit reformiren. Wenn die Zeit kam, wo man für jene das Futter holen wollte, so besetzten die Bekehrungssoldaten die Wiesen, und ließen keins nehmen. Da entstand nun den ganzen Tag ein fürchterliches Gebrüll in den Ställen, daß den zweiten Tag die Bauern sich gezwungen achteten, einen katholischen Beichtzettel zu holen, weil dann sogleich die Wiesen wieder freigegeben wurden. So mußten die Bauern sich ihres Viehes erbarmen." Noch ausführlicher wird Solches folgendermaßen erzählt: „Als der Erzbischof auf seinen Gründen die Unterthanen durch allerlei Mittel, Gefängniß, Geldstrafen, Eheverbietungen und andre Attentate zu der päpstlichen Religion nicht zwingen konnte, ließ er im Amte Stirol durch seine Beamten dieses vornehmen, daß, wenn die Bauern im Winter sich nicht bekehrten, ihnen im Sommer, da sie nicht in die katholische Kirche gingen und communicirten, die Viehtrift verboten ward, also daß sie etliche Wochen ihr Vieh nicht hintreiben durften. Weil nun das Vieh keine Fütterung hatte, und das Geschrei desselben in den Bauerhöfen sehr groß ward, nöthigten sie hiermit die Leute zum Abfall. Dannenhero einige Bauern gesagt haben: ‚unsre Kühe, Schweine, Ochsen und andres Vieh sind gelehrter, als die Jesuiten und Pfaffen, denn sie haben nun viele Jahre an uns vergebens geprediget, uns aber nicht können katholisch machen: welches durch unsre Kühe, Ochsen, Schafe und Schweine in vier Wochen ausgerichtet.' — Unter vielen Exempeln, die ich gesehen und gehört habe, ist dieses merkwürdig. Es war ein sehr alter Bauer im Dorfe Grusiz, mit Namen Peschek. Der wollte heimlich in's Sachsenland reisen und den Papisten entweichen. Er ist aber von Etlichen, die auf ihn einen Argwohn geworfen hatten, verrathen und bei Nacht in seinem Hause überfallen und ergriffen worden. Da haben sie ihn wie einen Dieb auf das Schloß Hradek, in des Waldstein's Grafschaft, geführt, und in dem tiefsten Loche, das allda zu finden war, eingesetzt; und wiewohl er große Pein, Gestank und Unflath, Hunger und Durst u. dergl. hat ausstehen müssen: ist er doch allzeit muthig darin befunden worden, so oft man ihn fragte, ob er nicht von seinem Vorhaben abstehen wollte, und wieder römisch-katholisch werden. Da hat er allzeit mit freimüthigem Geiste und unerschrockenem Gemüthe geantwortet, daß er Nichts könnte wider Gottes Wort reden, es wäre ihm auch unmöglich,

auf die päpſtiſche Religion zu ſterben. Da er nun wiederum aus dem tiefen Thurm herausgezogen war, und von den Jeſuiten gefragt wurde, ob er ſich noch nicht wolle rathen und warnen laſſen, und die katholiſche Religion annehmen; oder ob der Teufel ſein Herz ganz und gar eingenommen hätte, daß er durchaus nicht könnte bewegt werden, hat er geantwortet: ‚o, ihr lieben Leute, ich habe mit dem Teufel Nichts zu ſchaffen, ſondern halte mich zu meinem Herrn und Erlöſer Jeſu Chriſto, der für meine Sünde geſtorben und um meiner Gerechtigkeit willen auferſtanden iſt.‘ Da haben ſie ſich heftig über ihn erzürnet, und geſagt: ‚Dieſer iſt würdig, daß er ſollte verbrannt werden.‘ Da antwortete der alte gottesfürchtige Mann aus großer Angſt: ‚o, daß mich Gott von dieſer Welt wollte wegnehmen, daß ich nicht länger dürfte ſolche Gotteslästerung hören.‘ Darnach wandte er ſich zu ihnen und ſagte: ‚meint ihr, Herren Patres, daß ihr eine rechtmäßige Sache habet, mich zu verbrennen.‘ Auf ſolche bewegliche und klägliche Rede des alten Mannes konnten ihrer Viele, ſo dabei waren, nichts Andres thun, als Thränen vergießen und dieſelben von ihren Augen abwaſchen, ſonderlich, weil ſie ſahen, daß dieſer alte Vater ſo hart geängſtigt wurde. Da ſolches die Jeſuiten ſahen, haben ſie die Obrigkeit überredet, daß ſie den alten Mann ſollten wiederum in das vorige Gefängniß ſetzen laſſen, welches auch geſchehen. Zuvor aber iſt der herz- und ſchmerzbetrübte Mann mit Spießruthen von dem Thorwächter gepeitſcht worden, welcher faſt alle andre Gefangenen, auf Befehl der Obrigkeit, hat prügeln und peitſchen und hernach an den bewußten Ort wieder ſetzen müſſen, allda er ein ganzes Jahr, bis auf nachfolgende Oſterzeit, verbleiben mußte; da er alsdann wieder hervorgebracht wurde, und iſt von den Jeſuiten, nebſt dem Dechant auf demſelben Schloſſe, eine ſcharfe Inquiſition über den alten Mann gehalten worden, welche ihn mit allerhand Torturen und Plagen zu dem römiſchen Glauben zwingen wollten; aber vergebens und umſonſt. Denn der gute Mann konnte ſeine Augen und ſein Haupt nicht mehr aufheben und auf keinem Fuße ſtehen; ja, er war ſo gemartert und abgemattet, daß er nicht mehr reden konnte. Endlich ſetzten ſie ihn unterdeſſen an einen Ort, da ſonſt die Gefangenen, die nicht viel verwirkt hatten, pflegten verwahrt zu werden, da er dann weder eſſen noch trinken konnte, auch alſo Tag und Nacht iſt ſitzen geblieben. Auf den Morgen kommen wieder etliche Jeſuiten zu ihm, mit einem hölzernen Kruzifix, und fragen ihn, ob er das wolle für ſeinen Erlöſer und Seligmacher anrufen. Da antwortete er: ‚ich weiß gewiß, und glaube feſtiglich, daß Chriſtus für mich gekreuziget iſt, und nicht dieſes Holz.

Christus, der wahrer Gott und Mensch ist, ist für mich gestorben.'" Da haben sie still geschwiegen, und wider den alten Mann die Zähne zusammengebissen. Weil sie ihn aber auf keinerlei Weise haben dazu bringen können, daß er anders geredet hätte, als er zuvor bekannt hat, sagten sie endlich: ‚er ist nichts besseres werth, als daß man ihn auf das Feuer, oder auf ein Feld vor die wilden Thiere werfe, solchen verhärteten Ketzer.' So antwortete er: ‚in Gottes Namen, macht mit mir, was ihr wollt: ob ihr mich verbrennt, oder die wilden Thiere auffressen lasset; ich bin doch gewiß, daß mein Erlöser, Jesus Christus, meine Seele zu sich nehmen werde.' Darnach ruft er mit erhabener Stimme und sagte: ‚ach, Herr Jesu Christ, erbarme dich über mich;' darauf er stracks das Vaterunser betete; und, ehe er dasselbige ausgebetet hatte, gab er sanft, und gleich als im Schlaf, seinen Geist auf. — Was für Weinen und Mitleiden war doch über den alten Mann unter uns Allen, die wir um ihn hergestanden und mit blutweinenden Herzen ihn angesehen haben. Es ist mir nicht möglich, Alles zu beschreiben; aber, wenn ich nur an diese Action denke, muß ich bitterlich weinen. Das ist ein schönes Exempel von einem einfältigen böhmischen Bauer. Ist das nicht eine schreckliche Sache, daß sie das arme und einfältige Volk, mit solcher Verfolgung, mit Schlägen und hartem Gefängniß, zu ihrem Glauben zwingen und bringen wollen."

7. Kipper und Wipper. — „In jenen Jahren, wo die Bewohner des Reichs soviel Gold und Silber preisgeben mußten, ließ der Kaiser Münzen von Kupfer, nur mit ein wenig Silber versetzt, schlagen, und zwar verschiedener Gattung und in so großer Menge, daß das Volk, der Täuschung sich nicht bewußt, reich zu sein wähnte. Die guten Geldstücke aber wußten mittlerweile die Soldaten den Leuten aus den Händen zu winden. Der Werth des Goldes und Silbers war aufs Zehnfache gestiegen. Ein kaiserlicher Reichsthaler galt 10 böhmische Gulden, ein ungarischer Dukaten 18. Doch plötzlich, 1624, setzte der Kaiser die Münzen auf $^1/_{10}$ ihres Nennwerths herab, und daraus entstand unsägliche Noth. Man sagt, daß der Reichssecretär und nachmalige Graf Paul Michna, der Erfinder solcher Künste, sich gerühmt hat, man habe dadurch die Böhmen trefflicher ausgebeutelt, als wenn sie 10 Jahre beständige Soldateneinquartirung gehabt hätten. Auch urtheilten sachverständige Männer, es sei mehr Schaden geworden, als wenn halb Böhmen abgebrannt wäre. Nachdem nun so Alles Geld aus den Beuteln war, ordnete man in Schuldangelegenheiten an: was ein Gläubiger einem Andern zur Zeit der Rebellion geliehen habe, solle verloren sein; was vor der Rebellion als Darlehen gegeben sei,

davon müsse ein Theil des Capitals und der ganze Zins erlassen werden, der andere Theil brauche erst in 10 Jahren bezahlt zu werden; laut kaiserlicher Urkunde vom 18. August 1628."

8. Materieller, moralischer und intellectueller Bankerott. — „Das Land kam um eine große Anzahl der gewerbfleißigsten Bewohner, z. B. an Tuchmachern (die nun dieß Gewerbe in der benachbarten Oberlausitz zur Blüthe brachten), an Leinwebern, Blecharbeitern und Arbeitern in Blaufarbenwerken. Man schlägt überhaupt die Zahl der ausgewanderten Familien auf 36,000 an, worunter 185 adelige Geschlechter gewesen und 1623 schon an 12,000 Personen in die Lausitz, nach Sachsen und Preußen gezogen sind. Und wieviel verlor auch Böhmen an Vermögen, da in den ersten Jahren der Vertreibungen die Mitnahme von Vermögen minder verhindert ward. Erhalten ward jedoch im Lande das eingezogene Vermögen der Gestraften vom Jahr 1621. Des Kaisers Fiscus erhielt dadurch 43 Millionen Gulden. Viel davon, etwa 4,000,000 Gulden, empfingen durch ihn die Geistlichen, Jesuiten und Mönche." — „Man hat, anstatt der frommen Geistlichen gottlose, bübische, ärgerliche, hurerische, ehebrecherische, schlemmerische, versoffene, sodomitische, ungelehrte und unerfahrene Priester gesandt und zu Seelenhirten eingesetzt." — „So hoch die Böhmen unter Maximilian und Rudolph in Wissenschaften und Künsten gestiegen waren: ebenso tief sanken sie jetzt herunter. Ich kenne keinen Gelehrten, der sich, nach der Vertreibung der Protestanten, zu dieser Zeit, in Böhmen, durch einige Gelehrsamkeit hervorgethan hätte. Die Karolina-Universität war in den Händen der Jesuiten, oder gleichsam aufgehoben. Auf Befehl des Papstes mußte man mit allen Promotionen still halten: so daß durch diese ganze Zeit keine akademische Würde Jemandem ertheilt werden konnte. Einige Patrioten, sowohl weltlichen als geistlichen Standes, murrten, aber vergebens, öffentlich; Andere seufzten in der Stille über den Fall der Literatur. Die meisten Schulen im Königreiche wurden von Jesuiten und andern Ordensgeistlichen verwaltet, wo nicht viel mehr, als ein schlechtes Latein gelehrt wurde. Man kann nicht läugnen, daß es unter den Jesuiten Männer gegeben, welche viel Kenntniß und Wissenschaft besaßen; allein sie hatten den Grundsatz, daß man das Volk nicht aufklären, sondern in der Unwissenheit erhalten müsse. Demzufolge reichten sie ihren Schülern in der Schule nur die Schaale der Wissenschaften, und behielten den Kern für sich; damit sie allein die Gelehrsamkeit besitzen und nicht nur die Laien, sondern auch alle übrigen Mönchsorden übersehen und an Kenntnissen übertreffen möchten. Sie erreichten ihre Absichten vollkommen.

wurden sämmtlich bewilligt. Freilich wanderte eine Anzahl der reichsten Bürger aus; allein statt abgeschreckt zu werden, erließ die Statthalterschaft vielmehr einen Befehl, wonach Ostern als Termin gesetzt ward." — „Die Reaction ging ihren Gang: in Heidelberg, Germersheim, Neustadt, Kreuznach, Simmern waren bald zahlreiche Proselyten gemacht, und nur Frankenthal gab das Beispiel ausdauernder Festigkeit. Die Franziskaner dagegen zogen bekehrend durchs Land, und bald waren in Wolfstein, Stromberg, Monzingen, Lautern, Hoheneck, Rockenhausen und vielen Dörfern die Katholiken Sieger. Freilich ward auch allenthalben die Folge des Soldatenregiments und der Auswanderung wohlhabender Bewohner hart empfunden; der päpstliche Nuntius, Caraffa, der seit 1624 für diese Bekehrungen gewirkt, hatte daher Unrecht, wenn er den gegenwärtigen Zustand als eine glückselige Wiedergeburt der Pfalz pries. — Auch die obere Pfalz, die jetzt auf lange Zeit dem pfälzischen Regiment entzogen ward, blieb nicht verschont; die frühere Versicherung, nur den Calvinismus wolle man verdrängen, fand bei den lutherischen Oberpfälzern keine Anwendung. Außer dem Verlust ihrer politischen Rechte, der Aufhebung der von den calvinischen Fürsten trotz der entschiedenen Opposition geschätzten Landstände, drangen jetzt Jesuiten und Mönche in Masse ein; das Geschäft der Bekehrung ward rücksichtslos, oft härter, als es in Maximilian's Willen lag, durchgesetzt. Ein kaiserliches Decret verordnete die Einführung des Katholicismus, und Caraffa rühmte, daß es leichter als in Böhmen und Oesterreich gelungen sei. Den Pfarrern hatte man erst die Wahl gelassen, bis Martini 1628 katholisch zu werden oder auszuwandern; schon um Frohnleichnam wollte man sie aber zwingen, die Messe zu besuchen und mit den Processionen zu ziehen; als die Mehrzahl sich weigerte, wurden sie sammt Weibern, Kindern und Gesinde hinausgejagt, und ihnen mit dem Staubbesen, ja, mit der Todesstrafe gedroht, wenn sie sich ferner blicken ließen. Die Beamten wurden durch die Drohung, man werde sie entlassen, bekehrt; während man bei Taufe, Abendmahl, Beerdigung jede Art von moralischer Tortur anwandte, wurden, wie zum Hohn, die armen Leute gezwungen, zu schwören, sie hätten sich freiwillig bekehrt. Im November (1628) drohte man, Jeder, der sich weigere, müsse 100 Gulden zahlen; ehe noch der Termin verflossen war, begann man sie mit Soldaten gewaltsam hinauszutreiben. Die Bitten und Vorstellungen, welche die Oberpfälzer in München anbrachten, waren natürlich ohne Erfolg. Die Antwort, die Maximilian gab, auch unter pfälzischer Regierung habe man gewaltsam bekehrt, ward von den

Ambergern richtig dahin erwidert, man habe damals zwar andere Prediger eingesetzt, niemals aber das Volk zur Annahme des Lutherthums oder Calvinismus in Masse gezwungen, oder gar mit Verjagung gedroht; im Jahr 1618 sei sogar noch befohlen worden, keinen Katholiken seines Glaubens wegen zu vertreiben. In Amberg selbst und andern bedeutenden Orten ging die Bekehrung dennoch langsam; man schärfte das Bekehrungsedict. Wenn verheirathete Personen, Mann und Weib, kategorisch verweigern, ihre Religion zu ändern, so sollen solche bald mit einander ausgeschafft werden; beharre aber von zwei Eheleuten blos eines auf seiner Weigerung, so solle diesen ein Termin von etwa 8 Tagen gesetzt werden. Die Kinder solle man jedoch im Lande zu behalten suchen. Die Drohung ward zu Ende des Jahres vollzogen, nur dem Adel noch der Termin verlängert, und als die Volksstimmung durch diese Gewaltthaten gereizt ward, nahm man Gelegenheit, dieß von der politischen Seite aufzufassen, und das Land mit verstärkter Soldatenmacht zu drücken. Maximilian's Nachbar und Schwager, der bekehrte Wolfgang Wilhelm von Neuburg, folgte dem Beispiel: er befahl allen protestantischen Geistlichen in seinen und seines Bruders, August, Besitzungen, binnen drei Wochen auszuwandern; den Beamten ward ein Termin von sechs Monaten gesetzt, und allen Unterthanen das Besuchen des katholischen Gottesdienstes anempfohlen."

3. Schlimmer Rückschlag nach kurzer Wiederblüte der Pfalz b. Rh. — „Am 6. September 1634 (n. St.) war die schwedische Armee bei Nördlingen völlig geschlagen worden, und in unaufhaltsamer Flucht eilten die Trümmer des Heeres jetzt dem Rheine zu. War der politische Nachtheil für die Sache der Verbündeten unendlich groß, da Gustav Adolph's ganze Errungenschaft an einem Tage verloren, die Macht der Schweden gebrochen, der Bund der Protestanten gesprengt war, und die ganze Leitung der Dinge jetzt der lauernden Tücke französischer Politik ins Netz fiel, so empfand doch Niemand die unmittelbaren Folgen der Niederlage härter, als die Pfalz. Schon der Schrecken, den Johann von Werth's Streifzüge in Franken vor der Nördlinger Schlacht am Rhein verbreiteten, hatte die Ordnung aufgelöst; Verwirrung, Willkür der Soldaten, Bettelei haben mit unglaublicher Raschheit um sich gegriffen. So war es seit der Mitte des August; jetzt mit den ersten Tagen des September kam die Schreckensbotschaft von Nördlingen, und zugleich die zügellosen, wilden Scharen der geschlagenen Schweden. Die Auflösung alles Gesetzes, die Mißhandlungen an Person und Eigenthum, die Verwüstung des kaum wieder angebauten Landes überstiegen alle Begriffe, die Cavallerie von Horn

und Bernhard von Weimar hinterließ namentlich in Schwaben und der Pfalz von Plünderung, Zerstörung und Mord die gräulichsten Spuren. Elend und Jammer erreichte schon jetzt auf dem rechten Rheinufer eine furchtbare Höhe; an der Bergstraße allein hausten die flüchtigen, zuchtlosen Reste von 17 Regimentern; sie gaben, wie Rusdorf schrieb, der Pfalz die letzte Oelung." — „‚Man mordet', schrieb damals derselbe, ‚aus Genuß und zum Zeitvertreib, man sucht alle Arten schrecklicher und bis jetzt unerhörter Martern hervor, um das arme Volk zu quälen. Schändungen der Frauen jedes Alters, selbst kleiner Kinder, sind nur Spiele; von Plünderungen braucht man nicht zu reden, denn der wird für gemein geachtet, der nicht plündert.' Selbst der Regent des Landes, Pfalzgraf Ludwig Philipp, seine Umgebung, seine Räthe konnten nicht eine halbe Stunde von der Stadt ohne Bedeckung sich entfernen, wenn sie vor den Mißhandlungen ihrer Schützer wollten sicher sein. ‚Das Land', schreibt Rusdorf, ‚ist völlig ruinirt, alle Lebensmittel aufgezehrt, und was man nicht verzehren konnte, unbrauchbar gemacht; die Unterthanen sind trostlos und in Verzweiflung, das pfälzische Land gleicht einer arabischen Wüste. Alle Liebe der Unterthanen gegen ihren Fürsten, aller Gehorsam ist dahin, weil sie sehen, daß man sie vor Mord, Druck, Peinigung und barbarischer Gewaltthat nicht schützen kann. Wir selbst hören Nichts, als täglich Jammern und Wehklagen; die armen Leute rufen unsere Hülfe bei Gott und allen Heiligen an, aber wir können Nichts, als mit Thränen und Seufzen ihnen Trost zusprechen."

4. Das Jahr 1649. — „Es war ein Moment schmerzlicher Freude, als der angestammte Fürst, der Friedensbringer, den pfälzischen Boden wieder betrat; selbst aus dem Kummer und dem Druck der Vergangenheit trug sich aber in den Herzen der Unterthanen noch ein reiches Pfund treuer Anhänglichkeit und froher Hoffnung ihm entgegen, auf dem die große Verantwortlichkeit lag, dieß edle Capital nicht zu vergeuden. Wie mußte beiden zu Muthe sein, dem Fürsten und dem Volke, als Karl Ludwig in die erste pfälzische Stadt, Mosbach, einzog und den ersten Gottesdienst wieder auf heimischen Boden feierte, den er in der Wiege verlassen hatte. Die ganze Bürgerschaft empfing den Fürsten mit Jubel: es war ein ächtes Volksfest. Eine Anzahl Knäblein von 6—12 Jahren zogen mit der Bürgerschaft ihm entgegen, und es ‚preßte manchem eine Thräne aus', wie die junge Generation dem Bringer des Glückes und Friedens in harmloser Freude entgegen jubelte. — Aber in welchem Zustande fand Karl Ludwig das Erbtheil seiner Vorfahren. Der blühende Landstrich, der sich im Neckarthal

und an den beiden Rheinufern, von Boxberg, Mosbach an stromabwärts bis gegen Oppenheim, Alzei und Bacharach hin ausdehnte, der, von der Bergstraße und dem Hardtgebirge eingeschlossen, jene üppige Ebene umfaßt, die selbst im furchtbarsten Süden Deutschlands wie ein prangender Garten hervorstralt, war eine Einöde; die Felder waren mit Dorngestrüpp umzogen, die Weinberge lagen wüst da, und statt reicher, dicht gesäeter Ortschaften stieß man nur auf ärmliche Hütten, in denen Armuth und Elend, oft Raub und Verbrechen seine Zuflucht fand. Vor dem unseligen Kriege hatten die Städte mächtiger geblühet, als jemals in der pfälzischen Zeit; Frankenthal hatte 1800 Bürger, Oppenheim 800, Kreuznach 2000 Familien gezählt; Mannheim, Heidelberg, Neustadt und die andern Amtsstädte fanden sich in gleich blühendem Zustand; jetzt rechnete man, daß noch der fünfzigste Theil der ganzen Bevölkerung übrig war, und auch der war durch Krieg, Raub, Anarchie und mehrfache Confessionswechsel so verwildert, daß er das Gedeihen des Ganzen mehr hemmte, als förderte. Heidelberg lag zum Theil in Trümmern; das alte Stammschloß der pfälzischen Wittelsbacher, mit seinen Prachtgebäuden, zierlichen Gärten, Wasserkünsten und Statuen als bewunderter Lustort vor Friedrich V. Wegzug mit allen Höfen Europa's rivalisirend, war jetzt in so traurigem Zustande, daß Karl Ludwig nicht einmal eine anständige Wohnung für sich dort finden konnte" [31]).

5. Etliche Exempel von arger Hungersnoth in der Pfalz [32]). — „Es hatte Gott einige Jahre her Deutschland und insbesondere unsre edle Pfalz mit vielem und schwerem Krieg heimgesucht, fand aber Wenige, welche sich besserten: deßwegen schickte er in diesem Jahre 1635 und in einigen folgenden Jahren eine grausame Theuerung und Hungersnoth über ganz Deutschland, dergleichen man wenig wird aufgezeichnet finden: es entstund aber dieselbe nicht aus Mißwachs, denn Gott bescherete allenthalben Segen genug, sondern wegen der gottlosen Soldaten Bosheit, als welche Alles plünderten, und was sie nicht fortbringen konnten verderbten; daher geschah es, daß ein Malter Korn um 18—20 Rthlr., und ein Malter Mehl um 24 Königsthaler zu Weinheim an der Bergstraße und selbigen Orten verkauft wurde, so doch schwerlich zu bekommen war. Sonderbar wurde dieß Mal die Stadt Worms mit der Hungersnoth hart heimgesucht, wie Herr Gottfr. Andreä in seinem geschriebenen Lebenslauf folgendermaßen erzählt: ,. . . theils an der Pest, theils aus Hungersnoth gestorben; wie denn zu der Zeit (1635) die Hungersnoth so groß, daß sich auch die Leute vor den Bäckershäusern einander zu Tod gedrückt, und der

Hunger so groß, daß auch die Todten in den Gräbern nicht mehr sicher gewesen, so daß der Magistrat den Kirchhof mit einer Wache müssen versehen. Zu derselben Zeit habe ich gesehen, wie daß ein todtes Pferd vor dem Rheinthor in Worms mitten in dem Wege gelegen, dabei sich gefunden eine Weibsperson, welche das Fleisch abgeschnitten, und in ihr Schurztuch gethan, auch zugleich roh davon gegessen; in der Mitte des todten Pferdes waren etliche Hunde, so auch ihre Nahrung suchten, wie auch auf dem Kopf unterschiedliche Raben; welches Spektakel ich neben noch 11 jungen Leuten aus Mannheim angesehen, und gesagt: „„Vergesset dieses nicht euren Kindern zu erzählen, so der Herr euch wird leben lassen, wie Gott der Herr pflegt zu strafen, wann man zur Zeit des Friedens Gottes Wort nicht achtet, und seine Gaben mißbraucht.““‘ — Diese entsetzliche Hungersnoth begleitete eine Pest, welche so streng und so allgemein gewesen, daß sie viele und ganze Länder verwüstet, und öde gemacht. In Tyrol, Schwaben, am Main- und Rheinstrom war diese Seuche dermaßen eingerissen, daß man nirgends reine (unangesteckte) Oerter finden und dafür sicher sein können. Die Leute starben so plötzlich und in solcher Menge dahin, daß viele Oerter von Einwohnern ganz entblößt standen; wo es nicht gar zu stark starb, da blieb die Hälfte oder der dritte Theil Menschen kaum übrig. Sonderlich grassirte die Seuche sehr stark zu Worms, daß alle Kirchhöfe damit angefüllet waren, und man genöthiget wurde, einen neuen zu machen. Die Zahl der an der Pest und Hunger Verstorbenen wurde auf 30,000 geschätzt. Neben der Pest nahm auch die rothe und weiße Ruhr viele Menschen hinweg.“ — „Der grausame und unerhörte Hunger, davon im Vorhergehenden Meldung geschehen, nahm mit den Jahren auch mehr und mehr zu, sonderlich in dem 1637sten Jahr, da er in der Pfalz und um Worms herum so erschrecklich hart, daß der Jammer mit keiner Feder kann beschrieben werden. Dieses Elend vermehrte sich noch mehr durch die einquartirten Soldaten, als welche unter dem Vorwand rückständiger Contributionen dem armen Mann alle Lebensmittel, sonderlich die überbliebenen Früchte des Weinstocks, ohne Gnade hinwegnahmen, und mußten die armen Leute, die nicht vor schwarzem Hunger ihren matten Geist aufgeben wollten, sich vom Gras, Kraut, Wurzeln, dürren und grünen Baumblättern, ohne Brot, Salz und Schmalz ernähren, und dieß war noch ziemlich erträglich. Viele waren froh, wenn sie nur Ochsen-, Kühe-, Pferd-, Schaf- u. a. Häute bekommen und solche verzehren konnten; ja, der grausame Hunger trieb sie noch zu andern Dingen, wovor auch die menschliche Natur einen Abscheu und Ekel zu

haben pflegt: daß sie nämlich Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse, Frösche und andere Thiere, den bittren Hunger damit zu stillen, gegessen; auch schonte man derjenigen Thiere nicht, die schon etliche Wochen lang an den Wegen, in den Pfützen und Wassern gelegen und einen entsetzlichen Gestank von sich gaben, und hatte man sich also über die Menge Mäuse und Frösche nicht zu beschweren, weil der arme Mann sie aller Orten fleißig aufsuchte und verzehrte, weßwegen jener vornehme Mann damals sehr wohl gesprochen: ‚Die Frösche wären, nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift, in Egypten eine Plage gewesen, nun aber würden sie ein Geschenk Gottes sein, wann man eine große Menge haben könnte, und würden unsre Landsleute gerne der vom Himmel zur Speise geschickten Wachteln entbehren, wann sie nur der Fröschenstrafe Faraoni's, welche aber Gott in eine Wohlthat verändern wollte, genießen könnten.' Um das Pferdefleisch haben sie einander auf den Tod geschlagen, und wohl gar ermordet. Die verhungerten Leute schlugen gar einander todt, und verzehrten die Ertödteten hernach, durchsuchten die Gottesäcker, brachen die Gräben auf, erstiegen Galgen und Rad, und nahmen die Todten zur Speise hinweg. Der Bruder verzehrte die todte Schwester, die Tochter ihre entseelte Mutter, und war solche Hungersnoth, daß die zu Samaria und Jerusalem für Nichts dagegen zu achten. Unweit Worms hat man eine Anzahl Bettler gefunden und verjagt, welche die vorübergehenden Menschen grimmig angefallen, erwürgt und bei einem Feuer unter freiem Himmel gekocht und begierig gefressen, wie in den Häfen noch übrige Hände, Arme und Füße ein unfehlbares Zeichen davon ausliefern konnten. Bei den Schindgruben rotteten sich die armen Leute häufig zusammen, schnitten dem Meister unter den Händen das Fleisch von verreckten Aesern hinweg, so daß er kaum Zeit hatte, das Fell abzuziehen: dieß Fleisch kochten und aßen sie hernach mit der größten Begierde, und aus dem Uebrigen machten sie dürr Fleisch, das Mark und Fett aber aus den Beinen mußte zum Suppenschmelzen dienen. Wer kann doch wohl ohne Erstaunen hören, wenn man über die erzählten Exempel liefet, daß zu Alzey zwo verruchte Weibspersonen in einem öden Hause sich aufgehalten, und nur von Morden und Leutewürgen eine Zeit lang gelebet, auch eine Bürgersfrau aus Alzey, so nach ihren Gütern zu sehen hinaus gegangen, gleichfalls erwürget und selbige zur Speise zugerichtet, worauf sie ausgeforscht, und nach Alzey gefangen geführt worden. Wem sollte das Herz nicht über dem Jammer beben, wenn man höret, daß zu Otterberg bei Kayserslautern eine gottsvergessene Frau ein Mägdlein getödtet, für sich etliche Mahlzeiten davon zugerichtet, und das

Uebrige davon für Schweinefleisch verkauft. Wer sollte nicht gleichsam vor Ohnmacht vergehen und erstarren, wenn ihm glaubwürdig erzählet wird, daß zu Bergzabern im Zweibrückischen ein elfjähriges Mägdlein einen Knaben von fünf Jahren erwürget, und von dem Fleisch sich einen Braten gemacht, aus den Därmen aber Würste. Und wem bricht das Herz nicht, wenn er mit jenen Wandersleuten in einem gewissen Dorf einen Bauerknaben beim Feuer sitzend antrifft, der einen Braten wendet, und auf Befragen, wo er dieß Fleisch bekommen, diese erschreckliche Antwort in seine Ohren muß ertönen lassen: ‚dieses Fleisch hab ich von meiner Schwester, welche so eben gestorben, genommen.' Und darauf den Ort, wo es abgeschnitten worden, anschauen muß. Ja, wer sollte wohl glauben können, daß vernünftige Menschen sollten ärger werden, als die grimmigsten Löwen, Bären und Parther, welche doch ihres Gleichen schonen. Doch hat die traurige Erfahrung gewiesen, daß im Herzogthum Zweibrücken eine ausgehungerte Bauersfrau, Namens Catharina, einen fünfjährigen Knaben geschlachtet, gekocht und hernach verzehrt, und nach 13 Tagen, als dieser auf war, ein Mägdlein von zwölf Jahren, genannt Ottilia, so die Nachtherberge bei ihr begehret, willig aufgenommen, nicht allein ins Haus, sondern auch ins Bett: als aber die späte Nacht hereingebrochen, mußte dieß unschuldige Mägdlein auch sein Leben lassen, indem sie es mit einem Höbel ermordet, den Kopf abgeschnitten, den Leib aber in Stücke zertheilt; hierauf hat sie den Kopf im Backofen gebraten, den Leib aber in einem Kessel gekocht, und mit ihrer kleinen Tochter und einer Andern Namens Cäcilia, gegessen, das Fett aber zu Suppen in einem Geschirr aufgehoben."

6. Städtechroniken, Tagebücher u. dgl.

α. Mannheim[33]). — „Mitten im größten Kriegselende entwickelten sich noch zwei mächtigere Feinde, als alle bisherigen: Hunger und Pest, welche am Rhein und der Bergstraße schreckliche Verheerungen anrichteten. Alle Gewerbe lagen darnieder, dem Landbau mangelten die fleißigen Hände der Bauer, ganze Dörfer starben aus; selbst die Leichname waren nicht mehr sicher. Man mußte die Kirchhöfe mit Soldaten umstellen, und hungernde Menschen schmachteten begierig nach den halbvermoderten Körpern ihrer Mitbürger. Kein Gesetz galt mehr. Rücksichtslos überließ man sich jeder angepflogenen Neigung, nährte sich von Plündern, Rauben und Morden."

β. Ladenburg[34]). — „Hier wurde schrecklich gewüthet, geplündert, Weiber geschändet, Pfarrer und andere Angesehene gefangen, gebunden, geschlagen, und konnten sich nur mit großem Lösegeld loskaufen. In

demſelben Jahre erlitt Marbach, Lorbach, Neckarelz, Eberbach, Boxberg u. a. O. gleiches Schickſal. Die abgezogenen Soldaten ließen auch eine große Krankheit zurück, an der von Martini 1621 bis zum Frühjahr 1622 viele Menſchen ſtarben. Das Geld ſtand in ſehr hohem Werthe, 1 Rthlr. galt 10 fl., 1 Königsthaler und 1 Goldgulden je 12 fl., und 1 Dukaten 20 fl. Im Jahre 1622 ließ der ungeſtüme Tilly, welcher der Schrecken der Pfalz blieb, alle Bäume, Hecken, Zäune und Mauern um Ladenburg wegräumen, die St. Martinskirche vor der Stadt abbrennen und die Stadtmauer ſchleifen. Zu dieſer Zeit kam jenes Heldenpaar, ſteckte im Bisthum Speyer viele Dörfer in Brand, ging auf Wiesloch zu, wo ſich die Bayern verſchanzt hatten, Mingolsheim wurde verbrannt, und Wiesloch, Sinsheim und Eppingen wieder erobert, und die Beſatzung niedergehauen." — „Raffinirt grauſam waren die von den Spaniern und Italienern bei den Kaiſerlichen eingeführten Martern: ſie ſchoſſen z. B. dem Unglücklichen, der in ihre Hände fiel, drei Kugeln ins Knie, und drehten ihm den untern Theil des Beines ab; oder zerſägten die Schienbeine, oder machten Schnitte in die Fußſohlen, thaten Salz hinein und ließen es durch Ziegen ablecken; oder ſchnitten den Weibern die Brüſte ab, oder Riehmen aus dem Rücken, ungerechnet die gewöhnlichen Schändungen, Verſtümmelungen und Qualen. Weiber und Mädchen trieben die Kaiſerlichen herdenweiſe in ihre Lager, wo ſie nackt mit ihnen tanzen mußten. Kinder wurden in Menge in Backöfen geſchoben, und die Soldaten erfreuten ſich des Geſchreies der kleinen Gebratenen, ungerechnet gewöhnliche Kindermartern. In Schwaben warfen die Kaiſerlichen todte Thiere und ſogar Arſenik in die Brunnen, um die Austilgung der Proteſtanten zu befördern. Die reiche Hockiſche Familie allein wurde neun mal geplündert, und hatte einmal drei Wochen lang kein Stückchen Brot, und nährte ſich von Kraut und Wurzeln und unzeitigem Obſt, wie der alte Sternwirth mit Thränen in ſeinem Tagebuch angemerkt hat."

γ. Landau[35]). — „Seit 1636 bis zum erfolgten Frieden hatte unſre Stadt ununterbrochen eine ſtarke Beſatzung, und tiefer Jammer lag ſeitdem gleich einer Todesnacht auf unſrer Gegend: denn zu den Erpreſſungen und Bedrückungen, zu dem Rauben und Plündern der Soldaten geſellten ſich nun auch noch die durch das grenzenloſe Elend hervorgerufenen anſteckenden Krankheiten, welche die Menſchen ſchnell hinwegrafften, ſo daß bereits 1635 ein neuer Leichenhof außerhalb der Stadt, der niedere genannt, hergerichtet werden mußte, indem es auf dem alten an Raum gebrach. Auch hatte dadurch die Bürgerſchaft

schon merklich stark abgenommen, so daß man an dem Schwörtage 1636 die Aemter in den Zünften und im Rathe nicht vollständig besetzen konnte." — „Nach dreißigjährigem Kriegen, Rauben und Morden leuchtete die wohlthätige Friedenssonne wieder, aber was beschien dieselbe: — ein verarmtes, menschenleeres und zu Grunde gerichtetes Land. — Auch unsre Stadt war durch das langwierige bisherige Elend ganz herabgekommen; die Häuser waren zerfallen, und die Menschen verwildert; Scharen herumziehenden Gesindels lagerten im Kreuzgange des Stiftes so wie unter dem Kaufhause, und mußten, mit Gewalt ausgetrieben, auch dem Schinder verboten werden, künftig (kein) Aasfleisch (mehr) zu verkaufen. Der Rath mußte dringende Verordnungen erlassen wegen des überhandgenommenen Fluchens und Gottlästerns, wegen des Gehorsams gegen die Obrigkeit, und des täglichen übermäßigen Zechens, sowie endlich wegen des nachlässigen Besuchens des Gottesdienstes. Die Stadtcasse war durch die allzugroßen Contributionen, Schatzungen und Lieferungen so arm geworden, daß sie den Pförtnern, Thürmern, ja sogar dem Todtengräber ihre geringen Gehalte nicht mehr entrichten konnte, die sich daher wegen ihres langjährigen Rückstandes bitterlich beschwerten."

δ. Pforzheim[36]). — „Mit den Gräueln des Krieges vereinigten sich die heftigsten Schreckniſse der Hungersnoth. Das Malter Korn galt: 1636 — 24 fl., ein Mäßchen Salz 32 Kreuzer, der Vierling Schwarzbrod 6 Kreuzer, ein Ei 4 Kreuzer, ein Huhn 2 fl. — Das war die Zeit, wo man an den Ufern des Rheins, des Neckars und der Elz Verhungerte liegen sah, mit Gras oder Wurzeln im Munde."

ε. Durlach[37]). — „Die fürchterliche Köchin Noth zwang die Menschen, sich auf gut otahitisch mit Hundefleisch zu erhalten, ja, um nicht Hungers zu sterben, wurden weit herum die Sümpfe entvölkert und Frösche und Kröten ohne Unterschied mit Heißhunger verzehrt. Damals konnte man 50 Morgen Ackerland für 20 fl. kaufen."

ζ. Pfarrdorf Rußheim bei Karlsruhe[38]). — „In dem ganzen Bezirk, welcher die jetzige Diöcese Karlsruhe und Durlach ausmacht, waren nur noch zwei Prediger, da alle anderen entweder gestorben waren, oder verdorben, oder vom Hunger anderswohin getrieben wurden." — „Das Malter Korn galt damals (1635 ff.) in unsren Gegenden 24 fl., ein Pfund Schmalz 8 Batzen, ein Mäßlein Salz ebenso ein Vierling Schwarzbrot 6 kr., ein Ei 1 Batzen, ein Huhn 2 fl. Die Leute suchten sich mit Hund- und Katzenfleisch und Fröschen bei dem großen Mangel zu erhalten; sehr Viele sind Hungers gestorben."

η. Das ehemalige Hanauerländchen[39]). — „Willstett. In diesem Flecken ist am September des Jahres 1634 durch kaiserliches Kriegsvolk Brandschaden geschehen, wie folgt: 87 Behausungen brannten ab, darunter die Kirche, das Pfarrhaus, Schulhaus, Rathhaus, 2 Zehntscheuern mit 313 Vrtl. Früchten, die Amtsschaffnei, die Wohnung des Schultheißen Georg Will, sowie des Amtsschreibers Joh. Nicl. Lindt, des Michael Moscherosch u. s. w. Der Brandschaden von Häusern, Früchten, Hausrath u. s. f. belief sich auf 70,186 fl., darunter ist der Anschlag von 1191 Vierteln Winter- und 905 Vierteln Sommerfrüchten begriffen." — „Gleich den Einwohnern von Willstett flüchteten die meisten Angehörigen des Kirchspiels Kork bei dem Herannahen der Schweden ihre Habe in vermeintliche Sicherheit nach Kehl; aber weder diese, noch die zurückgelassenen Fahrnisse an Heu, Stroh u. dgl. waren sicher vor der ausgehungerten und entblößten Armee. Den Angehörigen des Kirchspiels — Kork, Neumühl, Ottelshofen, Querbach — wurde in den Ortschaften und auf der Flucht abgenommen eine Gesammtsumme von 22,404 fl." — „Aufnahme des von den Bewohnern des Kirchspiels Legelshurst erlittenen Schadens. — Zu diesem Kirchspiel gehörten damals noch: Bolzhurst, Hofenhurst, Schönhurst und Daxhurst. Die Plünderung dieser Orte geschah ebenfalls durch die Schweden unter den Obersten Kanzau, Schafelitzky und Baudels, welche in Offenburg und Kehl ihre Standquartiere hatten. Sie führten allein 145 Pferde weg, und der ganze Raubschaden wurde geschätzt auf die Summe von 11,984 fl." — „In dem Kirchspiele Sand bestand der Gesammtschaden, mit dem, was aus der Zehntscheuer zu Schweighausen geraubt worden, in 10,105 fl. Auch die Einwohner dieses Kirchspiels erlitten, gleich jenen zu Willstett, einen noch ungleich größeren Schaden durch Brandunglück. Die Urkunde sagt darüber: ‚Von dem zu Willstett gelegenen kaiserlichen Volke unter Ihro Fürstl. Durchl. General Herzogs zu Lothringen, Hr. Oberst Johann von Werth und Hr. Oberst Basembir ([sic] = Bassompierre) ist durch Brand und Raub dieser Schaden geschehen: in dem Zinken (= Flecken) Neuensand verbrannten 16 Häuser; auch wurde gleichzeitig daselbst die Zehntscheuer geplündert, und 60 Vrtl. Früchte abgeführt. Zu einer andern Zeit, am 4. März 1635, ist der größte Theil von Altsand ebenfalls in Schutt und Asche gelegt worden.' Die Aufnahme durch kaiserliches Volk, so damals zu Baden und Lichtenau gelegen, sagt: ‚unter 17 Häusern, welche abbrannten, war auch das Pfarrhaus und die Zehntscheuer.'" — „Der Gesammtschaden von Eckartsweier und Hesselhurst betrug an Vieh, Hausrath, Früchten u. s. w. 6505 fl.; von Hohnhurst 2980 fl." —

„Gesammtkriegsschaden der Gemeinden des Amtes Willstett vom 1. Mai 1634 — 4. Mai 1635: — 147,141 fl.“ — „Zu diesem — nach dem damaligen Geldwerthe — ungeheueren Schaden kam noch der weitere, welcher durch die Verwüstung der Felder angerichtet worden ist. Fast im ganzen Amtsbezirke kam im Spätjahre 1634 kein Pflug in die Erde. Einmal war Alles zusammengetreten und verwühlt, zum andern fehlte es den gänzlich ausgeplünderten Bewohnern an den nöthigen Mitteln, ihr Feld zu bestellen. Pferde und Rindvieh hatte man ihnen abgenommen, die Ackergeräthschaften waren ruinirt, und — was das Traurigste war — die nöthige Frucht zur Aussaat mangelte auch.“ — „Ueber die Verwüstung der Felder und die unterbliebene Einsaat ist aus der gleichen Urkunde zu entnehmen, bei Willstett: ‚an Feldäckern sind diesen vergangenen Herbst ohnbesamet geblieben 91 Jeuch (Jucharten)‘; bei Kork: ‚es haben müssen ohnbesamet bleiben 120 Jeuch‘; Legelshurst: 43; Auenheim: 22; zusammen 276 Jucharten.“ — „Im Jahr 1635 brach eine große Hungersnoth über unsre Gegend herein, von einem großen Sterben begleitet. Aus der Statistik von Willstett ist zu ersehen, daß im J. 1634 bei 27 Geburten 36 Gestorbene; im J. 1635 bei 12 Geburten 71 Todte; im J. 1637 bei 6 Geburten 38 Todte; im J. 1638 bei 1 Geburt 20 Todte, und im J. 1639 bei 1 Geburt 18 Todte waren.“

P. Pfullendorf[40]). — „1628. Nach einer dazumal gefertigten Rechnung kosteten drei Pfullendorf auferlegte Einquartirungen 32,121 fl. 12 kr. — Zu diesen Beschwerden gesellte sich darauf im Jahr 1629 die beinahe in ganz Deutschland (?) ausgebrochene epidemische Krankheit, welche in der Stadt gegen 600 Menschen wegraffte.“ — „1632. Die Stadt und Umgegend von Pfullendorf hatte seit neun Jahren, nach den Worten des gleichzeitigen Berichterstatters, ‚auf dem Feld mit angefallenem, kaltem, langbleibendem Schnee, darauffolgendem langwierigem Regenwetter, und sonst noch ferners ungefärten schnellerdingen eingerissene zornige Hagelwetter, und große schwere Steinschläge‘ so sehr gelitten, daß man einander nicht mehr zu rathen und zu helfen, und der mehrere Theil der Bürger weder Schatzung noch Steuer zu bezahlen vermochte.“ — „1634. Kein Krieger hat sich wohl um diese Zeit berühmter und furchtbarer gemacht, als der Oberst und Commandant zu Hohentwiel, Conrad Wiederholt. Er war von Jugend auf bei dem Kriegswesen erzogen worden, streng, tapfer, muthig, abgehärtet, und an List und Gewandtheit seinen Gegnern weit überlegen, dabei seinem Glaubensbekenntnisse bis zur Schwärmerei ergeben. Er war der Schrecken aller Städte und Dörfer auf 10 Meilen

in die Runde. Seine Streifpartien versendete er bis gegen Ravensburg, und selten war ihnen das Glück ungünstig. Da seine Garnison aus Leuten bestand, welche des Landes wohl kundig waren, und er überdieß nach allen Seiten hin Kundschafter und Ausspäher unterhielt, so war er da, bevor man seiner vermuthete, und verschwunden, ehe man seiner recht ansichtig geworden. Keine Stunde des Tages oder der Nacht war man vor seinen Anfällen sicher, die größtentheils eben so unbarmherzig als schnell vollführt wurden. Die zahllosen schwedischen Streifpartien, welche um diese Zeit Oberschwaben nach allen Richtungen durchzogen, dienten ihm vortrefflich, seine Gegner irre zu führen, wenn er einen Anschlag vorhatte. Sicher und allen Angriffen auf seinem Felsen trotzend, versandte er schon mehrere Jahre lang nach allen Seiten Aufforderungsschreiben zu Geld- und Naturalienlieferungen für die Garnison. Brand und Plünderung folgten unabweichlich auf jede Verweigerung, sobald die Gelegenheit gekommen war, daß feindliche Völker ihn nicht mehr hinderten, seine Drohung in Vollzug zu setzen." — „Die Stadt hatte während des Krieges bis zum 25. Juni 1649 an Contributionen und Quartiergeldern 46,000 fl. bezahlen müssen, und der Wohlstand war so weit herabgekommen, daß von 1629 an 144 Häuser verlassen wurden." — „Vom Zustande des Ackerbaues und dem Geldmangel damaliger Zeit mag man sich dadurch einen Begriff machen, daß 1651 Berthold von Stein zu Klingenstein der Stadt Pfullendorf 130 Jucharten Ackers, um die Stadt herum gelegen, welche Lehen von ihm waren, um die Summe von 130 fl. als Eigenthum überließ."

i. Dorf Mundingen im Breisgau [41]). — „Die einzige hiesige Quelle ist noch das Kirchenbuch, das aber erst wieder 1659 ordentlich, nach langer Unterbrechung, fortgesetzt wurde. Der damalige Pfarrer Weber sammelte die zerstreuten Blätter und Notizen von den Getrauten und Geborenen während des Krieges: hier fielen dergleichen nur wenige vor; die allermeisten auswärts in benachbarten Orten, auch ferner in Offenburg, Willstett, Breisach, auch sehr viele Geburten auf freiem Felde, dann auf den Waldorten, in Simonswald, so auch auf den benachbarten Burgen Hochberg und Lichteneck." — „Erst fünf Jahre nach dem Friedensschluß von 1648 wurde durch die Obrigkeit den Gemeinden die Kostenberechnung und Aufzeichnung des Schadens abgefordert. Im Generallandesarchiv findet sich darüber nur Folgendes:

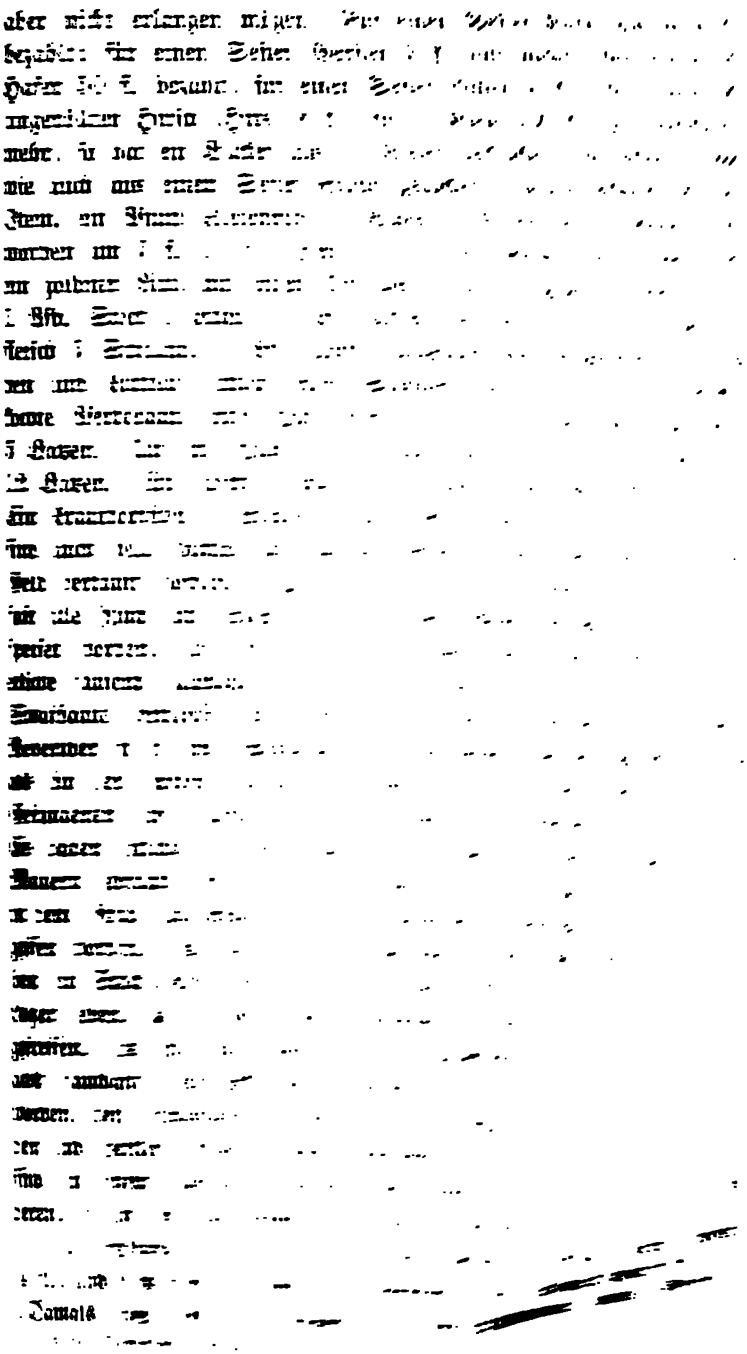
Im Jahre 1624 gab es 72 Bürger; es sind nur noch da 24.
" " " waren Reben im Bau: 70 Juch; jetzt nur noch 7.
" " " waren Aecker im Bau: 700 Juch; 1650: 160.

Im Jahre 1624 waren Matten im Bau: 166 Juch; jetzt noch 66.
" " " ſtunden Häuſer im Ort: 85; jetzt noch 30.
" " " ſtunden Scheuren: 43; jetzt noch 29.
Nicht bloß die ſämmtlichen Kirchenbücher, ſondern auch die heil. Gefäße gingen verloren. Im Jahre 1661 lagen noch, nach Actenangabe, manche Bauerhäuſer im Ort in Trümmern."

x. Thomas Wallinger's Tagebuchaufzeichnungen über das Hauſen der Schweden in Freiburg i. B. und Umgegend, und über die folgenden Kriegsjahre[42]). — „1633. — Zuchtloſigkeit und Raub der Schweden. — Dieweil ſie nun keinen Widerſtand, und in Sicherheit vermerket zu ſein, haben ſie ſich angefangen, luſtig zu machen, hübſche Kleider zu tragen, Gaſtereien und Tänze anzuſtellen, Hochzeiten zu machen, deren bei 360 von den Prieſtern und Prädikanten zuſammengegeben worden, ohne welche man nicht weiß, ſo für ſich ſelbſt mit den Soldaten ſind hinweggezogen." — „Da aber die liebliche Frühlingszeit hergedrungen, und die grünen und wohlſchmeckenden Kräutlein herfürgekommen, ſind alsbald die ſchändlichen Soldatenweiber in alle Güter und Krautgärten haufenweiſe eingefallen, ſobald ſich nur ein grün Blättlein hat ſehen laſſen, gleich abgeſchnitten, auch alle ſchönen Krautgärten durchſucht, nicht allein ihre Körbe und Säcke mit guten Kräutern und Salat erfüllet, ſondern ſich auch auf den Markt geſetzt, viel verkauft und faſt zu Grund gehen laſſen." — „Weiters, die Diener, Lakkaien und andres Lumpengeſindel ſind mit Wägen, Kärren und Roß hinaus in alle Gärten und Matten gefahren, nicht allein das ſchöne Gras ohnzeitig in allen Orten abgemähet und abgeſchnitten, ſondern auch an den Gütern alle Thüren verſprengt, alle Schlöſſer, die eiſernen Bänder von den Thüren geſchlagen, alle eiſernen Gatter (= Gatterwerke) ausgehoben, alle Gartenhäuſer übel verderbt und zugerichtet, und ſobald etwas von Obſt hat angefangen zeitig zu werden, ſind die Soldaten rottenweiſe hinaus in alle Güter gelaufen, die Mauern und Zäune niedergeriſſen, auf die Bäume geſtiegen, das unzeitige Obſt heruntergebrochen, wo ſie es übel angekommen ganze Aeſte, auch gar die Bäume herniedergeriſſen." — „1633. Brand des Dorfes Kirchhofen. — Darüber das Dorf an allen Orten, alle Häuſer, Scheunen, Stallungen, das Schloß, Kirchen mit einander in Brand geſteckt und auf den Boden hinweggebrannt. In Häuſern, was man noch angetroffen, Weiber und Kinder, Alles niedergehauen. Etliche tauſend Saum Wein, viel hundert Vortel Früchte, Alles zu Grunde gegangen. Viele fromme Leute, die ſich in die Kirche hinauf, unter den Dachſtuhl, theils auf den Kirchthurm retiriret; nachdem aber die

Stegen sind abgebrannt, bis das Feuer bis an das Getäfer (Bühne) hinauf und Dachstuhl gekommen, haben sie angefangen zu schreien, man wolle ihnen zu Hülf und beispringen; aber es war zu spät, das Feuer hatte schon überhand genommen, haben dermaßen müssen herunterfallen, elendiglich verbrennen. Andre haben sich gar hinauf in den Kirchthurm begeben, vermeint, vor dem Feuer sicher zu seyn; weil aber auch die Stegen verbrannten, und das Feuer bis hinauf an den Glockenstuhl, derselbig bald verbrannt, die Glocken theils verschmelzet und heruntergefallen, haben die armen Leute sich wollen halten unter den Löchern und Fenstern, letztlich doch verbrennen müssen." — „Es ist mit diesem nicht genug gewesen, haben auch Ehrenstätten und Korzingen beide Dörfer übel verderbt und verbrannt, auch in anderen umliegenden Flecken viele Häuser und Scheunen verbrannt." — Markgraf Georg Friedrich's Ankunft zu Freiburg und Hochberg. Contributionen. — „Alsbald nach seiner Ankunft hat man angefangen, die katholische Religion und Geistlichen zu verfolgen, und an allen Orten reformiren, und das ganze Land, alle Unterthanen mit Contributionen auf das Aeußerste zu tribuliren und vexiren, auf dem ganzen Lande in allen Städten und Flecken die armen Unterthanen geschätzt, einen Jeden nach seinem Vermögen, hat müssen Geld hergeben, an welchem nicht genug gewesen, man hat ihnen Leute geschickt, die Kornkästen und Weinkeller zu visitiren. Da hat man erstlich den dritten Theil von Wein und Früchten begehrt, da hat man vermeint, es sei gar zu viel, weil es könne nicht möglich sein. Bald aber sind Andre gekommen, die haben den halben Theil von Allem begehrt. Den Wein hat man gefasset, und Herrn Markgrafen oder anderswo, so er's begehret, hin- und zugeführt; die Früchte aber von allerlei, sowohl Hafer als andere, etliche tausend Viertel nach Freiburg geführt und auf die Metzig geschüttet, damit die Belagerung von Breisach zu continuiren. Welches Contribuiren und Zuführen den ganzen Sommer gewähret, daß nach und nach die armen Unterthanen dermaßen ausgepresset und ausgesauget, daß oft ein wohlhäbiger Mann in einem Jahr bei 100 und 300 Viertel Früchte beisammen gehabt, ist aber doch dahin gekommen, daß er nicht einen Sester gehabt, ja, auch dem heiligen Almosen hat müssen nachgehen." — „Verheerung des Landes durch die Soldaten. — Wiewohl es eine stattliche und reiche Ernte gegeben, welche in vielen Jahren nicht also gerathen, aber ist den Landleuten nicht zu Nutz gekommen, hat sich auch keiner auf seinem Gut oder Acker, daß er nur eine Handvoll hätte dürfen abschneiden, blicken lassen, wäre sonst gleich niedergeschossen worden. Die Soldaten aber in alle Orte rottenweise

eingefallen, und allein die Aehren obenher abgeschnitten, ganze Kärren und Säcke voll hinweggeführet. Andere haben die Aehren gleich mitten im Acker ausgetrost und zehnmal mehr verderbt, weder (als) sie ihnen zu Nutz gemacht.. Welches die armen Leute in solche Armuth, Angst und Noth gebracht, daß sie vor großem Hunger und Kummer erkranket, erstlich das Hauptweh, die abscheuliche Pest, und andre Angelegenheiten bekommen, daß davon viele tausend und, ich will nicht sagen, wie viele tausend von dem Feinde jämmerlich sind erschlagen worden, daß noch kaum der halbe Theil übrig geblieben und davon gekommen ist." — Bedrückung Freiburg's. — „Ebenmäßig ist es zugegangen in der Stadt Freiburg, da man alle Keller, Kornkästen visitirt. Für einmal hat man begehrt den dritten Theil Weins oder Früchte, für das andre Mal hat man begehrt den halben Theil Weins und Früchte, für das dritte Mal hat man wiederholt alles Mehl aus den Mühlen, das Brot aus den Backhäusern genommen. Man hat die armen Bürger, wie auch die Geistlichen und die an der Universität, ja, reich und arm, mit Soldaten überlegt, mit Contribuiren und Wochengeldgaben dermaßen tribulirt, daß sie ihres Heiles nicht weiter gewußt. Denn wo sie hingekommen, reich oder arm, geistlich oder weltlich, sich zu beklagen, da ist weder bei der Stadt, viel weniger bei den Commandanten und Offizieren, weder Hülfe, noch Trost und Rath beschehen, hat derhalben Alles müssen verthan werden. — Da solches Plündern gar nicht hat wollen nachlassen, haben sich die armen Bürger und Unterthanen, Reiche und Arme, Geistliche und Weltliche, Edle und Unedle, Gelehrte und Ungelehrte, angefangen zu bekümmern, melancholisch zu werden, Viele sinnlos worden und in große, schwere Krankheit gefallen, erstlich das Hauptweh bekommen, daran etliche hundert gestorben, auch Viele wieder aufgekommen. Auf den Herbst ist die vergiftete Pest eingerissen, welche etliche tausend junge und alte Personen hat hingenommen. Da vor einem Jahre bei 1500 Bürger gewesen, nicht mehr als bei 400 übrig geblieben, ich will nicht sagen, wie viele Weiber, Kinder, Knechte und Mägde darauf gegangen." — „Kurzes summarisches Verzeichniß etlicher denkwürdiger und zum Theil sonst in historiis nicht viel erhörter Sachen, so sich in der Belagerung der Hauptfestung Breisach vom 18ten August bis 19ten December 1638 begeben. — Erstlich ist ein Sester Waizen verkauft worden per 8 Dukaten. Item, ist ein Sester Waizen gegen einen Pelz, so per 40 Rthlr. erkauft, verkauft worden. Und was noch mehr, hat eine Frau für einen Sester Waizen ein Kleinod per 40 Dukaten vertauscht. Item, hat man für einen Sester Waizen bei mehr herannahender Noth 100 Dukaten angeboten, solchen



klosters, ‚beinahe ein ganzes Jahr lang nur Haferbrod, und bekamen doch nicht genug.‘“ — „In einer Vorstellung der Freiburger an die Franzosen in Breisach hieß es: ‚Die Noth sei so groß, daß ärmere Bürger keinen Abscheu mehr vor dem Fleische des gefallenen Viehes hätten. So sei von ihnen dieser Tage des Meisters Knecht gezwungen worden, ein abgegangenes Pferd auszuhauen, aber bei der Arbeit selbst von einigen Reitern niedergeschossen worden. Wegen Absperrung aller Zufuhr seien die meisten Einwohner gezwungen, sich mit Hafer-, Kleien- und Eichelbrod zu behelfen. Nichts desto weniger verlangten die Lothringer mit Gewalt köstliches Essen, und mißhandelten, wo man ihnen solches nicht liefern könne, die Bürger, nothzüchtigten deren Weiber und Töchter, sogar unerwachsene Kinder, die vom Hause weichen und bei den Todten Schutz suchen mußten.‘“ — „1642. Die Bürger mußten sich viel gefallen lassen: sie wurden wie das Vieh vor das Geschütz gespannt, welches sie hin- und herziehen mußten, und wobei sie noch von den Soldaten geschlagen oder mit Steinen beworfen wurden.“ — „1644. Vor der Stadt wurden abgebrochen und verbrannt: Dorf Adelhausen, Wühre, oberes Werd, Gutleuthof mit Kirchlein. In den Frauenklöstern Adelhausen und St. Katharina kamen alle Fenster weg und wurden die Zellen ausgebrochen u. s. f. In der Stadt verhielt es sich ebenso mit den Häusern, die zunächst an den Ringmauern gestanden. Stadtmauern und Thürme sind sehr beschädigt, theilweise Einsturz zu besorgen. Die Wasserleitung viel zerrissen. Brunnen und Pflaster beschädiget. — Der Feind hat alle Obstbäume gefällt, durch die Güter Laufgräben und Schanzen gezogen, und wo die Schlacht geschehen Alles ruinirt. Die reiche Ernte ist verloren, während Fehljahr und große Theuerung vorangegangen, so daß sich Viele mit Hunden und Katzen beholfen; ja, der Argwohn gewesen, man habe auch Kinder umgebracht, den Hunger zu stillen. Ein armes Weib klagte, ihr Mann habe ihr in der Verzweiflung ein Seil um den Hals geworfen, und sie vermeint zu erwürgen und zu verzehren. Daher auch bei dergleichen armen Leuten verderbliche Seuchen eingerissen.“ — „Von den Bürgern ist kaum noch der vierte, von den Unterthanen der Stadt kaum noch der fünfte Theil übrig.“

μ. Constanz[44]). — „Das Jahr 1635 bringt eine Theuerung, in welcher das Viertel Kernen 7 fl. kostet, und eine Epidemie, welche an 2000 Menschen dahinraffet.“

ν. Villingen[45]). — „Ueber das Benehmen der Kaiserlichen schreibt Erzherzog Leopold an den Kaiser: ‚Ew. Kaiserl. Maj. glauben nicht,

wie das Volk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch einige Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, aber solchen Gräuel, als jetzt verübt wird, habe ich nicht gesehen. Nie habe ich es verstattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen; allein das Brennen, das Weiberschänden, das Todtschlagen, das Ohren- und Nasenabschneiden und noch andre Martern, welche den armen Leuten angethan werden, solche Ausschweifungen kann der Officier gar wohl verhindern.'"

III. Landschaften und Städte aus Nord- und Mitteldeutschland.

1. Braunschweig und Lüneburg[46]). — „Lange bevor das dänische Heer vom Norden, das ligistische vom Süden in den niedersächsischen Kreis einbrach, war die Bevölkerung desselben durch pestartige Krankheiten gelichtet ... Im März 1626 brach die Pest in Hannover aus: Eltern trugen die Leichen ihrer Kinder auf den Armen zum Friedhofe, auf Schlitten und Wagen, ohne Glockenklang und Schülersang, brachte man die Todten aus der Stadt. So elend wurde fast kein bettelnder Mann bestattet. Ein volles Jahr wüthete die Krankheit in Hannover, und kaum der dritte Theil der dortigen Einwohner fristete sein Leben. 3000 Leichen wurden in dem nämlichen Jahre zu Goslar in die Gruft gesenkt. Das war zu einer Zeit, als die letzten Quellen des Handels versiegten, die Werkstätten verödeten, zwischen Brandstätten und auf zerstampften Saaten der Feind sein Lager aufschlug, gedungene Knechte den Herrn vom Ehrenplatze verdrängten, und die Obersten katholischer und protestantischer Schaaren statt des angestammten Landesfürsten ihre herrischen Gebote ausschrieben." — Die Waldstein'schen Schaaren. — „Dem Waldstein'schen Heere voran, als dieses 1625 in Niedersachsen eindrang, schwärmten gleich Geiern, welche die Witterung von Leichen lockt, Banden von Zigeunern, die Männer mit zwei langen Röhren bewaffnet, ein lärmender Troß von Weibern und Kindern auf und neben den Packpferden: so brachen sie in Weiler und Dörfer ein, hockten den Raub auf, mordeten, auch wo Widerstand fehlte." — Mannsfeld. — „Bei dem Durchzuge des Grafen Mannsfeld wurden die Dörfer spoliirt, gebrandschatzt, viele Bauern gefangen mit weggeführt; Andre verließen aus Furcht Haus und Acker, so daß viele Höfe herrenlos dastanden. Auch der Adel hat mit Weib und Kind in die benachbarten Städte fliehen müssen, und nur einen Theil seiner beweglichen Habe bergen können." — Contributionen. — „Wir wissen, daß Tilly während des Zeitraumes von 1628—31 mehr als zwei Millionen Thaler in dem Lande zwischen Deister und Leine aufbrachte;

daß Herzog Christian von Zelle seinen durch die fremden Heere ihm zugefügten Schaden bereits am Schlusse des Jahres 1626 auf mehr als sieben Millionen Thaler; Friedrich Ulrich den seinigen im Jahre zuvor auf dem Fürstentage zu Mühlhausen auf das Zehnfache dieser Summe anschlug; daß im Laufe des Jahres 1634 das Fürstenthum Kalenberg monatlich 18000 Thlr. Kriegssteuer zahlen mußte. Im Jahr 1647 erpreßten die Schweden aus den Dörfern des Amtes Winsen 18000 Thlr.; die Stadt Lüneburg mußte innerhalb der Zeit von 1638 bis zum zweiten Jahre nach dem Abschlusse des Friedens die Summe von 500,000 Thlr. an Kriegscontribution entrichten; das Stift Bardewik berechnete die von den durchziehenden Dänen und Kaiserlichen (1626—28) durch Raub und Verheerung erlittene Einbuße auf fast 12000 Thlr., ohne die wiederholten Geldgeschenke an die Obersten in Anschlag zu bringen. Während der ganzen Dauer der Besatzung Hameln's durch ligistische Regimenter mußte die dortige Kämmerei wöchentlich 1000 gute fl. aufbringen, um die Söldner zufriedenzustellen. Die nach Lüneburg geflüchteten Prälaten und Mitglieder der Ritterschaft sahen sich zur Zahlung von 4000 Thlr. für eine salvaguardia, die dortige Bürgerschaft zur Entrichtung von 36000 Thlr., das Kloster St. Michaelis von 14000 Thlr. gezwungen, um die Plünderung abzuwenden, als 1636 der schwedische Oberst Stammer die Stadt besetzte. Das einzige Amt Burgdorf gab den im Jahr 1627 ihm zugefügten Schaden auf mehr als 100,000 Thlr. an, und die gleichnamige Stadt mußte (1632) 12000 Thlr. an Pappenheim auszahlen, ohne deshalb vor der Brandfackel geschützt zu sein. Lüneburg gelang es 1635, die ihm zugedachte schwedische Besatzung mit 10,000 Thlr. abzukaufen; Uelzen mußte einen Versuch, die Schweden abzuweisen von seinen Thoren, mit 21000 Thlr. büßen. — Nach dem Uebertritt des Herzogs Georg zu den Schweden mußte das Fürstenthum Gräbenhagen wöchentlich 2000, Osterode eine runde Abfindungssumme von 10,000 Thlr. an Pappenheim entrichten. — Schon 1629 berechnete die Stadt Göttingen ihren aus dem Kriege erwachsenen Schaden auf mehr als 523,000 Thlr. Aus dem gleichnamigen Fürstenthum zogen Bürger und Bauer, weil ihre Häuser eingeäschert, ihre Pflüge zerbrochen, ihre Saaten zerstampft waren, in Schaaren nach dem Eichsfelde, um durch Handarbeit ihr Leben zu fristen. Goslar berechnete seine Kriegsunkosten für den Zeitraum vom 23. Januar bis zum 7. August 1632 auf 219,522 Thlr., und vom 7. August 1632 bis 22. Januar 1634 auf 324,139 Thlr." — „Die Schulen der Stadt standen während einer Reihe von Jahren geschlossen, und 1635

wanderten mehr als 100 Bürger ‚aus Angst und Betrübniß in's Elend.' Noch im Jahr 1647 konnte der welfische Gesandte auf dem Congreß zu Osnabrück die Erklärung abgeben, daß in den braunschweig-lüneburgschen Fürstenthümern über 100 Städte, Flecken und Dörfer abgebrannt seien, an deren Wiederaufbau man zur Zeit noch nicht habe denken können. 1627 zählte man in dem einzigen Amte Westerhof nicht weniger als 227 wüste Ackerhöfe; 19 Jahre später wird die Zahl der wüsten Stellen in eben diesem Amte auf 23 Vollmeier, 24 Halbmeier, 45 Großköter und 29 Kleinköter angegeben. In dem nämlichen Jahre fanden sich, nach den Angaben der fürstlichen Amtsregister, in den Aemtern Harste noch 202, in Neustadt am Rübenberge 191, in Brunstein 105, in Kalenberg 63, in Woringen 49, in Lauenstein 31 Stellen, welche seit dem Kriege wüste lagen. Es hatte sich vielfach ereignet, daß, wenn ein Amt nicht im Stande gewesen war, die vom Feinde ihm auferlegte Schatzung zu entrichten, der Oberst seinen Untergebenen, anstatt des Soldes, einzelne Dörfer zum Ausplündern anwies; wer seine Habe zu retten suchte, wurde erschlagen, das ausgeraubte Haus den Flammen übergeben. Die Hälfte aller Hauswirthe im Amte Burgdorf war den Hungertod gestorben, oder vor dem Feinde gefallen. — Die fruchtreichen Landschaften von Kalenberg und Göttingen glichen einer Einöde; es fehlte an Pflügen zum Umreißen des Ackers, an Korn zur Aussaat, in manchen Gegenden an Menschen zur Bestellung; selbst an Holz zum Wiederaufbau der eingeäscherten Häuser zeigte sich Mangel, da die Schweden die Waldungen des Solling abgetrieben, das Holz die Weser hinabgeflößt und in Bremen an holländische Händler verkauft hatten. — Man zählte 1624 in Helmstädt gegen 400 Studirende, zwei Jahre darauf standen alle Hörsäle leer. Später wiederholte sich die Erscheinung, daß während des Winters eine nicht unbeträchtliche Zahl von Schülern sich einfand, um mittelst der Beute, welche sie im kaiserlichen oder schwedischen Dienste während der Sommermonate erworben hatten, die Kosten der Studien zu bestreiten." — „Die Noth trieb zu Bauernaufständen: die Bauern wurden Marodeurs. — Wachsende Noth und die Profoße der stehenden Heere setzten diesem Bandenwesen ein Ziel, aber zur Arbeit nach alter Weise zurückzukehren, auch wenn sie Lohn verheißen hätte, fehlte den Männern der Muth, der unter den Gräueln des Krieges herangewachsenen Jugend die Gewöhnung. Vielen behagte ein wegelagerndes Leben, oder sie trugen als Bettler ihren Spruch in die Fremde, schlossen sich dem Troß der Regimenter an, oder nahmen das Handgeld eines Obersten." — „Die Bürgergemeine Göttingen's

zählte vor dem Ausbruche des Krieges mehr als 1000 wehrbare Männer; 16 Jahre später war diese Zahl weit um die Hälfte verringert, 150 Häuser lagen in Schutt, und der größere Theil der Stadt zeigte sich unbewohnt. Der innerhalb vier Jahren erlittene Schaden wird auf 600,000 Thlr. veranschlagt; die bloße Contribution an die kaiserliche Garnison betrug während der Jahre 1626 — 32 mehr als 428,000 Thlr.; der Handel war vernichtet, die einst so mächtige Zunft der Wollenweber versprengt, und die allgemeine Verarmung zu einer solchen Höhe gestiegen, daß zur Zeit der Erhebung der monatlichen Steuern die Thore verschlossen werden mußten, um der Flucht der Bürger zu wehren, und von Haus zu Haus der Pfänder sein Amt verrichtete. — Die Bürger von Nordheim waren 1637 auf 150 Köpfe zusammengeschmolzen; mehr als 300 Häuser standen herrenlos und wurden von den Nachbarn abgebrochen, um — in einer früher waldreichen Gegend — das Gebälk zur Feuerung zu benutzen. Schon neun Jahre vor diesem Zeitpunkte waren ebendaselbst nur 17 Hausbesitzer im Stande, die Steuern zu entrichten. — Hameln berechnet seinen durch die kaiserliche Besatzung erlittenen Schaden auf 189,000, Münden den Verlust des gemeinen Wesens bei Gelegenheit der Erstürmung auf mehr als 300,000 Thlr. Beim Tode von Friedrich Ulrich lag halb Seesen in Asche; in Holzminden wurden 50 Wohnplätze nur durch Brandstätten bezeichnet; in Helmstädt standen 295 Häuser wüst. Aus dieser einst so blühenden Universitätsstadt schrieb Georg Kalixt anno 1625 an Ernst von Steinberg: ‚Der dritte Theil der Bürgerschaft ist während des Sommers durch die Pest dahingerafft; der Verkehr hörte auf; kaum, daß Getreide in's Thor gebracht wird; und doch liegt die Stadt voll Reuter und Knechte, die täglich, ja stündlich wechseln, und wie in einer eroberten Veste verfahren; ein Hauptmann pflegt wöchentlich 20—30 Thlr. zu fordern, und beansprucht außerdem kostbare Gastgebote; was den Soldaten gefällt, betrachtet er auch als sein Eigenthum; selbst Häuser werden von ihm ausgeboten, nur, daß er keine Käufer dafür findet.‘ — Bei der durch Pappenheim erfolgten Einnahme Hildesheim's (1632) wurde der protestantischen Bürgerschaft eine Brandschatzung zum Belaufe von 150,000 Thlr. auferlegt; im Ganzen beliefen sich damals Ausgabe und Verlust der Stadt auf mehr als 600,000 Thlr., abgesehen von dem auf 162,000 Thlr. veranschlagten Schaden an verwüsteten Häusern. — Bei der 1636 erfolgten Besetzung Lüneburg's durch die Schweden mußte die Bürgerschaft dem Feldmarschall Baner ein Geschenk von 4000 Thlr. verabreichen, als Brandschatzung 60,000 Thlr., und an das schwedische Heer 30,000 Thlr.

zahlen, so daß der Rath sich gezwungen sah, einen Theil seiner silbernen Kleinode für 5000 Thlr. zu versetzen." —

2. Das Herzogthum Lüneburg in den Jahren 1626 und 1627 [47]). — „Die Königlichen (d. i. die Dänen) haben heute (22. Juni 1627) die stattlichen Dörfer Luhdorf, Roidorf, Gastedt, Wulffen, Bahlburg sammt der Amtsmühle, Tangendorf und die daran gelegene Schäferei, wie auch Pattensen, sammt der Vogtei, Kirchen und Glockenthurm, dann die Häuser auf dem How, und etliche wenige Häuser, so in den vorigen Tagen noch bestehen geblieben, gänzlich mit Feuer verheeret und in die Asche gelegt. Ueberdies sind noch mehr unterschiedliche Feuer gesehen, davon man noch keine eigentliche Nachricht hat, woselbst es gewesen, daß also hinfüro wohl keine Besserung zu hoffen, sondern dergleichen fast unerhörten Sengens und Brennens noch mehr vorgehen dürfte. Die Reiter, welche heute die erbärmlichen Brandschäden eingelegt, sind durch das Amt Harburg aus dem Erzstifte Bremen gekommen, und soll der Hauptmann einer der Compagnien aus Buxtehude sein. Ueber das Alles haben die Königlichen viele Leute, auch Weibsbilder und kleine unerzogene Kinder im andern Jahre gefangen, und etliche tausend Häupter an Rindvieh, Schafen und Schweinen mit sich hinweggeführt. Es darf sich kein Mensch auf der Straße sehen lassen, weil ihnen all ihr Vornehmen, ohne allen, auch den geringsten Widerstand, gelinget." — „25. Juni. — Wie elend, erbärmlich es im Amte Winsen zugegangen, und wie mit dem schrecklichen Mordbrennen, Wegführung des Viehes und der Menschen noch nicht aufgehört, sondern bis auf diese Stunde damit verfahren wird, das ist kläglich zu melden. Die um Winsen belegenen Dörfer sind nunmehr eingeäschert. Unter die armen Leute ist ein so großer Schrecken gebracht, daß dieselben ganz verschüchtert, verjagt und mit ihrem Vieh und was sie sonst noch gerettet und übrig behalten haben, das doch wenig ist, in die Gehölze und mehrentheils hierher in die Stadt verflogen sein. Sie sind bis auf den Grund verderbt, ganz in's Elend und an den Bettelstab gekommen." — „P. S. Mit dem grausamen Mordbrennen wird leider annoch fortgefahren, wie man denn diesen Morgen wieder acht Feuer erblickt. Gott erbarme sich des großen Elendes."

3. Brandenburg [48]). — „Waldstein's und Montecucculi's Erpressungen aus der Mark hatten allein 20 Millionen Thaler betragen; Berlin und der teltow'sche Kreis hatten in 16 Monaten 300,000 Thlr., die Stadt Frankfurt a. d. O. der kaiserlichen Garnison monatlich 9000 Thlr. entrichten müssen. Schon 1630 waren viele Städte so verödet, daß die Hälfte der Häuser unbewohnt dastand, wie deren in

Brandenburg allein 500 wüst lagen, und selbst die ertragreichsten Aecker unbebaut blieben; einzelne Dörfer, theils ausgestorben, theils von den wenigen noch lebenden Einwohnern verlassen, verschwanden gänzlich. Auch bestätigt dieß eine, noch im geheimen Staatsarchive befindliche, Eingabe des Magistrates zu Prenzlow vom 9. Februar 1639, in der es heißt: ‚Nachdem wegen des unseligen Kriegswesens die Felder dieses Ortes etliche Jahre feiern müssen, so ist darauf eine so unerhörte Theurung entstanden, daß die Leute nicht allein viel Jammer, Heulens und Wehklagens treiben, ungewöhnliche Speisen und Dinge, als Hunde, Katzen und, reverenter zu melden, der Todten Aese auf den Gassen essen, sondern auch für den gräulichen Hunger, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, einander selbst anfallen, kochen und verzehren.‘“

4. Pommern[49]). — „Erst später hat Pommern Leiden kennen gelernt, wie ober- und westdeutsche Provinzen, die Pfalz, Elsaß, Baden, Lothringen, Franken, Hessen, Westphalen, die Niederlande ihrer zwanzig Jahre hindurch nicht los wurden. Zu den erschütternden Bildern des Soldatenlebens saß unser Land damals nicht; aller Insolenzen, Fressereien, Tribulationen, Militärexecutionen, Pfändungen, muthwilligen Beschädigungen, neckenden Störungen des Gottesdienstes, Einsperrungen und Mißhandlungen der herzoglichen Diener und Beamten, Prügel, blutigen Köpfe, Unzucht und Austreibungen von Haus und Hof ungeachtet.“ — Freienwalde in Pommern während des dreißigjährigen Krieges[50]). — „Im Jahre 1627, kurz vor dem Osterfeste, jagten gewisse Truppen, die in den schwedischen Krieg wollten, indem sie ihren Weg aus Mecklenburg nach Preußen zum Könige von Schweden, welcher dort grade gegen den König von Polen zu Felde lag, durch Pommern nahmen, fast allen Bewohnern einen panischen Schrecken ein, so daß die meisten Edelleute in die etwas festen Städte flohen. Und freilich übte der schwedische Soldat, da er solche Furcht wahrnahm, durch Raub, Plünderung und Schändung hier und da auf den Dörfern einen zügellosen Muthwillen.“ — „Kaum waren die Kaiserlichen (1628) in die Stadt eingerückt, als eine so große Häufung von Contributionen entstand, daß Keinem ein Heller im Beutel, ein Ochse oder eine Kuh im Stalle, ein Schwein im Kosen, ein kupfernes oder zinnernes Geschirr im Hause blieb. Es war den einquartierten Soldaten nicht genug, sämmtliche Habe ihrer Wirthe durchzubringen, zu verprassen und unter dem Titel ‚Contributionen‘ sich zuzueignen, sondern sie hatten auch ihre Lust daran, ihre guten Wirthsleute mit zahllosen, unerhörten und abscheulichen Schmähungen zu überhäufen, ohne Unterschied Wirth und Wirthin, indem sie ihnen mancherlei Schimpfreden ins Ge-

ſicht warfen, herunter zu machen und, was das Traurigſte war, mit Fäuſten und Knitteln, mit Säbeln und Degen bei dem Kopf, Angeſicht, Schultern, Rücken arg zu zerfetzen und zu zerbläuen und mit allerhand Wehthaten bis zum Ueberdruß zu häufen. Und da galt auch kein Anſehen der Perſon: Rathsherren und gemeine Leute wurden auf gleiche Weiſe behandelt."

5. Sachſen, Thüringen, Anhalt, Gotha, Magdeburg. — „In Sachſen hatten ſich namentlich in den Jahren 1640—46 die Wölfe dermaßen vermehrt, daß ſie truppweiſe, zu 15—20 Stück, in die Dörfer und ſelbſt in die kleineren Städte einbrachen, und noch bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Schrecken zumal des Hochlandes blieben. Kurfürſt Johann Georg I., ein gewaltiger Nimrod (1611—56) erlegte während ſeiner fünfundvierzigjährigen Regierung auf ſeinen Jagden 3543 Wölfe, 203 Bären"[51]). — „In Dresden konnte man ſchon im Jahre 1635 ringsum aus der Stadt ins freie Feld ſehen, weil die Häuſer theils durch die Peſt verödet, theils von den verarmten Einwohnern verlaſſen, von der Beſatzung niedergeriſſen und als Brennmaterial verwendet wurden." — Freiberg zählte im Jahre 1640 von den 1700 Häuſern, die es vormals hatte, kaum noch 500." — „In Chemnitz war damals nur noch der vierte Theil der Häuſer, in Belzig waren von den 200, die es ehedem aufzuweiſen hatte, nur noch vier vorhanden; daſſelbe Verhältniß in den meiſten Städten des Sachſenlandes"[52]). — Soldateska in Goldberg Anno 1633. — „Wie tyranniſch und teufeliſch man zu Striegau, Haym, auf dem erſten Hauſe Grädizburg und anderwärts gehauſet, will ich geſchweigen, und was des Oberſten Sparren's Leute, der ſich doch evangeliſch nennet, auch bei den vergangenen Traktaten ſeine Wohlmeinung gegen dem evangeliſchen Weſen ſonderlich ſelbſt gerühmet hat, den 4. und 5. October in der ganz unſchuldigen Stadt Goldberg verübet, kann ich ohne Conſternation und Schrecken nicht erzählen, als welche ſo viele vom Adel und Unadel geprügelt und gepeitſchet, an die Pferde gebunden und fortgeſchleppet, Alles, was ihnen begegnet, des Raubens und Plünderns ungedacht, niedergeſchoſſen, ermordet, vielen Stränge an den Hals gelegt, Weibern die Brüſte, Männern die Geſchäfte angeſchienet, damit theils aufgehänget, theils entblößet angebunden und in der Stadt herumgeführt, gerüttelt, geſchraubt und gedrehet, daß ihnen Augen und Gehirn aus dem Kopfe gegangen, brennende Schwefellichter an den Leib und heimliche Oerter geworfen, die Daumen eingeſchraubt, mit Füßen getreten, daß das Blut zum Halſe und Wunden zugleich herausgelaufen, Rippen, Arm und Beine entzwei geſchlagen, Etliche in Brunnen gejagt, an den Dachrinnen gewippt, in Backöfen gebraten, Kindbetterinnen geſchändet

und gemartert, ihnen die Kinder aus den Armen genommen und wider Gottes Boden geschmissen, Frauen und Jungfrauen, betagte und unmannbare Weibsbilder, im Beisein ihrer Männer und Eltern, in Häusern, auf dem Markte und Gassen, auf dem Kirchhof und in den Kirchen bis auf den Tod verunehret, genothzüchtiget und dermaßen mit ihnen verfahren, daß viele, um solcher bestialischen Grausamkeit zu entgehen, sich von den Fenstern, Dächern, Felsen und Mauern herabgestürzt; freiherrlichen, adeligen und andern vornehmen zuvor überwältigten Frauenzimmern, über 300 an der Zahl, ihren Raub aufgelegt, sie mit Bastonaden wie das Vieh vor sich hergejagt, oder an einem Seile um den Hals neben den Pferden fortgeschleppt, und was dergleichen Sachen mehr, welche Türken und Tartaren, geschweige denn uns als Christenmitgliedern und Landsleuten, zu hören ein Gräuel und Abscheu sein würde"[53]). — Soldateska: wie die Stadt Pasewalk am 7. September 1630 behandelt ward, als die Schweden dieselbe den Kaiserlichen überlassen mußten. — „Die Bürger in den Straßen wurden niedergehauen, die in den Häusern durch Daumschrauben und Martern aller Art zur Angabe ihres Geldes gezwungen. War man einen Soldaten los, so kam ein andrer und verfuhr gleich grausam. Die Anführer versprachen zwar Sicherheit, hielten aber nur so lange Wort, bis das Geld gezahlt war. Die Hausgeräthe wurden zerschlagen, den Bewohnern alle Kleider ausgezogen, die Weiber, ohne Unterschied des Alters, öffentlich geschändet, selbst schwangere Frauen nicht verschont, Wöchnerinnen aus den Betten gerissen, an kleinen Mädchen tödtliche Gewaltfrevel verübt, die Schönsten der Erwachsenen an Wagen oder an die Sattelknöpfe gebunden, ins Lager geschleppt, gemißbraucht, und dann wie Vieh um ein Stück Geld weiter verkauft. Zuletzt, nachdem Alles ausgeraubt und verwüstet war, steckten die Soldaten die Stadt in Brand, und warfen die Kinder, die ihnen in die Hände fielen, in die Flammen. Der Oberst, bei dem Hülfe gesucht ward, befahl noch mehr Feuer anzulegen, denn er habe sich hoch verschworen, die Stadt zu verderben, weil sie die Schweden aufgenommen habe"[54]). — Der Amtsbezirk Dermbach in Thüringen[55]). — „Die Durchmärsche durch unsren Amtsbezirk nahmen kein Ende, und die Drangsale der den Armeen nachziehenden Rotten waren bereits im Jahr 1629 so arg, daß die Orte Dermbach und Unteralba vergeblich um landesherrlichen Schutz baten, und eine Menge Leute von Haus und Hof gingen. Nach der Schlacht bei Nördlingen begann das eigentliche Elend des Oberlandes; die Croaten unter Isolani brachen im Jahr 1634 (Oct.) über Bayern herein, und sengten und brennten; zu dieser Zeit ward auch

das Schloß zu Kaltennordheim, mit dem Amtsarchiv, und fast der ganze Ort von ihnen eingeäschert. Kursachsen und nicht lange darauf das Haus Weimar schlossen zwar Frieden mit dem Kaiser, aber nun wütheten die Schweden fast ebenso, wie früher die Kaiserlichen." — „Nach dem dreißigjährigen Kriege waren die Ortschaften des Amtsbezirkes, welcher, ausschließlich des Propsteigebietes von Zella, vor dem Croateneinfall 945 Feuerstätten mit 943 Nachbarn gezählt hatte, eingeäschert, oder sonst ruinirt; die junge Mannschaft hatte in den Krieg ziehen müssen und war meist umgekommen; die älteren Leute waren entweder geflüchtet, oder der Pest, welche im J. 1626 im Feldagrunde wüthete, und den Kriegsdrangsalen erlegen. In Folge der Entvölkerung lagen gegen Ende des Krieges an dritthalb hundert ungeschlossene Güter unbebaut, und entstand, da in den Jahren 1640—45 alles Brot aus weiter Ferne, von Schweinfurt und Würzburg, geholt werden mußte, eine Hungersnoth. An Zahlung der Steuern, von denen im Jahr 1636 nur noch $5^1/_2$, im J. 1646 dagegen $52^1/_2$ Termine gegeben werden mußten, war in den letzten Zeiten des Krieges fast gar nicht zu denken; die Pfarreien mußten wegen Armuth der Parochianen zusammengezogen werden; und die Schullehrer, wollten sie nicht selbst Hungers sterben, in die benachbarten Städte flüchten. Eine höchst nachtheilige Folge des Krieges war es auch, daß eine vollständige Confusion der Güter eingetreten war, und diese vereinzelt und verkauft wurden." — „Der Krieg hatte die weitere Folge, daß die Leute verwilderten, aus Verzweiflung lüderliche Menschen und Straßenräuber wurden." — Die anhaltischen Lande[56]). — „Sonsten kann ich fast wenig Specialia erfahren, wie oder wann: als daß ich mich berichten lasse, daß das Volk in der Grafschaft Mannsfeld ausgezehrt habe, und deßwegen nothwendig fort mußte. Es soll mit den Leuten übel umgehen, als keine Türken oder barbarische Völker fast können, sollen dem Grafen von Stolberg, auch andre unterschiedliche Dörfer dermaßen geplündert haben, daß fast kein Huhn mehr in denselben zu finden war." — An die Röm. Kais. Maj. — „... Wiewohl nun E. K. M. Armee zum besten und zu deroselben Unterhaltung, wir uns bishero mit allerunterth. Devotion patientiret, und neben unsern armen, auf den äußersten Grad ausgemergelten Unterthanen, was vorhanden gewesen, und, daß der Soldat ins Feld geführt werden möchte, gehofft; so können vielmehr durch die nun etliche Monate lang in unserm gesammten Fürstenthum gehaltene, auch noch continuirende starke Einquartirung, und bei derselben von der Soldateska verübten, und täglich, ja stündlich vorgehenden, unerträglichen exactiones, Abnahme, Raub

und Plünderung der armen Unterthanen, dermaßen gehauſet worden, daß nicht allein das Feld mehrentheils unbeſamet lieget, das Vieh weggetrieben und verzehrt, die Städte gänzlich erſchöpft und ausgemattet, der Landmann entlaufen, und alſo das Land in äußerſte Verwüſtung geſetzet, ſondern auch was in unſern Aemtern, Meiereien und Vorwerken dermaßen zugeſetzt worden, und noch wird, daß wir unſre Tafelgüter nicht zu genießen haben, noch wovon wir die Lebensmittel künftig zu erheben abſehen können ..." — Bürgermeiſter und Rath der Stadt Zerbſt an den Fürſten Auguſt: 8/18. Juni 1626. — „Wiewohl wir armen, bedrängten Leute nichts Höheres, noch Mehreres wünſchen, als daß dem allmächtigen Gott endlich gefallen möchte, nach ſeiner großen Gnade und Barmherzigkeit unſer tägliches Seufzen und Flehen alſo gnädig zu erhören, damit E. F. G. mit fernerem Lamentiren und Querelen wir unterthänig verſchonen könnten, und dieſelbe anderweit supplicando zu behelligen nicht genothdränget würden, ſo zwinget uns doch die äußerſte Noth, E. F. G. mit höchſter Wehmuth und Herzensangſt vernehmen zu geben, wasmaßen unſre ſchweren Preſſuren, Angſt und Drangſal nicht allein ſich noch zur Zeit zu keiner Linderung anlaſſen wollen, ſondern auch von Tag zu Tage, je länger je mehr dergeſtalt gehäufet und vermehret werden, daß dieſelben, nach leider allzu wahrhaftiger Nothdurft zu erzählen und zu ſchreiben, uns ehe an der Zeit, als E. F. G. an Geduld, Solches zu vernehmen, ermangeln würde. Denn E. F. G. iſt wiſſend, daß dieſer armen Stadt einige Haupt- und vornehmſte Nahrung allein auf dem Bierbrauen beſtehet, und daß alle andre Hantir- und Nahrung von derſelben dependiret, alſo, daß, nachdem die Brauernahrung wohl oder übel ſtehet, nach demſelben auch alle anderen Gewerbe entweder im Schwange oder Abgange ſich befinden. Nun iſt uns aber dieſelbe nicht allein ganz geſperret, ſondern auch alle Lebensmittel dergeſtalt entzogen, daß wir ein Mehreres nicht, als das elende Leben, und unſre leeren, ausgezehrten und mehrentheils ausgeplünderten Hütten noch übrig haben, von denen doch auch faſt die meiſten aus Hungersnoth und andrer Drangſal entwichen, dannoch bei ſolcher geſperreter Nahrung und allerdings entzogenen Commerzien, auch da wir von beiden kriegenden Armeen in die vierzehnte Woche auf den äußerſten Grad ausgemergelt, gedenkt man nun noch allererſt durch ſchweres Gefängniß, Hunger, Durſt und andere Preſſuren große, unmögliche Contributionen und Geldſchatzung von uns zu erpreſſen, geſtalt denn E. F. G. vor dieſem berichtet, wasgeſtalt, ohne Unterſchied der Perſonen, Condition und Standes, Mann und Weiber, Schwangere und Säuglinge, haufenweiſe

ins Gefängniß geleget, darin mit Hunger, Durst und andrem squalore dermaßen geängstiget und gemartert worden, daß wir gleichwohl bei diesen Kriegen noch nicht gehöret, noch erfahren, daß an einigem andern Orte auch Kais. Maj. widerwärtige und declarati hostes mit solcher Schärfe, als wir arme, unschuldige Leute allhier im obers. Kreise, und dazu eines so unmündigen, unschuldigen fünfjährigen Herrleins Unterthanen wären mitgenommen und angestrenget worden." — Dorf Döllstedt im Herzogthum Gotha[57]). — „Im Jahre 1636 hatte das Hatzfeld'sche Corps den Ort überfallen, großen Schaden gethan, die Kirche geplündert, das Holzwerk ausgebrochen und verbrannt, wie Solches der Pfarrer Herr Deckner, kurz vorher prophezeiht hatte. — ‚Dieser liebe Mann,' so schrieb sein Nachfolger, Herr Pfarrer Trümper, ‚hatte seine Zuhörer mit gerechtem Eifer ihrer Sünden wegen gestraft. Aber seine Strafen und Warnungen hatte man verlacht, ihm allen Verdruß und Undank erwiesen, den Hopfen von den Stangen geschnitten, das Korn von den Feldern entführet, wie er Anno 1634 mit weinenden Augen klagte. So hatte er auch nichts Anderes, als Gottes gerechte Strafe solchen verstockten Herzen ankündigen können. Nicht nur öffentlich von der Canzel, sondern auch noch wenige Stunden vor seinem seligen Abschied hatte er solche Klage geführt: „„Ach, du armes Döllstedt, wie wird dirs nach meinem Abschied übel ergehen ... Ach, du liebe, liebe Kirche; mit Besen wird man dich zusammenkehren."" ' Seine Prophezeihung traf ein: das Dorf hatte im Jahr 1636 an 5500 fl. Kriegsschaden zu liquidiren, von 1627—37 zusammen 29,595 fl., so daß die Einwohner sich nach und nach verloren, und die Stätte fast ganz wüst stand; im J. 1636 waren noch zwei Paar Eheleute im Dorfe; im J. 1641, nachdem Baner, und im Winter die Franzosen gewirthschaftet hatten, war ein halber Acker Korn bestellt, und vier Paar Einwohner vorhanden." — Magdeburgs Einäscherung, 1631[58]). — „In der Johanniskirche wurden viele Frauen und Jungfrauen von jenen Wütherichen (Croaten) ermordet, ein Bösewicht zerstückte einen Säugling dort an der Brust seiner Mutter, und hieb dieser beide Hände ab, womit sie denselben umfaßt hielt. Den drei Geistlichen der Kirche spielte man gleichfalls sehr übel mit. Der Pastor Kramer ward bis aufs Hemd entkleidet, und dann, nebst seiner Frau, mit Schlägen mißhandelt. Der Diaconus Porman wurde in der Sakristei fast zu Tode gehauen, und starb zu Schönebeck, wohin man ihn gebracht, bald darauf an seinen Wunden. Seine Frau und der Custos, ein Greis von mehr als 80 Jahren, wurden neben ihm gemordet. Der Diaconus Ritter ward vor dem Altar unbarmherzig niedergesäbelt.

Hier und da wurden Mütter, ihre Säuglinge an der Brust, mit diesen zugleich ermordet; andere bei ihren todten Müttern liegende und kläglich wimmernde Säuglinge wurden mit langen Spießen durchstochen, lebendig daransteckend und schreiend, gleichsam im Triumphe auf den Gassen herumgetragen, und endlich in die Flamme geschleudert. Ein Soldat vom Regimente Pappenheim rühmte sich, im Beisein mehrerer gefangenen Magdeburger, daß er mehr als 20 Kinder auf diese Weise umgebracht habe, und antwortete auf die Frage, was ihm denn die unschuldigen Kleinen gethan: ‚es wären ja nur Rebellenkinder, und wenn er deren noch 100 erwürgt hätte, so sollte es ihm desto lieber sein.‘ Zwei Soldaten ergriffen ein bei seiner todten Mutter liegendes und jämmerlich schreiendes Kind bei den Füßchen, und rissen es so voneinander. Ein Bürger, der kniend um Pardon bat, ward durch einen Schuß zu Boden gestreckt, aber nicht getödtet. Dem in seinem Blute sich Wälzenden schlug hierauf ein andrer Soldat mit einer Hellebarde viele Wunden in den Kopf, und als er davon noch nicht starb, so zerschmetterte ein Dritter ihm den Letzteren mit einer Holzart und ein Vierter endlich verstümmelte ihn noch schändlicher Weise. Einem bejahrten adeligen Herren ward der Mund mit Pulver gefüllt und ihm so das Haupt zersprengt. Gegen das weibliche Geschlecht wütheten die Unmenschen mit der empörendsten Grausamkeit. Frauen — selbst betagte — und Jungfrauen, sogar Mädchen, noch im zarten Kindesalter stehend, wurden mit wahrer Bestialität, zum Theil auf öffentlicher Straße, geschändet, und viele solcher unglücklichen Opfer der Wollust hinterher ermordet, oder gemißhandelt, verschenkt, verkauft. Erhob sich Streit über ein Frauenzimmer, dann ward letzterem auf der Stelle der Kopf gespalten. Nicht blos gemeine Soldaten, auch Officiere, roh wie ihre Untergebenen, verhöhnten die Würde des Weibes, und opferten dieselben ihrem schändlichen Gelüste. Eine adelige Dame ertränkte sich in einem Brunnen, um der Brutalität einiger Wütheriche zu entgehen. Etliche 20 Jungfrauen, denen die Erhaltung ihrer Ehre theurer, als das Leben, stürzten sich aus gleichem Grunde in die Fluthen der Elbe; viele Andere wollten sich lieber, unter Dächern, auf Böden und an abgelegenen Orten versteckt, von den Flammen ersticken lassen, als, aus den brennenden Häusern über die Straßen sich rettend, jenen Unmenschen in die Hände fallen, vor deren Wuth und Grausamkeit ihr Herz zurückbebte. Wohin das Auge sich wandte, überall traf es auf Scenen des Jammers: alle Gassen waren mit Leichen bedeckt; herzzerreißendes Geschrei der Gemißhandelten; Winseln und Röcheln der Verwundeten und Sterbenden erfüllte die

Luft. Hilflose Kleine krochen auf den Körpern ihrer erschlagenen oder mit dem Tode ringenden Mütter herum, und wimmerten und schrieen auf das Kläglichste, bis die Mörderhand auch sie traf." — „Der unendliche Jammer, welchen die Schaaren Tilly's in dem kurzen Zeitraum von zwei Stunden über unsre unglückliche Stadt gebracht, erreichte die höchste Stufe, als gegen 11 Uhr die Flammen überall emporzulodern anfingen. Auf Pappenheim's Befehl waren zwei Häuser bei der Hohenpforte angezündet worden, um die Bürger vom Kampfe gegen seine zuerst dort eingedrungenen Truppen abzuziehen. Besagte Häuser brannten, da kein Wind die Luft bewegte, eine volle Stunde ruhig fort, bis sie zusammenstürzten. . . . Angefacht durch einen am Nachmittag sich erhebenden heftigen Ostwind wälzte die Flamme sich von Haus zu Haus, von Straße zu Straße so unaufhaltsam und mit so reißender Schnelligkeit fort, daß die kaiserlichen Soldaten, um nicht in den Gluten umzukommen, vom Plündern und Morden ablassen, und sich auf die Wälle oder hinaus in ihr Lager flüchten mußten. Die Lohe und Asche von der brennenden Stadt führte der Sturmwind bis nach Wanzleben, Egeln und noch entferntere Punkte hin. Nachts gegen 11 Uhr war es im Lager bei Fermersleben so hell von der entsetzlichen Feuersglut, daß man einen Brief lesen konnte. Sie hatte da ihren Höhepunkt erreicht, und fing an zu erlöschen. Der kurze Zeitraum von 12 Stunden hatte genügt, unser Magdeburg, das blühende, die Perle des Sachsenlandes, mit seinem schönen Rathhause, seinen sechs Pfarrkirchen, den verschiedenen Collegiatstifts- und Klosterkirchen, Klöstern, Capellen und Hospitälern, mit allen Wohnhäusern, unter denen zum Theil sehr stattliche Gebäude, ja selbst mit seinen Thoren und deren Thürmen und Brücken — die am Sudenbürgerthor ausgenommen, — in Schutt und Asche zu legen. Nur 139, meistens kleine, Häuser am Fischerufer, das Kloster U. L. F. und der Dom, zu deren Rettung Tilly, auf Bitten der Mönche, 500 Soldaten angestellt hatte, einige Domherren- und Stiftscurien, das Haus des Domsyndicus u. s. f. blieben vom Feuer verschont." — 1638. — „Magdeburg litt von diesen Kriegsbegebenheiten zwar nicht geradezu, und nahm auch im Ganzen nicht unmittelbar Theil daran; aber es mußte doch, wegen der Nähe des Krieges, die furchtbaren Folgen und Wirkungen davon — Theuerung, Hunger, Pest — so gut wie die ganze Gegend mit empfinden. Die Bewohner Magdeburgs hatten in diesen bedrängten Zeiten nicht nur für ihren eigenen Unterhalt, sondern auch für den Unterhalt und die Bedürfnisse einer, nach der damaligen Häuser- und Einwohnerzahl sehr zahlreichen Garnison zu sorgen. Dabei konnte die

Stadt fast gar nicht auf Zufuhr aus der Nachbarschaft rechnen, indem die fruchtbaren Korngegenden an der westlichen Seite der Stadt, oder die s. g. Börde, fast ganz wüste, menschenleer und verödet war. Die vom Militär gegen den armen Landmann verübten Mißhandlungen und Grausamkeiten hatten nicht nur hier, sondern fast überall, wo Krieg geführt ward, die Menschen verscheucht und den Ackerbau verhindert. Daher herrschten auch im nördlichen Deutschland überall Mangel und Hunger. Selbst die Armeen hatten fast mehr mit diesen Uebeln, als mit ihren Feinden zu kämpfen. Im Magdeburgischen galt der Wispel Weizen in diesem Jahre 60—70 Thlr.; der Wispel Roggen 44 Thlr.; Gerste 35 Thlr.; Hafer 25 Thlr.; welches in den damaligen Zeiten eine ungeheure Summe war. In Pommern, im Mecklenburgischen, in der Mark bis an die Elbe waren fast für keinen Preis Lebensmittel zu haben. Baner schrieb am 25. April 1638 an die Stadt Erfurt: ‚daß der Feind wegen Hungers, Sterbens und Weglaufens seiner Soldaten ihn hätte ganz in Ruhe lassen müssen; er hätte ihn auch schon verfolgt, wenn nicht alle Länder vom äußersten Pommern an bis zur Elbe so devastirt und verwüstet wären, daß darin weder Hund noch Katze, geschweige denn Menschen und Pferde sich aufhalten könnten. In solchen Landen, die der Feind Hungers und Jammers wegen hätte verlassen müssen, eine zahlreiche Armee einen so weiten Weg bis nach Thüringen und Erfurt durchzuführen, hätte ratio belli (Kriegsraison) durchaus nicht zulassen wollen: ein so unbesonnener Marsch hätte ihm so viel, wie eine verlorene Hauptschlacht schaden können.‘ — Man sah nun endlich auch von Seiten des Militärs, daß man mit den Verheerungen sich selbst geschadet habe, und machte sich gegenseitig bittere Vorwürfe darüber.“ — „Durch die Länge und Grausamkeit des Krieges war die Mark ganz verwüstet und zu einer Einöde geworden. Man konnte meilenweit darin reisen, ohne einen Menschen oder ein Stück Vieh anzutreffen. Die meisten Felder lagen unbestellt, die Menschen waren zur Verzweiflung gebracht und geflüchtet. Selbst in den Festungen waren die Flüchtlinge, sowie die Besatzungen und Einwohner in Gefahr, zu verhungern; u. a. fanden sich im Ruppin'schen nur noch vier Dörfer einigermaßen verschont und unzerstört.“ — Die Stadt Belgern im dreißigjährigen Kriege [59]). — „1620: ein Bier Gerste galt 50 fl., 1 Scheffel 2 Thlr., 1 Scheffel Korn 2 Dickthlr., 1 Scheffel Hopfen 2 Thlr.; es stieg aber wegen des Kriegswesens Alles noch höher. — 1627: 1 Pfd. Rindfleisch galt 9—10 Pf., 1 Kanne Sanftebier 2 gr., 1 Pfd. Butter 3 gr., 1 Metze Erbsen 3 gr., 1 Vrtl. Bier 5 fl., 1 Scheffel Korn 1 fl. 10 gr. 6 Pf.;

es war aber kein Geld unter den Leuten. — 1632, den 25. October, früh zwischen 7 und 8 Uhr, ließ der Rittmeister Anton Rezschin, welcher über das kaiserliche streifende Volk das Commando hatte, und Torgau sehen wollte, von Puschwitz aus den hiesigen Stadtbach abstechen, das Röhrwasser verhauen, und die Scheunen und Vorstadt anstecken, wodurch hiesige Stadt elendiglich bei dem großen erschrecklichen Winde in Brand aufging, kein Retten helfen wollte, und die Flüchtigen und Ausreißenden geplündert wurden. Dieser Rittmeister hat sich in Strehla von den Belgern'schen Bürgern geäußert: ‚Wenn mir die widerwärtigen Leute hätten 50 Thlr. gegeben, ich hätte ihrer schonen wollen.' Die Croaten haben damals Dahlen, Schildau und Neußen geplündert, und viel Gefangene aus Städten und Dörfern mit sich genommen. Den Brandschaden erachtete man auf 120,000 fl.; der an den öffentlichen Gebäuden verursachte Schaden wurde folgendermaßen taxirt: 8000 fl. an der Kirche, weil dieselbe bis aufs Gemäuer, inwendig aber in Grund aus, mit einem schönen Orgelwerk, neuem Altar, Taufstein und zierlicher Kanzel, doppelten Emporkirchen, die zierlich gemalt gewesen, allen Gestühlen, Epitaphien, Thüren, zwei hohen Thürmen, drei Glocken, dem Uhrwerk und einer großen Seigerglocke verbrannt; 4000 fl. das Rathhaus mit vielen brieflichen Urkunden, Kisten, Kasten, Schränken, Acten, einer schönen Rüstkammer, Uhrwerk nebst Seigerglocke und über 150 Scheffel Getreide; 300 fl. die Schulgebäude; 1000 fl. die Pfarrgebäude; 800 fl. das Diaconat; 1200 fl. Schulmeister-, Organisten- und Baccalaurei-Wohnung; 170 fl. das Torgauer Thorhaus, und ebensoviel an noch zwei anderen Thorhäusern. In diesem Brande gingen also fast die ganze Stadt, bis auf die halbe Mühlberger- und Oschatzergasse, wie auch bis an Adam Mathesens Haus in der Fischergasse, in Summa 167 Wohnhäuser, 34 Brauhäuser und 64 Scheunen in Feuer auf. Bis zum zweiten Brande 1637 wurden wieder 100 Wohnhäuser aufgebaut, so daß 67 Wohnhäuser sammt allen Scheunen u. s. w. und öffentlichen Gebäuden unerbaut blieben. — Im November und December 1634 hat der kurfürstliche Rittmeister, Georg von Preuß, mit seiner Compagnie zu Liebersee gelegen, welchen hiesige Stadt verpflegen mußte. Man hatte ihm 149 Thlr. Geld und 54 Scheffel Hafer, in Summa während der ganzen Zeit 1200 Thlr. zu zahlen; wahrscheinlich trug der Rittmeister der Infection wegen Bedenken, sich hier einzuquartieren. 1 Scheffel Hafer 15 gr., 1 Faß Bier 7 Thlr. 21 gr. — 1634. Im Landsteuerregister d. J. wird annotirt, daß viel Brandstätten abgestorben und ganz ledig wären, viele ihre Brandstätten gar lossagten und dem

Rathe übergäben, der Acker wegen Mangels an Zugvieh und aus Armuth nicht besäet werden könnte; das Besäete wurde vom Wilde abgefressen, das Uebrige verdorben wegen Mangel an Scheunen, und Niemand habe einen vermachten (umzäunten) Hof. — Das große Kirchdach ward 1633 wieder zu bauen angefangen, und den 28. Mai 1634 vollendet, auch die Schule vollendet. — Den 8. Juni 1635 wurde mittelst kurfürstlichen Befehls wegen des Brandes von 1632 und ausgestandenen Sterbens die restirende Land- und Trankſteuer auf zwei Jahre mit 2823 fl. erlassen. — 1637, den 6. Januar, übergab der kurfürstliche Generalwachmeister Willsdorff die Stadt und Schloß Torgau dem schwedischen General Hans Baner, von wo aus die Schweden die Umgebung schrecklich heimsuchten. — 1637, den 13. Januar, kam eine Salvaguardia von 10 Reitern von des Obersten Leßlau im Stift Wurzen einquartirten Regiment anher, mit der Ordre, sofort bei Vermeidung von Feuer und Schwert, 2300 Thlr. dahin zu übersenden. Jeder Reiter beanspruchte neben dem Traktament täglich 1 Thlr. — Obgleich also Baner schriftliche und wirkliche Salvaguardien hierher gegeben hatte, war er doch selbst die Ursache der hier und in der Umgegend ausgeführten Plünderungen. Er ließ die Kirche spoliiren, die Böden, Emporkirchen und Gestühle zerschlagen, und die Bretter ins Lager vor Torgau führen, auch sonst die Leute mit bösen schwedischen Tränken und barbarischen Mißhandlungen traktiren. Man probirte die Degenklingen auf der Brust des Bürgers; Heckenschützen nahmen sich einen sorglos Vorübergehenden zum Ziel; man erwürgte Menschen, um zu sehen, wie viel Wasser in ihren Körper ginge; oder man zwang sie mit Gewalt, eine so große Menge stinkenden Wassers zu verschlucken, daß ihnen der Leib hoch auftrat, auf welchen dann die Martergeister mit gleichen Füßen sprangen, daß dem Gemarterten wieder das Wasser zum Munde herausstürzte: dieß nannte man den ‚schwedischen Trank.‘ — Andern schnitt man die Fußsohlen auf, und streute Salz hinein; oder ließ die Menschen verhungern und verschmachten, um zu wissen, wie lange sie ohne Nahrung leben könnten; das Reuteln war an der Tagesordnung. Da blieb kein Stuhl, Tisch oder Bank im Hause, Alles, was nur transportabel war, wurde ins Lager geschleppt, und was man an Lebensmitteln vorfand, wurde verzehrt, so daß die armen Bürger hungrigen Magens das Ihre vertilgen sehen mußten, und Hungers starben. Noch schlimmer waren fast die Landbewohner dran, denen noch ärger mitgespielt worden. Kein Wunder also, wenn unter solchen Umständen auch der wüthende Würgengel, die Pest, ihre Opfer forderte; die Menschen gingen bleich und

schwarz, als wären sie vom Feuer gebräunt, vor Angst und Herzeleid wie Schatten umher; gleich Träumenden schlichen sie aneinander taumelnd vorüber, und die so ihr Heil in der Flucht versuchten, kamen auf dieser elend um, wie denn in diesem Jahre der Pastor M. Reichel auf der Flucht zu Meißen unter der Brücke verstarb. Die an der Pest oder durch Mißhandlungen Verstorbenen wagte Niemand zu beerdigen, und viele Leichname wurden von Hunden und Katzen gefressen; hier starben in diesem Unwesen 765 Personen, ohne die vielen Eingepfarrten und Fremden. — Während dieser bösen Zeit sind auch der Stadt deponirte Gelder weggekommen, und Bürgermeister Christian Müller'n ist sein Geld abgenommen worden, welches alles in viel Säckchen nebst einem silbernen Becher und goldener Kette in Bauer's Hause die Schweden theilten; wie man denn den hiesigen Rathskellerwirth für den Verräther und Hehler hielt, der aber bald verstorben. Als Bürgermeister Martin Schüler nebst Christian Fischer von Ammelgoßwitz hereinging, wurden sie auf der Straße von etlichen Reitern gefangen genommen, die sie in den Dröschkauer Weinberg führten, und dort den todtgeschossenen Bürger Hans Hauptmann mit der Bedrohung zeigten, daß ihnen ein Gleiches geschehen werde, wenn man nicht vergrabene Gelder zeige. Im Hereinführen stieß ihnen Kaulisch und Joachim Schindler in den Weg; diese wurden unter Bedrohung des Reutelns ebenfalls gezwungen, dergleichen Entdeckungen zu machen. Kaulisch begab sich hierauf mit einem Reiter in die Kirche an den Ort, wo der Cantor Haupt seine Lade verborgen hielt, aus dieser nahm der Reiter das Beste heraus, und eilte davon; die übrigen Reiter reutelten während dessen den Bürgermeister Müller in Frölich's Hause, und begaben sich dann wieder nach Torgau. Nik. Müller'n wollten zwei schwedische Soldaten zwingen, ihnen Frauen zur Unzucht zu verschaffen und mit ihnen auf Duz zu sauffen. Da er sich dessen weigerte, schlugen sie Alles in Stücke, und nahmen das Beste mit. — Beim Gastwirth Balthasar Schüler verzehrten die Schweden und kurfürstlichen 596 fl. — In die Holleufer'sche Presse bei der Obermühle hatte sich ein Haufen Weiber begeben, unter denen sich Hans Jost's Tochter befand, die bereits ein schwedischer Reiter mit Gewalt wegnehmen, und ins Lager führen wollte; ihre Mutter hatte sie bereits zweimal von diesem Soldaten losgekauft. Hier aber nahm sie ein anderer Reiter, Namens Krieg, ein Böhme, ungeachtet sie heftig schrie und weinte und vorgab, ein Eheweib zu sein, deßhalb auch ein Kind auf dem Arme hatte, mit Gewalt heraus, führte sie nach Torgau ins Lager, und ließ sich sofort mit ihr von einem Feldprediger trauen, behielt sie bis nach

Abzug der Schweden bei sich, und zeugte einen Sohn mit ihr. Er konnte aber nicht vom Kriege lassen, sondern ließ seine Frau sitzen und kam nicht wieder. — In der Kirche fanden die Schweden unter anderen Sachen, die darin vergraben waren, auch einen Consens über 60 fl., welche Joachim Schindler schuldig war. Diesen forschten sie aus, führten ihn in Reichen's Haus, setzten ihm Pistolen an den Kopf und Degen auf die Brust, marterten und peinigten ihn, denselben einzulösen, worauf er einen Kasten, den er auf seiner Brandstätte begraben hatte, vorsuchen und ihnen alles darin vorhandene Geld u. s. f., das sich auf 300 fl. belief, geben und so den Consens theuer genug einlösen mußte. Selten fand Jemand seine vergrabenen Habseligkeiten wieder. — 1637, den 8. März, ließ Baner eine Generalplünderung hier abhalten, öffentliche und Privatgebäude spoliiren und anzünden. Es brannten hierbei 145 Häuser nebst dem Mühlberger Thorhause nieder; den Schaden an den Privathäusern schätzte man auf 83,136 fl. — Im October starb der Diaconus M. Jul. Aug. Müller peste, worauf 13 Jahre kein Diaconus hier war. — 1. Juni 1638 kostete 1 Scheffel Korn 30 gr., im December 7 Thlr. — 1641 im April waren nur 30 Bürger hier. — 1642, den 12. April, hat eine kaiserliche Partei von 30 Pferden 147 Stück Vieh weggetrieben. — 1642, den 15. October, wurde Belgern von den schwedischen Truppen zum Drittenmal in Brand gesteckt, und brannten nieder das neue Stück Rathhaus, das Hospital, ein Thorhaus und 19 Häuser im Bartholomäi- und Oschatzer Viertel, so daß nur 19 alte Häuser in Stadt und Vorstadt stehen blieben; den Brandschaden schätzte man auf 10,971 fl. Hierbei ging ein großer Theil der brieflichen Urkunden in Rauch auf, Alles wurde verwüstet und zerstört, und Hausrath und Getreide mit fortgenommen. Bald fing auch wieder die Pest zu wüthen an, so daß nur 6 paar Eheleute und 3 kleine Kinder nebst einigen Wittwern und Wittwen am Leben verblieben, und weil überdieß in jener schrecklichen Zeit noch die hiesige Bürgerschaft dem kurfürstlichen Vorwerk Packisch Zehndnerdienste zu leisten angehalten wurde, so wollte sich in vielen Jahren Niemand hierher begeben, weßhalb sich denn der Rath genöthiget sah, den dasigen Verwaltern viel Geld abzugeben: denn es wurden 1651—58 1034 fl. 16 gr. 11 Pf. nach dort gezinset, bis endlich diese Zehntlast unserm völlig ruinirten Orte abgenommen wurde. — Im letzten Halbjahre (1642) ward Belgern von des Obersten Lattermann's zu Eilenburg und des Majors von Brisewitz zu Torgau gelegenen Völkern rottenweise ausgeplündert, und die Leute so übel traktirt, daß sie die Stadt ganz verließen und sich in die Nachbarstädte begaben. — Die

Weinberge konnten nicht abgeerntet werden, weil die Soldaten Ernte gehalten hatten. — 1643, um Fastnacht, marschirte Königsmark bei Strehla über die Elbe, und haben die Schweden dabei vieles Vieh entführet und es anderen Leuten verkauft, auch Liebenwerda geplündert. — 1643, im März, führt der Rath an, daß bei erfolgtem Rückmarsch der Armee über die Elbe bei Strehla Belgern abermals berührt worden, und über drei Wochen lang Alles voller Reiter und Marketender gelegen habe, welche vollends Kehraus gemacht, alle Gebäude zerrissen, alle Mobilien verbrannt, und so die Stadt zur gänzlichen Wüste und Einöde gemacht hätten, so daß bereits seit 20 Wochen sich Niemand von der Bürgerschaft darin sehen lassen können, sondern in andern Ländern und Orten Brot vor den Thüren erbetteln müssen. — Es mag damals eine schreckliche Wüstenei hier sowie im ganzen Sachsen gewesen sein, ein Zustand, wie ihn Belgern noch nie gesehen hatte: die sonst so blühende Stadt lag in Trümmern verschüttet, ohne Hoffnung haben zu können, jemals wieder aus dem Schutt und der Asche zu erstehen. Die Bewohner, denen selbst die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse von den rohen Kriegern entrissen wurden, suchten in den Wäldern Schutz, wo sie meistens elend umkamen. So kam es denn, daß im Herbst des Jahres die Einwohnerschaft Belgerns aus nur sieben Paar Eheleuten und drei Kindern bestand. Wegen Mangels an Kindern zog der Cantor Haupt nach Herzberg. — Den 23. Juni 1644 ward der Bürgerschaft angedeutet, zum kaiserlichen Artilleriemarsch einige tausend Pfund Brot, vier Faß Bier und zwei Rinder zu geben: weil sie sich aber dazu nicht verstehen wollten, sondern dem Rath durch die Viertelmeister sagen ließen, zu keiner gemeinen Glocke mehr zu kommen, so lieferte der Rath inzwischen 500 Rthl. nach Strehla, stellte dabei das große Elend der Stadt vor, und daß der größte Theil der Bürger seit zwei und drei Jahren außerhalb sich durchbetteln müsse. — In diesem Jahre war eine solche Wüstenei hier, daß auf allen Gassen und auf dem Markte Weide fürs Vieh wuchs. — Im September 1645 meldet Johann Faust, der Acker könne wegen Mangels an Leuten und Gespann nicht zum fünfzehnten Theil genutzt werden, es wären nur 16 Häuser, etwa 8 Anspänner und 30 Kühe hier; auch würden 5 bis 6 Weinberge von hiesiger Bürgerschaft bebaut, die übrigen gehörten nach Torgau, Herzberg, Oschatz, Eilenburg, Bautzen. Vordem wären 4—5000 Bürger hier gewesen, fügt Stadtschreiber Walter hinzu. — In einer Supplik (1646) führt der Rath an, daß ehedem jährlich 4—500 Biere gebraut worden, jetzt es aber nicht auf vier gebracht würde. — 1647. Ungeachtet das Land zeither von den Feinden ver-

heeret worden, so schenkte Gott doch einen Ueberfluß an Getreide, daß 1 Scheffel Korn 12—16 gr., Gerste 8—10 gr., Hafer 4—6 gr. galt. — Bei den Tuch- und Schuhmachern war Alles theuer; das Gesinde übersetzte die Herren mit dem Lohne, und die Tagelöhner mußten zur Arbeit gebeten werden. — 1648. 1 Kuh kostete 16 fl., 1 dreijähriges Schwein 3 Thlr., 1 Scheffel Gerste 2 Thlr., 1 Vrtl. Bier 4 Thlr. — 1650 ward die Caplanei neben der Pfarrwohnung gebaut, und vom Diaconus bezogen. — Den 26. April 1652 führt der Rath an, daß 1) die armen Leute nicht ihre Häuser, sondern nur kleine Hütten aufgebaut; 2) ihrer Viele keine Ställe; 3) keine Brauhäuser und Vieh hätten, und 4) die Viehtrifft zum größten Theil mit Holz bestanden sei. — 1654 sind vier vertriebene Männer mit Weib und Kind aus Böhmen hierher gezogen und zu Einwohnern angenommen worden. — Den 3. Juli 1654 ist die Kirche renovirt worden. — Den 8. April 1655 Sonntag palmarum ist die von den Fiedler'schen Erben verehrte Kanzel eingeweiht worden. — Bis zum 28. Mai waren 42 Häuser neu aufgebaut, doch lagen noch 156 wüste. — Den 22. October 1661 wurde der Rathhausthurm fertig; die Kirche war unlängst auch wieder vollständig hergestellt. — 1662, den 4. Januar, ward die erste Session in der neu erbauten Rathhausstube abgehalten."

IV. Mittelwestdeutschland.

Nassau und die angrenzenden Nachbarländer[60]). — „Graf Anholt lag in Haiger mit 800 Mann Reitern, alle andern Amtsortschaften waren mit Soldaten angefüllt, nur Dillenburg allein blieb wegen der Festung verschont. Diese Truppen aber hielten schlechte Mannszucht: weder Männer, noch Frauen waren vor diesen Unmenschen gesichert, die Weiber wurden in Gegenwart ihrer Männer genothzüchtigt, die Kindbetterinnen aus den Betten in die Wälder gejagt, und die Männer furchtbar mißhandelt. Den Einwohnern wurde das Geld mit Gewalt abgepreßt. In Uckersdorf und Ebersbach mußten verschiedene Personen 50—100 Thlr. zahlen, Oefen, Fenster und Thüren wurden zerschlagen, die Lebensmittel in den Koth geworfen, Bettwerk und Hausgeräthe mit fortgenommen. Graf Anholt ließ sich überdieß im Dillenburg'schen 126 Pferde liefern. Im burbacher Grund griffen die Leute aus Verzweiflung zu den Waffen und vertheidigten sich gegen diese Unmenschen. Im Siegen'schen wurden die Leute bis auf den Tod geschlagen. Den Schultheißen von Ferndorf entkleideten sie völlig, jagten dessen Frau, eine Kindbetterin von drei Tagen, aus dem Bette in den Wald, und nahmen der Familie alles Geld ab. Noch im Februar lagen in Siegen

30 Männer wegen Mißhandlung im Hospital, die Graf Johann heilen ließ, und berichten also die Chroniſten jener Zeit ſehr richtig, ‚daß die Truppen des Grafen Anholt im Dillenburg'ſchen und Siegen'ſchen mit Rauben, Plündern, auch Schändung der Weiber, Jungfrauen und Kindbetterinnen ſehr übel gehauſt.' Der Schaden, welchen dieſer Durchmarſch der Herrſchaft Dillenburg verurſachte, wird auf 50,000, und der von Siegen auf 80,000 fl. berechnet." — „Nach einer dem Kaiſer vorgelegten genauen Berechnung hatten die Herrſchaften Wiesbaden-Idſtein, Weilburg und Gleiberg, das Weſtreich abgerechnet, bis zum Schluſſe des Jahres 1625 an Kriegskoſten 1,744,910 Thlr. tragen müſſen." — „In dieſer unglücklichen Zeit (1626), in der der Druck ſo ſchwer auf den Bewohnern des Landes laſtete, wüthete auch noch die Peſt auf eine Schrecken erregende Weiſe in beinahe allen Theilen des Landes. Sie war durch die ab- und anziehenden Soldaten ſchnell nach allen Seiten hin verpflanzt worden. In Dillenburg ſtarben in zwei Monaten 246 Perſonen, was bei der geringen Bevölkerung dieſer Stadt viel war. Aehnlich finden wir es in den andern Landestheilen." — „Oberſt Görzenich preßte, während der Stab der Truppen des Herzogs Rudolph Maximilian von Sachſen-Lauenburg in Walsdorf lag, in Idſtein innerhalb drei Wochen der Herrſchaft 18,000 Thlr. ab, und ſo ging es überall, wohin er ſich mit ſeinen Horden wendete." — Görzenich's Streifzüge durch den Weſterwald und die Wetterau. — „Alle Dorfſchaften, durch welche ſie zogen, hatten ſie geplündert und beraubt, den armen Leuten Pferde und Vieh weggenommen, Schultheißen und Unterthanen gefänglich eingezogen, damit ſie ſich mit ſchweren Geldſummen wieder löſen möchten. Wo ſie Wein in den Kellern fanden und ihn nicht alle austrinken konnten, haben ſie ihn auf die Erde laufen laſſen; die armen Leute haben ſie geprügelt, geſchlagen, in den Rauchfang aufgehängt, in Summa, ärger als die Türken gehauſt. Man könne von einem Dorf und Flecken zum andern ziehen, die Hofraithen beſichtigen, und man werde finden, daß Fenſter, Oefen, Thüren, Kiſten und Kaſten zerſchlagen, das Getreide in den Scheunen und auf den Böden weggenommen und die Pferde dergeſtalt geraubt ſeien, daß in Dörfern, wo ſonſt 100 und mehr Pferde geweſen, kaum noch drei und vier und dabei noch untaugliche gefunden wurden." — 1630. — „Alles Dieſes wirkte dann äußerſt niederdrückend, und man ſah bedenklich der Zukunft entgegen. Viele Familien hatten ſich, um dem unerträglichen Drucke der Einquartirung zu entgehen, aus dem Naſſauiſchen weggezogen; die Bevölkerung hatte auch ſchon bedeutend abgenommen, und bereits ſtanden jetzt in der Herr-

schaft Idstein 55, in der Herrschaft Wiesbaden 115 leere Häuser, in Wiesbaden allein 34." — „Die Früchte waren im Jahr 1629, wie auch im vorhergehenden Jahre, schlecht gerathen. Dadurch war denn auch das Elend im Jahre 1630 sehr groß, und in allen Theilen des Landes starben Menschen vor Hunger. Man backte Brod aus Eicheln, Hanfkörnern und Wurzeln, und doch war der Hunger nicht zu stillen. Dabei herrschten in verschiedenen Theilen des Landes ansteckende Seuchen und Krankheiten, die viele Menschen wegrafften." — 1634. „Die Spanier rückten von Gelnhausen bei den Thoren von Hanau und Frankfurt vorbei, und kamen den 26. September bei Friedberg an, das 90,000 Pfund Brod und eine große Quantität Bier liefern mußte. Von Friedberg rückte der Infant auf Usingen, um von da aus durch den Kamberger Grund nach Diez zu ziehen. In Usingen nahm der Infant sein Nachtquartier; der übrige Theil des Heeres breitete sich über Wehrheim, Anspach und die umliegenden Dorfschaften aus. In der Nähe von Anspach fanden die Fußsoldaten in Hecken und Sträuchen die beiden Viehheerden von Wehrheim, in 450 Stück Rindvieh bestehend, diese wurden am andern Morgen gewaltsam mit fortgeführt, dabei alle Dorfschaften ausgeplündert." — Schreiben des Grafen Ernst Casimir von Nassau, die Unmöglichkeit weiterer Contributionen nachweisend. — „Wie fleißig und getreulich ich nunmehr drei Jahre mein und meiner Unterthanen noch weniges vom Feind übrig gelassenes Vermögen zu des gemeinen Wesens Besten angewendet, sei bekannt; wollte auch von Herzen weiteres fortsetzen, wenn es nicht an allen Mitteln fehlte, indem nicht nur der Feind mit Morden, Rauben, Schänden und Brennen einen unglaublichen Schaden gethan, sondern zugleich, wie auch vor und nach der Freund es also gemacht, daß ich fast in Zweifel stehe, über welche ich am meisten klagen soll, indem nicht allein alle Orte ausgeplündert sind, viele Unschuldige erwürget, neue Martern dazu erdacht, über 60 und mehr Jahre alte Weibspersonen zu Tod geschändet, die Kirchen zerschlagen und verwüstet, und also zugerichtet worden, daß man nicht glauben sollte, die Kirchen- und Schuldiener traktiret und dazu ausgeplündert; das Vieh und die Pferde fast alle abgetrieben und verkauft; ingleichen die Früchte theils ausgedroschen, theils verwüstet: und also gehauset, daß ich aus Mangel für mein und der Meinigen Unterhalt in der größten Gefahr stehe, daß Ackerbau und Viehzucht nicht mehr aufkommen können." — 1635. „Der ganze Januar und Februar war eine Schreckenszeit für die Mainz nahegelegenen nassauischen Landestheile. Die Festung mußte stark verproviantirt werden, um eine bevorstehende Belagerung auszuhalten.

Zeit von der Peſt
rberegiſtern zu Dil-
5: ‚ſind zwei Kna-
me Kinder, die keine
zu Hauſe geweſen,
der Peſt geſtorben,
der zweien Knaben
en, an der Peſt ge-
r 14 Jahre in einer
beſchieden. Er hatte
frau, und zwar dieſe
n. Sein letztverſtor-
in das Sterbeprotokoll
5 Uhr, iſt mein noch
agdalene, ſo ſich den
Sohn Johann Philipp
ſelig verſchieden. Gott,
n verſucht werden über
. Ende machen, daß ſie
ſeiner Verheißung nach
nd ſtärken, mir Geduld
m meines lieben Herrn
rauf folgt in den Sterbe-
c dem 29. October 1635
n in dieſer traurigen Zeit
elöſt, und wer nicht dem
im Winter 16$\frac{3}{4}$ furchtbar
rauf bedacht, ſein jammer-
nge fortzuſchleppen, bis der
harte Druck der Zeiten durch
nilder geſtaltete. Der Gottes-
‚Hirte und Schafe‘, wie Pleban
linken Lahnufer gelegenen naſ-
erall durch die grauſamen Kriegs-
Hunger und Peſtilenz jämmerlich
Pfarrern und Zuhörern auf dem
geblieben. Wo 500 Menſchen ge-
übrig geblieben, und alſo von 100
en.‘“ — „Der Zuſtand iſt ſchrecken-
(XII, 2978) aus dieſer Zeit von

rentheils leer stehen, und weil die Contributionen nicht erfolgen können, haben wir zugleich ausweichen und uns nach Gießen salviren müssen. Wie es jetzt das Ansehen hat, wird keine Sommerfrucht dieser Orten ausgesäet werden, theils aus Mangel an Pferden, theils aus Mangel an Frucht, theils aus Mangel an Leuten. Einige Höfe werden in diesem Mangel begriffen sein. Zumal zu Gleiberg, da die Hofleute alle verstorben sind, und Niemand zu haben ist." — „So war denn (1636) für die Gegenden des Mains, des Rheins und der Lahn ein furchtbarer Winter herbeigekommen, der die wenig Zurückgebliebenen vollends in Verzweiflung setzte. Um den traurigen Zustand jener Zeit vollständig aufzufassen, gehen wir, durch die uns hinterlassenen Nachrichten in den Stand gesetzt, ganz in's Einzelne ein, und wir dürfen mit voller Gewißheit annehmen, daß sich dieses beispiellose Elend über die sämmtlichen nassauischen Lande, namentlich über die auf dem linken Lahnufer gelegenen Landestheile ausbreitete. — Dahin gehören zunächst die Personalien des Landhauptmanns und Oberschultheißen Johann Sebastian Post zu Idstein, welche bei seiner Beerdigung verlesen wurden. Es heißt darin: ‚Nachdem die nördlinger Schlacht gehalten worden war, ist das Land totaliter ruinirt und verdorben worden, und das sowohl durch die kardinalische Plünderung (Truppen des Kardinalinfanten), als auch durch andre schwere Durchzüge der kaiserlichen Armee, wovon Alles verheeret und verzehret worden, sogar, daß Obrigkeit und Unterthan von Haus und Hof flüchtig worden und in's Exil gehen müssen. Es sind zwar noch Einige im Lande geblieben, welche aber auch desto härter von den Kriegspressuren mitgenommen und vom Hunger geplaget und von allerhand giftigen Seuchen, als Hauptschwachheit, rothe Ruhr und langwierigen bösen Fiebern angesteckt und gänzlich verderbet worden. Und gleichwie dieß Alles viele Menschen damals in großes Elend und in Armuth gebracht, nicht weniger auch getödtet: so hat Solches auch dieser Post — damals 13 Jahre alt — an seinem Theil erfahren und sehen müssen, daß nicht allein sein Vater gestorben, sondern auch seine Mutter mit fünf Geschwistern bald nachgefolget und er nur allein am Leben geblieben. Und weil endlich das Elend so groß geworden, hat er sich, von Hunger genöthiget, in andere Länder begeben und darinnen sein Brod suchen müssen. Er hat in Hüttenberg, nachgehends in Oberhessen viel Elend, Jammer, Hunger und Frost ausgestanden, und ohnerachtet er beinahe nackt gewesen, doch zur Winterzeit in den Scheunen schlafen müssen.' Wie in diesen Zeiten unglaublicher Noth selbst unmündige Kinder ohne Führer, weit entfernt von ihrer Heimath, umherirrten und elend um-

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Sinnen [illegible]
[illegible] Tage [illegible]
Hierauf [illegible]
[illegible] dem Pfarrer [illegible]
[illegible] hatte, [illegible]
[illegible] Kinder. die ihm alle, [illegible]
[illegible] innerhalb drei Wochen, [illegible]
[illegible] mit diesen [illegible]
Den 17. October [illegible]
[illegible] herzliebes Töchterlein, [illegible]
[illegible] in der Stunde, in welcher [illegible]
[illegible] und schwach werden, [illegible]
ist, und die Seinigen nicht [illegible]
gen, sondern der Versuchung [illegible]
[illegible] ertragen können, [illegible]
ich an mir handeln, [illegible]
fröhliche Ueberwindung [illegible]
[illegible] Jesu Christi [illegible]
ine andere Hand, [illegible]
od gemeldet." [illegible]
[illegible] von Zucht und [illegible]
[illegible] Hunger und der [illegible]
Lande wüthete, [illegible]
ein durch alle [illegible]
[illegible] wünschtes Ziel [illegible]
[illegible] Wechsel [illegible]
[illegible] auf dem ganzen [illegible]
[illegible] großen Theile [illegible]
[illegible] Landestheile [illegible]
[illegible] Pressuren und [illegible]
und die Wenigsten [illegible]
[illegible] übrig [illegible]
[illegible] nicht volle [illegible]
denn 10 gefunden [illegible]
die uns ihn [illegible]

den am Main und Rhein liegenden Gegenden beschreibt: ‚daß nämlich eine unerträgliche Hungersnoth überall herrsche, welche die Soldaten dadurch vermehrten, daß sie unter dem Prätext der schuldigen Contribution alle Lebensmittel wegnahmen, und sich der arme Landmann, der nicht Hungers sterben will, nunmehr von Gras, Kraut und Wurzeln, dürren und grünen Laubblättern, ohne Brod, Salz und Schmalz ernähren müsse. Sie mußten sich auch sättigen von Häuten und Fellen der Thiere, Ochsen, Pferde und Schafe, Hunde, Katzen, Ratten und andre Thiere wurden gegessen, und die so viele Wochen an den Wegen in Pfühlen und Wassern gelegen und weggeworfen waren. Um das Pferdefleisch haben sich die Menschen gerupft, geschlagen und gar gemordet, in Summa war eine solche Noth, daß auch kein Mensch, so zu sagen, des andern verschont, sondern mit Vortheil todtschlugen und verzehrten. Die Gottesäcker haben sie durchsucht, die Gräber aufgebrochen, die Hochgerichte erstiegen und die Todten zur Speise genommen. Ein Bruder hat die todte Schwester, eine Tochter die todte Mutter angewendet und davon verzehret, also, daß weder die samarische, noch die hierosolymitanische, noch saguntische Hungersnoth gegen dieselbe etwas gewesen ist.‘“ — „Von Frankfurt wird erzählt, ‚wie das arme Volk, von unleidlichem Hunger geplagt, häufig bei den am Main gelegenen Schindgruben sich zusammenrottirt, bald hier, bald dort zusammengesessen und das von dem todten Aas abgeschundene Fleisch ein Stück nach dem andern verkocht und aufgezehrt, dermaßen von dem schwarzen Hunger getrieben, daß sie dem Wasenmeister kaum so viel Zeit gelassen, um das Fell oder Haut von dem gefallenen Vieh abzulösen, und sich wohl darum geschlagen; wie man denn wahrhaftig gesehen, daß die armen Leute das Mark und Fett aus den todten Asbeinen nach abgegessenem Fleisch herausgeklopfet und zum Schmelzen gebraucht. Wie denn in Frankfurt kein Hund mehr sicher und von den armen Leuten aufgefangen und gleich als Wildpret verzehret worden ist. Wie denn das bettlerische Gesind, so hin und wieder in den Winkeln der Stadt auf den offenen Gassen gelegen, mit Strick wohl versehen, welche sie den Vorübergehenden unversehens um die Hälse geworfen und ihnen die Gurgel zugestricket.‘“ — „Die Theuerung erreichte im Winter 163⅝ eine ungewöhnliche Höhe. Diese wurde aber dadurch noch gesteigert, daß die Soldaten das Getreide auf dem Lande selbst ausdroschen, und den Erlös davon beim Spielen und Trinken vergeudeten. Gewöhnlich hielten sie von irgend einem hohen Punkt, von dem man eine weite Aussicht hatte, Wache, und wo sich in weiter Entfernung eine Person blicken ließ, sprengten sie auf dieselbe los, um

sie zu brandschatzen, oder versteckte Gelder herauszupressen. In Miehlen war die Bevölkerung auf 20 Familien zusammengeschmolzen, in Jahresfrist waren 21 Ehen ausgestorben, da doch dieser Flecken bei dem Anfang des Kriegs 130 Hausgesäß hatte. Ueberall auf dem Felde fand man todte Leichname, welche an dem Hunger oder der Pest gestorben waren, und denen Hunde oder Füchse ganze Theile des Körpers abgenagt hatten." — Beerdigung des Pfarrers Georg Pistorius, von Strinz-Margrethä, durch Plebanus (den 21. October 1636). — „Bei diesem Leichenbegängniß ist es fast erbärmlich zugegangen; denen auch so viele Mannspersonen aus dem Grund zusammenzubringen waren, daß sie das Grab machen und ihren todten Pfarrer zu seinem Grabe, nur etliche Schritt aus dem Pfarrhaus in die Kirche tragen konnten. Mußten auch die armen Leute bei dem Ausgang aus der Kirche wegen einer ankommenden hungrigen Partei auf dem Kirchhof entlaufen. Kame ich kaum ohngehindert und das durch Hilf einer schriftlichen Salven Quartier (Salvaguardia) davon. Ist nun auf diesem ganzen Strich auch nicht in einem einzigen Dorf ein Pfarrer mehr." — „Die Theuerung stieg in dem kalten Winter des Jahres 163⅘ furchtbar. ‚Täglich,' heißt es, ‚kommen etliche arme, verlassene Kinder, die den todten Leichen ähnlicher, denn lebendigen Menschen sehen, deren Eltern an Vieh, Geld, Gütern über die Maßen reiche Leute gewesen, aber auch zum Theil verkommen. Diese kommen täglich vor die Thüren, und lassen sich die Armen mit einer Schnitte Brodes und einem Apfel genügen. Bitten auch wohl um die Apfelschalen, welche unter dem Ofen liegen. Ließen gern um 1 Rthlr. weg, was 20, 30 oder mehr werth ist, damit sie nur Brod bekommen möchten. Seit Menschengedenken ist eine solche Theuerung und Hungersnoth nicht gehört worden. Sind in diesen Tagen hier (in Wehen) in der Dammühle einer, zu Wingsbach drei, zu Neuhof ein Mensch pfleg- und wartungslos und also Hungers gestorben. — In den letzten Tagen des Novembers ist eine noch größere Theuerung in dem Korn hier gewesen, daß auch ein Simmeri um 2 span. Thlr. ist verkauft worden. Den 19. December ist eine Frau, Conrad Hielden hinterlassene Wittwe von Wingsbach und ein Kutscher Thomas, früher bei der verwittweten Fürstin, Hungers gestorben. Die Frau ist auf den Kirchhof gekommen, der Mann aber, der allein in einem Stall gelegen und in aller Menschen Abwesenheit gestorben, ist von den Hunden eben hart angegangen und ihm allbereits ein Arm abgefressen worden. Auch ein solcher Unflat und Gestank um ihn gewesen, daß Niemand mit ihm umgehen wollen, sondern man ihn allernächst auf einen Placken an dem Haus

mit den Betten und den Lumpen, so er um sich gehabt, begraben worden.'" — „Auch hier (in Hadamar) hatten ansteckende Seuchen in dem Grade geherrscht, daß in Kirchspielen von 600 Seelen kaum zwanzig Menschen übrig blieben, und war insbesondere die Sterblichkeit in dem Dorfe Lahr so groß, daß die Feder sich sträubt, derselben bis in's Einzelne zu folgen. Auch hier dienten nicht nur Gras und Blätter zur Speise, wurde das Fleisch der Pferde, Esel, Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse verschlungen, sondern auch die Leichname der Verstorbenen wurden verzehrt, und sogar geraubte Knaben zur Stillung des Hungers geschlachtet. Die furchtbare Pein des Mangels hatte allen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Heiligem und Unheiligem aufgehoben, jede Verschiedenheit zwischen Menschen und Thier zerstört. Die gräfliche Familie offenbarte in diesen Zeiten der entsetzlichsten Noth die wärmste Theilnahme, und der Graf und die Gräfin wetteiferten miteinander, der Noth zu steuern und den Mangel zu stillen. Es waren besondre Tage festgesetzt, an denen unter die Einwohner Brod vertheilt wurde, täglich erfielen von der herrschaftlichen Tafel Gaben der Liebe, und Körbe voll Speise wurden auf das Land an die Kranken und Schwachen geschickt. Es geschah, daß Massen von Hülfesuchenden, welche der Ruf der Wohlthätigkeit von auswärts hierher gelockt hatte, sich um das Schloß herumdrängten, und, beinahe dem Hungertode preisgegeben, in Verzweiflung die Worte ‚Brod, Brod' ertönen ließen, die aber niemals ohne Speise entlassen wurden. Besonders waltete die Gräfin Ursula wie ein Engel der Liebe unter den Unglücklichen. Sie sendete den Armen, Unmündigen, Waisen und Kranken Speise von ihrem Tisch und Teller zu, ja, man sah sie nicht selten in Begleitung eines einzigen Dienstmädchens unvermerkt das Schloß mit einem Korbe am Arm verlassen, und in ärmlichen Hütten, Scheunen, im Hospitale, gleichviel ob sie von der Pest angesteckt waren, oder nicht, Speise bringen, dem Mangel steuern und Trost spenden. — Nicht weniger zieht ein ehrwürdiger Diener des Herrn unsre Aufmerksamkeit auf sich, der, mit dem Feuereifer eines Elias ausgerüstet, auf den eisigen Höhen des Westerwaldes umherzieht, Buße predigend und Hülfe spendend. Jeder Gefahr und Anstrengung trotzend konnte ihn weder bittere Kälte, noch tiefer Schnee oder ausgetretene Bäche von den Erweisungen seiner Liebesthaten zurückhalten. Und damit er bei ungünstiger Witterung desto besser fortkommen konnte, sehen wir ihn, den Kelch in der Hand tragend, mit nackten Füßen die eisigen Höhen der Berge erklimmen, oder die überschwemmten Thäler durchwaten. Die Leichname, welche wegen Mangel an Menschen unbeerdigt liegen

bleiben mußten, ladet er auf seine Schultern, gräbt ihnen mit eigener Hand ein Grab, und bettet sie in seine Tiefe, damit sie da in Frieden ruhen von dem Jammer dieser Zeit. Der Name dieses, am 30. April 1637 gleichfalls der Pest unterlegenen Ehrenmannes ist Rutgerus Hesselmann, seiner Geburt nach ein Westphale, der Gesellschaft Jesu zugehörig." — 1644. „Itzt aber wurden Gräuelscenen verübt, für welche die menschliche Sprache keinen Ausdruck, und die Einbildungskraft kein Bild finden kann. Da wurde keines Alters, keines Geschlechtes, keines Ortes geschont: wehrlose Bürger wurden in den Straßen niedergeschossen, ehrbare Frauen und Jungfrauen auf das Empörendste mißhandelt. An mehreren Orten loderte die Flamme, und Rauch und Qualm verhüllten die Gräuel und Schandthaten, die von diesen Teufeln in Menschengestalt verübt wurden. — Der ganze Raub aber an Pferden, Rind- und Federvieh, Mehl, Früchten, Kleidern und allem übrigen Hausrath, ohne was sie an Geld erpresset, wurde von den Bayern über den Main in Sicherheit gebracht." — 1646. „Das vereinigte kaiserlich-bayersche Heer stand also auf den Feldern von Dehrn, und mußte sich zu einem Kriegslager auf längere Zeit einrichten. Es half den Bewohnern der Grafschaft Hadamar Nichts, daß Johann Ludwig kaiserlicher Plenipotenziarius auf dem Friedenscongresse zu Münster war; die Krieger, an allem Mangel leidend, fielen in die Dörfer ein, und raubten, was sie vorfanden. Nirgends wurde auch nur ein Kroppen, Kessel oder anderes Küchengeschirr gerettet; Geld, Leinwand, Kleidungsstücke wurden geraubt; Wagen, Karren, Pflüge, Thore, Bänke, Kisten und Kasten in's Lager gebracht, um bei dem Kochen und Wachfeuern verbrannt zu werden. Die Früchte wurden ausgedroschen und verzehrt, das Vieh aus den Ställen fortgetrieben und geschlachtet; die Bienenstöcke ausgedämpft und ihres Inhaltes entleert, und überall eine solche Verwüstung zurückgelassen, wie es diese Gegend weder früher, noch später je wieder erlebt hat. — In den nahe gelegenen Ortschaften, wie Schadeck, Stüten, Schutzbach, Ahlbach, beide Weyer u. s. w. wurden beinahe alle Gebäude abgebrochen und in's Lager gefahren, um daraus Hütten zu bauen, oder das Holz zu verbrennen. Westerwohe ging bei dieser Gelegenheit in Flammen auf, Dillhausen, Lahr und Mehrenberg waren bis auf einige Häuser zernichtet, bis nach Kamberg, Kirberg, Diez, Rennerod und Weilburg erstreckten sich diese Verheerungen, und es blieb dem armen Landbewohner keine Aussicht mehr, sein Leben zu fristen." — „Nach den vorliegenden Verzeichnissen wurden in der Grafschaft Hadamar den dasigen Ortschaften 532 Stück Rindvieh, 308 Schweine, 3239 Malter Früchte und 341 Wagen Heu

weggenommen. Von Hadamar konnte an den Grafen Johann Ludwig in Münster berichtet werden: ‚Eure hochgräflichen Gnaden werden leider ein leeres und in Grundsboden verderbtes Land in einem kläglichen, erbärmlichen Zustand finden, so nit zu glauben, als wer gegenwärtig ist.‘“ — 1647. „Die Franzosen schrieben so drückende Brandschatzungen im Lande aus, daß die Glocken aus den Kirchen verkauft werden mußten, um die kaum erschwinglichen Summen herbeizuschaffen.“ — „Als Mortaigne mit seinem Heere durch die Herrschaft Idstein zog, mußte er über die ungeheure Verwüstung erstaunen, die dieses unglückliche Land betroffen hatte: niedergebrannte Dorfschaften, wüst liegende Felder, halbeingestürzte Häuser, menschenleere Flecken boten sich seinen Blicken dar, und Füchse und Hasen trieben sich auf den verödeten Brandstätten umher. Er selbst äußerte sich darüber bei dem Landgrafen Ernst von Hessen: ‚Eure Gnaden sollten sich doch den großen Landesruin ansehen, den diese Herrschaft erlitten hat; ob man mir wohl viel davon gesagt, habe ich es nicht geglaubt, daß dieses Land so könnte verderbt sein, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen.‘“ — „‚In Miehlen‘, berichtet der Pfarrer Pleban 1647, ‚ist Alles in den Häusern weggenommen worden, Fenster und Thüren, Kisten und Kasten, Schränke und Bänke zerschlagen, meine Bibliothek jämmerlich zerstreut und weggetragen. Miehlen steht seit Pfingsten mit den benachbarten vierherrischen Orten Singhofen, Oelsberg, Bogel, Marienfels u. a. öde und wüste. Reichenberg liegt ganz wüste, nicht ein Mensch ist mehr darinnen, die Mauern eingerissen, die Pforten verbrannt. Ist nun das siebente Mal‘, so schließt der hochbejahrte, vom Schicksal schwer verfolgte Greis sein Schreiben, ‚daß ich in diesem Jahre von dem Kaiserlichen, Schwedischen, Weimarischen, Leopoldischen, Hessischen bin geplündert, und pure ad extremum in meinem 70jährigen Alter gekommen bin: habe jetzt nicht ein Hemd behalten.‘“ — „Ober- und Niederrodßbach im Amte Hachenburg war bis auf sieben Häuser zusammengeschmolzen, Emrichenhain im Amte Rennerod bis auf eine Familie ausgestorben; Engenhahn, Königshofen und Niedernhausen im Amte Idstein ganz menschenleer. Manche Häuser hatten so lange unbewohnt gestanden, daß Kirschbäume vom Feuerherd aus durch die Schornsteine hindurchgewachsen waren, die dann über dem Dache Aeste und Zweige gewonnen hatten. Um diese Ortschaften zu bevölkern, wurden aus der Gegend von Lüttich Bewohner hierher verpflanzt, um die Köhlereien in der Höhewaldung zu betreiben, welchem Geschäfte sie bereits in ihrer Heimath obgelegen. Heftrich, jetzt eine Gemeinde von 650 Seelen, hatte damals 10 Bürger, Bermbach 3, Kröftel 3,

Nieder- und Oberrod 4. Unter den Stürmen des Krieges war zu Heftrich die Kanzel aus der Kirche verschwunden, und der neue Pfarrer mußte seine Eintrittspredigt vor dem Taufstein halten. In der Niedergrafschaft Katzenellenbogen waren Egenroth, Langschied, Mappershain, Bettendorf und Marterod ganz menschenleer, und Katzenellenbogen seit dem Brande von 1646 noch nicht wieder aufgebaut. — In Wiesbaden waren manche Straßen, namentlich der Marktplatz vor dem Rathhause, dergestalt mit Hecken und Sträuchen angefüllt, daß Hasen darin angetroffen wurden, und Feldhühner daselbst nisteten. Ganze Straßen waren daselbst verschwunden, und mit Gebüschen bewachsen. Dem Schätzendorf gegenüber war Alles in dem Grade mit Sträuchen bedeckt, daß die Bürger darin ihre Habseligkeiten bei zu befürchtenden Plünderungen versteckten. Viele Badehäuser waren zu Pferdeställen eingerichtet worden, andere in Ruinen versunken, oder bis auf die letzten Spuren verschwunden." — Kulturgeschichtliche Notizen aus den Annalen der Stadt Frankfurt[61]). — „1622—25. Pest. Es starben: 1622 — 1785; 1625 — 1871. 1631 — 46 häufige Pest-Epidemien. — 1632 † 2900; 1634 † 3512. Damals lagen auf einmal 750 Kranke im Hospital und Lazareth. 1635 † 3241; 1636 † 6943; 1637 † 3152. Im Ganzen sind in den Jahren 1625 — 46 = 34,678 Menschen in Frankfurt gestorben, und nur 20,204 Kinder geboren. 1626, 31, 35, 36 Theuerung. 1635 holten die Bettler das todte Aas von den Schindangern, und kochten und verzehrten es öffentlich. 1/8 Salz kostete 60 fl., 1 Pfd. Käs 1 Rthlr. Die Obrigkeit ließ im Leinwandhaus Brot austheilen. 1636 wurde alle Kornausfuhr verboten. Das Malter Korn kostete 12—18 fl., der Waizen 24 fl., 1638 fiel der Kornpreis auf 8 fl., 1639 auf 4 fl."

V. Franken; Bayern; Schwaben.

1. Franken. — „Die Entvölkerung war so groß, daß ein fränkischer Kreistag vom 14. Februar 1650 beschloß, jeder Mannsperson zu erlauben, zwei Weiber zu nehmen. Auch sollte Niemand unter sechzig Jahren in ein Kloster gehen, auch katholische Priester heirathen dürfen[62])." — „Der Schaden, den die Stadt Nürnberg in dieser kurzen Zeit (i. J. 1632) erlitten, wird auf 1,800,000 fl. angeschlagen; hatte doch der Feind sogar auch den Wald angezündet, so daß mehr als 3000 Morgen abgebrannt sind, und alle Weiher im ganzen Nürnberger Gebiet abgegraben[63])." — Kriegsbeschwerden Kronachs (bei

Bamberg)[64]). — „So außerordentliche Anstrengungen der Bewohner Kronachs, Theuerung und Mangel an Lebensmitteln, mußten nothwendig seuchenartige Krankheiten zur Folge haben, welche in kurzer Zeit so vielen Menschen das Leben kosteten, daß nur zwei Häuser in der Stadt und Vorstadt vom Anfalle befreit blieben. — Erwägt man, daß viele hundert brotlose Flüchtlinge zu Kronach sich glücklich schätzten, ihren Hungertod durch das Fleisch des gefallenen Viehes noch einige Zeit fristen zu können; daß die Bewohner jener Gegend nicht genug Kleien, Eicheln, Hanf- und Leinölkuchen zu ihrer Sättigung fanden, so muß die Erscheinung einer Pestkrankheit (Faulfieber, Lazarethfieber, Typhus) Jedem natürlich vorkommen." — Schwabach im dreißigjährigen Kriege[65]). — „Mit den Einwohnern wurde nach der Einnahme der Stadt (1. Juli 1632) hart umgegangen: sie wurden gerädelt, gepeiniget, und mit ins Lager geführt, wo man sie ‚Rebellen' hieß, die verdient hätten, daß man sie bei den Füßen aufhinge, da sie so viele Officiere und Soldaten erschossen hätten, die bei Belagerung großer Festungen nicht umgekommen seien. Die Weibsleute wurden genothzüchtiget, und überhaupt übel behandelt. — Am Donnerstag, den 5. Juli, nachdem alle Häuser gänzlich ausgeplündert waren, wurden in die besseren Häuser die Officiere, in die übrigen gemeine Soldaten, Kranke und Blessirte zu 40, 50, bisweilen auch noch mehr gelegt. In den Häusern der Bäcker befanden sich Schutzwachen wegen des Commisbrodes, das daselbst gebacken wurde. Viele Einwohner verließen ihre eigenen Häuser, und flüchteten sich in jene der Bäcker, nur um den unerträglichen Drangsalen von Seiten der Soldaten zu entgehen. Die in die Kirche geflüchteten Personen wurden vier Tage lang bewacht, und bekamen während dieser Zeit nicht einen Bissen Brot. Am fünften Tage durften sich die Bemittelten loskaufen, die Armen aber entließ man ohne weitere Maßnahmen. Dem damaligen Zustande des Jammers und der höchsten Noth erlagen viele Einwohner, da gar Mancher nicht einen Bissen Brot zu seinem Lebensunterhalte aufzutreiben im Stande war. Fleisch war zwar anfänglich vorhanden, da alles nach Schwabach gehörige und dahin geflüchtete Vieh sammt und sonders geschlachtet wurde; es war aber in den Händen der Soldaten, und von diesen vermochte man es nur gegen baar Geld wieder zu bekommen. Alle übrigen Lebensmittel fehlten gänzlich. Für das Kriegsvolk konnte in Schwabach nicht Brot genug gebacken werden, so daß mehrmalige Brotlieferungen von mehr als 100 Wagen aus Bayern bewerkstelliget wurden. Nur hier und da glückte es dem Bürger, Commisbrod von den Soldaten, um ½ fl., auch ½ Thlr. das Pfd., heimlich zu kaufen. —

Dem andauernden Kriegsungemach folgten nun aber auch noch vollends verschiedene epidemische Krankheiten: die s. g. ungarische Krankheit, die Ruhr, ja sogar die Pestilenz trat auf, die Leute fielen dahin, wie die Mücken; Viele mußten verschmachten, weil Niemand sich ihrer annehmen, ihnen etwas zubringen wollte oder konnte. Arme verstorbene Leute oder Soldaten blieben öfters so lange in den Häusern liegen, daß sie vermoderten, und endlich kaum ganz hinweggebracht werden konnten. Männer trugen ihre Frauen und Frauen ihre Männer, Eltern ihre Kinder und so umgekehrt zu Grabe, oder führten sie auf Schubkarren dem Gottesacker zu. Fanden förmliche Leichenbegängnisse statt, so durften die Särge mit keinem Leichentuche, noch die Leidtragenden mit dem gewöhnlichen Mantel versehen sein, weil außerhalb der Stadt von Herumzüglern Alles weggenommen wurde. — Infolge dieser durch das J. 1633 andauernden traurigen Zustände ward aber auch Schwabach so entvölkert, daß das Gras auf den Straßen wuchs, und vom Straßenpflaster wenig, oder gar keine Spur mehr zu sehen war. Gleichwohl brachte das Jahr 1634 schon wieder neue Kriegsunruhen. Als in diesem Jahre Herzog Bernhard von Weimar mit seiner Armee nach Nördlingen zog, hatte auch er drei Tage lang sein Hauptquartier zu Schwabach, da die umliegenden Dörfer meistens niedergebrannt, die Einwohner verstorben oder verjagt, deren Felder aber öde und verwüstet waren. Das Jahr 1635 brachte eine noch höhere Steigerung der allgemeinen Noth und Theuerung mit sich. Der Sester Korn kostete abermals 32 Rthlr., und mußten daher viele Leute größtentheils von Kleie, Hutzeln, Eicheln und Haferbrot leben. Auch grünes Kraut, ohne Salz und Schmalz, wurde gegessen." — Altenburg (bei Fürth) nach 1648[66]). — „Nach dem Abzuge des Friedländischen Heeres begaben sich viele Bürger, Bauern und Soldaten in das verlassene kaiserliche Lager, um die vielen Kriegsgeräthschaften, als: Kugeln, Stangen, Rüstungen, Waffen, auch Proviantreste, die Waldstein zurückgelassen hatte, wegzuführen. Mehrere hundert Centner Eisen sollen aus dem Lager nach Nürnberg und Fürth gebracht worden sein. Viele von diesen Leuten holten sich jedoch Krankheit und Tod, aus Ekel vor dem Verwesungsgeruch, welchen die vielen umherliegenden Aeser von Pferden verbreiteten, die mit unzähligen Fliegen und Maden bedeckt waren." — „Unsre Gegend war (nach dem Kriege) so gründlich ausgeraubt und ausgebrannt und entvölkert, daß sie sich selbst nach Verfluß eines Jahrhunderts noch nicht ganz von dieser schrecklichen Prüfung erholen konnte." — Statistische Notizen aus Franken[67]). —

Aemter:	Einwohnerzahl: Anno 1631(34).	Anno 1649(51).	Anno 1855.
Kreis Henneberg	18,158	5840	35,426
Salzungen Allendorf Frauenbreitungen	6507	2592	9493
Waſungen Sand	6655	1196	10,970
Meiningen Maßfeld	12,740	2764	15,559
Themar Berungen	4630	1192	5472
Kaltennordheim Fiſchberg Ilmenau	12,285	2864	15,741.

2. Bayern[68]). — Landsbergs Einnahme durch Torſtenſohn (1634). — „Darin überließen ſich die rohen Sieger zügellos viehiſcher Wuth. Sie mordeten den Greis, und verſchonten nicht den Säugling an der mütterlichen Bruſt. Die Wohnungen wurden geplündert, die Geräthe zerſchlagen, die Altäre mit Blut beſudelt, die Weiber geſchändet, tugendhafte Jungfrauen retteten ſich auf die Höhe des Berges und zogen, über den Fels herabſtürzend, freiwilligen Tod einem entehrten Leben vor. Vier Tage lang wütheten Raub und Mord.“ — Regensburgs Einnahme durch die Schweden: 1634. — „Stifte und Klöſter mußten den Siegern hunderttauſend Reichsthaler Brandſchatzung erlegen; graue Prieſter, deren Verbrechen ein treuer Glaube war, harte Mißhandlung dulden; die Kloſterfrauen auf St. Clarens Anger unziemlichen Muthwillen leiden. Es wurden S. Heimeran's Bücherſchätze zerſtreut, entführt, die köſtlichen Sammlungen weiſer Aebte ſeit vielen Jahrhunderten. Es wurden die Kirchen ausgeraubt, die ſtillen Gewölbe der Todten geſprengt, und vom Goldhunger ihre Aſche durchwühlt.“ — Soldateska. — „Den Feldherren wuchſen Lorbeeren und Gold aus Blut und Gut der verwüſteten Landſtriche; das Volk aber gerieth in Verzweiflung. Muthwillig zündete der Kriegsknecht Häuſer und Scheunen an; nährte die Flammen ſeiner Wachtfeuer mit dem Ackergeräth, mit Stroh, Hanf- und Flachsvorräthen des Landmanns; zertrümmerte Kiſten und Kaſten der Wohnungen; mißhandelte, um Gold zu erpreſſen, ſchwangere Weiber; hing vor den Augen der Mütter unmündige Kinder an den Füßen auf; knüpfte Männer an den Schweif des Pferdes; ſchonte in grauſamer Geldgier ſelbſt der Sterbenden nicht, und nicht der Kranken.“ — Belagerung Augsburgs

im Jahr 1634. — „Sieben Monate lang mordeten Hungersnoth und Seuchen entsetzlicher, als Kugel und Schwert. Man schoß den Vogel aus der Luft, welcher zur Stadt flog. Bauern, welche heimlich Lebensmittel einbringen wollten, wurden an den nächsten Baum gehenkt; Kindern Nase und Ohren abgeschnitten. Als drinnen alle gewöhnliche Nahrung aufgezehrt war, verkaufte man auf öffentlichen Fleischbänken von Pferden, Hunden und Katzen. Den Armen wurde auch dieß zu köstlich; sie kochten Leder, speiseten Ratten und Mäuse. Der wüthende Reiz des Hungers vertilgte zuletzt den Schauder vor faulendem Aas, und die Gier verschmähte das Fleisch menschlicher Leichname nicht. Es wandelten lebendige Gerippe in verblichener Menschengestalt auf den Gassen, und priesen das Glück der Todten; manchen Tag starben hundert und mehr jedes Alters. Die unbegrabenen Leichen in Häusern und Straßen verpesteten die Luft. Unbeklagt starb der Vater unter verschmachtenden Kindern, und die Mutter legte ohne Thränen den verhungerten Säugling von der Brust in die Erde. Als bei 60,000 Menschen umgekommen, und die Soldaten zu matt waren, auf den Wällen zu kämpfen, ergab der Schwede die Stadt." — Bayerns Verwüstung. — „In denselben Tagen — 1635 — war ganz Bayern die Bühne unerhörten Jammers: es würgte die pestilenzische Seuche, das Kind der Kriegsschrecken. Ein frostiges Schütteln bei innerer Fieberglut mit Kopfweh ergriff und ermattete, bei verschiedenen Blutvergießungen, die Menschen. Dann traten, als Vorboten des Todes, Pestflecken und Beulen an den Leibern hervor. Das Uebel war schnell und heftig, kein Mittel rettete; alle Vorsicht schirmte nicht gegen Ansteckung. Zu München raffte die Krankheit in der kurzen Frist eines Jahres 15,000 Einwohner hin. Das weiland blühende Eichstätt, nebst seinen Vorstädten größtentheils Trümmer, glich mit seinem Gebiete einer Wüste. Da lebte kaum noch der zehnte Mann, und wer noch lebte, stillte den Hunger mit dem Fleisch von Hunden, Katzen, Gewürmen und den Leibern der schon Verhungerten. Die reichen Getreidefluren Bayerns lagen ungebaut, voller Disteln und Dornen. Es setzte sich Wald über den Acker, weil ihn kein Pflug mehr aufbrach. Wo die Menschen seltener geworden, mehrten sich die Wölfe und reißende Thiere. Sie zogen furchtlos aus den finstern Schlupfwinkeln zu den Brandstätten ehemaliger Dörfer, und wühlten in der Erde nach den Leichnamen. Zigeuner, Gauner und Strolche aller Gattung schwärmten bandenweise im Lande frei umher. Wollte der Kurfürst betfahrten, mußte er vorher zur eigenen Sicherheit Streifen gegen das Gesindel anordnen, die Straße zu säubern. Zahllose Klöster lagen öde, nach-

dem manche den Werth von Millionen verloren hatten; noch mehr Dörfer waren Schutthügel. Viele Eheleute fürchteten das Glück, Kinder zu haben; und entsagten den Pflichten und Freuden ihres Standes, um nicht die Zahl der Unglückseligen zu vergrößern; also, daß später ein Verbot ergehen mußte gegen die freiwillige Enthaltung des Beischlafes der Eheleute." — Bayern nach 1648. — „Das Herzogthum, welches Maximilian in Jünglingstagen aus des Vaters Hand, in üppiger Fülle blühend, empfangen hatte, sah er nun, ein 76jähriger Greis, zur traurigen Wüste geworden. Pestilenz und Hunger, Flamme und Schwert hatten sich während eines Menschenalters zur Vertilgung vereint. Noch waren kaum zwei Drittel ehemaliger Bevölkerung vorhanden. Dieß- und jenseits der Donau lagen Gewerb und Handel todt, die reichsten Dorfschaften öde, große Höfe unbewohnt, die Aecker mit Gesträuch überwuchert, die Wälder voll reißender Thiere, die Städte voller Brandstätten, viele Klöster in die ursprüngliche Armuth ihres Daseins zurückgefallen. Schuldner waren unfähig zu zahlen, Gläubiger ohne Macht zu fordern, Pfarrer so arm, daß sie sich kaum die nöthigsten Lebensbedürfnisse schaffen, oder Gesellpriester halten konnten, die Pflichten der Seelsorge gewissenhaft zu üben. Bettler, Landstreicher und Räuber aus Verzweiflung strichen durchs Land in hellen Haufen. — Selbst München, so schonend der Würgengel des Krieges an den Mauern der Hauptstadt vorübergegangen war, hatte einen großen Theil der ehemaligen Volkszahl, und mehr als die Hälfte seines Wohlstandes eingebüßt. Viele Handwerker waren ganz, die unentbehrlichsten fast zur Hälfte verschwunden. Noch beklagenswürdiger stand Augsburg da." — „Der Münchener Stadtkammer hatte, ungerechnet Brandschatzungen, Kriegssteuern und andere Ausgaben und Verluste der Bürgerschaft, der Krieg 300,000 fl. gekostet. — Anno 1618 befanden sich in München 161 Lein- und Zeugweber, 116 Loder, 11 Tuchscherer; Anno 1648: 82, 46, 6." — Ingolstadt [69]); Anno 1634. „Sämmtliche Feldfrüchte wurden zu Grunde gerichtet, die Zahl der zur Universität Eingeweihten betrug nur 17; die ungarischen Fieber verbreiteten sich heftiger, als jemals: bis zum Ende des November verstarben 1039 Personen, 32 Häuser der Stadt waren gänzlich versperrt, 31 aber eingeboten. Unerschwingliche Getreidepreise vergrößerten die Noth. Der Scheffel Weizen stieg in diesem Jahre auf 59 fl., Korn auf 46 fl., Gerste bis 28 fl., Hafer bis 16 fl." — „Oefter ward das Vieh der Bürger von der Weide geraubt, die bald reifende Ernte durch Streifkorps zu Grunde gerichtet, die Zufuhr von Lebensmitteln durch Plünderung oder Brand der umliegenden Dörfer abgeschnitten." — 1645—48. „In steter Angst und

Sorge sah Ingolstadt die nächsten Jahre verfließen, feindliche Streifpartien zogen hin und her, zerstörten und verwüsteten die umliegenden Orte; neue Krankheiten verbreiteten sich, eine Viehseuche minderte das einheimische und das in die Festung geflüchtete Vieh, und am Ende verheerte noch Mäusefraß im Jahr 1648 die Stadtflur." — „Der Schaden, welcher dem bayerischen Kloster Steingarden und Umgegend von 1632—48 zugefügt ward, betrug 200,672 fl. 24 kr.[70])." — „Zu Siegenhofen war ein evangelischer Pfarrer so unvermögend geworden, daß er als Hochzeitlader mit den Brautleuten seiner Pfarre herumging, darauf ihnen die Hochzeitschuhe machte, das Paar in der Kirche einsegnete, und als Musikant die Hochzeittänze aufspielte. Nebenher war er auch Bartscherer im Ort[71])." — Schwund der Einwohner in Augsburg[72]). — „Da zu der Zeit, als der König von Schweden sich der Stadt bemächtiget, gegen 80,000 Menschen in Augsburg gewesen, blieben am Ende kaum 18,000 übrig." — „Plebanus Michael Lebhardt berichtet[73]), daß kürzlich (Febr. 1635) zu Agawang in Bayern 4 Frauen die Leichen von 5 verhungerten Menschen verzehrt hätten: quarum una nempe Apollonia Gregorium Thüringer maritum suum devorare non exhorruit. Ich fragte darüber, wie es ihnen geschmeckt, und vorgekommen wäre: sie antworteten: ‚es habe ihnen wohl geschmeckt, und sei das Beste an ihnen gewesen das Hirn, Herz und die Nieren.'"

3. Schwaben[74]). — Kipper und Wipper. — „1 Rthlr. galt 1622 8—15, 1 Goldgulden 10—12, 1 Guldenthaler 8, eine spanische Dublone 32 fl. Mit der Verschlechterung des Geldes aber stieg auch der Preis der Lebensmittel: der Scheffel Kernen 1622 40, die Scheibe Salz 30—39, der Eimer Wein 50—130, eine Klafter Holz 13—14, ein Zentner Unschlitt 60, eine Gans 2 fl., ein Pfd. Ochsenfleisch 15 kr., ein Huhn 24, ein Pfd. Schmalz 8—20 Batzen, ein Ei 2 kr." — „Ein Zeitgenosse, der Schulmeister Gieschopf, erzählt in seiner Chronik beim Jahr 1622: ‚dieß Jahr ist nicht genugsam zu beschreiben, wie jämmerlich und kläglich es hergegangen mit Morden, Rauben und Brennen, mit Einquartiren der Soldaten, welche die Leut' über ihr Vermögen ihnen aufzutragen gezwungen, mit Umlage des Kriegskostens, mit dem Taxiren der Viktualien und Handwerker, da man den gemeinen Mann gleichsam mit Gewalt zu seinem Verderben gezwungen, dabei sich zum Theil zwar wohl begabt und ihre Säcke gefüllt, aber insgemein ist es je länger je ärger geworden, da sonderlich das betrügliche Geld viel dabei gethan: denn alle Waaren aufs Höchste gestiegen, galt 1 Laib Brot 1 fl., 1 Maß Wein in Gasthäusern 2 fl., 1 Simmeri Salz, Erbsen, Hafermehl jedes 8 fl., 1 Pfd. Schmalz oder Lichter 20 Batzen,

und also fortan ward Alles auf's Höchste verkauft. Dieweil noch das Geld mehrentheils kupfern war, kam selbiges, insonderheit die 2 und 1 Schillinge, die Kreuzer und halben Kreuzer, so in Verachtung, daß Niemand Nichts mehr um Geld feil gewesen, und die Gastgeber ihre Schild abgeworfen. Es hatte zwar Jedermänniglich viel Geld, die Armen zogen ganze Hände voll heraus, ja die Kinder auf den Gassen spielten mit dem Geld, konnten aber Nichts darum kaufen, daher das Geld und Gut, Silber und Gold sehr hoch gestiegen, daß der Reichsthaler auf 10 fl., ein Dukat auf 18 fl. kommen: damit ist man dahin getrieben worden, daß man ihm hat geben müssen, was er nöthig bedurft, entweder Brot, Salz, Schmalz, Erbsen, oder was er anders begehrt. Also machten's die Handwerksleute auch, wodurch der gemeine Mann neben dem oberzählten Ueberlast der Soldaten und beschwerliche Theuerung übel geplagt worden.'" — „Während dieser Kämpfe (1633 f.) litt Württemberg, obgleich frei von feindlicher Einquartirung, noch immer stark: denn die schwedischen Truppen hausten fast so arg, als früher die Kaiserlichen, und selbst die württembergischen Söldner raubten und brannten im Lande. Der von diesen zügellosen Scharen angerichtete Schaden belief sich in einem Jahre auf beinahe $3^1/_2$ Millionen Gulden, und 24 Aemter wurden durch sie verheert. Ueberdieß mußten Herr und Land während dieser Zeit für Mundvorrath und Kriegsbedarf 1,300,000 fl. zahlen. Der ständische Ausschuß erklärte daher auch, wenn diesen Beschwerden nicht abgeholfen werde, so könne er keinen Beitrag zur schwedischen Kriegssteuer mehr bezahlen." — „Die zügellosen Soldaten ließen sich keine Gesetze vorschreiben, und das Land wurde nun der Schauplatz grenzenlosen Jammers. Ueberall wütheten Raub, Brand und Mord, und mehrere Städte wurden gleich beim ersten Anlauf zerstört. Dieses Schicksal hatte Waiblingen, wo, nach dem Abzuge aller Beamten und der wohlhabendsten Bürger, eine Rotte schlechter Leute allerlei Ausschweifung beging und auf die herannahenden Feinde schoß, worauf diese die Stadt erstürmten, plünderten und verbrannten. Viele Bürger wurden in die Niederlande geschleppt und dort ermordet, von den Uebriggebliebenen tödteten die Pest und der Hunger die meisten, der geringe Rest nährte sich vom Stehlen und Rauben, und machte die ganze Gegend herum unsicher; erst zu Ende des Jahres 1639, wo der neue Vogt Zacher kam, wurde es wieder besser; man räumte die Stadt vom Schutt und begann die Herstellung der Gebäude, aber nur langsam erholte sich Waiblingen von dieser Zerstörung wieder: von 4500 Einwohnern des Amtes waren 1639 noch 460 übrig; bis 1656 hatte man in der Stadt wieder 104 Häuser und

54 Scheuern aufgebaut." — „Nicht beſſer war Calw's Geſchick; die Bürger der Stadt Weil klagten ihre Nachbar bei Johann von Werth an, ſie hätten den Schweden allen Vorſchub geleiſtet, einſt in einem Schauſpiel den Papſt verbrannt u. ſ. f.; und der General, obgleich er für 6000 fl. die Stadt mit Brand und Plünderung zu ſchonen verſprach, gab ſie dennoch ſeinen Soldaten preis. Nachdem dieſe ſie angezündet hatten, ſchloſſen ſie die Thore, und bei dem Verſuch, über die Mauern zu entkommen, verunglückten viele ihrer Bewohner. Andere hatten ſich ſchon vorher geflüchtet, Alle aber irrten nun, gleich dem Wilde gehetzt, in den nahen Wäldern herum." — „Andere Städte retteten ſich zwar für den Augenblick durch Bitten und Geld, aber manche wurden doch noch von nachkommenden Horden geplündert und zerſtört. Am ärgſten jedoch ging es auf dem Lande zu: hier wurde beinahe Alles vernichtet, die Wohnhäuſer verbrannt, die Brunnen verſchüttet, ſelbſt die Kirchen ihres Schmuckes, ihrer Kanzeln und Altäre beraubt, oder auch gänzlich zerſtört; das Haus- und Feldgeräthe, ſowie die Vorräthe von Wein und Früchten verderbt, das Vieh weggeführt, Reben und Obſtbäume umgehauen; die Einwohner ſelbſt wurden auf's Unmenſchlichſte behandelt: man hieb einigen die Glieder ab, ſtach andern die Augen aus, goß ihnen ſiedendes Blei in die Naſe, in Mund und Ohren; man gab ihnen den ſchwediſchen Trunk; manche wurden an den Schweifen der Pferde herumgeſchleift, oder zur Zielſcheibe der Schützen gemacht, Kinder geſpießt und gebraten; vornehmlich aber erfuhr das weibliche Geſchlecht, ohne Unterſchied des Standes und Alters, die Mißhandlungen dieſer Unmenſchen. Da entfloh, was noch fliehen konnte; die Meiſten gingen in die Schweiz, wo man ſie gaſtfreundlich aufnahm. Viele verbargen ſich in Wälder, Höhlen und Klüfte, und bald traf man im ganzen Lande faſt Nichts, als leere, halb oder ganz verbrannte Ortſchaften. Auf dieſe Verheerung folgte die ſchrecklichſte Hungersnoth; Arme ſchlugen ſich um das Aas des gefallenen Viehes, ſelbſt Wohlhabende aßen Brot aus Eicheln und Baumrinde. So blieben auch anſteckende Krankheiten nicht aus, und im Jahr 1641 war kaum noch $^1/_{10}$ der Bewohner übrig. Die wilden Thiere nahmen unter dieſen Umſtänden ſo überhand, daß ſie eine wahre Landplage wurden." — „Im Jahr 1634 zählte man noch 313,000 Menſchen, 1639 nur 61,527; 1641 aber kaum 48,000, und 1645 erſt wieder 65,267. — Von 1634 — Juli 1636 ſtarben in Stuttgart 5370 Menſchen, über die Hälfte der Bevölkerung, welche 1631 8327 Menſchen betrug. In Tübingen ſtarben 1635 1485 Menſchen; in Sindelfingen 1634—37 709; Urach verlor von 1635—38 $^2/_3$ ſeiner Bewohner." — „Wie

das Aussehen unsres Landes sei', schreibt J. V. Andreä am 28. December 1635, ‚läßt sich gar nicht beschreiben: Menschen und Thiere sind todt, öde liegen die Felder, Städte und Dörfer sind verlassen, so daß man glaubt, nur noch die Hälfte des alten Württemberg sei da; 312 Kirchendiener starben, wie ich vernahm, innerhalb weniger Monate, über 100 Kirchen waren in den letzten Weihnachten ohne Gottesdienst.'" — „Kein Stand verlor verhältnißmäßig so viel Mitglieder, als die Geistlichkeit. Denn die Kirchendiener waren es gewöhnlich, an denen die Soldaten ihre Wuth zuerst und am meisten ausließen, und von denen manche zu Tode gemartert wurden. Da flohen viele; unter denen aber, welche im Lande blieben, richteten Hunger und ansteckende Krankheiten die größten Verheerungen an (Anno 1635 starben 8 Prälaten, 283 Pfarrer, 29 Diakone, 46 Stipendiaten und 38 Klosterschüler). Um nur die nothwendigsten Kirchenämter zu besetzen, mußte man Jünglinge nehmen, welche oft kaum der Schule entwachsen waren, oder Menschen von schlechten Sitten und krasser Unwissenheit, welche, wie Andreä sich ausdrückte, eher zu Schweinhirten, als zu Predigern taugten. Aber auch an Solchen zeigte sich bald Mangel: denn im Stifte zu Tübingen blieben nach der Schlacht von Nördlingen nur noch einige Zöglinge, von den Entflohenen kehrten nur wenige zurück, und da die gewöhnlichen Einkünfte aufhörten, die Anfangs ziemlich reichlich zufließenden Geschenke bald auch versiegten, so verliefen sich nach und nach auch diese, und nur mit großer Mühe fand man, da die Klosterschulen aufgehoben waren, neue Zöglinge, indem die Gefahren, welche mit dem geistlichen Stande damals verknüpft waren, die Meisten abschreckten, und Viele lieber ein Handwerk lernen wollten. So viele Mühe man sich daher auch gab, die Zahl der Stipendiaten zu ergänzen, so waren deren im Jahr 1637 kaum noch dreißig da, welche von der schlechten Kost meistens krank waren, und aus Mangel an Unterhaltungsmitteln früher in die Osterferien entlassen werden mußten, mit dem Bedeuten, Geld und Frucht zu ihrem Unterhalt mitzubringen." — 1633. „Dornhan zählte nur noch 4, Heubach noch 10 Bürger, der ganze Schwarzwald war verödet; zu Bietigheim hatte man die kupfernen Eichzuber und das Kupfer vom Rathhausdache; zu Böblingen und Sindelfingen die Gemeindewälder verkaufen müssen, um die Soldaten zu unterhalten. Ueberall herrschte Verödung, Noth und Armuth; im ganzen Lande war kein Amt, dessen Schaden seit der Nördlinger Schlacht sich nicht auf mehrere Tonnen Goldes belief. (Das Amt Urach berechnete seinen Schaden von 1634—40 auf 968,814 fl., darunter für Plünderung 400,000 fl.,

für 27 verbrannte Dörfer 200,000 fl. u. s. f.; von den Bürgern war nur noch 1/5 da; alle Gewerbe lagen darnieder, ‚es war ‚kein Handel und Wandel‘ mehr; die meisten Bürger hatten Alles verkauft oder verpfändet; viele sagten, ‚sie wollten all ihr Vermögen der Herrschaft abtreten, und begehrten dafür Nichts, als ihren Unterhalt.‘ Zu Schorndorf betrug allein die Verpflegung der Truppen von 1635—37 31,676 fl.; das Amt Altensteig berechnete seinen Schaden von 1634—36, ohne die wöchentliche Contribution, auf 124,655 fl. u. s. f.) Und dieser Schaden wuchs noch immer an: denn obgleich Eberhard zu Wien, zu München, und auf dem Reichstage die eindringendsten Vorstellungen machte, so mußte er doch immer neue Truppen im Lande aufnehmen und die Besatzungen darin erhalten. Die rohen Kriegerhorden aber mißhandelten die Einwohner auf jede Art, und die Unsicherheit war so groß, daß man zur Saat- und Erntezeit bewaffnete Streifer herum schicken mußte, damit die Leute nur das Feld bestellen konnten.“ — 1648. „Die Noth der Zeiten, statt die Leute zu bessern, verschlimmerte sie noch: Ueppigkeit, Unzucht und andere Laster nahmen immer mehr überhand, und umsonst versuchte man es, ihnen zu steuern. Aufs Deutlichste zeugen hiervon die vielen, oft wiederholten Befehle gegen die Entheiligung der Sonn- und Feiertage, die Tänze, die Zechgelage, das Nachtschwärmen und nächtliche Gassengeschrei, das gotteslästerliche Fluchen und Schwören, die Unzucht und den Ehebruch, das ärgerliche und verdächtige Zusammenwandeln, den Unfug bei Lichtkerzen, die Ueppigkeit bei Hochzeiten und Gastungen, im Essen und Trinken, in der Kleidung u. s. f.“ — „Handel und Gewerbe waren im tiefsten Verfall, ob man sich gleich viel Mühe gab, sie emporzubringen. Namentlich suchte man den Wiederanbau der vielen öde liegenden Felder zu befördern; den Amtleuten wurde ernstlich befohlen, hiefür zu sorgen, die Leute dazu anzuhalten, ihnen nicht zu gestatten, sie zu veräußern, und die alte Ordnung im Bebauen der Felder wieder einzuführen; Fremden, welche sich im Lande ansiedeln wollten, wurde für öde Güter, welche sie kauften, auf ein Jahr lang Steuerfreiheit bewilliget.“ — „Wie gewöhnlich in solchen Zeiten nahmen auch Aberglauben und Schwärmerei überhand, daneben aber zeigte sich bei Jung und Alt die größte Gleichgültigkeit gegen die Religion, so daß sie fast nicht mehr wußten, wer Christus oder der Teufel sei. Hierdurch litt die Kirche mit ihren Dienern sehr, es war keine Achtung vor Gottes Wort mehr da, die Kirchen wurden nimmer besucht, die Pfarrer verachtet, ihnen ihr Einkommen geschmälert, vorenthalten und entzogen. Der große Haufen hielt sie, nach den Worten eines Synodalrecesses,

nicht so würdig, als Hund- und Schweinebuben, ließ ihnen weder Ehre noch Sold wiederfahren." — Die Stadt Weinsberg.[75]) — „1622: ruhig. Vom Mai bis September 1622 kostete das Malter Dinkel 9 und 10 fl., Korn 18—20 fl., Hafer 8 fl., 1 Gans am 28. December 6 fl., 1 Pfd. Schmalz im October 2½ fl., 1 Simri Salz im November 16 fl. — Der Kriegsschaden Heilbronns in diesem Jahre wurde auf 164,326 fl., der vom verbrannten Neckargartach auf 103,218 fl. angeschlagen. — Schon im December 1621 stieg der Reichsthaler von 2 fl. 20 kr. auf 6 fl. 30 kr., der Guldenthaler von 2 fl. auf 5½ fl., der Goldgulden von 2½ fl. auf 8 fl., der Dukaten von 3½ fl. auf 12 fl. — 1625: Zu Weinsberg brach infolge des Kriegsjammers und des Mangels die Pest aus, welche in diesem Jahre 334 Menschen hinwegraffte. Bürger hatte die Stadt damals 290. Geboren wurden in diesem Jahre 55 Kinder. — Früheres und späteres Mortalitätsverhältniß:

Gestorben	1620 : 41	Personen.			
"	1621 : 45	"			
"	1622 : 58	"			
"	1623 : 49	"			
"	1624 : 50	"			
"	1626 : 60	"	Geboren:	56	Personen.
"	1627 : 38	"	"	70	"
"	1628 : 75	"	"	63	"
"	1629 : 43	"	"	75	"
"	1630 : 54	"	"	64	"

1626: war das achte Jahr des Krieges, und das sechste der Theuerung. Kernenpreis 18—20 fl., nachher 7 fl.; Hungersnoth, bei der Viele ihr Leben mit Gras, Disteln u. A. bis zur Ernte zu erhalten suchten. Infolge davon raffte die Pest im ganzen Lande bei 28,000 Menschen weg. — 1632: 18. Januar, zog Friedland mit 52 Compagnien kaiserlicher Truppen im Lande ein, welche, wo sie hinkamen, Alles auffraßen ‚wie die Heuschrecken', welche jeden Monat 120—160,000 fl. kosteten, und daneben sich gegen die Ketzer Ausschreitungen aller Art erlaubten. — 1634: In dem benachbarten befestigten Heilbronn lag noch eine schwedische Besatzung unter dem Befehlshaber Senger, welcher die Aufforderung zu übergeben abwies, 28. September d. J., worauf die Kaiserlichen die Stadt beschossen, so daß allein in dieser Nacht 160 Gebäude in Rauch aufgingen. Die fortdauernde Beschießung nöthigte endlich den schwedischen Befehlshaber, mit den Kaiserlichen in Unterhandlung zu treten und die Stadt am 21. September zu übergeben, wobei die

durch das Brückenthor abziehenden Schweden vor ihrem Abzug ebenso wie die einziehenden Kaiserlichen plünderten. Sechs Abtheilungen kaiserlichen Fußvolkes blieben in der Stadt und wurden bei den Bürgern, welche entwaffnet wurden, und 45,000 fl. Contribution zahlen mußten, einquartirt. Der Schaden durch die Beschießung belief sich auf 200,000 fl. — Mittlerweile setzten sich die Kaiserlichen auch in das weinsberger Thal, plünderten Alles rein aus, raubten selbst den Altären und Kanzeln ihre Bekleidungen, ruinirten die Orgeln, und nöthigten durch Mißhandlungen aller Art die Einwohner zur Flucht. — Die Ernte war zwar gut gewesen, und der Kernenpreis stand auf 4 fl. Die Weinberge versprachen einen herrlichen Ertrag, aber dieser konnte wegen Mangel an Sicherheit und an Zugvieh nicht eingeheimst werden. Die Felder blieben aus den gleichen Gründen unbebaut, weil den Bauern alle Pferde genommen worden. Kaum, daß Einzelne von den Soldaten um geringes Geld einen abgerittenen, krummen, hinkenden Gaul kauften, um mit demselben die Saat einzueggen. Dieß und die muthwillige Zerstörung der Saaten, die Anhäufung von Menschen in der ausgesogenen Gegend u. A. hatten Hungersnoth und große Theuerung zur Folge, wobei viele Hunderte sich mit Nesseln, Schnecken, gemahlenen Eicheln, mit dem Fleisch gefallener Soldatenpferde, mit Hunde- und Katzenfleisch nährten; eine pestartige Seuche, welche im ganzen Lande einriß, und schon zu Anfang des Jahres 1635 nach Weinsberg kam, raffte in diesem Jahre 646 Menschen weg. Die Einwohnerzahl, im vorigen Jahre noch 1416, ward dadurch um mehr als den dritten Theil vermindert. Auch im benachbarten Heilbronn raffte die Pest oft täglich 40—50 Personen weg; zu Stuttgart starben in diesem Jahre (1635) 4379 Menschen. — 1636: — war abermals ein Hunger- und Theuerungsjahr, da der Ackerbau aus Mangel an Pferden größtentheils wüste liegen geblieben, denn wegen stetiger Unsicherheit konnte Niemand auf dem Lande Pferde halten. Was hier und da mit der Haue bebaut wurde, war nicht von Bedeutung. Dazu eine neue Plage, zahlreiche Mäuse: daher schlechte Ernte. Der Scheffel Dinkel galt 10 fl. Aus Hunger zankte man sich um Roß- und Hundefleisch; die Armen verzehrten Ratten und Mäuse. Niemand hatte noch Lust zu Feldgeschäften; Weinberge und Aecker blieben fast alle wüst liegen, weil es immer im Winter Quartier, im Sommer Partien und Durchzüge gab, wo Niemand des letzten Laibs Brod, den er hatte, sicher war. — 1637. Auf den Hunger des vorigen Jahres folgte zu Weinsberg in diesem Jahre eine große Sterblichkeit: es starben 192 Personen; viele Fremde wurden todt auf den Gassen gefunden; eine arme Bettelfrau ist auf der

Gasse todt beim Mist gelegen; im Juli ein ‚armer Bub' von
schen todt im Gras gefunden worden; im April und Juni zwei
deren Namen unbekannt, todt auf den Gassen gefunden; im Se
ein Küfer von Beilstein todt auf dem Mist gefunden." —
am Neckar[76]). — „Ganze Gassen wurden abgerissen, und die
zu Palliſaden verbraucht, auch verbrannt. — 1635 um Pfingste
das mühlheimische Küraſſierregiment, das zu Hausen a. Z. l
Winterfrucht im großen Feld bei Lauffen, welches gegen 900 S
groß war, fast ganz ab, und wegen steter Unsicherheit und Ei
rung konnte man gar keine Frucht ausbauen und kein Kraut p
So kam es, daß die Menschen sich mehrentheils mit wilden K
z. B. Schmalzblumen und Musdisteln, nährten, und sobald ei
fiel, dasselbe verspeist wurde. Diese schlechte Kost verursachte
Jung und Alt Fieber und Geschwülste, und es kamen sowohl
als besonders auch Reiche in großer Anzahl erbärmlich um. Es
nicht nur Leute von hier, sondern auch fremde Soldaten, deren
und Kinder, und Leute aus naher und entfernter Gegend. Aufg
sind 775 Todte. — Der Schaden seit der Landesoccupati
27. April 1636 betrug nach genauestem Anschlag in Stadt un
Lauffen 517,846 fl. — 1645: am Bartholomäustage zogen d
zösischen und hessischen Völker unter Anführung Turenne's vo
bronn nach Lauffen, und plünderten es rein aus, daß nicht ein
lein Brod, kein Härlein Vieh, weder Heu, noch Stroh übri
Man zog den Leuten, ohne Unterschied der Person, die Klei
Schuhe vom Leibe. Vergebens ging der Untervogt selbst im
zum General vor's Thor hinaus und bat um Abstellun
Kempten[77]). — „Im Februar 1628 wurden vom kaiserlichen
Wolf von Mannsfeld wider des Erzherzogs Leopold von Oe
und des Kempten'schen Abtes eifriges Verwenden zuerst zwe
Compagnien Reiter, und einige Tage später noch eine dritte e
und behielten gegen 20 Wochen ihr Standquartier in Kempten.
folgte ohne allen Befehl eine Compagnie vom Regiment Hau
die sich sehr übel betrug, Bürger und Obrigkeit als Rebellen,
und Schelme behandelte, die zu verderben sie nach Kempten ge
sei. Im Mai 1628 wurde sie von den Reitern der Obersten
cucculi und Marchese di Biossi abgelöst, nach welchen auch di
pierre'schen Reiter in diese Standquartiere einrückten. Die Sta
diese Mannschaft das ganze Jahr über zu erhalten: der Unterh
Reiter, die Ausgaben für Futter und den zugefügten Schaden b
im Jahre 1628 allein über 200,000 fl. Um diese ungeheuern

Jahren bis auf den Tod geschändet, und sogar eine Frau von nahezu hundert Jahren geschwächt; einer vornehmen Frau Geld an heimlichen Orten gesucht, also, daß sie aus Schrecken, Furcht und Scham gestorben; einem Bürger vor dessen Augen sein Eheweib und junges Töchterlein geschwächt und fortgeführt, den Mann aber zu Tod geschlagen; auch einem andern Bürger sein Weib in dessen Beisein geschändet, sie drei Tage in Quartier behalten, und dieselbe hernach ihrem Ehemann gegen Bezahlung von 4 Thlr. wieder folgen lassen; eine andre ehrliche Bürgersfrau, so erst aus dem Kindbett gegangen, haben sie in einer Nacht zum sechsten Male einander zu kaufen gegeben; einen Barbier, der etliche kranke Soldaten verbunden, haben sie mit denselben zu Tod geschlagen, des Barbiers Tochter geschändet, hernach die Augen ausgestochen, und mit ihrem ermordeten Vater zum Fenster hinaus auf die Gasse geworfen; item, einen andern Bürger bei den Füßen aufgehenkt; eine vornehme Frau, so in Kindesnöthen auf dem Stuhle gesessen, ist von einem Soldaten herabgerissen und mit bloßem Degen genöthiget worden, ihm Geld zu zeigen und zu geben, darauf sie das Kind in Schrecken und Furcht stehend gebären müssen; etlichen Weibern haben sie die Hände abgehauen; einer Frau, so warm Wasser gesotten, erst die Hände abgeschlagen, sie hernach kopfüber in das siedende Wasser im Kessel gestürzt, darauf dieselbe wieder herausgezogen, ihr den Kopf abgehauen, und also vollends jämmerlich hingerichtet." — Die Stadt Eßlingen [78]). — „Wie groß der Schaden war, den Eßlingen während der Zeit erlitt, läßt sich nicht bestimmen, da es an einer Generalübersicht fehlt; jedoch berechnete die Stadt ihre baaren Ausgaben von 1634 — 50 allein auf 1,200,000 fl., und wenn wir diese Summe verdoppeln, so wird sie den Gesammtschaden gewiß nicht übersteigen, sondern nur annähernd erreichen. Sie befand sich daher auch in einem Zustande schwerer Zerrüttung, dessen Nachwehen noch lange gefühlt wurden. Die Bürgerschaft war in ihrem Wohlstand sehr herabgekommen, und noch im Jahre 1667 bemerkte der Rath mit besonderer Bestürzung, was gestalten viele Bürger in ihrem Vermögen abgenommen, Viele aber das Ihrige gänzlich durchgebracht hatten, und daher die Bürgerschaft sich nun auch nach dem vieljährigen Frieden und den fruchtbaren, wohlfeilen Zeiten noch in keinem bessern Zustande befand."

Shakspeare sagt einmal irgendwo in einem Prolog: „Nehmt die paar fechtenden Soldaten der Bühne für die große Feldarmee." Wohl mit gleichem Rechte mag die Beschränkung der Zeugenaussagen über

Deutschlands materielle Zustände nach dem dreißigjährigen Kriege auf die wenigen voranliegenden Blätter als Ersatz für Darlegung der vollen Summe des Bankerotts, an sich eine unerfüllbare Forderung, hingenommen werden. Wer das Mitgetheilte mit regem Sinne gemustert hat, wird schwerlich erklecklichen Vermiß erkennen zu durchdringender Anschauung der Verhältnisse.

Doch hier am Ende eines peinvollen Ganges ist ein rückblickender Ueberschlag der materiellen Gesammtlage Deutschlands am Platze.

Das leuchtet ein, daß, wenn jenes Wort des Herakleitos, ‚der Krieg sei der Vater des Lebens', seine Geltung behalten soll, der dreißigjährige Krieg seinem Gesammtgepräge nach mit nichten in dem Begriffe ‚Krieg' aufgehen kann. Vieles andre muß, in ihn verschlungen, zerstörend mehr denn kräftigend, zu dem Ruin zusammengewirkt haben, dessen düstres Bild eben an uns vorüberging.

In der That stellt sich denn auch dieser große Kampf als ein vielgewundener Knäuel der verschiedenstgearteten Motive dar. Greift man die hauptsächlichen heraus, so wird man sagen müssen, daß Fanatismus im engen Bunde mit absolutistischer Unerbittlichkeit, Eroberungssucht, Völker- und Bürgerkrieg und gemeine Raublust die Dämonen waren, welche die entsetzlichsten Opfer heischten.

Was Wunder, wenn alle diese Momente, ein Menschenalter lang wirksam, am Ende nirgend Erfrischung, allenthalben Verwesung hinter sich ließen: denn, die einzige Zeit des großen Schwedenkönigs ausgenommen, tritt nirgends eine auf einen durchhaltigen Neubau der zerfahrenen Kräfte hinarbeitende große Idee entgegen.

So liegt Deutschland beim Schlusse des Friedenswerkes da, überall nackt, aus hundert Wunden blutend, das ausgeschöpfte Herz kaum noch matt pulsirend.

Wer mochte da auch erwarten, daß es ferner seine frühere materielle Stellung gegenüber den anderen europäischen Ländern behaupten werde; vielmehr waren die Schläge, die seinen Nationalreichthum auf Land und Meer zertrümmerten, schon am Anfange des Krieges so erschütternd geführt worden, daß ein Nationalbankerott am Ende desselben nicht eben schwer vorauszusehen war.

Die Hansa, wie lange nicht ein Ruhm und Stolz des deutschen Namens, lag nach dem Ablauf der zwanziger Jahre gänzlich vernichtet am Boden; als das westphälische Friedenswerk in die Welt trat, hatten andre Hände sich ihres handelnden Tagewerkes angenommen — Holland; bald auch, durch Cromwell's Navigationsacte bleibend, Eng-

land —, auf welches sie hatte Verzicht thun müssen: der Krieg hatte all ihr Leben und ihre Zukunft abgegraben [79]).

Nicht anders stand es um den übrigen deutschen Handel, vornehmlich um den in Süddeutschland. Zwar hatten ihm schon das Auffinden einer neuen Seestraße nach Ostindien, und die neuentdeckte Welt harten Verzicht auferlegt; aber doch hatten die augsburgischen Fugger, und die Ulmer und Nürnberger Herren ihren alten Stolz noch nicht so empfindlich beugen dürfen, als sie ihn jetzt, trotz aller Sauvegarden, beugen mußten vor den anstürmenden Söldnerschaaren, die es allenthalben „auf fortun ankommen ließen, und sich durchfraßen". — Das Friedensjahr sah drum den deutschen Handel in gar engen Linien kreisen, daß es kaum den Anschein hatte, als werde er je zu der alten Weltumspannung wieder sich aufzuraffen die Kraft gewinnen [80]).

Und wie hatte das Land überall gelitten: wo man seine Schritte hinlenkte, nur Ruin und Verwesung, und darüber Wildniß aufwuchernd; zerfallene Dörfer [81]), öde Städte [82]), eine verzweiflungsvolle, von der Kriegsfurie ausgemergelte Generation, die ihr Elend in Lüften zu vergraben strebte.

Man hat, im Hinblick auf solch gräuelvollen Zustand, welcher diejenigen, die in ihn gestellt waren, das Weltende ahnen ließ, unser Vaterland zu jener Zeit mit dem Deutschland nach der Völkerwanderung zusammengestellt. — Abgesehen von der Halbheit dieser Parallele in Rücksicht auf die physische Natur: wie mag man ein zerschlagenes Volk zusammenthun mit einem Geschlecht, das, im Ueberdrang seiner naturwüchsigen Kräfte strotzend, ebensogut aufbauen konnte, wie es den Augenblick zuvor mit Lust eingerissen.

Zweites Capitel.

Die allmälige Besserung.

So wenig die Absicht sein konnte, beim Nachweis des materiellen Ruins Deutschlands strenge Rechnung über den Gesammtverlust zu führen: ebensowenig ist nöthig, jetzt, wo vom allmäligen Aufbau gehandelt werden soll, überall den Spuren desselben nachzugehen; es mag genügen, aus dem bunten Complex der deutschen Landschaften einige herauszuheben, die am furchtbarsten gegeißelt worden sind, und bei ihnen das Walten der aufbauenden Werkmeister zu verfolgen.

Nachdem das westphälische Friedenswerk zu Ende gediehen war, gab es für die deutschen Fürsten zunächst nichts Eiligeres zu thun, als

den letzten Fluch, der auf das langegeplagte Land gelegt ward, die fast unerschwinglichen Kriegssteuern, für deren pünktlichste Zahlung der erbarmungslose Feind noch Monate lang Deutschland drängte, zu tilgen. Jetzt erst war möglich, sich mit Aussicht auf durchhaltigen Erfolg an die Besserung der eigenen Landschaft zu wenden. —

Wir sahen, wie furchtbar die Pfalz durch die Kriegsläufte gelitten. Die Oberpfalz war an die wittelsbach'sche Linie gekommen; der aus London heimkehrende Carl Ludwig, der Erstgeborene jenes unglücklichen fünften Friedrich, überkam aus den Händen der kaiserlichen Commissarien nur noch die Unterpfalz mit „allen geistlichen und weltlichen Gütern, Rechten und Zubehör, welche vor der böhmischen Unruhe die Kurfürsten von der Pfalz in Besitz gehabt".

Nicht als ob Karl Ludwig von Haus aus ein Charakter gewesen wäre, der mit strengstem Pflichtgefühl der Bahn sittlicher Nothwendigkeit zu folgen sich angelegen sein ließ; aber er hatte, nun er den düstern Einzug ins Land seiner Väter hielt, doch eine Lebensschule hinter sich, welche auch seine, oft dem Sinnentaumel hingegebene Natur zu energischer Aufraffung stacheln mußte: mit dem frischen Eindruck der Hinrichtung seines Oheims, Karl's des Ersten von England, betrat er eine Heimath, die in ihrer nackten Grausigkeit in argen Contrast trat zu den glänzenden Schilderungen, welche die alten Beamten von dem Lande, wie es weiland gewesen, machten.

Jeder Punkt, auf den der neu eingetroffene Fürst seinen Fuß setzte, forderte zu schleunigstem Handeln auf: wie da müßig stehen [83]).

Man sah nicht eben viele Menschen auf dem pfälzer Boden siedeln; die Verzweiflung des Krieges hatte die früheren Bewohner weggescheucht, der Rest lebte in kümmerlicher Gedrücktheit, oder in wilder Lust, dem Erbstück der martialischen Bacchanalien, seine Tage dahin, sonder Muth noch Lust, Hand anzulegen zu erneuter Arbeit. Karl Ludwig ließ drum an die ausgewanderten Pfälzer Einladungen ergehen, ihre alte Heimath wieder aufzusuchen. Auch Fremdlinge beizuziehen, fehlte es nicht an ermunternden Begünstigungen [84]). Nicht nur öde Strecken wurden den Ankömmlingen zur Bebauung angewiesen, man stellte ihnen auch so lockende Bedingungen, daß der Ernst, mit dem auf die Vertilgung der aufgewucherten Wildniß und der öden Verwüstung hingearbeitet ward, allenthalben vorleuchtete. „Wer alte Häuser reparire", hieß es in einer Verordnung vom 7. Mai 1650, „solle auf zwei Jahre, und wer neue baue, auf drei Jahre von jeder Häusersteuer frei sein; wer wüste Felder urbar mache, habe ein Jahr frei von Abgaben vor sich; wer gänzlich verwilderte Plätze umrode,

sei auf drei, wer Weinberge anbaue, auf sechs Jahre von jeder Auflage durchaus entbunden." — Die Wirkungen waren rasch zu spüren: denn nicht nur die alten Pfälzer trieb das Heimweh ins Vaterland zurück, selbst Colonisten aus der Schweiz, aus Holland, Frankreich, England fanden die Lage so annehmlich, daß sie gern in einem, wenn auch augenblicklich arg daliegenden Lande ihre Wohnung nahmen, hatten sie doch obendrein keinerlei Druck und Verfolgung zu befürchten in Sachen ihrer Religion. Zudem sahen sie, wie die alte sittlich aus Rand und Band gegangene Bevölkerung durch des Kurfürsten Verordnungen allgemach wieder an menschliche und bürgerliche Zucht gewöhnt ward, auch allenthalben Schutz und Hülfe die Arbeit fördere.

Der Kurfürst selbst ging, mit dem eigenen Beispiel den Wetteifer befeuernd, seinem Lande voran: nur so viele Steuern wurden erhoben, als zur Deckung der unumgänglichsten Bedürfnisse absolut nöthig war: kein Ausschreiten eigener Genußsucht, keine Erpressung der Beamten. Ein Glück, daß Karl Ludwig, sich selber weise berathend, auch wackere Männer an sich zog, die in den Geschäften des materiellen Neubaues rührige Hand anlegten. Es war wohl ein erfreulicher Anblick, einen Fürsten, umgeben von tüchtigen Handlangern, in einem ihnen von Haus aus zuerst fremden Lande walten und aufbauen zu sehen, das, nach unsäglicher Zerrüttung, in alle Wege die Hülfsquellen nicht hatte, die es auch nur einigermaßen befähigten, die Stellung sich allgemach wieder zu erringen, die es vordem innegehabt: Kunde seiner Untergebenen, Kunde seiner Finanzen, Einblick in die einzelnsten Theile der Verwaltung lohnten den Kurfürsten damit, daß er nach zwanzigjähriger Waltung ein mäßig besteuertes, bevölkertes, schuldenfreies Land hatte. Und doch war ihm möglich, nach und nach, ohne daß die Auflagen erhöht wurden, seine Einnahmen zu beträchtlicher Höhe zu steigern, daß selbst ein Ueberschuß sich darbot.

Auch darin bewies Karl Ludwig weisen Takt, daß er, als nothgedrungen eine Accise auf fremde Weine, Früchte, Fleisch gelegt ward, die mäßigsten Ansätze that, und das Ansinnen auf Immunität, von geistlichen und weltlichen Beamten, von Professoren u. A. gestellt, mit energischer Consequenz den Gedanken der Gleichheit durchführend, verständiger als die meisten seiner zeitgenössischen und nachgeborenen Standesgenossen, von der Hand wies. Das versöhnte den Bürger, wenn er gleich auf der andern Seite zur Bestreitung einer durch die Zeit nothwendig gewordenen Militärverwaltung beisteuern mußte. — Nicht minder verdient Erwähnung, daß Karl Ludwig das Jagd- und Forstwesen zum Nutzen des Landes ausbeutete: es war auch nicht

nöthig, daß man das Wild künstlich hegte; wer wollte, konnte an den Wölfen, die der Krieg ins Land gezogen, seinen Muth kühlen, und den vom Kurfürsten ausgesetzten Preis sich verdienen; sonst ward das erlegte Wild, zum einen Theil unter die Beamten vertheilt, zum andern verkauft; — wie ganz anders, als vierzig Jahre später Karl Philipp's niederrheinische Jagd allein 12,000 Gulden heischte.

Für seine Person hatte der Kurfürst wenige Ansprüche: seine Liebhaberei für schöne Achaten und für die Mode des Spiels, die ihn mitunter wacker in die Casse greifen hieß, kam nicht sonderlich in Betracht, wenn man sein übriges Thun verfolgte. Unbekümmert um die Unnatur, die in Sitte und Tracht eben damals ihren Rundlauf von Versailles durch Europa anhob, feierte er in heiterem Einklang mit seinem Völklein, auf Jahrmärkten und Kirchweihen, mitten unter Marktschreiern, Spielleuten und Gauklern, seine frohesten Feste. An demselben Tage, da er seiner Tochter Elisabeth Charlotte ein Neujahrsgeschenk von 200 Gulden machte, ließ er sich seine Stiefel für acht Kreuzer flicken. Das hinderte drum nicht, daß derselbe Fürst geistreiche und gelehrte Männer um sich sammelte, die seinem Bildungsbedürfnisse Genüge thaten; daß er andrerseits, wo ihn nebenbuhlerischer Ehrgeiz stachelte, mit seinen politischen Standesgenossen an Prachtentfaltung verschwenderisch wetteiferte.

Alles in Allem, war Karl Ludwig's Regiment eine Wohlthat von tiefstgreifender Wirkung für sein herabgekommenes Land. Und zäh und unverwüstlich, wie des guten Deutschen Art ist, hat er nicht nachgelassen in seinem Tagewerk, als auch der „allerchristlichste König" seine Mordbrenner, die sich der schön entfalteten Neublüte des Landes verwunderten, die Pfalz in Asche legen hieß.

Einen ziemlich ebenbürtigen Unglücksgenossen hatte die Pfalz an dem benachbarten Würtemberg.

Dieses konnte seinen Gesammtschaden durch Quartiere, Durchmärsche, Plünderung und Brand von 1628—1650 ohne Uebertreibung auf 118,692,864 Gulden schätzen. Wohin man sah, traten nur Brandstätten, ödeliegende Felder, von Unkraut überwucherte Weinberge entgegen; noch im Jahre 1654 zählte man 8 Städte, 45 Dörfer, mit 65 Kirchen, 230 öffentlichen und 30,086 Privatgebäuden in der Asche; 40,195 Morgen Rebenland, 248,613 Morgen Aecker und Gärten, 24,503 Morgen Wiesen lagen ungebaut; an der Einwohnerzahl, wie sie vor 1634 gewesen, fehlten 57,721 Haushaltungen.

Dazu waren die Ueberbleibsel an Menschen in die ganze Zuchtlosigkeit ungebändigter Soldateska eingetaucht: genußgierige und in der

Wahl der Befriedigungsmittel scheuloſe Selbſtſucht; keine Sicherheit des Beſitzes und Verkehrs, bei ſinkendem Wohlſtand Steigen widerlichſter, durch elende Sachwalter genährter Proceßſucht; erdrückende Schuldenmaſſen; Häufung von Vergantungen; Schwindler, Bettler und Landſtreicher ſtudirten und unſtudirten Gelichters auf Weg und Steg.

Gewiß ein reiches Feld zu neuſchaffendem Handeln für ein beſorgtes Regiment.

In erſter Linie gab es da nichts Eiligeres zu thun, als in die diſſoluten Finanzen Ordnung und Plan zurückzuführen. Herzog Eberhard von Würtemberg allein rechnete die Zinſen der Schulden, die er während der Kriegsjahre in der Verbannung hatte contrahiren müſſen, auf 300,000 Gulden; die Landesſchulden ſelbſt heiſchten noch bedeutendere Summen; manche Gemeinde, die vor den Schreckensjahren Activcapitalien beſeſſen, ſah ſich nun tief ins Schuldennetz verſtrickt. Das Kammergut warf an Einkünften nicht einmal den Beſtritt der Hofbedürfniſſe ab; der Herzog ſah ſich daher im Mai 1650 gezwungen, den großen Ausſchuß der Landſtände zuſammenzuberufen, und ihm ſeine bedrängten Umſtände vorzuſtellen; zum Unterhalt des Hofſtaates bis Pfingſten 1651 wurden ihm dann je 1500; für die geworbene Mannſchaft, die jedoch längſtens bis Ende des Jahres verabſchiedet werden ſollte, je 1300; zur Beſoldung der herzoglichen Räthe und Diener je 9000 Gulden monatlich ausgeworfen. Gleichwohl drückten die Schulden noch immer furchtbar. Deßhalb rief Eberhard im Mai 1651 die Landſtände von Neuem zu ſich, ſtellte ihnen die Anmuthung zu den drei Millionen Gulden, die ſie von ihm ſchon Anno 1632 hätten übernehmen wollen, nun auch noch die weiter hinzugekommenen 300,000 Gulden über ſich zu nehmen, auch ſofort für eine anſehnliche Summe baaren Geldes zur Befriedigung der ungeſtümmſten Schuldner Sorge zu tragen, überhaupt das Schuldenweſen des Staates, der Gemeinden und Privatleute in Ordnung zu bringen. „Dieß ſei zwar mit faſt unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, der Herzog hoffe jedoch, wenn man Gottes Güte und Allmacht zu Hülfe nehmen würde, welche das Land vor dem augenſcheinlichen gänzlichen Ruin und Untergang behütet und zu der ganzen Welt Erſtaunen wider des Teufels und aller Feinde Toben und Wüthen dennoch aufrecht erhalten und zu völliger Wiederherſtellung hätten gelangen laſſen, ſo werde es dennoch gelingen.“ [85]) So ſehr nun die Landſtände ſich wider dieſe Anmuthungen ſträubten, hinweiſend auf die beträchtlichen Summen, die ſie dem Herzoge ſeit 1638 ‚ohne Schuldigkeit aus beſondrer Neigung‘ beigeſteuert — 815,510 fl. —: ſie konnten der gebieteriſchen Nothwendigkeit nicht zuwiderthun, und die

Landschaft übernahm 3 Millionen, mit dem Versprechen etlicher weiterer Leistungen. Rücksichtsvoll das hartbedrängte Land schonend verzichtete Eberhard auf die von den Landständen gleichfalls anerbotene Uebernahme der Zinsen; versprach, nur im äußersten Nothfall, und auch dann nur unter Beirath des engeren Ausschusses Anleihen zu machen; die Landschaft ‚mit ferneren Assignationen' nicht zu behelligen, es sei denn, daß ein allgemeiner Reichsconvent ausgeschrieben werde. Von wegen der Staatsschulden kam es, nach zweijährigen Verhandlungen mit den verschiedenen Gläubigern, endlich zu einem Vergleich, wonach diese gehalten waren, sich für die Summe von 4,507,200 fl. künftig mit dem halben Zinse zu begnügen. Wegen der Gemeinde- und Privatschulden ward am 3. Februar 1655 verordnet, daß die bisher verfallenen Zinsen erlassen sein sollten, mit Beginn 1655 aber die vollen Zinssummen entrichtet werden müßten.

Eine allgemeine Revision des Steuerwesens brachte endlich in den Staats- und Gemeindehaushalt wieder die Ordnung und Uebersicht, die eine gedeihliche Verwaltung von vornherein bedingen.

Der Herzog selbst zwar hatte just kein sonderliches Geschick, des Landes Regiment mit straffen Zügeln in die rechten Geleise zu zwängen: er setzte die Vergnügungen des Privatlebens vor die ehrgeizigen Strebungen des Fürsten. Um so glücklicher ward gefügt, daß ihm zur Seite Räthe standen, die ganz dazu gemacht erschienen, die Schäden langandauernder Zerrüttung schwinden zu machen: vornehmlich Nikolaus Myler von Ehrenbach [86]), Georg Wilhelm Bidenbach von Treuenfels [87]) und der Vicekanzler Daniel Imlin [88]) verdienen an diesem Orte Erwähnung. Mit ihrer Hülfe brachte der Herzog, unter Beirath der nicht immer beistimmenden, mitunter durch herrische „Endresolutionen" zum Schweigen gebrachten Landstände, die im würtemberger Lande nicht, wie anderwärts vielfältig, bald zu einem Institut bloßer Nullen mit Jawort zusammenschrumpften, die schwere Arbeit der Wiederherstellung des Landes zu Wege.

Gar sehr Noth that auch, der dienstlichen Zügellosigkeit in der Beamtenwelt zu begegnen. Ein Generalrescript regelte die Functionen und Ansprüche der geistlichen und weltlichen Beamten; eine Canzleiordnung bestimmte den Wirkungskreis und die Art der Geschäftsführung für die höheren Regierungsbehörden; ein neu ausgearbeitetes Landrecht, eine neue Hofgerichtsordnung, eine Titularrathsordnung u. dergl. griffen in die gerichtliche Thätigkeit erfolgreich wirkend ein.

Für die unteren Kreise ward nicht minder emsig gearbeitet. So durch Polizeiordnung, Wildererordnung, Bergbauordnung, Verordnung

gegen fleischliche Vergehen, Barbier- und Badeordnung, Bauordnung, Taxordnung für Handwerker, Verbot der Einfuhr fremder Weine, Metzger- und Schäferordnung, Zoll- und Accisordnung, Kirchengutordnung u. s. f.

Das ward die Unterlage für den materiellen Neubau des Landes.

Diese beiden Beispiele, deren Vermehrung unnütz erscheint, mögen genügen, um eine Einsicht zu gewinnen, wie mühevoll und allgemach der Wiederaufbau unter Trümmerhaufen ins Werk geführt werden mußte.

Es wäre mehr als unmenschlich gewesen, wenn die damalige deutsche Fürstengeneration einem Lande, das allüberall zerrüttet lag, ohne ungesäumt Hand anzulegen zum gebieterisch dringenden Neubau, hätte den Rücken kehren wollen, um in gemüthlicher Ruhe den fürstlichen Launen und Lüsten nachhängen zu können. Und in den Momenten drückendster Noth hat auch keines der damaligen Territorialhäupter den Tribut der Nothwendigkeit verweigert. Denn wie konnte man anders: war doch Deutschland politisch gänzlich zerstückelt, und statt des alten eingebildeten kaiserlichen Herrn hatten die Landschaften nun ein faktisch anerkanntes patriarchalisches Regiment mit absolutistischer Zuspitzung erhalten; die Zuversicht der Solidarität war aus den bürgerlichen Kreisen verschwunden: von obenher erwartete man Befehl und Verordnung für Thun und Lassen; von obenher mußten drum auch die Antriebe erfolgen zum Wiederaufraffen aus dem dreißigjährigen Wuste.

Man kann's daher ebensowohl ein Erzeugniß des Entwickelungsganges nennen, den die politischen Verhältnisse Deutschlands seit den Zeiten der Reformation durchlaufen haben, als ein Product der materiellen Nothwendigkeit, daß jetzt allenthalben der Absolutismus zu unbestrittenem Siege gedieh. —

Doch damit ist bereits das Gebiet der gesellschaftlichen Zustände berührt, wie sie sich nach dem Kriege darstellten. Ihre Charakteristik mag die letzte Seite in dem bisher durchgeführten Bilde abgeben.

Anmerkungen.

[1]) Vgl. E. Zeller, die Philos. d. Griechen (2. Aufl.) I. 463 ff. — „*Ἡράκλειτος ἔλεγε· πόλεμος πατὴρ πάντων.*“

[2]) „*τὸ ἓν διαφερόμενον αὐτὸ αὑτῷ ξυμφέρεσθαι*“, bei E. v. Lasaulx, Philos. der Geschichte, einem Buche, das den ultramontanen Charakter seines Vfs., trotz aller Vorzüge, nicht verläugnet: ich bemerke z. B. nur das Eine als bezeichnend, daß bei der Nachweisung der geschichtsphilosophischen Gesetze für deren Beweis nie eine Analogie aus der Reformationszeit, auch wo der Anlaß vor der Nase lag, entnommen ward.

[3]) A. a. O. S. 168. Vgl. Rom. 11, 36. — Cor. I., 15, 28.

[4]) „Alte Prophezeihungen wurden hervorgeholt und ein furchtbarer Krieg verkündigt; ‚ein geringes Land‘, hieß es, ‚werde mächtige Thaten verrichten, und einem großen nordischen Löwen Alles gelingen.‘“ — Häußer, pfälz. Gesch. 2, 294 f.

[5]) A. F. 11, 1307.

[6]) Als hierzu hauptsächlich benutzte Schriften führe ich an: Müller, Forschungen u. s. w. 2. Lieferung, u. d. T.: das Söldnerwesen in den ersten Zeiten des 30jähr. Kr. Dresd. u. Leipz. 1838. — Gfrörer, Gustav Adolph (2. Aufl.) S. 901—925. — Biedermann, Deutschland, II, 1. S. 29 ff. — Philanders von Sittewald (= Wildstädt) Gesichte, 2. Theil (Straßb. MDCL), S. 569—858. — J. Scherr, deutsche Cultur- und Sittengesch. (2. Aufl.) „die 30jähr. Kriegsfurie.“ — Zerstreutes in Müller und Falke, Ztschr. f. D. KG. — Den meisten Stoff bot G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 2. Bd.: das Hierhergehörige füllt beinahe die Hälfte desselben. — Das rein Taktisch-Militärische werde ich links liegen lassen. Wer hiervon Näheres wissen will, kann sich füglich am Besten unterrichten aus: W. Rüstow, Gesch. d. Infanterie. 2. Band (Gotha 1858) S. 3—134; J. Heilmann, das Kriegswesen u. s. f. 1850. — F. W. Barthold, Gesch. d. Kriegswesens d. Deutschen; Buch 4, Cap. 5. — Heilmann und Barthold, Ersterer ausführlicher, vereinigen die cultur-historische und die rein militärische Seite des Krieges.

[7]) „Das Werbegeschäft selbst wurde folgendermaßen angestellt: Waren nicht Hauptleute oder Oberste vorhanden, die, wie das oft vorfiel, von anderen Gelegenheiten her Truppen in Bereitschaft hatten und nun in Bausch und Bogen mit dem sie miethenden Theile abschlossen; so ertheilte man Officieren ‚von Haus aus‘, schon bestallten und in Wartegeld stehenden Befehlshabern, zu diesem Zwecke Werbepatente. Diese schickten wieder ihre Unterbefehlshaber mit beglaubigten Abschriften davon und sonstigen Vollmachten, womöglich aber mit vollem Beutel, nach allen Himmelsgegenden aus. Es erfolgte in Städten und Dörfern das s. g. Umschlagen, d. h. die Werber zogen unter Trommelschlag auf, verkündigten den Zweck ihrer Anwesenheit, nannten die Bedingungen, zahlten den Werbegulden und das Laufgeld, und be-

stimmten den Musterplatz, an welchen sich die kriegslustige Mannschaft begeben sollte."— Müller, a. a. O., S. 6.

[8]) Vgl. Freytag, a. a. O. 2, 62 f.

[9]) Müller, a. a. O. S. 19.

[10]) Ebendas. 13. 15. — Ich theile hier ein von Müller in Anordnung und Ansatz etwas abweichendes Schema mit (vom J. 1623) aus: G. Krause, Urkunden, Actenstücke und Briefe zur Gesch. d. Anhalt. Lande und ihrer Fürsten unter dem Druck des 30jähr. Krieges. Lpz. 1861. I. S. 8 f.

a. Ungefährlicher Anschlag, was monatlich auf eine Compagnie zu Fuß von 125 Mann, sammt den Officieren aufgehen wollte:

150 fl.	dem Capitän zur Besoldung.
48 "	dem Capitän auf dessen Staat und Wagen.
60 "	dem Lieutenant.
50 "	dem Fähnrich.
25 "	dem Musterschreiber.
46 "	— Zweier . . . (unleserlich).
20 "	dem Capitain d'armes.
20 "	dem Fourier.
60 "	vier Corporalen.
100 "	auf 10 Pickenier, auf jeden 10 fl.
90 "	wieder auf 10 Pickenier, auf jeden 9 fl
176 "	auf 22 Pickenier, jedem 8 fl.
180 "	auf 20 Musquetirer, jedem 9 fl.
160 "	auf 20 " " 8 fl.
287 "	auf 41 " " 7 fl.
30 "	auf 3 tambours.
20 "	dem Feldscherer.
10 "	dem Profoß.

Summe: 1546 fl. (unleserlich) monatlich.

b. Ungefährlicher Anschlag, was monatlich auf eine Compagnie von 115 Mann zu Roß aufgehen möchte:

Rittmeister	250 fl.
Lieutenant	90 "
Cornet	80 "
Quartiermeister	25 "
3 Corporale	75 "
Musterschreiber	15 "
3 Trompeter	45 "
Dem Feldscherer	15 "
Dem Fahnenschmied . . .	15 "
Dem Sattler	15 "
Dem Profoß	15 "
Auf des Rittmeisters Wagen	48 "
Summe	688 fl.
115 Pferde mit den Officieren, jedes 15 fl., thut den Monat	1725 fl.
Monatssumme	2413 fl.

Mehr hierüber bei J. Heilmann, a. a. O. Abschn. I—IV. (S. 1—90).

11) Vgl. A. J. B. Heunisch, das Großherzogthum Baden. Stuttg. 1839. S. 113.

12) S. z. B. Müller, a. a. O. S. 27 f.; Krause, a. a. O., an vielen Stellen.

13) „Die Wörter kamen von den Niedersachsen: kippen sowohl auf der Geldage betrügerisch wiegen, als auch Geld beschneiden, und wippen, das schwere eld von der Wagschale werfen." Freytag, a. a. O. 2, 151.

14) Pescheck, Gesch. d. Ggref. in Böhmen, II. 280 f.

15) S. hierüber Gfrörer, G. A., 992 f.

16) Mitgetheilt bei E. Weller, die Lieder des 30jähr. Kr. Basel 1855. S. 263 f. as andere findet man in vielen Chroniken aufgenommen.

17) Auf politisch-satyrischen Holzschnitten aus dem dreißigjährigen Kriege sind e Fürsten jener Zeit häufig als Badergesellen dargestellt, die den Völkern gehörig chröpfköpfe auflegen und die Ader schlagen: statt des Blutes rinnen dann Goldlcke hervor. — Riehl, Culturstudien, S. 45.

18) Philander, II. 549: „Darnach ist Ursach solcher Zerrüttung die Unvorsichtigit der Fürsten, die Krieg führen wollen. Zwar an heilsam scheinenden gleißenden äthen und Verordnungen mangelt es nicht: alle Buchläden sind voll Kriegsordnungen, oldatenregulen und dergleichen, an welchen allen doch die Handhaben vergessen sind, s ist, der Sold." Das. S. 564 f.: „Wer aber Ordnung machen will, der muß r Handhaben nicht vergessen; dann gute Gesetz und Ordnungen ohne Handhaben, gt D. Henning Göden von Havelberg, sind wie eine Glocke ohne Schwengel. riegsdisciplin ist eine schöne Ordnung, aber Geld ist die Handhabe. Ordnung ist ne schöne, feste Besatzung, aber Geld ist ihre Losung. Ordnung ist wie eine Glocke, eld ist ihr Schwengel, ohne den sie weder läutet oder nutzet."

19) „Relation derer Geschichten, ritterlichen Thaten und Kriegshandlung, so err Ernst Graf zu Mannsfeld, Markgraf zu Castel novo u. s. f., Ihr Fürstlichen urchlaucht zu Savoyen, hernach der Krone Böhmen und deren incorporirten Länder eldmarschalk, nun aber General einer Armada in Teuschland auf Kurpfalz Seiten, seinen hohen tragenden Kriegsämtern verrichtet und mit seinem unterhabenden riegsvolk ins Werk gesetzet." 1622. 4°. 91 ff.

20) Philander, 2, 561.

21) Ein Onomastikon der „Feld-Sprach" theilt Moscherosch mit, a. a. O., . 629—652. Selbst das Hebräische st darin vertreten, z. B.: Adone (Gott), Beth aus), Mackum [sie!] (Stätte, Ort), Lehem (Brot).

22) A. a. O. 920 f. Vgl. den Abdruck bei Heilmann, S. 221—266.

23a) Die Schweden haben's denn auch im Handwerk weit genug gebracht. So ißt z. B. eine Stelle aus dem Context eines Erlasses des schwedischen Feldherrn aner an seine in der Lausitz (1639) unmenschlich wüthenden Truppen: „— indem hr die Landesältesten, auch Andere von Adel, Bürgermeister, Rathsverwandte, ehrche Bürger und männiglich mit lauter Injurien, mit Prügeln und Fußtreten barrisch traktiret, — — mit Vorgeben, daß alle die Einwohner und Contribuenten ure Sklaven, Hunde und Leibeigene wären, mit denen ihr nach eigener Beliebung nd leichtfertigem, ehrvergessenem Willen umzugehen Macht hättet —." (Hering, eschi. d. sächs. Hochlandes, I. 353.) — Und bei Geijer (Gesch. Schw. 3, 306.[2]) ißert sich derselbe Feldherr: „Es wäre kein Wunder, wenn sich die Erde eröffnete, nd Gottes gerechtes Verhängniß solche ehrvergessenen Frevler verschlänge." — Der eschichtschreiber der Schweden, Chemnitz, erzählt zum Herbst 1634: „Sie litten r keine Ordnung, sondern hauseten, daß Obrigkeiten und Unterthanen gerechtes rauen vor ihnen hatten. In Summa, sie erwiesen sich in stetem Zechen und

Banketiren, mit gewaltsamen Erpressungen und Abnöthigung von Geld und Geldeswerth, Prügeln, Hauen und Stechen, ja Todtschlagen und Niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen hergegangen." — Man kennt den vielberufenen ‚schwedischen Trunk'.

[23b]) Man erlaube die Anführung einzelner Scenen aus Moscherosch's Philander. (II. 582 f.) „. . . sobald ihm aber mit einem langen Rohr ein Schuß worden, also daß er ums Leben bat, wegen sieben unschuldiger kleiner Kinder, so er zu Haus hatte, war ihm zwar, bis er wieder herauskommen, das Leben versprochen, aber alsobald von einem Andern mit einem Säbel der Kopf in zwei Stücke gehauen, mit den Worten: ‚Es ist besser, du sterbest, du Hund, als daß wir Alle verrathen würden.'" (ibid.) „. . . Dem Einen wurden beide Hände auf den Rücken gebunden, und mit einer durchlöcherten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, welches, so man es nur ein wenig an- oder auf- und abgezogen, dem elenden Menschen solche Marter verursachet, daß er oft den Tod geschrien, aber um jeden Schrei vier Streich mit der Karbatsche auf die Waden halten mußte: ich glaube, der Kerl hätte sich selber entleibt, wo er seiner Hände gebrauchen können, nur um dem Schmerze zu entkommen. Einem Andern wurde ein Seil mit vielen Knöpfen um die Stirn gebunden, und mit einem Knebel hinten zu, oder dem Nacken zusammen gedrehet, daß ihm das helle Blut zu der Stirne, zu Mund und Nase, auch zu den Augen ausfloß, und der arme Mensch wie ein Besessener aussah." (Das. S. 592 f.) „. . . Mit Jammer sah ich da, von der Höhe hinab, in einem nahe gelegenen Weiher, in welchem, weil das Wasser abgelassen, und der Weiher trocken lag, vier Bauern als Pferde an einen Pflug gespannt, zu Acker fahren, daß mir dann Herz und Augen übergingen, aus Erbarmen, weil ich sah, wie übel die elenden Leute ihr Leben erhalten mußten, und doch noch so grausamlich um Geld gemartert wurden, aber ich durfte mich einigen Mitleids nicht anmaßen öffentlich." Endlich ein weiter ausgeführtes Bild (das. S. 611—618): „. . . Der gute schwarze Bschiderich (in der ‚Feldsprach' = Amtmann) fuhr zu Acker mit zwei Knechten, hatte drei Schildwachen ausgestellt, und auf Bäumen sitzen, und sieben Musquetiere zur Sicherung bei sich. Er selbst stand mit drei Rohren und einem Fäustling in hiebeigesetzter Postur (folgt S. 612 eine Abbildung): in welcher Postur er etliche Jahre, mit Gefahr seines Lebens, ihm und seinen Kindern das Brot auf dem Acker sorglich und säuerlich erringen müssen. — Sobald aber jetzt die Reiter merkten, daß die Schildwachen unachtsam um sich sahen, wischten sie wie ein Blitz aus dem Walde hervor und auf die Pferde, ehe man es recht gewahr worden: welche auch, weil die Knechte wider ihre Abrede dem Städtlein zueilen wollten, und unter Weges zu Fall kamen, inmitten der Matten (Wiesen) außer dem Schuß, neben dem Rindvieh, verloren worden. — Der Bschiderich selbst war von uns wegen veränderter Kleidung, zu seinem Besten, nicht erkannt, sonst man ihn ohne Zweifel, mit Verlassung des Viehes, allein hinweggenommen, und, wie es zuvor verabredet war, in Stücke gehauen hätte: weil er bei unsrer Gesellschaft durch lose Leute mit allerhand aufgedichteten Sachen angegeben gewesen. So aber, nachdem solcher Verlust ihn in großen Mangel gebracht, den Ort endlich doch, zur Rettung seines Lebens und Vorkommung seiner Kinder, zeitlichen und ewigen Untergangs (d. i. zur Verhütung des z. u. e. U. s. K.), sammt Allem verlassen müssen: bis ihm Gott hernach anderwärts durch hochgutthätige Heldengemüther seine Unterhaltung wunderbarer Weise, wider aller Leute Hoffen, Meinung und Vermuthen bescheeret, welchen Gott durch seine väterliche Gnadenhand, unter beständiger Heldengemüther Hülfe, allmächtiglich, und seinen Kindern zu christlicher

Auferbauung bis zu einem ſeligen Ende erhalten wolle. — Alſo zogen wir mit dem Vieh davon, dem Boten, der uns geführet, war ein alt ſchmutzig Pferd, ſo uns unterwegs auf zwo Meilen in einem Garten aufgeſtoßen, zur Verehrung gegeben, mit dem machte er ſich beiſeits. — Doch ſollte uns dieſer Handlung ſchier gereuen. Denn nachdem wir bis gegen Nacht abwärts geritten, und nun achteten, daß wir außer aller Gefahr ſein würden, zumal wir zuvor wiederholentlich unverſehrt durchgekommen, ſo begaben wir uns in ein Dorf, etwas abweg gelegen, allda ein Stück Brot, Salz und Knoblauch zu eſſen, und einen Trunk guten Waſſers, ſo in dieſem Dorfe zu finden iſt, zu thun: inſonderheit aber den Pferden, denen wir oftmals das Leben ſchuldig waren, ein Futter zu geben; und um mehrerer Gewißheit willen, ſo ſtellten wir, unſerm löblichen Brauch nach, unſre Schildwache vor das Haus, und machten ein gut Feuer mitten in der Stube, daß es zu den Läden ausſchimmerte, denn es waren da keine Fenſter zu finden von vielen Jahren her. Wir aber legten uns beſſer hinauf in das vierte Haus von gedachter Schildwache, in welchem wir uns ſtille hielten. — Etliche Bürger und Knechte aus obgedachtem Städtlein, ſammt einem Kaufmann, der uns noch nachſtellete, nachdem ſie dergleichen Verluſt oftmals von uns empfangen hatten, wurden eins, uns dieß Mal zu verfolgen, wie ſie denn mit etwa 20 Feuerrohren auf unſrer Spur, und um Zeit 9 Uhr in gedachtes Dorf kamen. — Sobald unſre Schildwache deren gewahr worden, und nach geſchehenem Anrufe einen Schuß zur Loſung unter ſie gethan gaben ſie mit hellem Haufen Alle Feuer zu den Läden deſſelben Hauſes hinein, nicht anders dafür haltend, als daß wir ſämmtlich darin ſitzen würden. — Unſre Schildwache war zwar erſchoſſen, wir aber indeſſen gewarnet, zu unſrer Hinterthür hinaus, auf die Pferde, und hinter dem Dorf herum, und ehe ſie wieder zur Ladung kommen konnten, waren wir ſchon von hinten an ihnen, und ſchoſſen in der erſten Haſt 7 nieder, unter welchen auch der Kaufmann war; 5 bekamen wir gefangen; die Anderen ſind durch das Geſträuch, wie denn das Dorf ganz öd und verwachſen iſt, davon gekommen. Doch waren es 5 der Vermöglichſten, denen wir ſofort die Neſtel aus den Hoſen, wie auch die Hoſenbendel abnahmen, daß ſie nicht laufen konnten, und banden ſie, jeden beſonders, daß ihnen das Blut zu den Nägeln ausdrang. — Als nun die Andern alſo abgefertiget worden, daß ihrer Keiner mehr unſer begehrte, blieben wir in gedachtem Dorf bis gegen Tag. Einer von den 5, der reichſte, ward hierauf erſucht, daß er zu ſeiner Erledigung den erſchoſſenen Soldaten mit 300 Dukaten bezahlen ſollte — Man hätte es zwar noch bei 100 bleiben laſſen: ‚Aber wie,‘ ſprach er in Halsſtarrigkeit, ‚ſoll ich für einen nichtswerthigen Kerl ſo viel geben.‘ Welche Wort den Grſchwbtt ſo ſehr verdroſſen, daß er Angeſichts der Anderen, dieſem den Kopf mit dem Säbel in Einem Streich entzweiſchlug, und kaum den linken Fuß noch einmal zwei reckte, welcher ausgezogen ward, und da liegen geblieben. — Deßwegen 2 andere um gedachte 300 Dukaten angeſucht worden, die ſich aber mit der Unmöglichkeit entſchuldigten, und ob man ihnen ſchon zu verſtehen gab, daß man auch noch weniger nehmen würde, wollten ſie doch ſich mit uns nicht einlaſſen, ſondern, wie verſtockte Leute, ſprachen, daß ſie eher ſterben müßten, als daß ſie ſolches Geld geben könnten. Deßwegen Grſchwbtt, noch mehr entrüſtet, ſprach, daß ſie ohne weiteres Schwätzen ſpielen ſollten, welcher erſchoſſen würde: Einer aus der Geſellſchaft gab Würfel her, und gleich mußte der, ſo es verſpielt hatte, zur Thür hinaus, gebunden. Er bat aber den Andern, daß er ſein Weib und Kinder, deren er 4 hatte, ſeinetwegen ſegnen ſollte, welche Worte mir die Augen übertrieben, wann ich ſie höre, und denke, wie mir in gleichem Falle oft zu Muth geweſen. — Und als er hinaus

kam, und ihm Einer ein langes Rohr mit aufgezogenem Hahn entgegen hielt, nahm er selbst — dem Schmerz desto eher zu entrinnen — das Rohr vorne, und hielt es gerade gegen sein Herz. — ‚O wehe, nein,‘ sprach der Gesell, ‚so ists nicht gemeint: dich mit einem einzigen Schuß zu tödten, das wäre keine Strafe: du mußt also geschossen werden, daß du lange Marter leidest, und also nicht nur Ein Mal, sondern vielmal den Tod ausstehen müssest.‘ Derowegen schoß er ihm mit drei Rollkugeln das rechte Knie entzwei, daß er gleich zu Boden fallen mußte, und um Gotteswillen bat, daß man ihn doch vollends erschießen möge; aber das konnte ihm nicht gedeihen, sondern er ward bei demselben Fuß genommen, und der Schenkel wie eine Garnwinde herumgedrehet, und also auf- und abgezogen, bis er von Ohnmachten und Schmerzen um die Welt Nichts mehr wußte. — Der Andre aber, welcher sich ledig gespielt hatte, damit er gleichwohl ohne Denkzeichen nicht entginge, ward erstlich halb lahm geprügelt, darnach in einen Backofen gestoßen, mit vielem Stroh, so sie hernach anzündeten, daß wir ernstlich anders nicht meinten, er wäre wegen der Schläge und des Rauches schon todt und erstickt, bis das Stroh in volle Flamme kam; da sollte man gesehen haben, wie er gleichwohl zu Schutz seines Lebens, durch die Flammen durchkroch, und also mit dem Gesicht herab auf die Erde fiel, ob er todt wäre gewest. — Als es aber gegen Tag ging, und sie beide wieder zu sich selbst kamen, hoben sie ein solch Zetergeschrei an, daß es ein Gräuel war zu hören; sie meinten aber, die Gesellschaft dadurch anzubringen, daß sie vollends erschossen würden: denn der Brand hatte den Andern im Gesichte so übel zugerichtet, daß ihn gedäucht, es wäre hölliſches Feuer um ihn: aber man wollte sie noch mehr Marter erleiden lassen.“

[24]) Ein diaboliſcher Zug ging durch das Leben der Heere. Man vgl. Moſcheroſch, a. a. O., S. 735: ‚Warum bei heutigen Kriegen wenig Glück sei.‘ — „Vorzeiten, wann man hat zur Feldschlacht, oder zu einem Scharmützel, oder auf Partie gehen wollen, so hats geheißen: ‚Wir wollen fort, in Gottes Namen‘. ‚Nun, ihr Brüder, fort in Gottes Namen. Ein jeder spreche ein Vaterunser, und befehle sich Gott, denn der Feind ist da, es wird jetzt an ein Treffen gehen‘. ‚Nun, Gott helf: haltet euch redlich, ihr Brüder, und denket an Gott, und an unsern gnädigen Herrn, und thut Alle das Beste‘. Da hats denn gegolten, und ist Glück dabei gewesen. Aber heutigen Tages, es gehe für Scharmützel vor, was immer wolle, wo ist Einer, der in Gottes Namen daranginge, oder sein Gebet zu Gott thäte. Da heißt es jetzt: ‚potz hundert tausend Sack voll Enten‘; ‚auf, ihr Burſche‘; ‚daß dich der Donner und der Hagel mit einander erschlage‘; ‚in die Wehr, der Feind ist da‘; ‚drauf, ins Teufels Namen‘; ‚fort, ihr hundert sapperments Bluthunde, daß euch ’s Wetter erschlag, druckt druff‘; ‚gebt Feuer, daß dich der Hagel erschlag, ihr Burſch, alle miteinander‘; ‚halt Trupp, daß dich potz hundert tausend Sappersment schände‘; und was dergleichen schreckliche Morgen- und Abendsegen mehr sind. ‚Stehet auf, daß euch der Hagel erschlag‘; ‚marschirt, daß euch der Donner erschmeiß‘; ‚freßt, daß euchs der Teufel segne‘; ‚sauf, daß dir ’s hölliſch Feuer in den Hals fahr‘; ‚legt euch nieder, daß euch der Teufel mög’ holen‘ u. s. f. Wie wollt es dann, ihr, meine lieben Herren, möglich sein, daß ihr solltet Glück und Segen zu hoffen haben, da ihr doch alle unter einander selbst also verfluchet: das Haupt den Soldaten, der Soldat das Haupt; daß es Gott im Himmel selbst erbarmen möchte.“ So lautet dem entsprechend der Canon der Soldateska-Moral in diesen letzten wüsten Zeiten (l. c. S. 735):

„Der ist des Teufels, der barmherzig ist.
„Der ist des Teufels, der nicht tödtet.

„Der iſt des Teufels, der nicht Alles nimmt.
„Der iſt des Teufels, der nicht Alles redet.
„Der iſt des Teufels, der nicht fluchet, ſaufet, huret.
„Der iſt des Teufels, der betet.
„Der iſt des Teufels, der der frömmſte iſt.
„Der iſt des Teufels, der in die Kirche gehet.
„Der iſt des Teufels, der Almoſen gibt" u. ſ. f.

aſ. S. 619: „. . . in zweien Tagen waren dieſe (geſtohlenen) Pferde und Kühe rch die Gurgel, dann es war weder Beſchuß noch Gedeihen dabei, und mußten s oftmals krank, und ſelbſt den Tod daran freſſen: das macht der Segen, ſo uns rüber ward geſprochen."

[25]) Ibid. S. 713. „Es haben die Kriegsleute viel Aberglaubens im Streit, ı ſich Einer S. Georgen, der Andere S. Chriſtoffel befiehlt, Einer dieſem, der ndre dem Heiligen. Etliche können Eiſen und Büchſen beſchwören. Etliche können oß und Reiter ſegnen. Etliche tragen S. Johannis Evangelium, oder ſonſt Etwas ı ſich, darauf ſie ſich verlaſſen; dieſe alleſammt ſind in fährlichem Stand: denn ſie auben nicht an Gott, ſondern verſündigen ſich vielmehr mit Unglauben an Gott, ıb wo ſie ſterben, müſſen ſie auch verloren ſein. — Si tibi Christus adest, fiet tibi anea murus." Vgl. dazu noch Freytag, a. a. O., 2, S. 68 ff.

[26]) Aretin, Beitrr. z. Geſch. u. Lit. II. St. 3. S. 74 f.

[27]) (Vulpius) Curioſitäten der phyſik.-lit.-art.-hiſt. Vor- und Mitwelt, 8, 344 f.

[28]) Zuſammengeſtellt bei Raumer, Europa, a. a. O., 3, S. 605—608.

[29]) Aus Batkin's excidium Germaniae, mitgetheilt bei W. Menzel, Geſch. der eutſchen, 5. Aufl. 3, 352.

[30]) Hauptquelle hiefür: Peſcheck's Geſch. der Gegenref. II.

[31]) Das bisher Mitgetheilte nach Häuſſer, Geſch. der rhein. Pfalz II.

[32]) J. P. Kayſer, hiſtor. Schauplatz der Stadt Heidelberg. Frankf. a. M. 1733.

[33]) J. G. Rieger, Beſchr. von Mannheim.

[34]) Chr. Th. Schuch, Geſch. v. Ladenburg.

[35]) J. G. Lehmann, Landau in der Pfalz.

[36]) S. F. Gehres, Pforzheims kleine Chronik.

[37]) Derſ., kleine Chronik der Stadt Durlach.

[38]) F. Höck, Geſch. des Pfarrdorfes Rußheim bei Karlsruhe.

[39]) J. Schaible, Geſch. des bad. Hanauerlandes.

[40]) K. Walchner, Geſch. der Stadt Pfullendorf.

[41]) Chr. F. Herbſt, Geſch. des Dorfes Munding en im Breisgau.

[42]) Th. Mallinger's (aus Villingen) Tagebücher, abgedr. in F. J. Mone, uellenſammlung der bad. Landesgeſch. 2, 528 ff.

[43]) H. Schreiber, Geſch. d. St. Freiburg i. B., Thl. 4.

[44]) J. Eiſelen, Geſch. u. Beſchr. d. St. Conſtanz.

[45]) Schleicher, Beitr. z. Geſch. d. St. Villingen, beſ. Anno 1634.

[46]) W. Havemann, Geſch. der Lande Braunſchweig und Lüneburg. Bd. 3. — üne, Geſch. v. Hannover und Br. gibt kein erkleckliches Material.

[47]) O. Klopp, das Herzogthum Lüneburg in den Jahren 1626 und 27 in der eitſchr. des hiſtor. Vereins für Niederſachſen, Jahrg. 1858. Hannov. 1860.

[48]) L. v. Orlich, Geſch. d. preuß. Staates im 17. Jahrh. I.

49) Barthold, Gesch. v. Rügen u. Pommern. 4, 2. — Man konnte mit Recht aus diesem Werke für das hier behandelte Thema mehr Stoff erwarten, als eine so allgemein gehaltene Phrase.

50) Mitgetheilt von Karow (aus dem älteren Freienwalder Kirchbuch des Pastor Severin) in den „Balt. Studien" IV. 2. Stettin 1837.

51) Hering, a. a. O. 1, 423 ff. — 2, 90.

52) Hasche, Magazin der sächs. Gesch. 4, 305. 471 ff.

53) Nach Menzel, a. a. O., 4, 111 f.

54) Theatr. Eur. 2, 248.

55) B. Kühn, in Zeitschr. des Vereins für thüring. Geschichte, 1, 251 ff.

56) Krause, a. a. O.

57) Freytag, a. a. O., 2, 204 f.

58) F. W. Hoffmann, Gesch. der St. Magdeburg; 3. Bd. — H. Rathmann, Gesch. der St. Magdeburg IV, 2.

59) Chronik der Stadt Belgern und Umgegend, von C. R. u. G. H. Bertram.

60) E. F. Keller, die Drangsale des nassauischen Volkes und der angrenzenden Nachbarländer in den Zeiten des 30jähr. Kr. Gotha, 1854.

61) Mitgetheilt von Dr. W. Stricker, in der Zeitschr. f. deutsche Cultur-G. von Müller und Falke. 1856. S. 292 ff.

62) Fränk. Archiv (1790). 1, S. 155.

63) L. A. W. Marx, Gesch. der Reichsst. Nürnberg. — H. Chr. Beck, Chron. der Stadt Weinfurt, bot nichts Erkleckliches.

64) J. H. Jäck, Allgem. Gesch. Bambergs.

65) J. W. Pezoldt, Chronik von Schwabach.

66) Dr. G. Th. Chr. Fronmüller, Gesch. Altenburgs und der alten Feste bei Fürth. — Ueber das Markgrafthum Ansbach s. d. angef. Zeitschr. 1857. S. 531.

67) G. Brückner, in der angef. Zeitschr. Jahrg. 1857, S. 237.

68) Zschokke, bayer. Gesch. 3. Bd.

69) J. Gerstner, Gesch. der Stadt Ingolstadt.

70) Westenrieder, Beitr. 2, 423.

71) v. Löwenthal, Gesch. der Stadt Amberg, S. 343

72) Stetten, Gesch. der Stadt Augsburg, 2, 369.

73) Hormayr, die goldn. Chronik von Hohenschwangau.

74) Dr. K. Pfaff, Gesch. Würtembergs. III. 1.

75) Dr. F. L. J. Dillenius, Chronik der Stadt Weinsberg.

76) K. Klunzinger, Gesch. der Stadt Laufen am Neckar.

77) J. B. Haggenmüller, Gesch. der Stadt und Grafschaft Kempten; — Oberländische Jammer- und Strafchronik 1660. S. 67 ff.

78) Dr. K. Pfaff, Gesch. d. Reichsst. Eßlingen; ders. in der angef. Ztschr. 1858. 1 ff. 89 ff. — Hier ist u. A. eine Stelle aus einer Urkunde vom 5. Juli 1659 mitgetheilt: „Gewiß," heißt es, „erinnern sich noch alle Einwohner der Stadt, die das Alter haben, in was für einen unaussprechlichen Jammer, Angst und Noth Eßlingen im verflossenen dreißigjährigen Kriege, insonderheit vor 20, 22, 23 und 24 Jahren, nach der Nördlinger Schlacht, gerathen, und in welcher Todesangst und Gefahr des Niederhauens, Ausplünderns und Mordbrennens wir allhier gestanden, wie der Gestank des Heerlagers in unsern Gassen gerochen, da die ganze kaiserliche Kriegsmacht über die Felder, die ganze spanische Armee aber mit erschrecklichem Heerzug gar an die hiesigen Stadtthore angezogen gekommen, was mit Zittern und

Grauſen von Kleinen und Großen auf der Stadtmauer geſehen werden konnte. Wie von den benachbarten, erbärmlich verbrannten Orten der Rauch, die Flammen und die Funken in unſre Stadt geflogen, wie jämmerlich viele unſrer Bekannten und Nachbarn niedergehauen, ausgezogen, geſchoſſen, geſchlagen und gefangen vor unſre Stadtthore gebracht, wie auch darauf die hieſige Stadt und Bürgerſchaft mit unverträglicher, harter Quartierlaſt ausgeſogen, gepreßt und gedrückt, auch etliche Bürger mit Weib und Kind von den Soldaten gequält, geſchlagen und tribulirt wurden, und Niemand ſeines Lebens, ſeiner Habe und Güter auch nur eine Stunde ſicher war. Darauf dann ein unerhörtes, ſchreckliches Sterben erfolgte, wo die Menſchen täglich dahinfielen, ſo daß allein in hieſiger Stadt in einem Jahr 8—9000 begraben wurden und hernach eine grauſame Hungersnoth entſtand, ſo daß in unſrer Nachbarſchaft viele Hunderte verſchmachteten, und zur Stillung des Hungers ſelbſt das Gras auf dem Felde, und andre unmenſchliche Speiſen, verrecktes und würmiges Roßfleiſch vom Schinderwaſen, Katzen und Hunde, an einigen Orten ſogar todte Leichname verzehrten."

79) Vgl. F. W. Barthold, Geſch. der deutſchen Hanſa, 3, 514 ff.

80) Falke, Geſch. des deutſchen Handels, 2, 152 ff.; 242 ff.

81) Freytag, a. a. O., 2, 93 ff.

82) F. W. Barthold, Geſch. der deutſchen Städte, 4, 450—468. — Freytag, a. a. O., 2, 175 ff.

83) Vgl. Häuſſer, a. a. O., 2, 580 ff.

84) Bezeichnend iſt an dieſer Stelle auch ein Zug aus einem Tagebuch, das einen fragmentariſchen Nachweis liefert von des Kurfürſten Privathaushalt: — „eine Hure zu Billikheim (sic), ſo Zwillinge gehabt, (bekam) 3 Gulden." — Häuſſer, a. a. O., 2669.

85) Pfaff, a. a. O., 3, 2, S. 6.

86) A. a. O. S. 12.*

87) Ebenda.**

88) S. 13.*

Drittes Buch.

Das ſociale Moment.

Erstes Capitel.

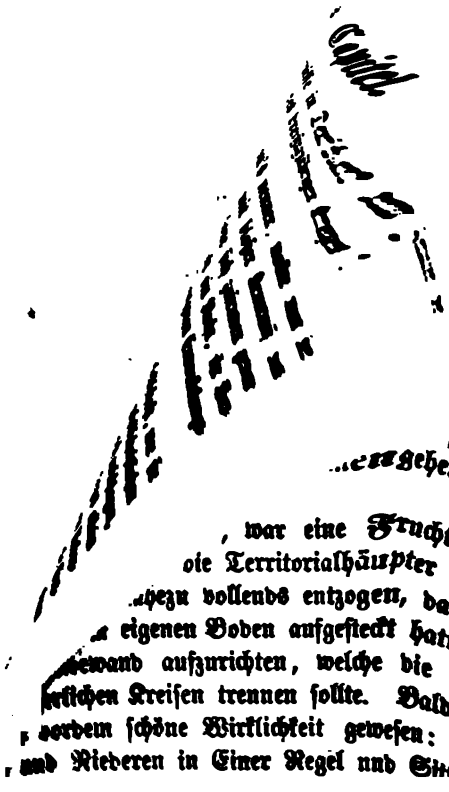
kblick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland vom Zeitalter der Reformation an bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges [1]).

Oberflächliche Auffassung müßte man's nennen, wollte man bei lundung der gesellschaftlichen Zustände mit bloßer Kenntniß des mentanen Charakters der socialen Schablone sich zufrieden geben: m wenn irgend etwas, so hat die Gesellschaft ein Recht, ihr Ver- ndniß als durch die Einsicht in ihre voraufgegangenen Entwickelungs- en bedingt zu betrachten.

Nicht anders stellt sich's bei Musterung der Gesellschaft, wie sie 30jährige Krieg hinterlassen hat. Mag man die auf die gesellschaftlichen ziehungen tief einschneidende Gewalt desselben noch so hoch anschlagen, bloßer Vertiefung in das Wesen und den Gang des Krieges allein das volle Verständniß der aus dem Kriege hervorgegangenen Ueber- e in alle Wege nicht erreicht; nothwendig erscheint, die sociale Ent- kelung Deutschlands vom reformatorischen Impulse an in seinen undzügen zu erforschen.

Mußte es den politischen Betrachter der reformatorischen Ent- elung oft tief schmerzen, die durch sie gebotenen politischen Factoren Deutschland einen um den andern zunichte gemacht, und damit den tischen Lebensgeist des deutschen Volkes auf unberechenbar lange t hinaus verderbt zu sehen: so stellen sich demjenigen, der die rmatorische Gährung in den verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen utschlands verfolgt, lange Zeit ungleich erfreuendere Aussichten dar.

Die Reformation hat eine Gesellschaft vorgefunden, die nahezu allen Classen dem Sinnenhange unverhältnißmäßig verfallen war; t entfernt, daß der allenthalben vorhandene Wohlstand und Reich- m die Triebe des Geistes geweckt hätte, herrschte bei Hohen und deren Völlerei und Sittenrohheit, an Cynismus stand der Fürst Edelmann dem Bürger und Bauer in keinem Stücke nach, und e mochten sich im Nothfalle hierin entschuldigt halten durch den unternden Vorgang des Clerus.



...olche Gestalt
...ergehen mit dem

, war eine Frucht der reform
die Territorialhäupter sich der Ob
...hezu vollends entzogen, das Banner de
... eigenen Boden aufgesteckt hatten: da galt
...ewand aufzurichten, welche die fürstlichen H
...lichen Kreisen trennen sollte. Bald ward zum
...ordem schöne Wirklichkeit gewesen: das Zusa
und Niederen in Einer Regel und Sitt

gegen die Volkskreise in verhängnißvollem Unver-
, mit absichtlicher Brutalität auch die letzten
noch einen schwachen Connex zwischen Adel
zu erhalten die Kraft hatten.
, von dem etwa erwartet werden konnte,
ung der Stände werde verhüten, oder
innen, der Clerus, nahm eine Stel-
Sache, die er vertreten sollte und
Fürsten die tiefgehemmt religiöse
s politisches Mittel ausbeuten
rerseits keinen Anstand, die
Raufereien zu machen, und
ngen nach oben zu ver-
sich," schrieb Georg
it her, als er die
die Menschen nach
). Kein Wunder, wenn
Machtfülle als oberster Landes-
gen den oft gewissenlosen Launen ihrer
Moral anbequemten, und derweil gegen
strengste Sittenrüge kehrten. —

ltnisse Deutschlands wurden allgemach die durch die con-
fenden Einwirkung auf die Gestaltung der gesellschaft-
len Parteiungen sich anknüpfenden Verbindungen der einzelnen
schen Territorialhäupter mit dem Ausland: mit Schweden, Eng-
, und zeitweise auch mit Frankreich von protestantischer; mit
len, Spanien, Italien, und vorübergehend mit Frankreich von
tholischer Seite.

Der diplomatische Wechselverkehr deutscher und fremder Cavaliere
n den verschiedenen Höfen förderte den Umtausch der Lebensan-
schauungen und Lebensrichtungen; wie denn der Geist des reforma-
torischen Zeitalters seinem innersten Wesen nach die Völker in engeren
Verkehr zu einander rücken mußte. Natürliches Ergebniß war, daß
Reisen in's Ausland bald als das Hauptbildungsmittel für welt- und
staatsmännische, sowie für wissenschaftliche Thätigkeit erschien: Brüssel,
Antwerpen, London, Venedig, Rom, Paris wurden die Zielpunkte der
deutschen Wanderer.

Damals zuerst wurde den Deutschen die Probe gestellt, ob sie,
in der Heimath ohne politischen Zusammenhalt, den allenthalben com-
pakter gestalteten fremden Völkern nur das, was sich bei ihnen als

Wie ein läuternder Wetterstrahl traf das Wort der Reformatoren in diese sittlich und geistig tief verwahrloſete Gesellschaft herein.

Bürgerlicher Art, wie die Reformatoren und der Charakter der Reformation war, beschränkten sich drum ihre Wirkungen keineswegs ausschließlich auf die bürgerlichen Kreise. Das mächtige sittliche Selbstbewußtsein, das die Reformatoren zum Handeln getrieben, konnte nicht anders, denn die damalige Generation in allen ihren Schichten ihrem sittlichen Machtgebote unterwerfen: daher, trotz aller Hemmung, Calvin's Regiment in Genf; daher die eigenthümliche Erscheinung, daß Luther auf Fürsten („die großen Hansen") und Völker eine dictatorische Gewalt ausübte, wie sie vordem kein Papst noch Mönch in ähnlicher Fülle je besessen. Nicht hielt es ferner der Sohn des Fürsten unter seiner Würde, neben dem Sohne des Bürgers in den Hörsälen bürgerlicher Gelehrten mit ihm wetteifernd Platz zu nehmen; und der letzteren Ansehen wuchs mit der Zunahme der allgemeinen Bildung.

Aber wie in vielen anderen Verhältnissen brachte auch hier der Rücktritt der Reformatoren vom Schauplatz einen verhängnißvollen Wendepunkt: nicht nur, daß es an ihnen ebenbürtigen Nachfolgern gebrach — wiewohl an sich schon die Stellung der Reformatoren eine abnorme und mit der Länge der Zeit unhaltbare war —, auch die politischen Verhältnisse hatten allgemach eine solche Gestalt gewonnen, daß den Fürsten ein längeres Zusammengehen mit dem Volke unliebsam ward.

Wie wir gesehen haben, war eine Frucht der reformatorischen Bewegung gewesen, daß die Territorialhäupter sich der Ohmacht des kaiserlichen Willens nahezu vollends entzogen, das Banner der Selbstherrlichkeit auf dem eigenen Boden aufgesteckt hatten: da galt es denn, rasch die Scheidewand aufzurichten, welche die fürstlichen Hoheiten von den bürgerlichen Kreisen trennen sollte. Bald ward zum unfrohen Traum was vordem schöne Wirklichkeit gewesen: das Zusammenleben der Hohen und Niederen in Einer Regel und Sitte war dahin.

Mit der Erhöhung der fürstlichen Macht kam gesteigertes Wohlleben; in Sitte, Lebensweise und äußerem Ceremoniell der höfische Ton; nur wenig noch fehlte zu völliger Abscheidung des Fürsten — an den protestantischen Sonderhöfen so gut wie an den katholischen.

Die Kluft zu vollziehen, bildete sich in kurzer Zeit ein Hof- und Beamtenadel, der, als ursprünglich autonomer Adel, durch die Reformation aus dem Genusse reicher Pfründen verdrängt, nun in den Besitz einflußreicher und einträglicher Aemter, die bisher der Stolz der Bürgerlichen gewesen waren, zu seiner Entschädigung sich hereinstellte, und

Thron und Fürst gegen die Volkskreise in verhängnißvollem Unverstand abschließen half, mit absichtlicher Brutalität auch die letzten Bande verläugnend, die noch einen schwachen Connex zwischen Adel und Bürgerthum aufrecht zu erhalten die Kraft hatten.

Und der einzige Stand, von dem etwa erwartet werden konnte, daß er diese schroffe Abscheidung der Stände werde verhüten, oder wenigstens nachhaltig mildern können, der Clerus, nahm eine Stellung, die in keiner Rücksicht der Sache, die er vertreten sollte und konnte, entsprach. Hatten erst die Fürsten die tiefgehemmt religiöse Bewegung im Gang der Zeiten bloß als politisches Mittel ausbeuten gelernt, so nahmen nun die Theologen ihrerseits keinen Anstand, die Religion zum Gegenstande dogmatisirender Raufereien zu machen, und darüber das Leben mit seinen ersten Forderungen nach oben zu vergessen, absichtlich zu ignoriren. „Man kümmerte sich," schrieb Georg Calixtus, „weit mehr darum, wie Gott von Ewigkeit her, als er die Menschen erwählet, gehandelt, als um das, was die Menschen nach der deutlichen Vorschrift Gottes thun sollen"[2]). Kein Wunder, wenn nun der Landesfürst auf seine kirchliche Machtfülle als oberster Landesbischof pochte; wenn die Theologen den oft gewissenlosen Launen ihrer Herren ihre Dogmatik und Moral anbequemten, und derweil gegen das „gemeine Volk" strengste Sittenrüge kehrten. —

Von weitgreifender Einwirkung auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse Deutschlands wurden allgemach die durch die confessionellen Parteiungen sich anknüpfenden Verbindungen der einzelnen deutschen Territorialhäupter mit dem Ausland: mit Schweden, England, und zeitweise auch mit Frankreich von protestantischer; mit Polen, Spanien, Italien, und vorübergehend mit Frankreich von katholischer Seite.

Der diplomatische Wechselverkehr deutscher und fremder Cavaliere an den verschiedenen Höfen förderte den Umtausch der Lebensanschauungen und Lebensrichtungen; wie denn der Geist des reformatorischen Zeitalters seinem innersten Wesen nach die Völker in engeren Verhalt zu einander rücken mußte. Natürliches Ergebniß war, daß Reisen in's Ausland bald als das Hauptbildungsmittel für welt- und staatsmännische, sowie für wissenschaftliche Thätigkeit erschien: Brüssel, Antwerpen, London, Venedig, Rom, Paris wurden die Zielpunkte der deutschen Wanderer.

Damals zuerst wurde den Deutschen die Probe gestellt, ob sie, in der Heimath ohne politischen Zusammenhalt, den allenthalben compakter gestalteten fremden Völkern nur das, was sich bei ihnen als

Besseres bot, unter Wahrung eigenhaltiger Volksthümlichkeit sich assimilirend verwerthen, oder ob sie, mit Verzicht auf volksthümliche Eigenartigkeit, ohne alle Spontaneität, in unproductiver Empfängnißhaftigkeit gegen eigenes Gut fremde Münze fraglichsten Werthes eintauschen würden.

Im Anfang zwar trat bei solchem Verkehr mit dem Auslande ein entschieden günstiges Resultat an den Tag: die Heimkehrenden hatten das Bessere der Fremden in sich aufgenommen, ohne darum die Grundzüge deutscher Artung, Einfachheit, Biederkeit, alte Sprache und Sitte, zu verlieren, oder sie gar fade und unschmackhaft zu finden; man rühmte es einem vielgewandten deutschen Fürsten nach, daß man Nichts an ihm finde, was vom edeln Italiener abweiche, ohne daß er mit des Südländers Unsitten behaftet sei: und doch habe die leichte italienische Anmuth sich ihm mit deutschem Ernste zu schönem Einklang verbunden. Auch an Höfen konnte man fremdländische Elemente in gutem Vereine begegnen mit ursprünglich deutscher Volksthümlichkeit der fürstlichen Lebensweise.

Schon bedenklicher stellte sich die Sache, als man, eben in der Tendenz Fürst und Volk zu trennen, italienische Baumeister die Höfe zu schmücken in's Land rief, wälsche Musikanten und Comödianten anstellte. Erst fand man nun den deutschen Gelehrtenstand pedantisch und geistlos — wie er's denn auch weitaus in den meisten Fällen war; — dann wanderten die jungen Herren, „wenn sie groß und bengelhaft geworden", schaarenweise nach Paris, der Hochschule aller Dinge. — Man sah allda das Hochbild königlicher und höfischer Herrlichkeit, und die Niedrigkeit des unterthänigsten Volkes. Man sah in Madrid die nimbose Grandezza Königlicher Majestät. Man studirte in Venedig den Macchiavell gründlicher. Man sah in England ein sonst der Freiheit nicht ungewohntes Volk sich der Despotie einer königlichen Jungfrau unterwerfen. Ja, selbst in Holland regten sich im Herzen des fürstlichen Statthalters machthaberische Gelüste. Dazu schmeichelten die europäischen Potentaten den deutschen Fürstlein, die sich bisher nur als Reichsstände gefühlt hatten, und behandelten sie fast als Ihresgleichen. Nebenbei lernte man Rang und Stand noch gründlicher scheiden, auf die bürgerliche „Canaille" mit ihrer unbequemen Moral despectirlich herabsehen.

Wenn aber die höheren und höchsten Kreise sich also in wälschem Rock und wälscher Sitte gefielen, war's zu verwundern, wenn auch die bürgerliche „Canaille" nimmer viel nach dem altväterlichen Erbe volksthümlicher Eigenhaftigkeit und Rechtschaffenheit fragte; mußten

doch auch die ansehnlicheren Reichsstädte — denn um die kleinen kümmerte man sich nicht, — bisher die vornehmsten Pflegerinnen und Trägerinnen volksthümlichen Wesens, Kunst- und Gewerbefleißes, ihre Autonomie täglich mehr dahingeben an die rasch aufschießenden Territorialhoheiten. — Wie's da um das heimische Universitätswesen bestellt war, wird unschwer zu errathen sein, wenn man weiß, daß die vornehmen jungen Herren in Paris lieber studirten, als daheim; und daß daheim die latinisirten Gelehrten vor lauter Pedanterie und Orthodoxie nicht zu gesundem Leben gediehen: es kam denn auch so weit, daß indeß die Studenten in läppischem Zierrath einherschritten und in sinnlichen Ausschweifungen taumelten, die Facultäten oft, ob sie gleich im Rufe reiner Lehre miteinander wetteiferten, Weisungen erhielten gegen das lüderliche und zuchtlose Leben der Professoren.

Die schrankenlose Herrschaft der Sinnlichkeit, begünstiget durch den langen Frieden — der, die theologischen Händel abgerechnet, ein schwüldumpfer Friede war, — durchwucherte rasch alle Stände, und mit der wälschen Tracht war wälscher, undeutscher Geist in die deutschen Lande gedrungen [3]).

Zweites Capitel.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse während des Krieges, und in Folge desselben.

Der dreißigjährige Krieg fand somit eine Gesellschaft vor, die, ohne einheitlichen staatlichen Zusammenhalt, auch durch innere strenge Abstufung bedrohlich gespalten war; und die obendrein bereits in allen Schichten sich dahingegeben an die politischen und socialen Einflüsse des Auslandes, mehr im Schlimmen zumal, denn im Guten.

Anlage und Charakter des nunmehr hereinbrechenden europäischen Kampfes waren ganz dazu geschickt, diese Dräubolde zu fast heillosen Grundübeln der deutschen Lande und Volksthümlichkeit zu machen. —

Vermag gleich der Krieg ethische Kräfte zu entfachen, die man zuvor kaum im Menschen und Volke schlummern ahnte: so wird er doch, wie er bisher sich darstellte, in seinem letzten Grunde dem gesunden Sinne immerdar als die verruchteste Verhöhnung der menschlichen Würde und Vernunft erscheinen. Unstreitig aber wird die höhere und läuternde Wirkung desselben stets da sich zeigen, wo, auch im Falle des Unterliegens, die reinere und unschuldsvollere Gesinnung

den Streit auf sich zu nehmen gezwungen ist. Religiöse Kämpfe von den lautersten Beweggründen, wo zumeist eine kleinere für ihren Glauben todesmuthige Schaar es wagt gegen eine physisch überlegene Mehrzahl, vermögen sittliche Kraftwirkungen zu erzeugen, die fast an's Gebiet der Wunder grenzen.

Man weiß, wie viel schon gestritten worden ist über die Frage, ob dem dreißigjährigen Kriege der Charakter eines reinen Religionskampfes zuzusprechen, oder ob er nur das Erzeugniß grauster Ernüchterung und Berechnung, oder endlich, in welchem Verhältnisse er etwa beides sei.

Wer die Generation, wie sie das Jahrhundert nach der Reformation in allmäliger Umwandlung hervorgebracht, in den letzten Stadien dieses Zeitraums auch nur einigermaßen gemustert hat, wird bald von der Meinung zurückkommen müssen, als habe dieselbe je den Willen oder gar die Kraft in sich gefühlt zu einem aus den heiligsten Trieben entbrannten Religionskampfe. Das allein ist richtig, daß die confessionellen Gegensätze, steif und unversöhnlich auf beiden Seiten, die Parteien wider einander in wilder Gluth aufhetzen und zu furchtbaren Thaten stacheln konnten. Aber mußten nicht die reineren Geister abscheuungsvoll von einem Kampfe sich wegwenden, der zuletzt doch nur das Product der Fanatisation der Haufen von Seiten der Priester war, die in den hohen Regionen die Gelindigkeit christlichen Strafurtheils zu gewissenloser Laxheit sich abstumpfen ließen, hingegen dem Volke seine entsetzlichen Verirrungen immerdar vor die Augen rückten, indeß sie ihm, abgesehen von ihrem Verhalt nach oben, keine bessere Nahrung für das religiöse Gemüths- und Lebensbedürfniß zu bieten im Stande waren, als geist- und liebelose Streitereien über dürre, dogmatische Spitzfindigkeiten. Wenn somit ein rein religiöser Kampf in diesen zahlreichsten Schichten der Gesellschaft nicht möglich, wenn die Religion den Fürsten und höheren Ständen nur als Mittel, nicht als Zweck galt: so hätte es ein Wunder erscheinen müssen, wenn mit einem Male, ohne alles menschliche Zuthun, dem gemeinen Manne die Erleuchtung reiner Religion, und den politisch rechnenden Fürsten mit ihren Umgebungen die Begeisterung der Kreuzfahrer gekommen wäre.

Aber man begann doch den Kampf unter dem Titel eines Religionskrieges; denn das sah Jeder, daß mit der damals vorhandenen Generation anders nicht sich umspringen ließ, als unter solchem Feldgeschrei. Wer sie mit nüchternem Calcül hätte in's Kriegshemd treiben wollen, der hätte ein eiteles Werk unternommen.

Die Zwittergeburt dieser Motive war nothwendig der Fanatismus.

er durch Fanatisation das Volk aufregende Moment
ntlich ein Bürgerkrieg. Nun wird der Bürgerkrieg
der scheußlichste Auswuchs alles Krieges bezeichnet
m Grade mußt' er das werden, wenn sein Ziel
des Confessionalismus war.

er vorauszusehen, daß bei dem
al die Fanatisation auf langgehemmte

ward dieses Moment durch die
zgeblich das Erzeugniß der
l. Am Anfang bildeten
, und rasch in beiden Lagern
zusammengetriebenen
Heere. Nothwendig mußten
in den Heerkörpern
doch so in den
des Gewicht zu gewinnen
n selbst, daß gerade
g flammen sollte.

s
es
s
es
al-
in
er-
der
eine
den
wohl

Heere
- Begriffen

Kunst
eben
Man
erland
für ein
von der
nd Frei-
e in dis-

r Fremden
die Besseren
tiefverletzten
was Fremd-
nehmend, und
gen Reich und
Wahrheit war.
gen Hippolithus
er andern Seite

Noch ehe den großen Schwedenkönig die Kugel des Todes getroffen, war eine Minderung der Neuglut zu spüren gewesen; und es zeugte von der entsetzlichen moralischen Verwilderung jenes durch zwölf Kriegsjahre hindurchgegangenen Geschlechtes, daß an der tiefgedrungenen Fäulniß zunächst im Heere Gustav Adolf's ethische Kraftwirkung abnahm, da er doch allein der Meister war, der das Begonnene zu gedeihlichem Ausgange hätte führen mögen.

Mit seinem Tode kündigte sich der schleunigste Rückfall schreckenvoll an: nun waren erst recht alle Teufel los.

„Im Frieden leiden wir Noth,
„Im Kriege haben wir Brot“[1]). —

Das ward nun die Losung der Heere noch für ein halbes Menschenalter.

Zuletzt geschah, daß die schon lange mit dem Bankerotte ringende Gesellschaft nun auch noch das Land zum Gegenstand der Eroberungsgier gemacht sehen mußte; und während die Soldateska mit den letzten Resten deutscher Habe ihre Saturnalien feierte, wanderte der deutsche Bürger, schwer heimgesucht von Hungerjahren und Seuchenbahren, bleich und bloß in die Fremde.

Dahin war es am Ende gekommen mit dem Kriege, den man zur Ehre Gottes und zur Freiheit der Religion angefangen, daß die aus Empörung gegen das Restitutionsedict von Neuem zum Schwerte gegriffen nun das Werk der Schmachbesiegelung Deutschlands, den westphälischen Frieden, als ein erlösendes Geschenk des Himmels ansahen. —

Auf Grund des bisher allgemein Gesagten wird nicht eben schwer halten, die Einzelwirkungen zu verstehen, die dieser Krieg auf die ganze gesellschaftliche Fassung der in denselben hineingestellten Generation äußern mußte. Diese Einzelwirkungen nun in den verschiedensten gesellschaftlichen Kreisen zu verfolgen, soll der Hauptzweck der nachfolgenden Darstellung sein. —

Betrachten wir zunächst die Wirkungen des Krieges auf die gesellschaftliche Stellung der Fürsten.

Weit entfernt, daß die Gefahr diese zu innigem Vereine verbunden, das Gefühl nationaler Solidarität sich gemeinsam gegen jeglichen Feind zu wappnen angetrieben hätte, wurden die Hebel der Spaltung, die früher schon von allen Seiten an's deutsche Leben angesetzt worden waren, nur noch mächtiger. Die katholischen Häupter erscheinen hingegeben an Frankreich, Spanien, dem Papst, Polen; die protestantischen, als Lutheraner und Calviniſten im eigenen Lager

bitter entzweit, abwechselnd an Frankreich, Oesterreich, Schweden, die Niederlande, England. Jeder handelte mit dem Auslande auf eigene Rechnung, unbekümmert, ob darüber des Reiches Stand und Wohl erhalten bleibe, oder zum Teufel fahre; auch ohne Scheu, ob ihre territorialen Sonderintereſſen in widerlichſter Nacktheit zu Tage traten. Religiöſe Begeiſterung war ohnedieß die Triebfeder nicht geweſen, welche dies Fürſtengeſchlecht, einen nach dem andern, in den Kampf mit hineinriß: es galt, unter dem Deckmantel des Religionskampfes, ſein Gebiet zu erweitern, ſeine Stellung unabhängiger zu machen.

Nun, ihrem Trachten ward Hülfe; aber, wie.

Von ihren Unterthanen hatten dieſe Fürſten keine Hemmung ihres Strebens zu befürchten; höchſtens, daß ſie zum Spottgegenſtand des Volksliedes herabgewürdiget wurden[5]): es fehlte eben dem Volke das Bewußtſein um die allgemeine Bedrückung und Infrageſtellung ſeines politiſchen nicht nur, ſondern in gleich hohem Grade ſeines national-ſocialen Lebens und Eigenthums: der deutſche Proteſtant begrüßte in den Franzoſen die Retter ſeines Glaubens, wie der Katholik; andrerſeits ergoß der Proteſtant die ſchärfſte Aetze ſatyriſchen Spottes über die Spanier, deren Feldherr Spinola den deutſchen Fürſten wie eine Spinne (spinola), zum Fange immer bereit, im Nacken ſitze; über den Papſt mit ſeinen ſataniſchen Helfern, den Jeſuiten[6]); auch, wiewohl mit maßvollem Rückhalt, über das Haus Oeſterreich.

Daß, wenn nun das Ausland den deutſchen Fürſten ſeine Gunſt ertheilte, die Parteien, eine gegen die andere, unterſtützte, dieß eben doch nur ein Danaidengeſchenk war, darauf kam es nicht an. Man erhielt, was man begehrte, und den Preis, welchen das Vaterland für die territorialen Sondergelüſte zahlen mußte, achtete man für ein geringeres Opfer. Immer noch führte man die hohen Reden von der „Majeſtät des Kaiſers und der deutſchen Nation Hoheit und Freiheit“[7]), als jene längſt zum Wahne erbleicht war, und dieſe in disiectis membris ſich darſtellte.

Erſt, als die Abſichten der heimiſchen Fürſten und der Fremden in ihrer unverhüllten Geſtalt zu Tage getreten, kamen die Beſſeren aus dem Volke zur Beſinnung: mit der Entrüſtung des tiefverletzten Vaterlandsgefühls wandte man ſich nun ab von Allem, was Fremdling hieß, dieſen Begriff mit dem eines Feindes gleichnehmend, und trug auch nicht mehr Scheu, das Thun der Fürſten gegen Reich und Kaiſerliche Majeſtät als das darzuſtellen, was es in Wahrheit war. Eine ſo peinliche Erſcheinung jenes Buch des angeblichen Hippolithus a Lapide mit ſeiner Theorie war, ſo fehlte es auf der andern Seite

nicht an Stimmen, die den deutschen Fürsten den treuen Spiegel ihres Treibens entgegenhielten. „Ich fürchte", heißt es z. B. in einer Flugschrift u. A. [8]), „ich fürchte, Frankreich sei uns Deutschen der zerbrochene Rohrstab Aegypti, welcher dem, so sich darauf lehnet, die Hand durchbohrt.... Schweden war vor diesem Krieg hölzern und mit Stroh bedeckt, jetzt ist's steinern und prächtig zugerichtet. ... Unsere Politici wissen gar wohl, daß die Kurfürsten im Reich königliche Würde haben." ... — Aber diese Stimmen kamen zu spät: denn schon hatten Frankreich und Schweden ihre Krallen so tief in die ausersehenen Beutestücke eingeschlagen; schon auch hatten die deutschen Fürsten so bedeutenden Vorsprung gewonnen, daß an eine Rückbeugung auf frühere Möglichkeiten zu Gunsten des gemeinsamen Vaterlandes auch nicht von ferne mehr zu denken war. Das Jahr 1648 stellte beides, die Theilung Deutschlands unter viele selbstherrliche deutsche Fürsten und Fürstlein, und den beherrschenden Einfluß des Auslandes, Gott mag wissen, auf wie langehin fest.

Es ist nicht zu sagen, wie tiefe Wunden dem gesellschaftlichen Leben Deutschlands durch diesen Ausgang des Kampfes geschlagen worden sind.

Nicht als ob nun alle diejenigen Länder, die am Kriege gegen Deutschland sich betheiliget hatten, sofort auch in Sitte und Art zu herrschendem Einfluß auf deutschem Boden gelangt wären: dieß ward nur einem Staate zu Theil, der allerdings in der letzten Zeit des Krieges auf allen Punkten im Vordergrund erschien, und der auch bei der Theilung am vortheilhaftesten sich stellte, Frankreich. Aber darum änderte sich Nichts an dem Uebel, daß ein Jahrhunderte lang eigenständiges Volk nun vielleicht auf etliche Menschenalter hinaus in Leben, Geist, Sitte, Tracht der Obmacht eines andern ihm in den wesentlichsten Zügen unähnlichen Volkes willenlos sich dahin gab.

Sehen wir denn zu, was es zunächst im Kreise der Fürsten auf sich hatte, unter Frankreichs tonangebenden Einfluß zu gelangen. —

Zu der Zeit, als das westphälische Friedenswerk beschlossen worden war, saß auf dem Throne Frankreichs der Bourbonide Ludwig XIV. (Louis XIV.). Nach Mazarini's, des Nachfolgers von Richelieu, Hingange — 1661 — war er in dem Vollbesitz königlicher Machtstellung gekommen. Erbe langer Vorarbeiten stellte er sich in den Genuß der Früchte. Von einem Bewußtsein königlicher Majestät erfüllt, wie es je in der Brust eines Monarchen gelebt, umgab er sich mit dem Glanze, den die Reichthümer eines lange durch tüchtige Waltmeister gesegneten Regimentes abwarfen, und umstellte seinen

Thron mit der Elite des seinen ländlichen Sitzen und Arbeiten entnommenen Adels. Also in höfischem Nimbus mit der hohen Gesellschaft vom Volke abgeschlossen, hielt er dafür, Er sei der Staat („l'état? c'est moi"), der essenzielle Extract seines Volkes, das seiner Hoheit ohne Mit- noch Widerrede in selbstbewußtloser Unterthanschaft zu dienen vom Schicksal verpflichtet sei, und anders, denn auf solche Weise trete der Staat nicht würdig in die Erscheinung. Gleichwie aber die höchsten Schichten der Staatsgesellschaft von feinerem Fleisch und Verstande seien, als die unteren, gelte jenen auch ein anderes, freieres Gesetz des Lebens: wo den gemeinen Mann die Strenge kirchlicher Zucht binden müsse, stehe der höheren Gesellschaft das Recht zu, den Trieben der Natur fesselos zu folgen, nur daß deren Befriedigung mit Vermeidung einiger Aergerniß nach unten geschehe; dazu müsse in den auserwählten Kreis, der rings um den Thron sich schaare, der Vollgehalt alles geistigen Lebens zusammenfließen: denn hier erst gewinne die Frucht der Geister wahre Weihe, weil reinstes, tiefstes Verständniß.

Diesen Abstand auch äußerlich in die Erscheinung treten zu lassen, mangelte es in keinem Stück an Anstalten. Der Hof und die Hauptstadt vereinigten an Reiz und Glanz und Geist das Vornehmste, was Frankreich in sich schloß, und Alles war dem Könige zu Diensten. Und die Hauptstadt vergaß über dem Flitter die eigene Knechtung, und taumelte mit in den Vergnügungen des Herrschers; während die obersten Diener des Königs durch tüchtige Waltung das Wohl der Provinzen im Auge hatten, so gut es des Herrn Launen gestatteten, und die Söhne Frankreichs, hochgefeierte Kriegsmeister an der Spitze, ihren Waffenruhm durch die Welt ertönen machten. Denn damit mochte sich Ludwig's Ehrgeiz nicht genügen lassen, seiner Herrschaft durch seines Landes Grenze ein Ziel gesteckt zu sehen: sein Wille sollte gelten durch den ganzen Erdtheil.

Es gelang ihm eine Weile: nicht nur meisterte er die Anschläge der Diplomaten, auch in Sitte, Leben und Tracht gewann Versailles eine tonangebende europäische Bedeutung. Ein paar Jahrzehnte lang genoß und herrschte man ungestört.

Doch der Herr sollte vor seinem Ende noch hart an seine Sterblichkeit gemahnt werden. Erst warf der Sturm Frankreichs stolze Flotte in den Abgrund; dann starb einer nach dem andern seiner großen Minister und Feldherrn weg, reuevoll, daß sie ihrem Gott nicht so treu gedient, wie dem gewissenlos launischen Oberherrn; am Ende murrte das Zeitalter, das sich nach seinem Namen nannte

(„siècle de Louis XIV.“), gegen die Allherrschaft des der Ohnmacht verfallenden „Einzigen“. Ludwig stand verlassen auf einer materiell und sittlich morsch gewordenen Höhe: er, der Europa sein Wort zum Gesetze hingeworfen; der an Glanz alle zeitgenössischen Monarchen weit überstrahlt; der, mit Verhöhnung der gesunden Volksmoral, den Rausch der Lüste in raffinirtestem Kitzel durchgekostet hatte: er empfing nun die Botschaften schmachvollster Niederlagen; schickte sein Silberwerk in die Münze, um für die Nothdurft zu haben, womit er seine Blöße deckte; er ward das Werkzeug seiner frömmelnden Maitressen, und sank, von dem durch ihn verlüderlichten Geschlechte nicht beweint, elend in's Grab.

Aber diesen Lohn erntete der Absolutismus erst mit dem Niedergang des siebzehnten Jahrhunderts; in der Mitte desselben stand er in seiner Vollblüthe.

Wer mochte es da unbegreiflich finden, daß die jetzt selbstherrlich gewordenen deutschen Fürsten, nun sie das Ziel ihres Strebens mit einem Male in solch' imponirendem Glanze in die Wirklichkeit treten sahen, an dem Hochbilde des Absolutismus hinaufschauten, und sich beeilten, von dem Folioformate des Versailler Absolutismus sich ein Duodez- und Sedezexemplar zuzuschneiden.

Verfolgen wir die Nachahmer Ludwigs in ihrem Thun[9]).

„L'état, c'est moi“, sagte Ludwig der 14te, an der Spitze einer Nation; „der Staat bin ich“, sprach ihm ein deutsches Fürstlein nach, das sein Land zu Fuß an einem Tage gemächlich durchwandern konnte.

Ludwig hatte ein großes Marinewesen: aber wo war der Ort für eine deutsche Flotte.

Ludwig hatte seinen Louvois, seinen Colbert; er hatte seinen Condé, Turenne, Luxembourg: die deutschen Duodezfürstlein hatten in Einer Person Minister, Staatsrath, Canzleirath und vielleicht noch Forstdirector oder sonst etwas; und mit wem wollten sie etwa kriegen, daß sie eines Feldherrn bedurften.

Paris vereinigte in sich die Summe der geistigen Elemente Frankreichs auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst; Deutschland hatte keine solch' centralisirende Hauptstadt, konnte sie, nach der individualisirenden Richtung des germanischen Wesens, nicht haben: wie aber sollten die vielen deutschen Fürsten ein jeder seinen Corneille, Racine, Molière, Boileau, Fenelon, Bossuet, Massilon, Lafontaine entweder hervorrufen, oder, falls sie sich fanden, an sich ziehen.

War diese Nachäfferei nach der einen Seite hin lächerlich, so erschien sie nach einer andern allerdings ungleich bedenklicher, da, sie

unmittelbar in's Leben zu überſetzen, kein Hinderniß im Wege ſtand: die Nachtreterei in der Auffaſſung des höfiſch-geſellſchaftlichen Lebens.

Man weiß, mit welch' frivoler Leichtfertigkeit der franzöſiſche Hof die Bande, die auf den heiligſten und unverbrüchlichſten Sittengeſetzen ruhen, zu zerreißen wagte: „il n'y a plus de Lucrèces à la cour", raunten die galanten Herren und Damen einander in den Gärten von Verſailles in der Dämmerung in's Ohr, und der Canon der roués fand raſch Anklang an allen Höfen Europas. Ging doch das erlauchte Haupt der „civiliſirteſten Nation" mit ſeiner Ninon de l'Enclos, und wie die Buhlweiber des Einzigen alle hießen, dem Kreiſe der voluptueux mit reizendem Beiſpiel in der Virtuoſität ehebrecheriſcher Zärtlichkeit tagtäglich voran. Den Scandal vor dem von gleicher Luſtgier durchfreſſenen Volke in Paris zu meiden, ging man übrigens in die Kirche, mit einem Andachtsbuche à la Pucelle.

Bald lernte man auch an deutſchen Höfen und Höflein es in dieſer Atmosphäre bequem finden. Deutſche Fürſten und Fürſtinnen ſtrebten nach dem Ruhme, das verſailler Urbild wenn nicht zu überbieten, doch wenigſtens nach Kräften ihm gleichzukommen, ſei's auch nur in den kleinſten Kreiſen. Darum mußten die jungen Prinzen fleißig nach Paris wandern, und ſich dort einweihen laſſen in die Myſterien der manchettes und Halskrägen und perruques, und wie das Zeug Alles heißt; und die fürſtlichen Jungfrauen lernten, meiſt mit Ablegung deutſcher Zucht, ſich nach der neueſten Mode kleiden und fein und galant im parc aux cerfs ſich bewegen.

Heimgekehrt gab es dann nichts Angelegentlicheres zu thun, als das verſailler Urbild in's deutſche Leben umzuſetzen.

Mit feſter Conſequenz ward zunächſt die Abſcheidung des Fürſten von den unteren Volkstheilen durchgeführt. Das Hoheitsgefühl begehrte höfiſche Etiquette und höfiſches Ceremoniel; dazu kam ein zahlreiches, unter ſich ſtreng abgeſtuftes Hofperſonal. Die Fürſten unter einander, jeder in ſeiner ſouveränen Hoheitsſucht eine vermöge ihrer Uebertreibung unwahre Bedeutſamkeit ſich zulegend, wetteiferten in Geltendmachung äußeren Prunkes [10]); die Kurfürſten wollten ihre Titel „Durchlauchtig" in den gradus superlativus emporgerückt ſehen; ihnen nachfolgend nahmen die Herzoge und anderen Fürſten das Prädicat „Durchlauchtig" an, und die fürſtlichen Geſandten vindicirten ſich den Titel „Excellenz"; ſorgfältig ward darüber gewacht, wie der Kaiſer die einzelnen Souveräne anredete; man legte ein Gewicht darauf, ob „D. Liebden" zu verſtehen ſei als „Deine Liebden", oder als „Den Liebden". Auf den Reichstagen kam die Zeit, wo, mit Häuſſer [11]) zu

reden, „der unfruchtbare Hader um den Rang, um den Excellenztitel die wichtigsten Geschäfte verdrängte; wo die Streitfrage, ob die fürstlichen Gesandten nur auf grünen Sesseln zur Tafel sitzen sollten, oder gleich den kurfürstlichen auf rothen, ob sie mit Gold oder Silber bedient werden dürften, ob der Reichsprofoß am Maitag den kurfürstlichen Gesandten wirklich sechs, den fürstlichen nur vier Maibäume aufstecken müsse — wo diese und ähnliche Streitfragen mit religiöser Wichtigkeit behandelt wurden, die dringendsten Interessen der Gesammtheit kaum zur Erörterung kamen". Ja so tief griff diese Unnatur in das Leben ein, daß selbst aus den Familienkreisen der Fürsten die alten traulichen Anreden im Verkehr zwischen Eltern und Kindern und zwischen den Geschwistern weichen mußten, und an ihre Stelle abgemessene Höflichkeitsbenennungen traten. — Bei den Grafen von altem, hohem Adel regte sich mächtig die Lust nach dem Fürstenrang, und des Kaisers Gnade ließ sich denn auch bereit finden, die alte Zahl der Fürsten durch neue zu vermehren [12]). — Dicht an die Ferse der Souveräne setzte sich der höhere und niedere Adel an. Unter jenem, dem ritterbürtigen Adel, stand obenan die Reichsritterschaft, die ihrer politischen Bedeutung als Waffenkörper längst verlustig gegangen war und nun, kaum noch im Besitze der Reichsunmittelbarkeit, auf Sicherung ihrer Standesrechte Acht hatte. Der Troß des niederen Adels ward stätig vermehrt durch Ertheilung von Adelsdiplomen, die, sollten sie anders gemeingültig sein, vom Kaiser ausgefertigt werden mußten. Zwischen beiden in der Mitte stand der altbürtige Adel der Grafen, denen keine Einzelstimme auf dem Reichstage zustand. Diese sämmtlichen höfischen Kreise nicht minder, als die neuaufkommende Beamtenwelt durchdrang, nach dem Beispiele ihrer erlauchten Fürsten die Sucht der „Reputation", wie sich jetzt die alte deutsche Ehrenhaftigkeit umtaufen lassen mußte. Der patriotische Moscherosch hatte wohl ein Recht, dieser Geburt welschen Lebens, wie er sie in deutschen Landen durch alle Kreise zur Wirklichkeit kommen sah, einen „hundsföttischen" Charakter beizulegen.

Demnächst wurden die nach Brauch und öffentlicher Meinung dem fürstlichen Regimente als natürliche Räthe beigegebenen althergebrachten Landstände aus ihrer Stellung mehr und mehr verdrängt: nur selten noch ward ihnen Theilnahme an Beschlüssen über des Landes Wohl und Wehe, Protest gegen Beugung landesüblichen Rechtes, Mitwirkung an der Gesetzgebung zugestanden; in monotonem Einerlei lösten sich auf den Landtagsverhandlungen Klagen und Vorstellungen, Ausbedingung neuer, Bestätigung alter Rechte gegen Steuerbewilligungen

ab, und auch dieses Kleinste von landständischer Machtbefugniß wäre wohl rasch aus dem Leben geschwunden, wären die Fürsten nicht durch ihre Geldbedürfnisse an die ständischen Bewilligungen gebunden gewesen. Das aber gelang den Fürsten, die Landesverwaltung aus der Mitte und Theilnahme der Stände in einen von ihnen in's Leben gerufenen, ihnen unterthänigen bureaukratischen Beamtenkreis zu verlegen: statt der früheren Amtstitel: Vogt, Pfleger, Richter u. dgl. wurden nun Hoftitel üblich, und „Rath" der Lieblingsausdruck für die hohen Aemter; so stellte man denn besoldete Räthe an, schuf Canzleien, Hofräthe, Geheimeräthe, Consistorien, Kirchenräthe, Hofkammern — Alles aus den Gelehrtenkreisen der Juristen und Theologen — nur äußerst selten aus dem Adel — entnommen: was Wunder, wenn diese ihren eingefleischten Pedantismus und Orthodoxismus nun in der Staatsverwaltung zur Herrschaft brachten, in serviler Abhängigkeit nach oben, in herrschsüchtiger Allwaltung nach unten den politischen Freisinn und Fortschritt vollends zu Grabe trugen. — Dafür sollte die neu erfundene „Staatsraison" (ratio status) oder das sogeheißene Staatswohl Ersatz bieten: in der That ein viel deutbares Ding, und das den Unterthanen zumeist eher zu allem Anderen, denn zu dem, was sein Begriff aussagte, gemacht erscheinen konnte: denn dieses Staatswohl, lediglich in die Willkür des Fürsten gestellt, heischte unbedingte Durchführung, ob die Einsprache der Stände, die Zerrüttung der Finanzen und die gelähmte Steuerkraft des Landes noch so sehr das Gegentheil als nothwendig erscheinen ließen. — „Ratio status", sagt Dr. Lütkemann in einer 1655 gehaltenen „Regentenpredigt"[13]), „ist ihrem Ursprunge nach ein herrlich, trefflich und göttlich Ding. Aber was kann der Teufel nicht thun. Der hat sich auch zu ratio status gesellt und dieselbe also verkehrt, daß sie nun nichts mehr, als die größte Schelmerei von der Welt ist, daß ein Regent, der ratio status in Acht nimmt, unter derselben Namen frei thun mag, was ihm gelüstet." — „Fast keine Untreu", äußert ein anderer[14]), „Schandthat und Leichtfertigkeit wird zu nennen sein, die nicht an etlichen verkehrten Orten mit dem Staat, ratione status oder Staatssachen, entschuldiget werden will". — Begreiflich, daß auch die Beamtenwelt, bei solchem Vortritt der Staatsoberhäupter, die sicherste Gewähr der Gunst von oben darin erblickte, der Willkür und Zügellosigkeit von oben herab keinerlei Hemmung zu bereiten, ihrerseits aber „das Volk zu schinden, den Lüsten zu fröhnen, die Gewissen einzuschläfern"[15]); daß man den als gutmüthigen Enthusiasten verlachte, der diese Moral verdammte, „die eher Gott um des Königs Willen,

als den König um der Ehre Gottes Willen verließe"; der in dem Volke noch etwas mehr sah, als bloß „numeros fruges producere natos", wohl aber im Hofe weiter Nichts als „numeros fruges consumere natos".

Ein weiteres Moment zur Abtrennung der höfischen Kreise vom Kerne des Volkes war die um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, gleichfalls nach französischem Muster, in's Leben tretende militärische Kaste: denn mit diesem Namen darf man wohl einen Stand bezeichnen, der, seinem Hauptgehalte nach aus dem Volke genommen, auf des Landesherrn Namen vereidiget, gleichfals unter die Oberleitung adeliger Herren gestellt ward, die, ohne zu dem Sitze ihrer Väter auf zerstörter Burg, zu verlassenen Bürgern und verarmten Unterthanen heimzukehren, am Hofe unter Uniform und Stern Ersatz und Bereicherung suchten.

Die versailler Nachtreterei richtete weiter ihr Thun darauf, in ihren Territorien ein äußerliches Versailles im kleineren Maßstabe aus dem Boden zu zaubern: und da war keine Summe zu hoch, um fürstliche Bauten und Prunkpaläste und Lusthäuser, Statuen, Wasserleitungen und was die Phantasie alles weiter entdecken mochte, in's Werk zu führen; um kostspielige Gemäldesammlungen zu beschaffen; entzückende Opern und Narren zu genießen; keine Rücksicht gegen das Interesse des Bauervolkes sprechend genug, um sich große Treibjagden zu versagen. Kein irgendwie bedeutsamer Zeitpunct, sei es bei Gelegenheit von Geburts-, Hochzeits- oder Leichenfesten, sei es bei fürstlichen Zusammenkünften, ward versäumt, den ganzen höfischen Prunk den zahlreichst geladenen Gästen zur Schau zu stellen.

Aber Louis XIV. hatte auch Maitressen zur Verschönerung des fürstlichen Lebens an seinem Hofe. Auch darin durften die deutschen Fürsten nicht zurückbleiben hinter den Forderungen der Zeit: drum mußte Deutschland auch seine Fürsten den Buhlweibern schmähliche Dienstschaft leisten, und seine alte ehrbare Sitte schwer verletzt sehen. Zwar das Geschlecht, wie es der Ruin des Krieges zeigte, war sittlich zu sehr abgestumpft, um Aergerniß nehmen zu können an solch' sträflichen Verhältnissen[16]): aber das ändert an der Verworfenheit der Sache und Sitte nichts.

Damit Nichts fehle, um mit Versailles in sclavischster Nachäfferei in die Schranken treten zu können, trug man, als sprechendstes Zeugniß welscher Knechtung, auch den eigenen Leib in dem Zuschnitt, wie ihn das Genie der pariser Schneider und Haarkräusler ausgeheckt hatte: wer mag die Summen nennen, die alljährlich, im Grunde nichts Bes-

feres, denn ein Tribut der Knechtschaft, für das französische Modezeug aller Art über den Rhein wanderten.

Von selbst versteht sich, daß die materielle Basis, auf welcher sich solch' höfisches Wesen bewegte, nothwendig einen schweren Druck auf das Volk, als die Quelle der Einkünfte, ausüben mußte. —

Einseitiger Irrthum jedoch wäre es, wollte man die Züge, die bis jetzt in ungeschmeichelter Darstellung hervortraten, nun sofort auf die gesammte deutsche Hof- und Fürstenwelt übertragen. Es fehlte Gottlob auch in den höchsten Kreisen nicht an Männern, die das alte deutsche Wesen, mit Verachtung der welschen Unnatur, von sich wiesen, und, ob zwar in Vielem dem Geiste der Zeit folgend, doch in ihrem Grundcharakter versöhnend selbst auf verstimmte Schwarzseherei wirken müssen. —

Es darf nicht unterlassen bleiben, ein paar dergleichen Gestalten eingehender zu schildern. —

Schon die Betrachtung der materiellen Verkommenheit Deutschlands hat zu dem Ergebnisse geführt, daß der Absolutismus eine Nothwendigkeit geworden war, wenn ein rasch eingreifendes Handeln aus dem Elend erlösen sollte. Und da hätte es in der That wunderbar zugehen müssen, wenn das Zeitalter des Absolutismus nicht auch Fürsten auf den Plan gebracht hätte, die, was immer Gutes im Wesen des Absolutismus gegeben ist, in die Wirklichkeit einführten, ohne dem verderblich verführerischen Urbilde von Versailles auch in den schlimmen Seiten desselben nachzutreten. Drum ist's ein wohlthuendes Geschäft, neben einem Eberhard von Würtemberg, einem Johann Georg von Sachsen, einem Ferdinand Maria von Bayern, einem Georg Wilhelm oder Johann Friedrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, einem Ernst Ludwig von Darmstadt Fürstengestalten in ihrem Wesen und Walten verfolgen zu können, die durch die Gewissenhaftigkeit und Deutschheit ihres absolutistischen Regiments doch ihre Heimath nicht verläugnen; die nicht für das höchste Glück achten, von Louis XIV. ‚mon cousin' angeredet; von seinen Hofschranzen wegen des neuesten Schnittes bewundert zu werden. Unsre Betrachtung mag sich hier auf den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, auf den Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, und auf Herzog Ernst den Frommen von Gotha beschränken. —

Was zunächst den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg angeht, den man, ich weiß nicht warum, den Großen genannt hat, so bot ihm schon seine Jugend der Eindrücke eine Menge dar, die in ihrer wohlthuenden Wirkung für seine Zukunft nicht so leicht

verloren gehen konnten. Seine jungen Jahre verlebte er in der holländischen Republik, also mitten unter einem strebsamen, freien Volke, das die Früchte seines schweren Kampfes um Unabhängigkeit von der despotischen Knechtung Spaniens eben in reichstem Maße erntete, das in der Hochblüte seiner Entwickelung stand: er sah da auf engbegrenztem Raume ein Volk zu weltgeschichtlicher Höhe erwachsen, und von einem Fürsten, wie Friedrich Heinrich von Oranien, geleitet, der beide, die Tugenden des Freibürgers und Herrschers gesellte. Der Abstand zwischen diesem Blütenstande der reichen niederrheinischen Handelswelt, und zwischen seinen hart mitgenommenen Erblanden mußte wohl die Thatkraft eines jungen Monarchen auf's Heftigste steigern. —

Zum Selbstregimente gelangt, zeigte sich rasch, daß der neue Fürst keineswegs gewillt war, den fürstlichen Absolutismus damaliger Zeit minder streng zur Geltung zu bringen, als dies in Versailles und anderwärts geschah; vielmehr, er vernichtete rücksichtslos die alten Sonderrechte der Provinzen, der ständischen Körperschaften, die Privilegien des Adels: aber darin unterschied sich sein Walten bedeutsam vom versailler Musterbild, daß diese Vertilgung der Sonderinteressen und Sonderansprüche von wohlthätigster Rückwirkung ward auf das Gesammtwohl des Staates; daß das Selbstgefühl und die Arbeitskraft des Bürgers und Bauers nicht erlagen unter der Last einer maßlos mächtigen und maßlos genießenden Adelsaristokratie; daß Landbau, Gewerbe und Handel eine tüchtige Unterlage abgaben für einen wohlgeordneten Staatshaushalt; darin ferner erkennt man den eigenständigen Zögling des absolutistischen Jahrhunderts, daß er eben die Huguenotten, die der fanatische Louis XIV., von Gewissensscrupeln und Buhlweibern getrieben, durch Dragonaden aus seinem Lande hetzen ließ, bereitwillig aufnahm, und ihnen mit gleicher Freundlichkeit Sitz und Boden in seinem Lande anwies, wie den vertriebenen Waldensern; darin endlich trat der Unterschied zwischen ihm und einem Schüler aus Versailles grell zu Tage, daß ihm — wiewohl seine Politik zumeist eher altberufene preußische Pfiffigkeit, als graden Charakter verräth — die Religion nicht Zaunwerk für's Volk, sondern Sache des Herzens und der Ueberzeugung war. Dabei lag ihm alle Ketzerrichterei und Verfolgungssucht ferne: man müsse alle Religion gewähren lassen, wenn sie nur nicht in Widerspruch trete mit den Interessen des Staates. „Die Gottesfurcht", sagt er einmal [17]), „ist die Grundlage und gleichsam die Königin der anderen Tugenden, sie ist der rechte Ursprung und die Brunnquelle, woraus sowohl geistige

als ewige Glückseligkeit, Segen und Benedeiung herfließet; dieselbe ist auch den fürstlichen Personen und Regenten so viel mehr nöthig und wohlanständig, weil sie von Gott, dem Allerhöchsten, vor vielen Tausenden mildiglich angesehen und gesegnet, auch desselben Hülfe und Beistand am allermeisten bedürftig sind". — Kaum einer Bemerkung bedarf, daß ein solcher Fürst zu allem andern eher zu bringen war, als zum Unterhalt von Maitressen; daß er vielmehr eine dergleichen Wirthschaft als ein das Familienleben giftig zersetzendes Element gänzlich von seinem Hofe verbannt hielt, und seinen zwei Frauen ein wackerer Gatte war: wie er denn auch die Erziehung seiner Kinder mit all' der sorglichen Geschäftigkeit überwachte, die einem für die Zukunft seines Landes und Regimentes bedachten Fürsten so wohl geziemet [18]). —

Einem solchen Manne mag man's wohl nachsehen, wenn er in gleichgültigeren Dingen sich in französischer Form und Zuschnitt darstellte: war doch der Kern ein gesunder Deutscher. —

Auch bei Fürsten niederen Ranges tritt zuweilen die gleiche ehrenhafte Biederkeit stolzer deutscher Eigenart entgegen: als Beispiel möge hier stehen der Landgraf von Hessen-Darmstadt, Georg II. (geb. 1605, gest. 1661) [20]).

Sohn Ludwig's V. von Hessen-Darmstadt, konnte er sich frühe schon der Kenntniß des Französischen, Spanischen und Italiänischen rühmen, ohne daß ihm drum Luthers Bibel, die der achtzehnjährige Jüngling dreimal durchwandert hatte — außerdem hatte er die Bibel zweimal lateinisch, einmal französisch und einmal spanisch durchgelesen —, fade ward. Größere Reisen durch Belgien, Spanien, Portugal, bildeten den Prinzen rasch zum Manne, und er erregte mit 23 Jahren die Bewunderung der ihm näher stehenden Zeitgenossen. Seine Stärke war jedoch mehr die des Staatsmannes, als des Feldherrn, wie denn auch der geschulte französische Diplomat Feuquières ihn bezeichnet als „un homme de bon esprit, et plus versé dans les affaires du cabinet que dans celles de la guerre".

Wiewohl er als lutherischer Reichsfürst in natürlichem Gegensatze stand zum Hause Habsburg, blieb er dennoch, seinem Religionsinteresse zum Trotz, ein entschiedener Anhänger des Kaisers, treu dem Spruche seines Vaters „Deo et Caesari fidelis"; obgleich der Lohn seiner Aufopferung mit nichten ein erfreulicher zu nennen war. An seiner Seite wirkten, in politischer Ueberzeugung mit ihm übereinstimmend, zwei Staatsmänner: der Kanzler Anton Wolf [19]) und dessen Bruder, Johann Jakob Wolf, hessischer Gesandter in Wien. Seine politische

Loyalität zog dem Landgrafen den Verdacht zu, als sei er der eigenen Kirche untreu geworden, und habe dem Kaiser zu Liebe das katholische Bekenntniß angenommen: ein Vorwurf, der schon an dem Einen Umstand zu Boden fallen mußte, daß derselbe Georg, der soweit möglich mit der kaiserlichen Politik zusammenging, dem Ordensmeister Johann von Stadion, der 1628 einen auch nur bei verschlossenen Thüren zu haltenden katholischen Gottesdienst wünschte, den äußersten Widerstand mit Erfolg entgegen setzte.

Das häusliche und sittliche Leben des Landgrafen erweckt einen günstigen Eindruck: sein eheliches Leben ist tadellos und schön, die Erziehung seiner Kinder sorgfältig: rühmte man doch einer seiner Töchter nach — deren Unterricht einen stark theologischen Charakter trug —, der Sophia, die späterhin Pröpstin von Quedlinburg ward, daß sie „in der Lesung der heiligen Schrift einen unermüdlichen Fleiß bezeigt, in den patribus (eccl.) soviel connoissance gehabt, daß sie manchen theologum beschämen können, wobei sie morgenländische Sprachen eifrig betrieben“ [20]). Ueber das religiöse Leben des Fürsten mangeln eingehendere Angaben: sein ‚Ehrengedächtniß‘ (= Leichenrede 1662) wenigstens bezeugt, daß er täglich neben seiner Gemahlin Morgens und Abends, „jeweilen wohl mit Thränen“, sein Gebet gehalten, die Betstunden und Predigten fleißig besucht, fleißig zum Tische des Herrn gegangen, auch, daß ihm mit dem Fortgang der Jahre die h. Schrift immer theurer geworden sei; ein Jahr vor seinem Tode hatte er dieselbe denn auch 28 mal durchgelesen. „Secundum tuam voluntatem, Domine“, war das Symbol seines Lebens.

Daß dieses Alles nicht äußerlich zu Tage gelegtes Machwerk war, könnte nur der bezweifeln, der nicht wüßte, daß ein trügerisches Schauspiel in heiligen Dingen zumeist durch sich selbst die schwerste Rache nimmt. Dazu bezeugt sein rühriges Walten durch sein ganzes Leben, das die Gräuel des dreißigjährigen Krieges mit seinen Vor- und Nachwehen so bittergründlich hat durchkosten müssen, daß er ein mehr als gemeiner Fürst, seines väterlichen Erbgutes Heil ihm theuer, überhaupt aber Nichts ihm ferner war, denn frömmelnde Heuchelei. Sein letztes Wort ist gewesen: ‚O, Herr Jesu.‘

Als Schluß mag hier ein Actenstück mitgetheilt werden, das des Landgrafen Sinn und Sorge für seine Land' und Leute getreulich bekundet, und zugleich einen Einblick bietet in die Zerrüttung der religiösen Verhältnisse durch den Krieg: eine Verordnung vom Jahre 1634 macht den lutherischen Predigern die Sitte des Hausbesuches, bisher nur bei den Reformirten üblich, gleichfalls zur Amtspflicht [21]). —

„Die Prediger sollen ihre anvertrauten Pfarrkinder nicht nur nach aller Möglichkeit kennen, sondern auch ihrer in Gott dem Herrn fleißig pflegen und warten, sie nicht nur in der Kirche vernehmen, lehren, strafen, trösten, auch sie nicht nur in ihren Krankheiten, und wann sie ihnen das hochwürdige Sakrament des Altars zu reichen berufen werden, sondern auch bei gesundem Leibe, soviel thun- und möglich, besuchen, zu ihnen, sie seien reich oder arm, nach Gelegenheit und erheischender Nothdurft, in die Häuser gehen (da sich dann auch die Pfarrkinder bescheidentlich erzeigen sollen) oder nach Beschaffenheit der Personen sie zu sich erfordern, daselbst nach ihrem Wesen erbaulich fragen und nach Gestalt der Sachen sie unterrichten.

„Damit aber den Predigern dieß Alles nicht gar zu schwer fallen, sondern ihnen in Etwas unter die Arme gegriffen, und die Eingepfarreten desto besser aufgeweckt werden mögen, so sollen sie in den Städten und in allen Dörfern ihnen gewisse fromme, gottselige Seniores, deren in der fürstlich hessischen Kirchenordnung schon gedacht wird, bestellen, also, daß einem jeglichen Seniori gewisse Gassen oder Häuser zugeordnet werden, darauf er sonderlich ein fleißiges Auge habe, und nicht Einer auf den Andern sich allzuviel verlasse, und also die heilsame besondere Aufsicht unterbleibe. — Ob aber schon einem Seniori etliche gewisse Gassen oder Häuser in sorgfältiger Obacht zu haben, anvertraut werden, so sollen doch die anderen Mit-Seniores davon nicht ausgeschlossen sein, sondern sie alle sammt und sonders sollen wider alle grassirende Uebelthaten getreulich wachen und alle Stücke ihres Amts unausgesetzt verrichten, auch einer dem andern darin die behülfliche Hand bieten. — Sollte aber wider bessere Hoffnung einer oder der andere Senior sich durch eine Unthat seines Standes unwürdig machen, also, daß er ohne schädliches Aergerniß in solchem seinem Berufsstand nicht länger geduldet werden könnte, so soll er, wofern der Exceß nicht zu stark ist, sondern noch eine fernere Geduldigung seiner Person unärgerlich gestattet, und nachgiebt, zur Besserung stark ermahnt, und wann er sich nicht bessern will, abgeschafft, auch nach Befindung bestraft und eine andere tüchtige Person an seine Stelle unsäumlich bestellt werden.

„Ferner soll ein jeder Senior einen Catalogum aller derer Seelen, so in denen ihm zugeordneten Häusern und Bezirk befindlich sind, und ihrer aller Namen, auch wie alt ein jeglicher, was sein Thun und Amtsgeschäfte seien, aufgezeichnet haben, und wann er selbst nicht lesen könnte, das Verzeichniß von dem Prediger oder auch durch den dazu tüchtigen Mitsenioren ihm vorlesen, und wenn etliche Personen

zu- oder abgingen, ändern lassen; er, Senior, soll auch, soviel die Nothdurft erfordert, für sich in die Häuser gehn (doch daß hierin aller Mißbrauch sorgfältig verhütet werde) und nachforschen, wie sich Eltern, Kinder und Gesinde verhalten, auch merken, ob sie fleißig in die Kirche und emsig zum Tische des Herrn gehn. Item, ob sie mit Irrthumen oder andern strafbaren Lastern behaftet seien. Würde er nun in einem oder dem andern einigen Mangel verspüren, soll er solches ungesäumt seinem Pfarrherrn anzeigen, daß derselbe auf Mittel und Wege, wie dem Unheil abgeholfen werde, gedenken möge. Zu dem Ende dann auf alle monatlichen Bettage, sobald der Gottesdienst verrichtet ist, die Prediger und Seniores am bestimmten Ort und bei eben der Geldstrafe, welche die, ohne geschehene Anzeige erheblicher Ursachen ausgebliebene Personen in den Gotteskasten gewiß zu erlegen haben, unaufschieblich ihren conventum halten, von den vorgefallenen Dingen in Verschwiegenheit (denn die Ausschwätzer mit willkürlicher Strafe andern zum Exempel anzusehen sind) reden, die vorgeforderten Personen nach Beschaffenheit der Umstände erinnern, strafen, trösten, zu gütlicher Vergleichung in Mißverständnissen und Ablegung alles Hasses und Grolles ermahnen, auch sonst den Sachen Nothdurft verschaffen sollen, davon die fürstlich hessische Kirchenordnung ferner handelt. Damit auch diese conventus und deren Verrichtungen mit desto gewisserem und größerem Nutzen abgehen mögen, als soll jederzeit zum wenigsten einer unsrer weltlichen Beamten derselben Session beiwohnen, auch Rentmeister, Kellner, Zentgrafen, Schultheißen, oder andere Diener nach Gelegenheit eines jeden hierher gehörigen Berufes, auf vorhergegangene Communication und Anzeigen der Prediger, die von Predigern und Senioren vorgeforderte, aber nicht erschienene, sondern ohne alle erhebliche Ursach ausgebliebene oder sonst ungehorsame Personen, durch Gefängniß oder andere Strafe, wie dieselbe die Umstände und der Sachenbeschaffenheit erheischen wird, zur Leistung ihrer Schuldigkeit und Gehorsams anzuhalten ganz willig und beflissen; oder in Verbleibung dessen, ungnädiger Ahndung und Abstrafung von uns selbst gewärtig.

„Endlich soll es hierbei der Pfarrherr nicht verbleiben lassen, daß ihm der Senior referirt, wie sich seine Pfarrkinder verhalten, sondern er soll auch, so oft er andern Amtsgeschäften so viel abbrechen kann, unterweilen mit dem Seniore, bisweilen ohne denselben seine Pfarrkinder besuchen, oder doch nach der Personen und Sachen Gelegenheit, zu sich in die Kirche fordern. Wenn man alsdann freund- und bescheidentlich mit den Leuten handelt, sich der armen Kranken und Bekümmerten ernstlich annimmt, (wie man dann dergestalt die rechten

Hausarmen wird am besten erkennen mögen und manchmal mit einem Geringen ihnen helfen können) und die exorbirende und in Lastern oder Irrthum begriffene, oder sonst Gottes Wort und die Predigt verachtende und versäumende, ohne Ansehn der Person gebührlich erinnert, so wird ein jeder spüren, daß man es herzlich gut meine und sich heilsamer Disciplin und guter Ordnung desto lieber unterwerfen." —

Als dritter und letzten Ehrenmann in der Reihe damaliger deutscher Fürsten möge hier stehen der Herzog Ernst von Gotha, genannt der „Fromme" (geb. 1600, gest. 1675) [23]).

Unter der Hand einer trefflichen Mutter und tüchtiger Erzieher — unter denen Hortleder auch dem Manne noch theuer blieb — herangewachsen, und frühzeitig auf die hohe Bedeutsamkeit des Regentenlebens hingewiesen, bekundete der Prinz — der neunte unter zehn Söhnen — in jungen Jahren schon einen aufs praktische Leben gerichteten Blick: die weimarschen Lande kennen zu lernen, ließ er sich's nicht verdrießen, die einzelnen Ortschaften zu bereisen, und sich aus Staats- und Ortsarchiven Auszüge und Tabellen anzufertigen, die bei seinem Regierungsantritt zu 100 Folianten angewachsen waren.

Als Gustav Adolph den deutschen Boden betreten, ging er mit vier seiner Brüder in das Lager des Vorkämpfers des Protestantismus: in der Schlacht am Lech setzte er mit seinem Regimente der Erste über den Fluß, und brachte die dort postirten feindlichen Scharen zum Weichen; bei Lützen hat er, nach Gustav Adolph's Tod, durch seinen tapfern Widerstand gegen Pappenheim's Andrang das Feld behauptet und schließlich dem schwedischen Heere den Sieg zugewendet. In den folgenden Kriegen kämpfte er mit, um der protestantischen Sache vortheilhafte Friedensbedingungen auszuwirken. — „Unter dem Lärm der Trommeln und Drommeten", bezeugen von ihm seine Zeitgenossen, in einer Zeit, da die Soldateska in der Hochblüte ihrer diabolischen Künste stand, „unterließ Ernst nicht seine regelmäßigen Andachtsstunden: sein Zelt war wie eine Kirche, wo der Name Gottes angerufen und ihm die schuldige Verehrung dargebracht wurde". Es fehlt nicht an Zügen, wie er der Rohheit und Raubsucht der Kriegsrotten mit strengster Zucht entgegentrat.

Die Schlacht bei Nördlingen raubte ihm jedoch die Zuversicht auf die nahe Verwirklichung seiner Plane zu Gunsten des Protestantismus. Drum kehrte er heim, um die Verwaltung seiner Lande an sich zu nehmen: er traf sie im Zustande totaler Verwüstung, zwei Dritttheile der Bevölkerung waren verschwunden. Friedrichswerth z. B. war im Kriege dergestalt verwüstet worden, daß die Pfarrei von 1640—42

unbesetzt bleiben mußte; Metebach war ganz verwüstet und von Menschen leer; Grabsleben bestand aus 24 bewohnten Häusern und 56 wüsten Hofstätten, Großrettbach war von 1631—39 dergestalt verödet, daß zuletzt kein Mensch mehr im Dorfe war, und erst 1640 sich wieder 13 Personen zusammenfanden; zu Eschenberge hatten die Einwohner 1640, nachdem sie drei Jahre eines Predigers entbehrt, sich aller Kirchen- und Schulzucht entwöhnt, und vermochten auch dem Prediger keinen Unterhalt zu geben, u. s. f.; und noch waren die Heimsuchungen der Jahre 1640—1647 mit Requisitionen, Verwüstungen und Contributionen nicht überstanden: die Summen, die allein die Stadt Erfurt während dieser Zeit erlegen mußte, betrugen 168,900 Thlr.

Sofort nach der Erbhuldigung (1641) legte der Herzog bei Eröffnung des ersten Landtages seinen Landständen in einer Rede eine Anzahl Maßregeln vor, welche zur Erledigung der dringendsten Bedürfnisse geboten erschienen. Kirchenvisitationen wurden angeordnet; mit Reformen im Schulwesen ward eingeschritten: und wahrlich, hier that Abhülfe schreiend Noth [24]). Ernst selbst, der Cäsaropapie ebenso sehr Feind als der Klerokratie, hielt vor Allem dafür, daß das christliche Leben in seiner sittlichen Bethätigung müsse neugegründet, und minder scharf auf das dogmatische Neugepräge biblischer Dinge gehalten werden: wie er denn auch zu seinen kirchlichen Reformen den helmstädter Theologen Calixt, obgleich dieser damals schon nach vielen Seiten hin ein Stein des Anstoßes geworden war, in verschiedentlichen Fragen um sein Gutachten anging. Nicht minder praktische Beziehung ward bei der Verbesserung des Schulwesens genommen. Mit gleicher Ansicht schritt der Herzog an die Reorganisation des bürgerlichen Regimentes, die allenthalben auf genaueste Kunde der tiefzerrütteten Zustände sich gründete; ja, es ward eine ganz neue Classe von Beamten in's Leben gerufen, sogen. Amtspfleger, „um auf der Amtsunterthanen Recht und Gerechtigkeit Acht zu haben". Neue Landescollegien wurden errichtet, militärische Defensionsanstalten getroffen, es ergingen Luxus- und Kleidermandate, Gerichts-, Proceß-, Polizei-, Forst-, Wald- und Fischordnungen, besoldete Landärzte wurden angestellt, auf Abschaffung des Pennalismus in den Universitäten beim Reichstag gestellt; zu wissenschaftlichen Zwecken wurden Reisende nach Abyssinien gesandt; man knüpfte Handelsverbindungen mit Rußland an; ordnete das Münzwesen; die Finanzverwaltung ward neu organisirt, denn das war die erste Bedingung, um die ungeheure Schuldenlast, die der Krieg aufs Land geworfen, abzuwälzen. Man begreift wohl, wie sehr diese Staatswaltung gegen die meisten anderen contrastirte, wenn das von Ernst's juristi-

schem Rathgeber, v. Seckendorf, auf des Herzogs Wunsch verfaßte Werk, genannt der „Fürstenstaat", eine einfache Darstellung der gothaischen Regierungsgrundsätze, als Satire auf die damaligen deutschen Zustände gedeutet werden konnte.

All das Gesagte gewinnt an Bedeutung, wenn man den Urheber desselben als Mann an sich betrachtet. — Sein gesammtes Wesen und Walten athmete den sittlich-religiösen Geist, von dem seine politischen und socialen Schöpfungen äußerlich Zeugniß ablegen. Auch über die Grenzen seines Landes dehnte sich sein Blick: er ging einmal damit um, — unmittelbar nach dem Friedensschluß, — eine allgemeine Sittenreform der Höfe in Vorschlag zu bringen: gewiß ein in seiner Zeit auf hundert Unmöglichkeiten stoßendes Beginnen; aber das raubt der Hoheit des Gedankens Nichts. Den tiefsten Grund seines Herzens erfüllte der Glaube jedes evangelischen Christenmenschen an die Kraft Gottes, die erschienen ist in der Welt Heiland [25]). Dazu traten — ein seltener Verein — hervorragende Geistesgaben, die, durch anhaltenden Studienfleiß, durchdringenden praktischen Beobachtungsgeist und Kenntnißnahme der verschiedensten Lebens- und Wissenschaftsgebiete unterstützt, ihn zum Meister im Regimente machten: so ward ihm möglich, zu der schweren Arbeit der Wiederherstellung seines Landes auch Männer zu wählen, die ihm hülfeleistend zur Seite gingen.

So war er, um mit Tholuck zu reden, „ein Fürst, in welchem sich der große Mann und der Regent mit dem lauteren Christen auf eine solche Weise zur Harmonie verbindet, wie vielleicht bei keinem andern Fürsten der evangelischen Kirche weder vor ihm, noch nach ihm. Ein sorgsamer Vater und Gatte im Familienkreise, ein väterlicher und umsichtiger Regent auf dem Throne, ein scharfsichtiger Staatsmann — auch von Cromwell für einen der drei größesten seiner Zeit erklärt, und zugleich ein biederer Deutscher nach Herz und Art, ein Held auf dem Schlachtfelde und ein Beter in der Kammer, gründlich gebildet in mehreren Zweigen der Wissenschaft, ausgezeichnet als Staatsmann, gerecht und mild, freigebig und sparsam, ernst und heiter, muthig und demüthig, wie er war, scheint dieser Fürst diejenigen Tugenden in schöner Harmonie in sich vereiniget zu haben, welche schon einzeln vertheilt Fürsten groß machen. Die Seele aber seines Charakters, wie aller seiner Tugenden und Thaten, ist die Gottesfurcht, welche als lebendiger Hauch sich durch sein ganzes Lebenswerk hindurchzieht." —

Solcherlei Fürstengestalten, wie die eben angeführten, vermögen einigermaßen den düstern Gesammteindruck eines vielfältig unterbundenen staatlichen Lebens zu mildern, und mit einer Reichsverfassung zu

versöhnen, die, in der Zeit zur Unmöglichkeit geworden, ihr Leben in die einzelnen Theile des Reichskörpers sich vertheilen und dort zu sonderständiger Erstarkung, so weit es gehen mochte, sich entwickeln sah. Und kaum bedarfs einer Bemerkung, einen wie starken Rückhalt dieser Trieb nach politischer Individualisation im ganzen Gepräge germanischer Artung finden mußte. So ist es denn begreiflich, daß ein paar Jahrzehnte nach dem Friedensschluß Staatsmänner und Denker wie Puffendorf und Leibnitz in die Theorie jenes vielberufenen Hippolithus a Lapide einstimmen, und Letzterer z. B. also argumentiren konnte: „Ist nicht die Menge der fürstlichen Höfe ein herrliches Mittel, dadurch sich so viele Leute hervorthun können, so sönst im Staube liegen mußten. Wo ein ohnbeschränktes Haupt, da sind nur Wenige der Regierung theilhaftig, von deren Gnade die Anderen alle leben müssen: da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe Bediente sein, so etlichermaßen der königlichen selbst an die Seite treten dürfen und ganz eine andere Figur in der Welt machen, als die, so im Namen bloßer Unterthanen sprechen. Daher denn abzunehmen, daß diejenigen, so dafür halten, die deutsche Freiheit brauche nur in Wenigen, denen die Uebrigen dienen müssen, und betreffe also die Unterthanen nicht, auch zu weit in ihrer Meinung gehen“ [26]).

Nachdem so in den Hauptumrissen die fortanige Stellung der Höfe gegenüber dem Auslande und dem Volke gezeichnet worden ist, mag an der Zeit sein, auch den Wirkungen nachzuforschen, die die dreißig Kriegsjahre auf die verschiedenen Volksschichten und ihre socialen Lebensbedingungen ausgeübt.

Wir haben im Allgemeinen bereits wiederholt gesehen, in welcher Fassung das deutsche Volk in den unseligen Kampf sich begab: materiell wohlbestellt, in den kirchlichen und sittlichen Fragen — von den politischen zu schweigen — übel berathen: so gings in den Krieg.

Und kaum je in einem Kriege mag mit den socialen Verhältnissen eines Volkes so furchtbar umgesprungen worden sein, wie mit denen des Deutschen im dreißigjährigen.

Dem Städter war sein Haus in Brand gesteckt, dem Gewerbsmann sein Handwerk gelegt, dem Bauer Korn und Pflug und Leibeigene ins Lager geschleppt, die Hütte verbrannt, Deutschland, durch aller Fremdherren Launen gedrückt, erst das Paradies, dann das Labyrinth wild brausender Soldateska geworden, die Alles in ihren verschlingenden Strudel hinabriß: an Leib und Seele verhungert stand man am Ende in grauser Wüste, um ein neues Leben in allen

Kreisen zu beginnen: das ist die kurze Summe des uns zur Betrachtung vorliegenden Menschenalters.

Beginnen wir mit den Städten.

Beim Anfang des Krieges waren sie die materiell gesegnetsten Sitze der deutschen Cultur; ein bei kräftigem Selbstgefühl fröhliches Bürgervolk, eifersüchtig auf Rechte und Ansehen der einzelnen Stadt, trieb darin Handel und Wandel: allenthalben blühte die Industrie, behäbiger Wohlstand nirgends zu vermissen.

Aber schon als der Krieg noch auf Böhmens Felder beschränkt war, spürten die deutschen Städte seine Wehen: das Kipper- und Wipperwesen, das seinen Rundlauf in raschem Schritt durchs Reich nahm, griff schwer in ihre Sittlichkeit und in ihren Wohlstand ein. Nahrungslosigkeit und Theuerung in Folge der allgemeinen Unsicherheit trieben dazu, dem Tage zu leben: daher rohe und wilde Schwelgerei, Nachäffen der fremden Trachten, die man am wandernden Kriegs- und Hofmanne wahrnahm: in buntestem Strudel drängt sich Schnitt an Schnitt, und Tracht an Tracht, und wer nicht ein Monsieur oder Madame à la mode ist, wird altfränkisch: dawider half kein Verbot der Obrigkeit, keine Polterrüge der Kanzel.

Traf das Unglück des Krieges die eigene Stadt, so ward beim Herannahen der feindlichen Heere aller Verkehr mit der Umgegend abgeschnitten, man lebte von den vorhandenen Vorräthen. War das Feindesheer nur auf dem Durchzuge und galt ihm die Stadt nicht als wesentlicher Punkt seiner kriegerischen Operation: so mußte ihm Gnade um Gnade theuer genug erkauft werden: Brandschatzung, Einquartierung, Plünderung selbst an den heiligsten Orten, Einschmelzen der Glocken, Niederhauen und Verkauf des Stadtwaldes waren zumeist das Loos solcher ins Feindesgedränge gerathenen Städte. Hatten doch selbst neutrale Orte von Wunder zu sagen, wenn sie mit einfachen Contributionen, Brandschatzungen und Einquartierungen davon kamen; gebrach es doch nicht an Fällen, daß Städte von denselben Feldherren, die ihnen Sauvegarden um hohen Preis ertheilt hatten, hinterher eine Behandlung erfahren mußten, wie sie nur den verbissensten Gegnern angethan zu werden verdiente.

War hingegen die Stadt, was in den damaligen Zeiten nicht eben ein seltener Fall [27]), einigermaßen gegen die ersten Anläufe eines feindlichen Heeres, und dieses selbst sicher, den Punkt durch Sturm nehmen zu müssen, dann füllte sich dieselbe binnen Kurzem mit zahllosen Flüchtlingen aus der Umgegend, die, wiewohl zu etwaiger Mitvertheidigung geschickt und willkommen, nur dem raschen und furchtbaren

Umsichgreifen des Hungers Vorschub thaten. Insgemein wurden dann solcherlei Städte die Opfer der äußeren Dränger und des würgenden Hungers im Innern. Stritten sie aber hartnäckig bis zur Verzweiflung, so war ihnen von Seiten der Umlagerer das Loos Magdeburgs beschieden.

Dazu kamen nun, indem der Krieg allgemach durch die bedeutsamsten Striche des Reichslandes seinen Weg nahm, seit 1626, am höchsten steigend 1631—1637 die entsetzlich lichtenden Seuchen: es übersteigt fast die Vorstellungskraft, in welcher Anzahl da die Opfer fielen: kaum daß oft noch der zehnte Theil von denjenigen erhalten ward, die am Anfang des Krieges umhergewandelt; man konnte durch Städte kommen, in denen zeitweise kein Schritt eines Sterblichen hallte, wo man sich durch das Gras und Gesträuch auf den Gassen selbst eine Bahn hauen mußte, um dem Entsetzen zu entfliehen, das faulende Leichname aus öden Häusern entgegentrugen.

Wohl war möglich, daß die Städte sich nach einzelnen Unfällen bei fortaniger Ruhe rasch wieder hätten erholen mögen: aber eben das war das Furchtbare bei diesem Kriege, daß er seine Opfer zu wiederholten Malen peitschte, bis nahezu alles Leben aus ihnen entflohen war. So war z. B. Magdeburgs Belagerung im Jahre 1631 zwar die historisch denkwürdigste, aber drum nicht die einzige während des ganzen Krieges: fünfmal noch hatte es außerdem die Schrecken der Belagerung und Verwüstung zu kosten. Denn eine siegreiche Partei nach der andern übte an der Gegenseite schonungslos die Rechte des Siegers aus: gab doch der sieghafte Kaiser selbst seinen Generalen die Anweisung, durch Contributionen in städtischen Gebieten ihre Heere nicht allein zu ernähren und zu besolden, sondern auch zu ergänzen und wo nöthig von Neuem zu beschaffen.

Nicht als hätten die Städter alle Unbilden des Krieges in feiger Resignation an sich herankommen lassen; vielmehr besteht an vielen Orten der alte Stolz deutschen Bürgerthums, oft in sieghafter Selbstwehr, einen schönen Strauß: wir erinnern neben vielen anderen an Magdeburg, an Stralsund zumal, welches, wie vielleicht keine andere Stadt, unmittelbar in die bedeutsamsten Ereignisse der Geschichte durch seinen eigenständigen Heldenmuth eingegriffen hat:[28]) — aber gegenüber den allfort von Neuem anstürmenden Gefahren und Verlusten mußte auch eine so tüchtige volksthümliche Kraft, wie sie im Bürgerthume ruhte, nicht bloß materiell, sondern auch politisch und social in ihrer Wirksamkeit rasch zusammensinken, und zusehen, wie sie fortdarben möge durch den Lauf der Zeiten.

„Ausgespielt bis auf das klägliche exeunt omnes," sagt drum mit Recht der Geschichtschreiber deutschen Städte- und Bürgerthums[20]), „ist das geschichtliche Drama, in welchem unser Bürgerthum seit vier Jahrhunderten eine so glänzende Rolle übernommen; seine Politik besteht fortan nur in Fügsamkeit und ohnmächtiger Protestation; sein Antheil am Krieg nur im Leiden, in geduldigem Ertragen soldatischer Brutalität, in willenloser Aufopferung der Reste früheren Wohlstandes. Schwächere Städte, die sich nicht für die erste Nothwehr mit Befestigungswerken neuer Kunst umgürtet, müssen sich, unbeschützt durch ihre mittelalterigen Mauern und Thürme, jedem Wechsel des Krieges hingeben, welcher sich wie eine Schlange bald in einem Landestheile zusammenballt, dann wiederum giftausbauchend durch die entlegensten Winkel hinwindet. Der Kriegsjammer, das Schwert, die Pest, der Hunger verzehren die städtische Bevölkerung überall auf das Drittel einer auch sittlich gebrochenen Bevölkerung; dumpfe Verzweiflung und wahnwitzige Teufelsfurcht forderten grade mitten unter Kriegsgräueln die zahlreichsten Opfer. [illegible] Städte sind sich nicht mehr ähnlich: heruntergeschossen, ausgebrannt, verwüstet sind die [illegible] Thürme und Münster; halbe, ganze Städte lagen in Trümmern. [illegible] Straßen versumpfen wiederum, [illegible] Festungswerke oder wüster Schutt und Feld füllen die Stätten, über welche sich sonst schmucke Landhäuser, Ziergärten, Schießbahnen und Tummelplätze behaglicher Bürgerlust ausbreiteten. [illegible] Anwandlung erfahren, [illegible] das Bürgerthum in Folge des unseligen [illegible]

Noch vor dem [illegible] um welche Zeit diese furchtbare Bindung für das deutsche Städte- und Bürgerthum sich ankündigte, war auch der Ruhm [illegible] gesunken. [illegible] Christian der [illegible] sich angelegen sein [illegible] zu stecken. — [illegible] Könige im Jahre [illegible] historischer [illegible] deutsamkeit[21]). — [illegible] Macht, sagte [illegible] Waldstein, der [illegible] die für Maximilian [illegible] Augenblicke [illegible] Monopol mit [illegible]

Hansen: [illegible]

ſich in den Beſitz des deutſchen Meeres zu ſetzen, deſſen Häfen bisher wechſelnd die nordiſchen Könige, ja ſelbſt Englands Flotte von Preußen bis hinab nach Friesland ſperrten. Drum erging durch den kaiſerlichen Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg am 1. November 1627 an die hanſeatiſche Ausſchußverſammlung in Lübeck ein Anſinnen des Kaiſers, folgenden Inhaltes [31]): „Weltkundig ſei, wie die ehrbaren deutſchen Hanſeſtädte durch die Ausländer ſeit geraumer Zeit nicht allein merklich unterdrückt, ſondern ihnen auch von fremden Potentaten die freie Schifffahrt geſperrt, ihre Schiffe überfallen, geplündert oder in den Grund geſchoſſen und zum Hohn und Spott deutſcher Nation von ausländiſchen, monopoliſchen Geſellſchaften das Brod gleichſam vor der Fauſt abgeſchnitten ſei. Damit nun die ehrbaren Städte verſpürten, daß kaiſerl. Majeſtät die Gelegenheit nicht verſäume, ſie wieder zum alten Flor, Anſehen und Hohheit herzuſtellen, und bekannt ſei, daß die ſpaniſche Schifffahrt das vornehmſte Mittel gedeihlicher Nahrung geweſen, und die königliche Würde in Spanien ihm, dem Kaiſer, eine Conjunctur angetragen habe, damit alle aus den ſpaniſchen Königreichen ausgeführten Waaren zwiſchen deutſcher Nation und den ſpaniſchen Unterthanen allein verblieben: ſo habe kaiſerl. Majeſtät die gegenwärtigen Geſandten an die löbliche Stadt Lübeck, als Haupt des uralten Hanſabundes, abgeordnet, ſolches in's Werk zu richten, und begehrten ſie deßhalb, ſie ſollten den Vorſchlag nicht allein mit den nächſten Anverwandten berathen, ſondern auch anderen, an der Seekante gelegenen Städten, inſonderheit der Stadt Danzig, eröffnen.“ — Die Lübecker, befangen in des Krieges Aengſten, dachten im erſten Augenblicke nur an des deutſchen Kaiſers Dominat: und ſo erfolgte, unter des Dähnen Drohen, unter der Schweden und Niederländer Abmahnungen, als welche unter Ferdinand der Hanſeaten evangeliſche Gewiſſensfreiheit in Frage geſtellt befürchteten, auf dem letzten Hanſatage — Tagefahrt: Februar 1628 — unter der hinzögernden Aeußerung: „die nordiſchen Könige ſeien wohl von Gott berufene Herrſcher ihrer nächſten Meere“ — der Fall. Denn anders konnte man wohl eine Tagefahrt nicht nennen, auf welcher der kaiſerliche Geſandte die denkwürdigen Worte ſprach: [32]) „Nachdem der Allmächtige dem Kaiſer wunderbaren Sieg über alle ſeine Feinde verliehen und ihm Ruhe verſchafft, daß er an Wiederherſtellung deſſen, was hin und wieder im Reiche in Unordnung gerathen, denken könne, wolle er auch die nothwendige Wiederbringung deſſen, was zur Beeinträchtigung der Reichsrechte von benachbarten Nationen gehandelt worden, nicht länger feiern laſſen, ſondern mit Nachdruck die geeigneten Mittel ergreifen. Denn was könnte einer ſo anſehnlichen,

volkreichen, streitbaren, mächtigen Nation, als der deutschen, verkleinerlicher, schimpflicher, spöttlicher sein, als daß sie sich von andern, mit ihr nicht zu vergleichenden, Nationen auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Recht und Gesetze vorschreiben lasse, und denselben gehorchen müsse. Was sei der Zoll im Sunde anders als ein schädlicher, schändlicher Tribut über ganz Germanien, so daß sich wohl Leute öffentlich verlauten ließen, es sei dieß ein rechter Zaun, womit man die deutschen Hanseſtädte zum Zoll bringen, und, es sei ihnen lieb oder leid, behalten könne. England habe die Hanseſtädte ihrer uralten, mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien ohne Weiteres beraubt, und obenein deutsche Rechtlichkeit und Ehre durch den dafür gebrauchten Vorwand höchlich beschimpft:" — und wo die hanseatischen Sendboten in elendem Gezänke über finanzielle Bettelsachen, und „daß ihnen der übliche Wein und Confect nicht sei gereicht worden," sich aufhalten konnten. Der Lübecker Friede entzog denn auch, durch des Dänenkönigs klug berechnete Maßnahmen, die Hansa jeder Einmischung in die deutschen Händel.

So erschien nun bei der auf den 24. Februar 1630 anberaumten Tagefahrt kein hanseatischer Sendbote, was, ob zwar auch in früheren Jahren nicht eben selten, nur das äußerliche Zeichen der inneren Haltlosigkeit erschien.

Aus dem stolzen Bunde der Hanseſtädte wuchs der zahme Verein der „correspondirenden Anseeſtädte" heraus; über seiner „großen Vertagung" kam der alte Bund nicht mehr zu Leben: die letzten schwachen Anläufe, ihm wieder auf die Beine zu helfen, wurden zunichte an einem Punkte, den der spätere Kaiser Leopold der Erste im Jahre 1658 in seiner Wahlcapitulation beschwören mußte: „alle unter Schein und Vorwand des hanseatischen Bundes eingegangenen Verbindlichkeiten fallen zu lassen." —

Man kann leicht von selbst abnehmen, wie es mit den deutschen Dörfern und Bauern bestellt sein mußte, wenn auf diese Weise mit dem Städte- und Bürgerthum war gespielt worden: denn wenn irgend eine Arbeit friedlichen Standes bedarf, so ist's die des Bauers.

Insgemein hatten die Dörfer und Bauer vor 1618 ein behagliches Dasein geführt, zwar minder von geistigen Trieben durchflochten, als das des Städters, aber doch immer auf einem starken sittlichen Grunde ruhend [33]).

Das ward mit dem Anzuge des Krieges durch verschiedene Wechselfälle in rascherer oder allmäliger Folge allenthalben anders. Im Anfang des Haders zwar konnte so ein deutscher Bauer gemüthlich einem

Wanderkrämer, der durch sein Dorf zog, mit offenem Munde zuhören, wie er vom böhmischen Winterkönig erzählte, und welchergestalt die jesuitischen Husaren die abtrünnigen Ketzer zum alleinseligmachenden Glauben zurückbrächten, kaufte auch wohl einem solchen Botschafter ein paar volksthümliche Holz- und Kupferstiche, oder ein Lied vom „pragischen Hofkoch," „von des Pfalzgrafen Urlaub" u. dergl. ab. Bald aber sollte Das, was er im Bilde geschaut und im Liede gesungen, ihm in die nächste Nähe gerückt, zur peinvollsten Wirklichkeit werden. Erst kamen ihm die rothen Münzen in die Hand, die nach kurzer Zeit so wenig galten als Spielpfennige, und er froh sein konnte, wenn er sich noch einiges altes Geld zurückgelegt hatte. Dann sandte der Landesherr seinem Schultheiß im Dorf einen Boten, man möge einen gewissen Betrag an Geld und Getreide für neugeworbene Soldaten nach der Stadt liefern. Bei solch unheimlichen Vorzeichen eilte er denn, um seine theuerste Habe in's Sichere und Verborgene zu schaffen, wohin keines Spürers Hand noch Verstand zu reichen vermöge. Aber immer näher, in grausiger Gefräßigkeit anschwellend, wälzten sich die Kriegshorden an seine Gefilde und Hütte und Stallung heran: Trompeter mit Schnellbriefen, frisch angeworbene Kriegshaufen, verdächtiges Gesindel strich durchs Dorf, bis endlich Noth that, daß die Dörfer selbst untereinander Schutz- und Trutzbündnisse schlossen und die räuberischen Rotten vom Hofe jagten; denn das Gelichter, das man ihnen als „Defensioner" zur Hand gab, war mindestens so schlimm, als die, vor denen sie ihnen Schutz schaffen sollten. Drum versah sich der einzelne Bauer mit seinem Feuerrohr; man stellte Thurm- und Feldwächter auf, damit sie Bericht und Zeichen gäben von heran- und vorbeiziehenden verdächtigen und feindlichen Rotten; der Bauer ging nicht anders auf's Feld, als mit Waffen versehen, damit er im Falle der Noth sich und sein Vieh schütze gegen die Angriffe räuberischer Streifbanden. Doch darüber konnte der Bauer nicht hinaus, daß er nicht den durchmarschirenden fremden Truppen Obdach und Nahrung gab, ihrem wüthenden und erbarmungslosen Heischen und Schänden Keller und Kiste öffnete. Aber diese Durchmärsche nahmen kein Ende, vielmehr schienen die neu heranwogenden Kriegerschaaren allemal nur noch besser geschult zu sein in den Teufelskünsten des Krieges, als ihre Vorgänger: es kam zuletzt so weit, daß dem Bauer seine Töchter, deren Mißhandlung zu den gemeinen Sachen des Kriegsrechtes gezählt ward, sammt Buben und Knechten und Vieh unter den Heerestroß mit fortgenommen wurden, und er in einsamer Hütte und [illegible]lung unter wüsteliegenden Feldern das Zusehen hatte. Kein Wunder

daß da Manche sich an ihrem Leben vergriffen, Andere in der Verzweiflung dem Heuschreckenschwarme des Krieges sich anschlossen und zur Musquete griffen. Am Ende lagerten sich Hunger und Seuchen als letzte Werkzeuge elendester Vernichtung über die ohnehin schon schwer gemarterte Bevölkerung. Wer mag die Zahl derer nennen, die ein Opfer dieser beiden vielheischigen Würger wurden: man mag sich ein Maß nehmen, wenn man erfährt, daß in einzelnen Dörfern nach dem Kriege kaum noch 17 Procent der ursprünglichen Bevölkerung siedelten; oder, daß ein Pfarrer, der am Anfang des Krieges von seiner wohlzähligen Gemeinde einen Gehalt von 300 Thalern bezogen, bei seiner Rückwanderung noch eine Wittwe und ein Mädchen an der alten Stätte lebend fand, die ihm für's Jahr kaum einen Heller zu spenden vermochten, oder gar, daß manche Dörfer beim Wiederschall des Friedensrufes keine Spur lebendigen Menschenodems mehr wiesen [34]). —

Aus den ersten Jahren nach dem Frieden ist ein historischer Roman vorhanden, genannt „Simplicius Simplicissimus“ [35]), der, wiewohl unbeholfen in Anlage, Idee und Durchführung, dennoch einen Reichthum historischer Anschauungen grade für den Gegenstand bietet, den wir soeben behandelt haben — die Geschicke des Städters und Bauers im dreißigjährigen Kriege —, wie kaum ein anderes Buch aus damaliger Zeit. Sein wesentlicher Inhalt mag hier stehen, da er mit einen Begriff geben kann, wie wunderlich das Geschick damals die Menschen in den Strudeln des Krieges herumwarf [36]).

Als des Simplicius Vater erscheint zunächst ein Bauer im Spessart, der, nach den Worten unsres Helden, einen eigenen Palast hatte, dessen Wände aus Lehm, dessen Dach aus Stroh, dessen Mauern aus Eichenholz, dessen Zimmer, Säle und Gemächer vom Rauch tapezirt, dessen Fenster, dem St. Nitglas geweiht, aus Papierfetzen, dessen Pagen, Lakaien und Stallknechte Schafe, Böcke und Säue waren, „alle fein ordentlich in ihre natürliche Liverei gekleidet“. Die Rüst- oder Harnischkammer war mit Pflügen, Kärsten, Aexten, Hauen, Schaufeln, Mist- und Heugabeln genugsam und auf das Beste und Zierlichste versehen, mit welchen Waffen sich der Knan (d. i. Vater, spess.) täglich übte: denn hacken und reuten war seine militärische Disciplin, wie bei den alten Römern zu Friedenszeiten; Ochsen anspannen war sein hauptmannschaftliches Commando, Mist ausführen sein Fortificationswesen, und Ackern sein Feldzug; Holzhacken war seine tägliche Leibesübung, sowie auch das Stallausmisten seine adelige Kurzweil und sein Turnierspiel. Hiermit bestritt er die ganze Weltkugel, so weit er reichen konnte, und jagt' ihr damit alle Ernten eine reiche Beute ab. Des

Simplicius Erziehung war so vortrefflich, daß er in seinem zehnten Jahre schon auf 5 zählen und es in diesem Stücke mit dem berühmten Amphistides wohl aufnehmen mochte; im Uebrigen pflegte er sich, vornehmlich den ländlichen Arbeiten obliegend, nach gemeinem Brauch seiner Zeit, mit Schulpossen nicht viel abzugeben; und er kannte weder Gott, noch Menschen, weder Himmel, noch Hölle, weder Engel, noch Teufel, und wußte weder Böses noch Gutes zu unterscheiden: ja, er war so vollendet und vollkommen in der Unwissenheit, daß es ihm unmöglich war zu wissen, daß er so gar nichts wußte. Aber sein Knan hielt dafür, daß er nun, seiner Geburt entsprechend, schwerere Lectionen auf sich nehmen müsse. Drum begabte er ihn mit der herrlichsten Würde bei seiner Hofhaltung, nämlich mit dem Hirtenamte, vertraute ihm seine Schweine, Ziegen und Schafe an, daß er sie möge weiden und mittelst seiner Sackpfeife vor dem Wolfe schützen; gab ihm auch ungehobelte Unterweisung für seinen noch nicht genugsam auspolirten Verstand, daß sein Eselskopf möge den Wolf erkennen lernen. So hatte denn der Junge Aussicht, ein weltberühmter Mann zu werden, sintemal von Anbeginn der Welt so viel hohe Personen ursprünglich jezuweilen Hirten gewesen sind.

Als nun so der gute Simplicius eines Tages auf seiner Sackpfeife ein Lied, so er von seiner Meuder (d. i. Mutter, spess.) gelernt — das Lob des Bauerstandes —, durchzuspielen angehoben, sah er sich und seine Heerde mit einem Male von einem Trupp Cürassieren umgeben, welche, im Walde verirrt, durch seine Musik ihm auf die Spur gekommen waren. Da meinte der Junge, diese Wölfe — denn dafür hielt er sie nach den Beschreibungen seines Knan — auf's Korn nehmen zu müssen, und spielte drum gewaltig auf seiner Sackpfeife. Flugs aber packte ihn Einer aus der Truppe beim Flügel und schleuderte ihn auf ein leeres Bauerpferd, also, daß er auf der andern Seite wieder herab und auf seine Pfeife fiel, die ob des Falles jämmerlich quiekte. Von neuem auf ein Pferd gehoben, mußte er mit der Rotte die Heerde vor sich her und dem Hofe seines Knan zutreiben. Bei ihrer Ankunft fanden sie den Palast bereits leer. Nun hob das grausige Wüthen der soldatischen Bande an [37]); man durchsuchte die Hütte nach allen Richtungen, raubte oder zertrümmerte was man fand; ein Knecht mußte Wegweiser werden zu den Davongelaufenen, die nach ihrer Ankunft das Opfer entsetzlichster Martern wurden. Simplex entsprang auf das Geheiß der übel zugerichteten Hausmagd in den Wald, in dem er die Nacht zubrachte. Beim Erwachen sah er das Haus seines Knan's in

[37] Flammen stehen, ohne daß Jemand löschte. Als er drauf aus

dem Walde hervortritt, schreit ihn Einer aus einer vorüberstreichenden Reiterrotte an, sich zu ihnen zu gesellen, und da er dessen Worte nicht versteht, feuert der Wortführer eine Kugel auf ihn ab, durch deren Knall der Arme bewußtlos zu Boden sinkt, und den ganzen Tag sich nicht wieder zu erheben wagt. In der Nacht durchirrt er den Wald, in welchem ihn das Funkeln faulender Stämme der Besinnung beraubt; den ganzen nächsten Tag läuft er ermattet umher, und erst in der dritten Nacht findet er in einem hohlen Baume Ruhe. Am folgenden Tage sieht er aus der Weite einen Eremiten seine Andacht halten; der scheint ihm nun wirklich der Wolf zu sein, den ihm sein Knan beschrieben: so stimmte er denn von Neuem seine glücklich gerettete Sackpfeife an, den gräulichen Wolf in seiner verwunderlichen Tracht zu vertreiben: denn der Mann erschien in langen schwarzgrauen Haaren, die ihm ganz verworren auf den Achseln herumlagen; er hatte einen wilden Bart, ‚fast gestaltet wie ein Schweizerkäse‘; sein Angesicht war bleichgelb und mager, jedoch ziemlich lieblich, und sein langer Rock mit mehr als tausend Stücken von allerhand Tuch überflickt und aufeinandergesetzt; um Hals und Leib hatte er eine schwere eiserne Kette gewunden, und an seiner Brust hielt er ein Kruzifix, ungefähr sechs Schuhe lang. Der Einsiedler, anfänglich betroffen über die neue Begegnung, hielt den Pfeifer für den Versucher, als unser Simplex, wie jener auf ihn zuschritt, in Ohnmacht fällt.

Wieder zu sich selbst gekommen, fand sich der Junge im Schoose des Alten, hub aber alsobald ein grausam Geschrei an, daß der Wolf ihn nicht fresse. Am Ende läßt er sich auf die Vorstellungen des Alten doch in eine Hütte führen, „wo die Armuth selbst Hofmeisterin, der Hunger Koch und der Mangel Küchenmeister“ ist. Bald kam Simplicius an Leib und Seele einigermaßen zu Kräften; er vernahm des Alten herrlichen Sang, der ihm schöner däuchte, als der Nachtigallen und seiner Sackpfeife Sang. Er sollte nun fürbaß wandern in's nächste Dorf, erwies sich aber auf die Fragen des Einsiedlers so „thumb“ [38]), daß dieser die Nothwendigkeit einsah, den Buben etwas in die Schule zu nehmen. Da fand er denn, daß er es mit Einem zu thun habe, der „nur mit der Gestalt ein Mensch und mit dem Namen ein Christenkind, im Uebrigen aber Nichts, als eine Bestie“ war [39]): drum taufte er ihn Simplex.

Drei Wochen lang blieb Simplex vorerst bei dem Einsiedler, der ihn in der christlichen Lehre mit gutem Erfolg unterwies: drum, als er nach Ablauf dieser Frist, während welcher er sich durch emsiges Arbeiten und gefällige Aufmerksamkeit des Einsiedlers Wohlwollen

erworben, darauf beharrte, in der Einsiedelei zu bleiben, ward eine Hütte von Holz, Reisern und Erde für ihn zugerichtet. Als der Alte einmal laut in der Bibel las, ward dieß Anlaß, den S. zum Lesen anzuleiten, worin, wie auch nachgehends im Schreiben, der Schüler es seinem Lehrer, den er nicht „Knan", sondern „Vater" nennen mußte, bald zuvorthat.

Etwas über zwei Jahre hielt Simplex bei seinem Vater in dieser Einsiedlerweise aus, als dieser zum größten Herzeleid seines Zöglings starb. Der Junge, nach einiger Zeit des Einsiedlerlebens überdrüßig, macht, nachdem er das Grab des Alten unter Thränen gesegnet, den Versuch, einmal den Weg in die Welt zu nehmen, wird jedoch auf den ersten Anlauf durch die in seiner nächsten Nähe erschreckend hausende Soldateska in seinen friedlichen Wohnsitz zurückgescheucht. Doch bewegt ihn am Ende die Verwüstung seines eigenen Aufenthaltes und ein ihm aufstoßender vom Alten hinterlassener Brief, das Weite zu suchen.

Drei Tage lang ist er schon gewandert, als er zuerst auf das Dorf Gelnhausen stößt, kurz nach der Nördlinger Schlacht; in's Dorf eingeschritten, findet er das Jammerbild gänzlicher Verwüstung, daß ihm der Schrecken von Neuem den Wanderstab in die Hand drückt; sein Weg führt ihn vor die Veste Hanau, wo er durch seinen wunderlichen Aufzug anfänglich die Zielscheibe der Soldatenspäße abgeben muß. Am Ende als Spion betrachtet, soll er eben gefoltert werden, als in derselben Veste ein Pfarrer, der, früher in der Nähe der Einsiedelei angestellt, ihn öfters aufgesucht hatte, Zeugniß für ihn ablegt, und bewirkt, daß S., nachdem zuvor noch ein Bildniß von ihm genommen, dem menschlichen Aussehen nähergebracht wird.

Simplicius ward nun Page des Festungscommandanten, welcher nach des Pfarrers Aussage in dem alten verstorbenen Einsiedler seinen Schwager erkannte. In dieser neuen Stellung nun lernt S. zum ersten Male die Umtriebe der Welt näher kennen: zunächst bietet sich ihm das Schauspiel tollster und gefräßigster Soldateska unter den höheren Kriegsbeamten der Veste Hanau. Der Gouverneur, sein zeitheriger Pflegevater, wird an seiner verschiedentlich erwiesenen kindischen Unweltlichkeit irre, und beschließt, sich den Jungen zum Narren zurichten zu lassen. S. aber, durch den Pfarrer von diesem entsetzlichen Anschlage noch zeitig unterrichtet, nimmt durch die Vernarrungsoperationen keinen Schaden, wird vielmehr nach dem Teufelsspuck erst wahrhaft „witzig", und sagt in seiner Narrenjacke der ganzen Gesellschaft,

die mit ihm den Narren zu treiben meint, eine arge Wahrheit um die andere unverblümt in's Gesicht.

Nach einiger Zeit von einem vor Hanau schweifenden Kroatenhaufen weggefangen wird Simplicius aus dem Wohlleben in der Veste mitten in die Dürftigkeit eines elenden Lagerlebens versetzt, dem er natürlich bei nächster Gelegenheit durch List entspringt.

In einen Wald gerettet, erbeutet er sich bei einem nächtlichen Abenteuer Waffen und Geld, und macht durch seine Schelmenstreiche die Gegend ringsum unsicher. Auf seinen nächtlichen Streifereien geräth er einmal unversehens unter eine Versammlung von Hexen, und nimmt unbekümmert auf einer von denselben mittelst Salbe verhexten Bank seinen Sitz, sieht sich aber mit einem Ruck urplötzlich aus dem Gebiete des Stiftes Fulda in jenes von Magdeburg versetzt. Von ein paar Fourrageurs aufgelesen wird er nun Leibjunker eines Obersten, der ihm eine Laute und einen gelehrten ehrwürdigen Mann zum Hofmeister giebt, welch' letzterer dann mit seinem scharfen Blick in Simplicius bald mehr erkannte, als einen bloßen Narren, und ihn, indeß er äußerlich seine Narrenpossen forttreiben mußte, auf eine bessere Lebensbahn innerlich einzulenken überredete. Darauf hin schloß S. mit dem Sohne seines Hofmeisters, wie dieser, ‚Herzbruder' mit Namen, Freundschaft, half demselben auch, als er durch nebenbuhlerische Verläumdung bei seinem Vorgesetzten in Verdacht und Ungnade kam, aus der Noth, indem er ihm und seinem erkrankten Vater von der früher bei Fulda erbeuteten Summe hundert Ducaten schenkte, so daß der junge Herzbruder als Freireiter nach Hamburg zu den Schweden sich aufmachen konnte. Der alte Herzbruder aber, als Nativitätensteller und Chiromant, hatte für seine eigene Person Bang vor dem 26. Juli, und hielt sich deßhalb zu Bette: da begehrte ein angetrunkener Lieutenant mit allem Ungestüm an selbigem Tage von ihm seine Zukunft zu erfahren, was der Alte, nach langer Weigerung, endlich mit den Worten that: „der Herr möge sich hüten, daß er nicht noch heute gehenkt werde". Aufgebracht hierüber durchstieß der Mensch den Wahrsager im Bett, um hernach sofort seinen Lohn durch den Strick zu erhalten.

Nunmehr des Narrenkleides müde, legte S. dasselbe von sich, und muß, in Ermangelung eines Mannskleides, in einen Weiberrock schlüpfen, der ihm mancherlei Fährlichkeit verursacht, bis er endlich eines männlichen Gewandes theilhaftig, und in der Schlacht bei Wittstock mit dem jungen Herzbruder auf einen Moment mitten in dem Kampfgewühle zusammengeführt, aber eben so rasch wieder von ihm

getrennt wird, um mit einem schwedischen Rittmeister einen Streifzug nach Westphalen zu machen, auf welchem er einem neuen Herrn, dem sechsten seit Anbeginn seiner Dienstschaft, anheimfällt.

Nachdem er mit diesem einen Winter über in einem westphälischen Kloster sich wohlgethan, legte er sich mit anhebendem Frühjahr mit Eifer auf's Kriegshandwerk, und zeichnete sich auf den Streifereien durch Kühnheit und Gewandtheit aus, und bald war er unter dem Namen des „Jägers" ringsumher gefürchtet, von seinen Genossen aber theils beneidet, theils geehrt, da Alle aus dem kecken Soldatenjüngling, der heute einem fetten Pastor seinen Speck aus dem Kamin, und dem Bauer die noch nicht hart geröfteten Pumpernikel aus dem zugemauerten Backofen zog, morgen einer vorübereilenden Kauffahrteigesellschaft ihren Markt ersparte; der seinen Streifrossen die Hufen verkehrt aufnageln, den gestohlenen Ochsen Stiefeln unterbinden ließ; der mit seinem Hörinstrumente nach allen Richtungen umherlauschte; der einen feigen Doppelgänger in schmählichster Weise heimschickte ꝛc. ꝛc., da aus diesem Kern Alle auf einen künftigen Johannes v. Werth schließen zu dürfen glaubten [40]).

Auf einem neuen Streifzuge unter dem Grafen von der Wahl geräth jedoch Simplicius in schwedische Gefangenschaft. So sehr seine Vorgesetzten sich um seine Auslösung mühen: sein Name hat zu bedeutsamen Klang bei dem Gegentheil, als daß man den „Jäger" so leichterdings wieder weggegeben hätte. Aber der Gefangene mag seinen dem Kaiser geleisteten Eid nicht brechen und bei den Schweden Kriegsdienst nehmen: drum macht er sich dem Gouverneur der schwedischen Feste verbindlich, ein halb Jahr lang neutral innerhalb der Festungsmauern zu verharren, nur daß man ihm freien Verkehr mit den Bürgern zu Theil werden lasse. Sein Wunsch wird von dem ihm freundlich gesinnten Commandanten gern erfüllt, und so geräth S. unverhofft, da er keine angemessene Thätigkeit hat, auf die Lecture von „Ritterbüchern" und „Liebesschriften", die seine leicht erregbare Einbildungskraft bald in's wirkliche Leben zu übersetzen sinnt. So knüpft er mit den verschiedenen Familien nähere Verbindungen an, um mit deren Töchtern auf vertrauten Fuß und Umgang zu kommen, bis der Listige, der selbst den wohlunterrichteten Pastor hinter's Licht zu führen meint, durch eine List bei der Tochter eines schwedischen Obersten gefangen und gefesselt wird. Wider Willen in's Ehejoch gespannt, macht er sich nach den ersten Flitterwochen nach Köln auf, um dort sein Vermögen in Empfang zu nehmen, das er, ursprünglich ein seltsam gefundener Schatz, bei einem Bankier umgewechselt und

niedergelegt hatte. Es fügt sich so, daß das Geschäftshaus, dem die Vermögensverwaltung war übergeben worden, vor Kurzem gefallen, und für S. vor vier Wochen kein bestimmter Entscheid zu erwarten ist. Da läßt er sich denn von etlichen jungen adeligen Herren, die er als Tischgenossen bei seinem Kölner Gastwirthe, einem alten von ihm arg eludirten, Filze gefunden, gerne bereden, mit ihnen eine Reise nach Paris zu thun. Hier findet er nach kurzem Aufenthalte an einem Apotheker einen freundlichen Wohnherrn, der ihm erst Zutritt auf die Bühne und bald auch hinter die Coulissen hoher Damen verschafft; den Beutel mit schimpflichem Buhlerlohn, den Leib mit einer Krankheit angefüllt, trat S., weil die gewürzten Würste des Apothekers seinem Unvermögen nicht mehr vorhalten wollten, den Rückzug aus der „Handtierung viehischer Unflätherei" und aus dem „Venusberge" mit einer bernhardischen Truppe nach Deutschland an. Schon auf der zweiten Tagereise zwingen ihn die Kindesblattern zum Halt, und nachdem er seine Krankheit überstanden, sieht er sich seines Schandgeldes beraubt, muß den Wirth mit einem Klepper zahlen, und hat kaum noch einen Rubin übrig, den ihm eine Pariser Dame geschenkt, aus dessen Erlös er sich zum Charlatan macht und so, die Bauern meisterlich prellend, Deutschlandwärts steuert.

Aber sein Weg führt ihn weit ab von den Seinigen: nach verschiedenen Abenteuern, die um Philippsburg, Straßburg und Altbreisach spielen — an welch' letzterem Orte er seinen Freund Herzbruder trifft, — stößt er auf einen einsiedlerischen Räuber, eben den Olivier, der den jungen Herzbruder im Lager vor Magdeburg zu Fall gebracht, und der drauf, wie er S. selber erzählte, die Rolle des „Jägers" gegen den eigentlichen „Jäger" eine Weile mit Glück gespielt hatte. Die Noth zwingt zwar den abenteuernden Simplicissimus, momentan mit Olivier einen Bund auf Raub zu machen; aber die Figur dieses Menschen, den er nie von einer guten Seite hat kennen lernen, bringt den S. endlich zur Selbstbesinnung, und er geht in sich mit dem Vorsatz, je eher je lieber diesem Leben Abschied zu sagen und heimzukehren zu den Seinigen.

Neue Abenteuer, unter denen Olivier hinweggerafft wird, führen unseren Helden zu Villingen zusammen mit dem seit der Breisacher Begegnung in's tiefste Elend herabgekommenen jungen Herzbruder. Ihr beiderseitiger Zustand vereint sie zu einer Wallfahrt nach Einsiedlen; aber während Herzbruder jämmerlich auf rohen Erbsen wandert, hat sich der schlaue S. die seinen aufgekocht, kehrt sich jedoch nur wenig an Herzbruders religiöse Hofmeistereien, wiewohl ihm die Worte eines

Beſeſſenen am Wallfahrtsorte Entſetzen erregen, da er ſich in ſeinen Heimlichkeiten — ſelbſt die Pariſer Abeuteuer nicht ausgenommen — errathen ſieht. Starken Eindruck machte auf ihn auch der Gegenſatz der ſchweizer Landſchaften zu Deutſchland. — „Das Land kam mir gegen andere deutſche Länder ſo fremd vor, als wenn ich in Braſilien oder in China geweſen wäre. Da ſah ich die Leute im Frieden handeln und wandeln, die Ställe ſtanden voll Vieh, die Bauerhöfe lieſen voll Hühner, Gänſe und Enten, die Straßen wurden ſicher von den Reiſenden gebraucht, die Wirthshäuſer ſaßen voll Leute, die ſich luſtig machten. Da war ganz und gar keine Furcht vor dem Feinde, keine Sorge vor der Plünderung, und keine Angſt, ſein Gut, Leib und Leben zu verlieren. Ein Jeder lebte ſicher unter ſeinem Weinſtocke und Feigenbaume, und zwar, gegen andere deutſche Länder zu rechnen, in lauter Wolluſt und Freude, alſo daß ich dieſes Land für ein irdiſches Paradies hielt, wiewohl es von Natur rauh genug zu ſein ſchien“[41]). — Nach der Wallfahrt ſucht Herzbruder für ſich und ſeinen Freund eine neue Anſtellung beim kaiſerlichen Heere, wird aber in Wien das Opfer eines mißlungenen Anſchlages auf ſein Leben, und gezwungen, einen Geſundbrunnen aufzuſuchen. Während Herzbruder auf dem Sauerbrunnen krank darniederliegt, macht ſich S. auf zu den Seinigen; daß er von ihnen erkannt werde, hatte er nicht zu beſorgen: denn die Blattern hatten ihm Haare, Stimme und Schönheit genommen, und tiefe Gruben in ſein Antlitz gegraben; ſeine Gattin zwar findet er nicht mehr, ſie iſt bald nach der Geburt ihres Erſtlings heimgegangen; dagegen hat er die Freude, im Hauſe der Schweſter ſeiner Frau ſeinen Sohn an's Herz drücken zu dürfen, und beiläufig zu erfahren, wie ihm ſechs andere Bürgerstöchter zur ſelben Zeit wie ſeine Frau geſunde Buben in die Welt geſetzt hätten. — Bei der Rückkehr auf den Sauerbrunnen findet er den Herzbruder im Tode, und ſo beſchließt auch er, nachdem ihm Alles auf dieſer Erde weggegangen iſt, ein anderes Leben. An unſerem Orte iſt kaum noch von Intereſſe zu hören, daß dieſe Neugeburt in ihm ſich durch Wunder und Viſionen[42]) einleitet und endlich, nachdem der Held durch ſeinen ‚Knan‘ aus dem Speſſart erfahren, daß jener Einſiedler ſein Vater geweſen, der Commandant von Hanau aber ſein Oheim ſei, robinſonadiſch ſich abſchließt. —

Wir haben hier in wenigen Zügen das Bild eines durch die bunteſten Strudel des Schickſals gepeitſchten Menſchen, vornehmlich wie er im Kriegsleben ſich darſtellte, vorgeführt. Man glaube jedoch nicht, daß die Abenteurerei und Gaunerei und das Locker- und Luderleben ſich einzig beſchränkt habe auf die Knechte des Mars: vielmehr

waren in dieſer Rückſicht alle geſellſchaftlichen Schichten mehr oder minder angefreſſen, nur daß der Wuſt zumeiſt auf dem Kriegsſchauplatze ausmündete, und alſo in der That von hier aus das ſociale Gefüge am furchtbarſten bedroht erſchien. Denn hier hatten nicht nur diejenigen ihr Weſen, denen der Krieg Haus und Hof und Weib und Kind und Alles genommen und ein heimathloſes ungewiſſes Daſein zum unentrinnbaren Looſe gemacht hatte: der Schauplatz der zuchtloſeſten Verwüſtung zog auch das Geſindel von aller Welt Enden auf ſich zuſammen, dem das abenteuernde Leben und frivole Treiben zur eigentlichen Lebensluft und Lebensluſt geworden war. Fahrende Schüler, Zigeuner und wie das Gelichter zumal Namen trug, waren den ganzen Krieg hindurch die Plagläuſe der Deutſchen, ohne daß dieſe den Muth und die Macht hatten zu der Frage: ‚was haben wir mit euch zu ſchaffen‘ [43])?

Kein Wunder, wenn eine ſolche Geſellſchaft, die, in ihrem äußern Beſtande allenthalben gefährdet, bald von den Liſten der Gauner umgarnt, bald von den grauſamen Praktiken entmenſchter Kriegsrotten verfolgt, bald von den Schrecken des Hungers und der Peſt heimgeſucht, zuletzt gar unter Trümmern hauſend, allenthalben vom Entſetzen des Verderbens umgähnt war, am Ende an Gott irre ward, und an ſich ſelber verzweifelte; daß ſie den unheimlichen Dämonen der geſcheuchten und geängſteten Creatur zur Beute fiel; daß ſie an all Das ihren Sinn klammerte, wovor das in ſich ruhige Gemüth zurückbebt.

Keine Erſcheinung aus dem ganzen Verlaufe des dreißigjährigen Krieges vermag das unumſtößlicher zu bekräftigen, als die Betrachtung, wie zahl- und qualreiche Opfer der furchtbare Wahn des Hexenweſens in jenen ſchrecklichen Zeiten zur Befriedigung der zerfallenen und gejagten Geiſter in den Tod führte. —

Wie das deutſche Volk den Ruhm für ſich hat, den göttlichen Dingen das tiefſte und reinſte Verſtändniß entgegengebracht, in den heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit je und je den Vortreter gemacht zu haben: ſo bietet ſich, als Schattenſeite dieſes Lobes, der Umſtand dar, daß das deutſche Gemüth gleichfalls wie das keines andern Volkes die Dämonen des Böſen im Innerſten erkundet, ja, ihre Dienſtſchaft auf ſich genommen hat.

Vornehmlich das weibliche Geſchlecht, in welchem der Deutſche ſeit alten Zeiten etwas Heiliges ahnungsvoll ſchaute, mußte, wie es einerſeits als zum innerlichen Umgange mit Gott — zur Frömmigkeit — beſonders geſchickt erſchien, andrerſeits auch dafür gelten, den Einwir-

kungen des Bösen gegenüber in ausgezeichneter Weise widerstandsunfähig zu sein.

Wie die Gottheit, folgerte man weiter, ihren Verehrern Heil und Gedeihen gebe, also müsse auch der Teufel, wolle er anders ein Heer sich zuwegebringen, seinen Anhängern allerlei Lust und Vortheil gewähren, was sie dauernd an ihn fessele.

Kein Genuß aber könne dem Weibe annehmlicher sein, als der ihm durch des Mannes Umarmung zu Theil werde; hinwiederum dem Manne nicht, als der ihm vom Weibe komme. Dazu neige die Eigenlust des Menschen, ihm von Natur angeboren, allfort dahin, den Nächsten im Unglück, sich im Glücke gern zu sehen. — Daher denn im Umgange mit dem Bösen vorherrschend diese beiden Dinge eine so hervorragende Rolle spielen: die Freuden des Geschlechtsgenusses, die der Teufel bei nächtlichen Gelagen in verschiedener Gestaltwandlung spendet; und die durch vom Teufel verliehene Beschädigungskraft am gehaßten Nebenmenschen sich sättigende Schadenfreude.

Gewiß, zwei Momente, aus denen so viele und so entsetzliche Erscheinungen im dreißigjährigen Kriege ihren Ursprung herleiteten.

Und das Gedächtniß des Teufel- und Hexenwesens lebte frisch und ungebrochen in dem Geschlecht des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Reformator Luther selber hatte Begegnungen mit dem Satan gehabt; der Protestantismus hatte den Hexenverfolgungen kein Ziel gesteckt; er hatte die Hexenbrände nicht gelöscht: wer mag die Zahl derer nennen, die, zumeist ohne andre Ursach als durch den Wahn ihres Jahrhunderts, zu grausenhaftem Entsetzen ihr Leben als Beutestücke des Satan, als Auswürflinge der menschlichen und christlichen Gesellschaft auf dem Scheiterhaufen endeten! Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte man einen juristischen Canon für die vornehmsten Fälle im Bereiche der Hexerei, und da, wo die im „malleus maleficarum (d. i. Hexenhammer)" aufgezeichneten Regeln im Stiche ließen, ward dem in der Hexologie Bewanderten freier Spielraum verstattet in Behandlung der Angeklagten.

Durchmustert man nun die hexologischen Criminalacten, so ist man erstaunt über die diabolische Meisterschaft der gerichtlichen Executoren: diabolisch nicht nur im auslauschenden Verhör der angeblich Schuldigen, diabolisch auch in der Furchtbarkeit des Uebermaßes von Martern, die sie mit einer gewissen Lust an den Opfern glied- und gradweise in Anwendung bringen.

Die verschiedensten und seltsamsten Momente konnten Gründe abgeben, Jemanden der Hexerei zu belangen; und nicht Alter, noch Geschlecht machten hier einen Unterschied.

Die als Hexen und Hexenmeister Verhafteten wurden zunächst „ausgeförschelt": den Eingang machte in der Regel die Frage: ‚ob sie an Hexen glauben'. Läugneten sie, so waren sie, auf Grund des gemeinen Kirchenglaubens, der Ketzerei und dadurch dem Tode verfallen; bejahten sie, so hatte man an ihnen ein „indicium" gefunden, und Ursach zu weiterer Nachforschung. Das weitere Verhör war im Grunde nur das Vorspiel des peinvollsten Hexenmarthriums (denn der Fall war selten, daß ein wegen Hexerei in Anklagestand versetztes Subject nach den an ihm geübten — fast unmöglicher Weise zu überstehenden — Folterqualen als halber Krüppel an Leib und Seele noch davon kam): die häufig langgedehnten Untersuchungen und Verhöre, in die oft eine große Anzahl von Zeugen und angeblichen Hexengenossen hereingezogen ward, nöthigten die Richtercollegien, bei den einzelnen Criminalfällen Intervalle anzusetzen, während deren die Angeklagten in sogen. Hexenthürmen untergebracht und den brutalsten und schändlichsten Mißhandlungen der Büttel, die dem Teufel damit ein Arges anzuthun vermeinten, preisgegeben wurden. Waren die Verdächtigen nicht allsofort ihres Teufelsbundes geständig, so stand das Folterbett bereit, und stufenweise mußten sie die Folterqualen kosten, bis das Uebermaß der Schmerzen auch den Schuldlosesten als Teufelsgenossen sich zu bekennen zwang. Trat dann in Folge solcher unmenschlichen Praktiken der Tod ein, ehe das Subject durchs Feuer seine Beute ward, so hieß es insgemein, der Teufel sei im Spiele gewesen. Sonst lautete der Spruch auf „schuldig", und der Scheiterhaufen verzehrte die Leiber der Halbentseelten. Ging es gut, so ward allenfalls der Spruch eines solchen Hexenrichtercollegiums dem Gutachten irgend einer Juristenfacultät untergestellt und darnach der Entscheid gefaßt.

Um von diesem Allgemeinen nun näher einzugehen auf das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges, so wird leicht erkannt werden, daß der Hexenwahn wie früher so auch im Beginne des Krieges nur seine periodischen Opfer heischte. Das ward anders seit den Jahren 1626 und 1627. Denn die Ursprünge des Kipper- und Wipperwesens waren zu offenkundig, als daß der gemeine Mann sie hätte dämonischen Einwirkungen zuschreiben sollen. Als aber Theuerung und Pest kamen, da schienen sich ihm, der in den meisten Fällen in einem außerordentlich engen geographischen und politischen Gesichtskreise gefangen war, die teuflischen Kraftwirkungen anzukündigen: daher kommt denn, daß

die Annalen der Hexengerichte von 1627—1629 die meisten Opfer an „Unholden" aufzuweisen haben. Das Gleiche ist nach 1634, 1635, 1637 und späterhin der Fall; man braucht jedoch nur auf die Masse von Opfern hinzublicken, durch die schon der Krieg bis zu und nach der Nördlinger Schlacht die Gesellschaft zehntete, um zu begreifen, daß der Hexenwahn allgemach in seiner grimmigen Macht verlieren mußte: zumal es nicht an Männern fehlte, die dem Wahn in kühner Schrift die Stirn boten; z. B. der Jesuit Graf Friedrich von Spee, der schon im Jahre 1631 seine berühmte Streitschrift ‚Cautio criminalis' gegen den Hexenproceß ausgehen ließ: zunächst freilich hatte seine „Summa des Processes im Zauberei-Laster" keinen Erfolg: man weiß, wie lange es dauerte, bis ein Thomasius der Unvernunft den Todesstreich versetzte.

Einen Einblick aber in die Art, wie die Teufelei in den obengenannten Jahren hauste, mögen am Besten Zahlen und Beispiele geben.

Der Bischof von Würzburg, Philipp Adolph von Ehrenberg, ließ in der kurzen Zeit von 1627—1629 in seinem Stifte neunhundert „Hexenleute" zum Tode führen, wovon 219 Opfer allein auf die Stadt Würzburg kommen. — In der Grafschaft Neisse wurden in den Jahren 1640—1651 an tausend Hexen verbrannt. — In dem einzigen Orte Kösfeld verdiente der dortige Scharfrichter binnen sechs Monaten durch seine Verrichtungen an den Hexen 169 Thaler. — In dem Städtchen Offenburg starben binnen vier Jahren (1627—1630) 60 Personen wegen Hexerei den Tod durch Henkershand. — In Osnabrück äscherte man im Jahre 1640 achtzig Hexen ein — u. s. f.

Nicht minder unterrichtend, als diese Zahlenbelege, sind Nachweise der Proceduren aus einzelnen Landschaften. Hier mögen ein paar Züge aus den nassauischen Landen ihre Stelle finden. — „Jede Gegend," sagt Keller[45]), „hatte nach dem Volkswahne ihre besonderen Orte, wo die Hexentänze gehalten wurden: so zwischen Diez und Lüneburg — die Lüneburger Haide, bei Dillenburg — die Herrenwiese, bei Idstein — die Klippelshaide und die Altenburg, bei Rastätten — die Deißighafer Haide bei der Eiche. Da kamen denn nach Aussage der Acten die Hexen und Zauberer, auf Ofen- und Mistgabeln oder Böcken reitend, auch in einem Wagen von vier schwarzen Katzen gezogen, zusammen, ließen sich schaarenweise zum Tanze nach der Querpfeife, der Trompete oder Trommel nieder. Hier wurde denn eine reiche Saat der Sünde und des Verderbens ausgestreut... In dem Hexenwesen fand man die Ursache aller herrschenden Krankheiten, des Viehsterbens,

des verwüstenden Ungewitters, aller Haus- und Landplagen. War dann eine Gemeinde von einem solchen Unglück heimgesucht, dann konnten einzelne Personen bald verdächtig genug erscheinen, als ob sie dies durch ihre Zauberei herbeigeführt hätten. Das Hexenpulver spielte bei der Untersuchung eine Hauptrolle. Sollte dies auf die Bäume gestreut worden sein, so verdarb das Obst, auch wenn der Wurm die Blüte genagt, oder der Maifrost sie zerstört hatte; sollte es das Feld empfangen haben, so entstand Mißwachs; die Luft, dann kamen schädliche Gewitter.... Ohne Zweifel hatte aber das Unglück der Zeiten den meisten Antheil an diesem gesteigerten Wahn. Bei dem furchtbaren Drucke, unter dessen Einfluß das Volk stand, wo jeder Tag neue Sorgen und Plagen mit sich brachte, war das Gemüth derer, welche nicht in den Tag hinein lebten, leicht einer tiefen Melancholie ausgesetzt. Der Wahn von diesem Hexenwesen war aber so tief in den Geist der Zeit eingedrungen, daß bei dem Hange des Menschen zum Wunderbaren Niemand an dem Vorhandensein dieses Zauberwesens zweifelte. Trübgestimmte Personen, von wilden Kriegern geängstiget, von ungeheuern Abgaben zu Boden gedrückt, jeden Tag mit Mangel kämpfend, von pestartigen Krankheiten, die besonders das Hirn angriffen, zerrüttet, wähnten Anfangs vom Teufel versucht zu werden und dann Besuche desselben zu erhalten und von ihm zu diesem oder jenem Bösen angereizt zu werden. Gewiß hatte der, durch viele traurige Umstände gesteigerte, Nervenreiz einen Zustand des Träumens und des Wahnwitzes hervorgebracht, der den Gedanken an solche Teufelseinwohnungen begünstigte und den einmal angenommenen Wahn ganz unheilbar machte. Bedenkt man noch, welche rohe Horden durch den langwierigen Krieg umhergestreut wurden, die von allerlei magischen Künsten Kenntnisse hatten und nicht unterlassen haben werden, bei dem Volke den Glauben daran zu befestigen, dann ist es kein Wunder mehr, daß ein solcher Wahn grade im Laufe dieses Krieges zu einer unglaublichen Höhe gesteigert wurde. Auch dürften die damals ausgeprägten Parteien unter dem Volke, von dem ein Theil für das Kaiserhaus schwärmte, der andre dessen Macht verabscheute, der augenblicklich herrschenden Partei die Mittel an die Hand gegeben haben, die Gegenüberstehenden als Zauberer und Hexen aus dem Wege zu räumen. Dabei waren die Jahre von 1625—1630 sehr unfruchtbar und ungesund, so daß entweder Hungersnoth und Pest herrschten oder heranzunahen drohten. Wie leicht konnte es nun der Volkswahn dem Hexenpulver zuschreiben, wenn die Ernten mißriethen und die Weiden kein Gras lieferten, oder wenn die Kühe das naß eingescheuerte Futter nicht

freſſen wollten. Auch miſchten ſich ſehr oft Fleiſchesſünden in den Wahn jener Zeit. Der Teufel wird uns als ein galanter Mann mit einem Federhut beſchrieben, der bei dem weiblichen Geſchlechte ungleich mehr Glück machte, als bei dem männlichen. Wodurch glaubte aber ein verführtes Mädchen ſeine Schande beſſer beſchönigen zu können, als wenn es behauptete, der Teufel habe ihr Gewalt angethan, um nicht einzugeſtehen, als habe ſie mit einem bebuſchten oder unbebuſchten Krieger Umgang gepflogen. Wenn wir dieſe und ſo viele andere in der Ungunſt der Zeiten gegründeten Veranlaſſungen ſorfältig beachten, ſo kann es uns nicht länger zweifelhaft ſein, woher grade in dieſen Jahren das Hexenweſen ſo tief in das Elend der Zeiten eindrang.... Unterſuchen wir nun, wie es damals mit der Führung ſolcher Proceſſe ging, dann werden wir auch darin einen Grund von der erſtaunlichen Menge und der Schnelligkeit dieſer Hinrichtungen finden. In jedem Dorfe beſtand nämlich ein Ausſchuß, aus verſchiedenen Männern beſtehend, die man öffentliche Ankläger nannte. Dieſe mußten auf das Hexengeheimniß Acht geben und wo es ein Gemurmel gab, dem Hexencommiſſär Anzeige davon machen. Dieſer war ein dafür berufener Mann, der aus einem Amte in das andere zog und Alles aufgreifen ließ, was in dem Rufe der Hexerei ſtand. Die Größe ſeines Rufs hing dann davon ab, daß er recht Viele juſtificiren ließ. Dieſe Commiſſarien hielten aber bei dem traurigen Geſchäfte, bei welchem dem Volkswahne ſo manches Opfer gebracht werden mußte, nicht lange aus, worauf die kaiſerlichen Notarien dieſe Stelle zu verſehen hatten.... Vorſichtiger wurde in dieſer Zeit ſchon der Proceß bei dem Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt behandelt, und man erkennt hier den Einfluß einer Landesuniverſität auf den Gang deſſelben. Jedes von dem verordneten Ausſchuß eines Kirchſpiels gefällte Urtheil wurde der Juriſtenfacultät zu Marburg vorgelegt, und von derſelben beſtätigt; die Todesſtrafe durfte aber erſt nach gefällter landgräflicher Sentenz vollzogen werden. Die Proceſſe kamen daher hier weit ſeltener vor.... Auffallend iſt es immer, daß mit dem Jahre 1632 das Hexenbrennen und Hinrichten der Zauberer ſehr nachließ. Das Glück der ſchwediſchen Waffen hatte vielleicht bei Proteſtanten und Katholiken der Phantaſie eine andere Richtung verliehen. Auch war der Wahn des Hexenweſens den Schweden ganz fremd, und ſie lernten ihn erſt in Deutſchland kennen, daher im Anfang von ſchwediſchen Generalen dieſen Verfolgungen entgegengearbeitet wurde. Später wurden auch die Schweden von dieſem Wahne angeſteckt, namentlich ließ Wrangel die Scheiterhaufen wieder rauchen." —

Die Wuth des Hexenwesens war übrigens nicht der einzige Unstern, den der dreißigjährige Krieg gegen die deutsche Frauenwelt heraufführte. Auch sonst war die Pein, die sie über sich ergehen lassen mußte, oft namen- und grenzenlos. Das wird durch Nichts deutlicher, als wenn man von der großen gesegneten Umwandlung, die die Reformation auf diesem Gebiete geschaffen, einen vergleichenden Blick wirft, auf die Verhältnisse der deutschen Frauen in und nach dem dreißigjährigen Kriege. —

Ohne daß man die Erlösung der Weiber aus der mittelalterigen Unnatur des Cölibates für die beste That des Reformators zu halten braucht [46]), kann man doch den vielfältigen Segen dieses bedeutsamen Schrittes hochhalten.

Man weiß, zu welch widrigen Verirrungen die asketische Niederhaltung der natürlichen Triebe bei beiden Geschlechtern führte. Luther hat die Heiligkeit der Ehe aus Bibel und Natur begründet: sie gilt ihm wie als die sittliche Beschränkung so auch als die religiöse Heiligung des Naturtriebes [47]). Und wie in alten Zeiten die Frauen eine nicht gemeine Stütze für die Einführung des Christenthums in Deutschland waren: so sah auch Luther sein Werk in Vielem gefördert durch der Frauen Beithat. Luther's Briefwechsel zeigt das: Herzoginnen, Kurfürstinnen, Prinzessinnen wirkten durch Wort und Schrift für Ausbreitung der lutherischen Lehre; eine Anna von Stolberg ist die erste protestantische Aebtissin des altberühmten Stiftes Quedlinburg gewesen; Frauen bürgerlichen Standes wirkten als Dichterinnen, selbst als öffentliche Disputatrices für die Reformation; der Sturm der Zeiten riß sogar die Frau Argula von Grumbache mitten in den Strom der Bewegung: wie sie als Schriftstellerin zu Gunsten der Neuerung wirkte; wie sie mit Luther brieflich in Verbindung trat: so theilte sie auch die Anfeindungen der reformatorischen Richtung.

Und wir dürfen diesen Zug der Frauengemüther im Reformationszeitalter nicht den gemeineren Trieben zumessen: die Bewegung aus Wittenberg mußte vermöge ihrer Grundlagen nothwendig auch die Frage über die sittlich-sociale Stellung des Weibes anregen, und Luther bekundete auch hier seine tief germanische Natur, indem er das Weib seiner ihm vielfältig verkümmerten Stellung und Würde zurückgab. Selbstredend konnte freilich die Besserung der Frauenwelt nicht über Nacht kommen: wer die Sittenverwilderung, wie sie das 15. Jahrhundert dem 16ten, in Rücksicht auf die engere Stellung der Geschlechter zumal, — wir erinnern an die Bäder, an die Frauenhäuser, an die Nonnenklöster, an die schamlose Entartung der Trachten — auch nur

einigermaßen kennt, der wird die Wirkungen der neuen Lehre immer noch tiefgreifend genug nennen müssen: das realistische Verlangen erhielt mehr und mehr die ethische Unterlage; die Sehnsucht nach dem Familienleben ergreift selbst die irrenden Ritter des Humanismus. „Vergebens preist man mir," schreibt Hutten am 21. Mai 1519 an seinen Freund, den Domherrn Fr. Fischer in Würzburg [48]), „vergebens preist man mir das Glück der Ehelosigkeit, die Vortheile der Einsamkeit an: ich glaube mich nicht dafür geschaffen. Ich muß ein Wesen haben, bei dem ich mich von den Sorgen, ja auch von den ernsten Studien erholen kann; mit dem ich spielen, Scherze treiben, angenehme und leichtere Unterhaltung pflegen kann; wo ich die Schärfe des Grames abstumpfen, die Hitze des Kummers mildern kann. Gib mir eine Frau, mein Friedrich, und daß du wissest, was für eine: laß sie schön sein, jung, wohlerzogen, heiter, züchtig, geduldig; Besitz gib ihr genug, nicht viel: denn Reichthum suche ich nicht." — Selbst Geschlechterstolz und Kastenvorurtheile schwanden: Fürsten hielten nicht für Unehre, mit bürgerlichen Jungfrauen den Lebensbund zu schließen.

Aber auf der andern Seite lassen auch die unnatürlichen Gräuel in Befriedigung und Verirrung des Geschlechtstriebes, welche selbst eine blutvolle Justiz nicht zu mindern im Stande war, erkennen, auf welch ein kräftestrotzendes und aus allem sittlichen Band und Rand gegangenes Geschlecht der Protestantismus wirken mußte. Begreiflich, daß eine solche Generation den hohen sittlichen Geist der Reformation gemein faßte, und wo sittliche Freiheit geprediget ward, viehische Zügellosigkeit zu ihrem Losungsworte machte; daß Vielen die Worte der Reformatoren nur gelegen kamen als Vorschützungsmittel für ihre Gemeinheit; daß excentrische und „radikale" Köpfe bis zur Weibergemeinschaft vorschritten. — Daneben dauern auch die ritterlich-romantischen Traditionen fort: bis gegen 1560 hin ward noch viel turnirt, und auch sonst bewegten sich die Formen des Lebens oft noch im Stile alter Höfischkeit: aber diese Zeitwidrigkeit trat just auch nur entweder als Carrikatur, oder als Gemeinheit auf: sie war ein Spuk vergangener Tage, eine Ironie der nüchternen Wirklichkeit gegenüber.

Im Ganzen überschaut zog sich jedoch durch die breitere Mitte ein gesunder Realismus [49]), der, dem romantischen Nimbus des 14. und 15. Jahrhunderts ebensowohl, als der niedrig sinnlichen Betrachtungsweise entrückt, der geläuterten Ansicht von Weibeswürde anhing, und in den rohen Materialismus des geschlechtlichen Verkehrs ein sittliches Moment zurückbrachte. Nicht als ob dieser Materialismus nicht auch fernerhin gewuchert hätte: er sproßte immer noch fort in üppiger Fülle;

aber das war und blieb doch ein gemeines Wort, daß eine gute Frau des Mannes größter Lebensſegen ſei, nicht aber eine höfiſch romantiſche Halbgöttin: und an ihr ſuchte man eine treue, tüchtige, freundliche Lebensgenoſſin, die andre Hälfte des Mannes, die rührige Wirthin und ſorgſame Mutter und Erzieherin: Seelenſchönheit vornehmlich, weniger Körperſchönheit, wie die Ritterromantik, wollten die Luther und die Fiſchart von ihrem Frauenurbild.

In all dieſen Verhältniſſen aber darf man nie aus den Augen verlieren, daß wir es mit einem überkräftigen Geſchlechte zu thun haben, das in Rede und Geberde, in Ausdruck und freier Gegenſeitigkeit ungleich weitere Linien kannte, als unſere in engere Grenzen gewieſene Geſellſchaftsform.

Eins aber iſt ſchon ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts eigenthümlich: die Macht der Fremdländerei, wie ſie ſich in Tracht, Sitte und Lebensanſchauung undeutſch genug in den verſchiedenſten Kreiſen ankündigte.

Schon oben haben wir wahrgenommen, wie der ſpaniſche und franzöſiſche Einfluß, jener vorwiegend bei der kaiſerlichen, dieſer zumeiſt bei der proteſtantiſchen Partei ſich allmälig Bahn gebrochen hatte. Als vermittelnde Handlangerinnen waren hier die Frauen von weſentlicher Bedeutung. Das nämlich, worin die Macht der Fremdländerei am Offenſten und Stätigſten zu Tage trat, war unbeſtreitbar die Nachahmung wälſcher Mode, dieſes Wort im weiteſten Sinne genommen.

Was zunächſt die Herrſchaft der ſpaniſchen Mode angeht, ſo war dieſe das politiſche und kirchliche Abzeichen der kaiſerlichen Partei; ſie konnte ſich jedoch nicht länger behaupten, als der politiſche Einfluß Spaniens überhaupt: wie dieſer mit dem Ableben des zweiten Philipp dahinſank, ſo kümmerte auch die ſpaniſche Mode in ihrer ſteifen, entwickelungsunfähigen Grandezza allgemach ihrem Ende entgegen, und bald war die Herrſchaft franzöſiſchen Weſens auch im kaiſerlichen Lager ſo gut wie im gegneriſch-proteſtantiſchen entſchieden.

Es war für dieſes franzöſiſche Weſen nicht eben ein Kunſtſtück, vermittelſt ſeiner Moden erſt die Nachäfferei transrhenaniſcher Schneidergenie's zum Tone zu machen, dann, den vaterländiſchen Geiſt in Erſchlaffung hineinſchmeichelnd, den raffinirten Sittenverfall zu übermitteln, wie ihn Frankreich in den Zeiten Franz des Erſten, Heinrich's des Dritten und des Vierten zu genießen gehabt. Da hielt man denn für keine Schande, Vaterländiſches für roh und gemein zu halten, Fremdes für „nobel“ und „fein“. Und Hof und Adel und Beamte

und Volk übertünchten sich mit dem welschen Firniß: — versteht sich so, daß die Frauen immer die Ersten in der Reihe waren.

Mit dieser gefährlichen Fremdländersucht trat wie die ganze Gesellschaft so auch die Frauenwelt an der Scheide der Jahrhunderte in den dreißigjährigen Krieg, den Kampf des germanischen und romanischen Geistes wider einander, ein: der sittliche Fond, den die reformatorische Strömung mit sich geführt, hatte sich zum Theil verflüchtiget, zum Theil lebensunfähig versteift.

Und wir kennen das Hausen der Soldadeska in der unglücklichsten Epoche unsrer vaterländischen Geschichte. Selbstverständlich, daß die Frauenwelt in allen Schichten an den Rand des sittlichen Lebens hingeführt ward. Man erlasse die gräuelvollen Detailschilderungen, wie das Weib in diesem Kriege überall nur das Opfer viehischer Lüste und entmenschter Grausamkeit ward. Der Erfolg wird in seiner ganzen Furchtbarkeit einigermaßen geschätzt werden können, wenn man erfährt, daß nach dem Kriege schon Schüler und Kinder Zusammenkünfte in Häusern der Unzucht hielten, um dort widernatürliche Gräuel zu üben; daß die Dirnen den Soldaten am hellen Tage auf offener Straße nachliefen, um sich ihnen zur Befriedigung ihrer Lust anzutragen [50]).

Wenn solche Züge einen Blick eröffnen in die Beschaffenheit des sittlichen Capitals, das der Krieg den abgeschwächten Nachgeborenen übermachte, so läßt sich andrerseits leicht begreifen, daß man, zumal auch politisch geknechtet und materiell bankerott, jene früher zur Herrschaft gelangten fremdländischen Einflüsse von der Hand zu weisen die Kraft nicht besaß.

Ehe wir darangehen, das Bild der Modewelt zu entwerfen, wie es nach 1648 von Versailles her entgegentritt, scheint hier am Orte zu sein, in etlichen Zügen eine Schilderung des modischen Wesens, wie es der dreißigjährige Krieg erzeugte, vor Augen zu führen; wir werden dabei nicht ausschließlich die Frauenwelt berücksichtigen, sondern auch die männlichen Modenarren vorführen [51]). —

Wie in der Kunst, so beginnt auch in Sitte und Tracht mit dem Eintritte des 17. Jahrhunderts, im Gegensatze gegen den bisherigen Zwang steifer Unnatur ein Hinstreben zu den Gesetzen und Formen der Natürlichkeit.

Dem Haupthaare wird — um zunächst von der Männerwelt zu reden — die Freiheit des Wachsthums zurückgegeben. Das Gemäch der Krause ändert sich in den leichten Spitzenkragen. Der „Wallensteiner" zählt seine Anhänger unter Civil und Militär, selbst unter den Geistlichen. Der steife Hut muß dem bequemeren, schlaffen und viel-

gestaltigen Filzhute weichen, der seiner leichten Formbarkeit wegen bald allgemein sich festsetzt. Das Wamms schmiegt sich in naturwüchsiger Gestalt den Formen des Leibes. Die Hosen legen sich, wo sie vordem in massiger Ausstopfung sich gefallen, nun in schlichter Gestalt an die Glieder an. Den Kriegsbrauch verräth später der Mantel, der selbst im städtischen Leben dem gewöhnlichen Oberrocke den Rang streitig macht, welcher fast ausschließlich zur Amtstracht einschrumpft. Noch mehr kündigt die Wirkung des Krieges die Fußbekleidung an: zu Schuh und Strumpf, mit denen Civil und Militär in's 17te Jahrhundert hinübergehen, rufen die Strapazen des Krieges den Stiefel in's Leben, der während des Krieges seinen Weg selbst in die feinsten Salons findet, um hernach alsbald wieder dem schlichten Schuh den Platz zu räumen.

Aber dieser Anlauf zu freier Natürlichkeit fand einen harten Widergänger an dem Treiben der Soldateska: durch den Kriegsstrudel tauchten in buntestem Wechsel Menschen aus den niedersten Schichten der Gesellschaft an die Höhe der Oberfläche vor, allzumal Raubritter, die auf die Fahne der Fortuna geschworen, habe- und heimathlos im Kriege jagend; und damit ihr Herkommen nicht erkannt, ihr Wesen und Thun aber hochgeachtet werde, steckten sie sich in die „alamodischsten" Kleider, und spielten als renommistische Stutzer ihre ephemere Rolle so gut es gehen mochte vor einer getäuschten Zuschauerschaft durch.

Mit diesem gesindeligen Soldateska-Stutzerthum nun wetteiferte das müßiggängerische städtische: das war allenthalben zu Hause: auf dem Gange an der St. Paulskirche in London fand sich der bummelnde und abenteuernde „Monsieur à la mode" so gut, wie am Palais Royal in Paris, und in Deutschland, als seinem gelobten Lande, natürlich an allen Ecken und Enden [52]).

„Weil wir leben in dem Krieg, muß ich alle meine Sachen,
„Wammesachsel, Kleid und Schoos, nach der Rüstung lassen machen." —

Das war das Losungswort der Stutzer, dem auf die Länge auch die Alten nicht Widerstand bieten konnten: so daß am Ende des Krieges Doctoren und Diplomaten nach ihrer Tracht kaum zu unterscheiden waren von den Generalen und Obersten; und bei der Friedensexecution in Nürnberg (1650) alle anwesenden Gesandten in gleicher Weise gestiefelt und gespornt erschienen.

Unter dem Zusammenwirken der Alamode-Messieurs und des militärischen Stutzerthums trat bald ein lockeres Unwesen phantastischer Putzsucht zu Tage, die sich in flatternden Lappen gefiel, um dann gleich-

falls vom Stutzerthum der Alamode-Messieurs zur Carrikatur gesteigert zu werden.

Das Haupthaar zunächst, bisher langgewachsen und in schöner Wallung auf Hals und Schulter niederwogend, ward nun den Gesetzen geregelter Zierlichkeit unterworfen, und mußte sich durch Zangen, Eisen und Salben Wellen und Glanz, durch Farbe und Bleikämme Schwärze geben lassen; indeß der Stutzer in geniallüderlicher Fahrlässigkeit struppig einherzottelte, oder gar Zöpfe als „Faveur" seiner Dame hängen ließ. Ungleich mehr Sorgfalt verwandte der Stutzer auf seinen Bart: jeden Morgen werden die Wangen glatt rasirt; der Kinnbart darf ungescheut wuchern; am Schnurrbart verrichtet nicht das Messer sein Amt, sondern Wichse und heiße Eisen glänzen, steifen und drehen ihn über den Mundwinkeln aufwärts: doch all das in wunderlichster Manchfaltigkeit. Der Hut behielt seine schlaffe, vielformbare Gestalt; doch der Rand ward breiter, oft ellenbreit; die Hutfeder reichte mitunter bis zur Kniebeuge herab. „Vorn über die Stirn hereingedrückt mit seitwärts aufgeschlagener Krämpe saß er renommistisch herausfordernd. War er zurückgeschlagen, und die Krämpe erhoben über der Stirn, so verkündete er heiteres Wetter und gute Laune: das Gesicht war offen, die Stirn frei, und die Augen leuchteten sonnig und heiter. Aber die höchste Trauer war eingezogen, Trübsinn und Schwermuth, Geldmangel, Unglück in der Liebe, wenn er über Stirn und Auge hereingedrückt, und der Rand, sogar ohne Feder, allseitig heruntergelassen war. So fanden Stolz und Niedergeschlagenheit, Zorn und Sanftmuth, Lust und Trauer, Raufluſt, Trotz und Feigheit ihren Ausdruck, ihren Widerschein in diesem Hut [53])." Das Stiefelwesen hatte in den letzten Zeiten des Krieges sein höchstes Maß erreicht in Pracht und Größe. Wamms und Beinkleid, luftig und schlotterig, waren mit leichtem Zierrath durchflochten. Kragen und Manschetten sah man von Goldfäden in Gestalt von Sternlein und Blumen durchwirkt. Allerlei Bänder und Schnüre und Schleifen und Anderes, „so sie ‚favores' nennen, mit denen sich die Stutzer," um Moscherosch's Worte zu nehmen, „an Haut und Haaren, an Hosen und Wamms, an Leib und Seele besenket, beschlenket, beknöpfet und beladet," parfümirte, farbige Handschuhe, ein gewaltiger, hoher Knotenstock mit Knopf oder Krücke: — das zusammen gibt das Bild eines Stutzers am Ausgange des dreißigjährigen Krieges.

Soweit die männliche Tracht.

Ihrem Entwickelungsgange schreitet die weibliche in den wesentlichen Charakterzügen parallel zur Seite.

Beim Beginne der Opposition der Natürlichkeit gegen die steife Unnatur weichen die aufgerichteten Frisuren den gelockten Haaren. An die Stelle der Stuarthaube und des steifen spanischen Hutes tritt der bequemere und leichtere Schlapphut; oft gar keine Kopfbedeckung. Statt der Krause kommt der scheibenförmige Spitzenkragen zum Vorschein. Der Busen breitet sich offen dar, da man die Decolletirung nicht für unnatürliche Indecenz halten, und das Teufeln in den Predigten darüber nicht hören mag. Der Reifrock verschwindet vor dem völlig freien Faltenwurfe des Gewandes von leichterem Stoffe als früher Die Schuhe sind einfach und eng anschließend.

Entsprechend nun der windigen Periode der männlichen Tracht, die in der zweiten Hälfte des Krieges sich aufthat, wandte sich auch die Frauenwelt zu lockerer Art. „Die Damen," läßt ein Stutzerlied aus damaliger Zeit die Stutzer reden,

„Die Damen halten gleich den Brauch,
Daß sie herstutzen wie wir auch,
In Haaren, Hut, Federn, Wämmsen,
Zerhackt, zerstückt, mit langen Schösen.

„Wir könnten doch kein fremde Tracht,
Die seltsam gnug seye gemacht,
Erdenken, daß nit bald nachthun
Die Damen auf al modo schon.

„Sie können alle Cavalier
Ja weit gar übertreffen schier
Mit ihrem neuen Stolz und Stutz,
Bieten uns allen weit den Trutz."

Der „Stutz" zeigt sich als leichterer und grazioserer Schmuck in Federn und Locken, im Geschlinge der ‚Liebesknoten', in Schleifen und Bändern, Rosen und Nesseln, Stickereien und Spitzen; und wenn die Damen sich excentrische Monstrositäten, wozu sie der Schlapphut bei den Männern einlädt, nicht zu Sinne steigen lassen, so haben sie an ihren Schönheitsinstrumenten, Schminken, Puder, Schönpflästerchen u. s. f. reichlichen Ersatz dagegen zu bieten. „Sie erkühlen das Antlitz mit pfirsichblühend Wasser, bestreichen und zärteln das Fleisch mit Limonensaft, mit Eselsmilch. Sie erhalten sich mit Rosenwasser, Wein und Alaun. Sie gebrauchen sich der Traganttäfelein von Quittenkernen, des gebrannten Wassers, des ungelöschten Kalks, ihnen ein recht vollkommen Bleiweiß-Sälblein zu präpariren. Siehe, da werden gesehen ausstaffirte Spiegel. Rosen und Spikanardiwasser, Bisam, Zibeth, Rauchwerk, schmäkend Pulver von Aloes, Zipern, Stabwurz,

Schmackkügelein, Biſamknöpf, Muskatnüſſe. Da ſieht man Strähl (= Kämme), Spiegel, Ohrenlöffel, Haareiſen, Haarſcheeren, Rupfzwänglein und Pfriemen. Da ſtehen Schächtelein, Büchslein, irdene Geſchirrlein, gläſerne Fläſchlein, Schüſſelein, Scherblein, Häfelein, Eierſchalen, Muſcheln, geſpickt und ausgefüllet von allerhand Pfläſterlein und Sälblein." —

Man ſieht, daß die beiden Grundzüge des dreißigjährigen Krieges auch in der Modewelt ihr Widerſpiel finden: wohlgenährte Fülle, die mit Bankerott endet, im materiellen Leben; ſolide Natürlichkeit, und am Ende widrige Ueber- und Abſpannung in der Welt der Trachten. —

Keine Macht der Obrigkeit war im Stande, dieſem Kleider- und Modeteufel, wie er in ſeinen verſchiedenen Geſtalten in den letzten Zeiten ſein Weſen trieb, beizukommen. Kleiderordnung erging um Kleiderordnung: die Wirkung war gering. Das Poltern von den Kanzeln hatte gleichfalls ſeine Macht verloren. Auch die Stimmen der Satiriker aus damaligen Zeiten verhallten ungehört: doch iſt's drum nicht unbillig, dieſe Stimmen heute zu vernehmen, da ſie Richterſtimmen aus der Zeit ſind.

Moſcheroſch hat in ſeinem „Philander von Sittewald" auch die alamodiſche Kleidung zum Gegenſtande ſeiner patriotiſchen Satire gemacht — im erſten Geſichte des zweiten Theiles (‚A la mode Kehrauß'). — Der Verfaſſer kommt in das Schloß Geroldseck, „von dem man vor Jahren hero viel Abenteuer erzählen hören, daß nämlich die uralten deutſchen Helden, die Könige Arioviſtus, Arminius, Witchindus, der hörnerne Siegfried, und viele Andere in demſelben Schloß zu gewiſſer Zeit des Jahres geſehen werden, welche, wann die Deutſchen in den höchſten Nöthen und am Untergang ſein werden, wieder da heraus und mit etlichen alten deutſchen Völkern denſelben zu Hülf erſcheinen ſollten." Arioviſt nun, der eben dort hauste, hält ihn wegen ſeiner Kleidung und ſeiner überhöflichen Sprache für einen Wälſchen, und droht ihm, weil ſein alter Haß gegen die Römer durch die Schändlichkeiten der wälſchen Soldaten in den letzten Kriegen noch geſteigert worden iſt. Tags darauf wird er vor ein Gericht geladen, dem die Könige beiſitzen. Da ſoll er denn den Beweis führen, daß er, ſeiner Ausſage gemäß, ein Deutſcher ſei: denn weder ſein Name (‚Philander'), noch ſeine Tracht, noch ſein wälſcher Bart, noch ſeine wälſche Perücke legen dafür Zeugniß ab. Filander entſchuldigt ſich damit, daß man ſich nach der herrſchenden Mode richten müſſe, ſieht ſich aber darauf hin nur verſpottet und verhöhnt: denn die alten Helden erkennen in dieſer Neuimodefucht ein Aufgeben der nationalen Eigenthümlichkeiten....

Während des Essens unterhält sich dann Philander mit etlichen Personen am Hofe, die derselben Ansicht sind, wie die Fürsten, und namentlich sich unerschöpflich bezeigen in Verhöhnung der neumodischen Kleidertracht. Nur gegen das schriftliche Versprechen, künftig in deutscher Weise zu leben, und deutsche Tracht anzuziehen, wird Filander von dem Fürstengerichte entlassen [53]).

Wie Moscherosch, so tritt auch v. Logau dem modischen Unwesen in bitterem und kaustischem Epigramme entgegen. Folgendes sind seine Worte:

„Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen."

Wir haben die Gesellschaft, die in Deutschland aus dem dreißigjährigen Kriege hervorging, bereits von verschiedenen Seiten kennen gelernt: sie erschien in allen Stücken von dem französischen Einflusse bevormundet, und ohne Kraft zu selbstständigem Schaffen aus dem Grundquell volksthümlicher Eigenartigkeit. Da hätte es in der That ein Wunder sein müssen, wenn nicht auch in Tracht und Mode Frankreich einer solchen Gesellschaft den Ton angegeben hätte. —

Wie der Absolutismus sich seine eigene Theorie in Staatswaltung und Sitte zugerichtet hatte, so schritt er auch in eigenthümlicher äußerer Tracht und Haltung einher. Die Summe des Wesens seiner Erscheinung auf diesem Gebiete läßt sich in kurzen Worten bezeichnen als eine in der Hohlheit und Gespreiztheit der Unnatur sich kundgebende Uniformirungssucht.

Gehen wir nach Versailles, um dort das Treiben in Tracht und Mode in's Auge zu fassen, und es wird dann eben nicht schwer sein, den Reflex desselben an den deutschen Höfen, und im deutschen Volksleben wieder zu finden.

In seiner socialen Wirkung führte der Absolutismus uns zunächst in Frankreich, als in seinem gelobten Lande, zur Verschrumpfung alles nach freier Entfaltung ringenden Lebens zu Etiquette und Spießbürgerthum, die nur noch am Grotesken Gefallen finden. Sein schonungsloser Ungeschmack unterwirft selbst das freie natürliche Leben seiner Dictatur: Meißel und Pinsel, Saite und Griffel, Weg und Steg, Pflanzen und Gewässer, ja, das Antlitz des freigeschaffenen Menschen müssen ihm unterthänig sein nach seiner Manier: sein Gepräge tragen die Werke der Plastik, der Malerei, das Theater, der Stil der Rede, die Bauten, die Gartenanlagen, und auch der Mensch. Den letzteren in dieser Rücksicht darzustellen, ist zunächst unsre Aufgabe. —

In keinem Modeſtücke hat wohl der Abſolutismus ſeine Unnatur großartiger gegipfelt, als in der „Perruque“: ſie beraubt den Kopf ſeines natürlichen Schmuckes, und beſchenkt ihn dafür mit der grotesken Unform eines fremden Haarthurmes. Denn die Perrücke war nicht, wie früher zuweilen, eine Erfindung der Noth, um einen peinlichen Mangel der Natur zu verdecken: nein, ſie war das ultrirte und zur Etiquette geſtempelte Haar- und Lockenunweſen der letzten Zeiten des dreißigjährigen Krieges. — Ludwig XIV. ſelbſt ſträubte ſich anfänglich, der neuen Mode Tribut zu entrichten, bis er im Laufe der Zeit von der Natur zu einem Bedürfniſſe ähnlicher Art hingedrängt ward. Da adoptirte er denn die Ungeheure, und ernannte 1655 mit einem Male achtundvierzig Hofperrückiers, und das Jahr drauf zählte allein die Pariſer Perrückierszunft ſchon zweihundert Meiſter dieſes edeln Gewerkes. Ludwig hatte damit nichts Geringeres als eine europäiſche Univerſalrevolution in der Kopftracht vom Throne herab durchgeführt. — Anfangs zwar ſtrebte man bei der Herſtellung der Perrücken die natürliche Form des gelockten Haares zu verähnlichen; aber ſchnell ſchoß das Unthier auf wie ein Pilz, und umſchwebte einer Wolke gleich das bartloſe Antlitz ſeines Trägers.

Und raſch machte das neue Ding ſeinen Sturm- und Rundlauf auch durch Deutſchland: die Fürſten und vornehmen Herren gingen voran mit der Staats- oder Alongeperrücke, die, friſch aus der Pariſer Hofküche in ſchönſtem Blond zugerichtet, auf tauſend Thaler ſtand; die übrigen Beamten, Magiſtratsräthe, Sekretäre, Kammerbedienten, die Kauf- und Bürgersleute, die Lakaien, Handwerker und Tagelöhner machten's nach, um 50 Thaler, oder um 12 gute Groſchen ihren Schmuck ſich kaufend. Und da mochten die Geiſtlichen auf den Kanzeln lange poltern, und die Landesherren Perrückenſteuern erheben: die Polterer mußten am Ende ſelber zur Perrücke greifen, und dieſelben Fürſten, die ſtreng auf die Entrichtung der Perrückenſteuer hielten, verfehlten nicht, das eigene Haupt mit dem koſtbarſten Unding zu ſchmücken. Man weiß, daß die Perrücke immer Puder braucht zur Fütterung, ebenſo, daß ſie, allmälig ihrem Alter zugehend, immer mehr ihre blonde und dunkle Farbe verlor, und endlich grau und weiß ward; auch, daß neben der Perrücke Zopf und Haarbeutel feil hatten.

In der That, die Leute, die das Glück hatten, in dieſe Perrückenepoche ihre Tage fallen zu ſehen, ſie waren impoſante Figuren, wenn man nur auf ihre Perrücken und was dazu gehörte hinſchaute, wie ſie, ihrem Symbole der Grandezza entſprechend, in hohem Pathos

einer gleich dem Andern einherschritten, und Reden hielten, als müßte die Nachwelt vor ihrer Colossalität verstummen. —

Wie aber einen Hut finden zu solch einem Gemächte; denn unmöglich konnte man den gewaltigen Schlapphut mit seiner noch gewaltigeren Feder aus dem dreißigjährigen Kriege mit herübernehmen in das Zeitalter des Friedens. — Nun, die Friedensherren von Anno 648 trugen bereits einen Hut, dessen Kopf steifer, dessen Rand kleiner, minder schlaff, und dessen Feder so kurz war, daß sie sich hübsch oben hielt. Hernach sah man ihn niedrig, steif, mit scheibenförmigem Rande; fand aber, daß er in dieser Fassung der zierlichen Eleganz ermangele; drum richtete man den Rand allmälig wieder auf, erst auf einer Seite, und zwar auf der linken, dann auf zweien, bis er schließlich mit drei Krämpen die gültige Form erhielt, in der er von den Herren mit der Alongeperrücke getragen wird: klein und fein, und mehr einem Kopfputze, denn einer Kopfbedeckung ähnlich, war er der Gegensatz zu den kolossalen Haar- oder Filzbausch, den er überschatten sollte. Mit ihm hat dieser Hut nachmals allerhand Wandlungen durchmachen müssen.

Von Perrücke und Hut zum Barte niedersteigend müssen wir uns eilen; noch vor dem Jahre 1660 diesen Schritt zu thun: denn kaum bis dahin hielten noch die winzigen Bartüberreste Stand, die der Krieg in seinen letzten Zeiten noch nicht mit sich genommen: nur der Schnurrbart wagte sich noch, aber in äußerst zierlicher Bescheidenheit — à la Royale = wie Ludwig XIV. — auf dem Antlitze des sterblichen Mannes zu behaupten, ausgenommen etwa, daß sich eine Gesellschaft gemeiner Schnurrbärte auf die Oberlippen derber Soldaten verirrte.

Da die Flügel der Perrücke auf Schultern und Rücken herabreichten, so konnte der bisher übliche Spitzenkragen hier nicht mehr unverkümmert seine Wohnung haben: er schrumpfte daher in der Art zusammen, daß sich bloß noch zwei viereckige einfache, mitunter auch wohl mit Spitzen besetzte Stücke vorn unter dem Kinn mit Schnüren und Quasten herablegten, und vertrat somit das, was wir heute am Halstuch haben.

Das übrige Costüm des Mannes machte, ehe es ganz dem Geschmacke des Absolutismus gerecht geworden war, mehrere Wandelungen durch.

Der Kriegsmantel zunächst weicht dem Ueberwurf oder Oberrock, der, dem Zeitgefallen entsprechend, allgemach zum „Justaucorps“ wird. Gegen ihn tritt das Wamms so sehr zurück, daß jener dieses

vielmehr deckt. Gleichzeitig mit der Festsetzung des Justaucorps kommt die enganschließende Kniehose in Gebrauch, und in ihrem Gefolge Strümpfe und Schuhe von gleich knapper Haltung.

Gehen wir nun über zur Frauentracht, auf welche unser Absehen von Anfang an gerichtet war. Auch sie ward aus der maßlos freien Ungebundenheit, wie wir sie am Schlusse des dreißigjährigen Krieges kennen gelernt haben, dem Geschmacke des Absolutismus unterworfen.

Das Haar verlor seinen natürlichen Fall, und mußte sich bequemen, aus dem Nacken in Flechten heraufgenommen, und in einen Knoten oder in ein Nest geschlungen zu werden, indeß die Seitenlocken in dünnen, regelmäßigen Spiralen sich verkürzten, und über ihnen das Haar sich wülstig in die Höhe bauschte, so daß die ganze Frisur nach oben gedrängt erscheint. Doch das war nur der Anfang: denn als einmal die Perrücke ihre Majestät zu entfalten begann, durften natürlich die Weiber mit ihrem Haarwerke nicht zurückbleiben. Zwar ihrer Haare sich zu entledigen, ging bei Frauen, ohne der Natur wehe zu thun, nicht wohl an; aber, da die Frauenfrisur einmal ihre Richtung himmelwärts genommen hatte, so blieb Nichts unerdacht, sie möglichst in die himmlische Nähe zu bringen: da holte man Eiweiß und andere klebrige Stoffe, auch fremde Haare bei, brachte bunte Bänder und Schleifen an, und thürmte darnach ein ungeheueres Gebäude auf den herrlichen Schädel: das Fundament war ein Häubchen, welches das Haarnest im Nacken zusammenfaßte; darauf fußte ein complicirtes Drahtgestell, welches, mit weißem Stoff überspannt und mit buntfarbigen Bandschleifen durchwirkt, terrassenförmige Schichten bildete, von denen die hintere allemal die vorstehende überragte. — Eine Maitresse Ludwig's XIV., die Fontange, taufte dieses prächtige Kopfding mit ihrem Namen [54]). — Was die Farbe des Haares angeht, so galt das Schwarz noch eine gute Weile nach den Kriegsjahren als Lieblingsfarbe der Damenwelt, und der Bleikamm verrichtete immer noch seine Dienste. Bald aber überstreute der Puder auch die Damenlocken, und nun ging Alt- und Jungfrau gepudert. Da aber auf diese Weise Alt und Jung in der Damenwelt nicht so leicht mehr unterschieden werden konnte, so verfiel man auf's Schminken, diese grellste und verlogenste Schändung der Natur und des eigenen Leibes; auch Nachtmasken [55]), und Mouches (d. i. Schönheitspflästerchen) sollten zur Hebung der Schönheit der lieben Haut helfen; insonderheit in Bezug auf die letzteren entwickelte die Phantasie der Damen ein eigenes System, wornach die jedesmalige Stimmung des betreffenden weiblichen Individui in stummer Sprache auf dem Leibe getragen werden konnte [56]).

Die Fontange hatte, was das Groteske und Grandioſe angeht, würdiges Seitenſtück an der Robe, deren Steifheit und Grandezza vollenden die Schnürbruſt ſammt Blankſcheit das Ihrige thaten.

Nicht minder dem „siècle de Louis XIV.“ eigenthümlich iſt die colletirung, die in ihrer Maßloſigkeit und Frechheit ſchon am Ende dreißigjährigen Krieges ſich angekündiget, nun aber auch das Geſetz Mode für ſich hatte.

Die Schuhe endlich, die man um das Jahr 1658 noch grad und en breit getragen hatte, ſpitzten ſich zu, und erhielten auch ſpitz zu-fende Abſätze, ſo daß der Fuß gleichſam auf zwei Punkten in räger Richtung ruhte, und der Gang langſam und beſchwerlich rd.

Handſchuhe, Muffs, Fächer und andere Schmuckſachen vollendeten äußere Herrlichkeit der Dame. —

Oben ſahen wir, wie das franzöſiſche Weſen raſch Eingang fand den fürſtlichen und höfiſchen Kreiſen Deutſchlands: wie es mit als weſentliches Abzeichen des Abſolutismus ſeine Anbeter fand.

Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht anders kommen, als daß ankreich auch in den Kreiſen des deutſchen Volkes mit ſeiner Tracht, wie wir bald ſehen werden, auch mit ſeinen Sitten herrſchte: in das etwa ausgenommen, daß alte und mit Hartnäckigkeit ſtehen-liebene Trachten unter dem Strudel des Neuauftauchenden aus-erten; daß einzelne Stände mit ſtolzem Eigenſinn das Wälſchme-che von ſich wieſen, galt insgemein für Deutſchland in der That das igramm v. Logau's:

„Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es ſchaffen,
Daß ſo manches Land und Volk wird zu ſeinem Affen.“ —

Verfolgen wir zunächſt dieſe Herrſchaft des Franzoſenthums, wie in der deutſchen Frauenwelt zur Erſcheinung kam.

Für ſie iſt in der That das „A la mode“ zum Schiboleth der acht und, theilweiſe wenigſtens, auch in der Sitte geworden. Mochten Stimmen eines Moſcheroſch, eines Abraham a Sancta Clara und derer ob der Wälſcherei tief entrüſteten Patrioten noch ſo bitter einfahren: die deutſchen Frauen vergaßen zumeiſt ihres Amtes, Hüte-nen heimathlichen Weſens in Tracht und Sitte zu ſein: ſie nannten fränkiſche Thorheit, nicht zu wiſſen noch zu tragen, was in Paris neueſte Mode ausgeheckt worden. Sie haben denn auch ihr ehrlich heil gethan, um Paris in die deutſche Frauenwelt, Zug für Zug dem iginale nachgehend, zu überſetzen: von dem koloſſalen Haarthurme, der Entblößung an Nacken, Schultern und Buſen, von der Robe

an bis zu den Schuhen und den Mouchen gleichen die Pariſer und die deutſchen Modedamen einander vollkommen: drum hier von alter Natürlichkeit und deutſcher Sittſamkeit keine Spur.

Vernehmen wir ein paar Mahnſtimmen der Zeit gegen dieſes Unweſen.

v. Logau epigrammatiſirt über die ſchamloſe Enthüllung des weiblichen Buſens:

„Jungfern, die die Venushügel blößen unverhohlen,
„Blaſen zu dem Liebesfeuer Jedem auf die Kohlen.

„Frauenvolk iſt offenherzig: ſo, wie ſie ſich kleiden itzt,
„Geben ſie vom Berg ein Zeichen, daß es in dem Thale hitzt."

Der ſonſt nicht eben heikele Hoffmann von Hoffmannswaldau äußert ſich über die Schönheitspflästerchen:

„Was pflegſt du doch mit ſchwarzen Flecken,
„Mit Mouchen dein Geſicht, ſchwarze Chloris, zu bedecken.
„Du haſt die Tugenden verpachtet
„Und biſt ein öffentliches Haus,
„Wo Alles kann logiren;
„Und um die Gäſte zuzuführen
„Steckſt du gewiß allhier die Zeichen aus."

Derſelbe enthüllt die Schlafzimmergeheimniſſe einer Modedame, mit welchen ſie die Welt über ihre Schönheit zu täuſchen bemüht iſt, in folgenden Verſen:

„Kommt endlich nun die Zeit, daß in der Nacht-Cornette
„Sie ſich zum Schlafe ſchickt, ſo eile nicht zum Bette,
„Wart' erſt, mein lieber Mann, bis deine ſchöne Frau
„Die Farben ihrer Haut dem Nachttiſch anvertrau',
„Bis ſie die Lilien und Roſen ihrer Wangen
„Der Wäſcherin geſchickt, in Tüchern aufgefangen.
„Die zwar den ganzen Tag ihr Angeſicht geputzt,
„Nun aber auf einmal vier Tücher eingeſchmuzt." —

Mit ſolchen unverblümten Aeußerungen tritt allerdings in argen Widerſpruch die feine Behandlung, deren ſich die Dame in den geſellſchaftlichen Kreiſen zu rühmen hatte: faſt möchte man hinter jedem weiblichen Weſen eine Heilige vermuthen, wenn man ſieht, wie die Herren mit Handküſſen („baise-main"), tiefen Verbeugungen, gezierten Phraſen und artigem Geſchwätz in gemeſſenſter und ehrfurchtsvollſter Entfernung das andere Geſchlecht zu bedienen ſich beeiferten.

Aber dieſer Widerſpruch verſchwindet wiederum, wenn man wahrnimmt, nicht nur, wie die Kanzelpolterer herb und derb in die Weiberwelt dreinfuhren [57]); ſondern auch, welche ſinnliche Gemeinheit hinter

ner Galanterie bei beiden Geschlechtern versteckt lag. — Diese tritt ohl nirgends entweder mit mehr Flitter überkleistret, oder unverhüllter rvor, als in den Dichtern jener Tage, vornehmlich in der sogen. oeiten schlesischen Schule des Herrn Hoffmann von Hoffmannswaldau nd Consorten. Sie verschmäht nicht, einestheils die bald süßlichen, ald derben Lascivitäten aus Ovid und Marini mit plumper Hand in ie damals hiefür noch minder füg- und biegsame deutsche Sprache erüberzunothzüchtigen, anderntheils in eigenen Schöpfungen, meist in ombastisch aufgebauschter Phraseologie, ihren sittlichen Anschauungen nit Rücksicht auf die Frauenwelt den entsprechenden Ausdruck zu geben. Zu welch starken Mitteln sie bei einem durch die Gräuel langer Wüste innlich ziemlich abgestumpften und gesättigten Geschlechte greifen mußen, um der Wirkung sicher zu sein, ist unschwer zu errathen. Die Poeterei ward da nichts Anderes, als gereimte Malerei der weiblichen Reize: hatten diese Dichterlinge an einem Weibe Busen, Hüften und Schooß in galanter Verblümtheit, oder in faunischer Unverhülltheit gezeichnet, so hatte ihr Pegasus die höchsten Regionen erstiegen, und ihr Weibesideal war erschöpft [58]). — So ist's begreiflich, wie ein Herr von Besser sein unzüchtiges Gedicht — „der Schooß der Geliebten": eine sechs Seiten lange Zote — durch den Herrn von Leibnitz der Kurfürstin Sophie von Hannover vorgetragen, und von der entzückten Dame angelegentlich weiter verbreitet sehen konnte, da es „eine Sache, die an sich ungebührlich zu sein scheine, mehr als zwanzigmal genannt und beschrieben, ohne zu besorgen, dem allerzüchtigsten Leser eine Schamröthe darüber einzujagen;" daß Lohenstein in seiner Tragödie „Agrippina" — der Herzogin von Liegnitz gewidmet — eine Scene unterlaufen zu lassen wagen durfte, in welcher eine Mutter durch entsetzlich unzüchtige Worte und Geberden ihren Sohn zur Begehung der Blutschande mit ihr aufreizte [59]); daß das Theater- und Opernwesen überhaupt ein Sammelplatz sinnlicher Gemeinheit ward [60]). — Die Früchte im Leben waren denn auch darnach: wie in den fürstlichen Kreisen das Maitressenwesen zu wuchern anfing, so verbreitete sich die Ansteckung zunächst unter den vornehmen Ständen, bis sie immer tiefer dringend auch in die unteren Schichten des Volkes ihren Weg fand. Erst befriedigten die von ihren Gatten vernachlässigten Fürstinnen ihre Lüste mit unebenbürtigen, oft gemeinen Leuten; den wüsten Hoffitten folgte verderbter Familiengeist in den höfischen Ständen; in Universitätsstädten, z. B. in Tübingen, Jena, waren uneheliche Schwangerschaften, Fruchtabtreibungen, Ehebrüche, Trunksucht und Brutalität bei den Frauen und Töchtern der Professoren nicht eben gar unerhört [61]);

bald entblödeten sich die Weiber nicht, Schriften verliebten und obscönen Inhaltes, nach Art der Gebetbücher eingebunden, mit zur Pflege der Andacht in die Kirche zu nehmen.

Gewiß, wenn man eine Frau aus den gesunden Zeiten der reformatorischen Bewegung zusammenstellte mit einer Dame à la modo nach dem dreißigjährigen Kriege, so mußte der Vergleich für die letztere ungünstig genug ausfallen. Wie war doch dort Alles ächt deutsch, selbst in seiner gezwungenen Unnatur ächt deutsch; und hier Alles ächt wälsch: wie athmete dort Alles lautere Zucht und Sitte; und hier Alles wälsche Unzucht und galante Sittenlosigkeit: dort zeigte Alles die Freiheit eigenständiger Volksthümlichkeit auf; hier verrieth Alles die fremde Knechtung.

Doch stehen neben diesen unerquicklichen Bildern gründlicher Entdeutschung auch Kreise, die dem fremdmodischen Winde keinen Zulaß gönnen: in allen Schichten der Gesellschaft finden sich Frauen, welche die gesunden Ueberlieferungen deutschen Familienlebens pflegen, und wissen, was deutsche Gattin und deutsche Mutter heißt; ebenso Gemüther, welche die Gräuel und Schrecken des Kriegssturmes in der stillen Einsamkeit der katholischen Klöster und der protestantischen Fräuleinstifte asketischen Uebungen und beschaulichen Betrachtungen sich hingeben; endlich solche, die in was irgend für einer Lebensstellung den religiösen und gelehrten, auch den besseren dichterischen Strebungen der Zeit ihre Aufmerksamkeit und Wirksamkeit zuwandten; so sieht manche klösterliche Genossenschaft aus wie eine fromme Academie; so begegnen wir auf katholischer und protestantischer Seite Frauen, von aristokratischer und bürgerlicher Geburt, die, Muster frommen Wandels, Streiterinnen für ihren Glauben, oder andrerseits lebendige „zweibeinige" Bibliotheken reichlichen Wissens sind; Etliche sind rühmlich genannt als kunstfertige Malerinnen, Kupferstecherinnen; Andre als Sängerinnen religiöser Lieder, wie z. B. die Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg ihr „Jesus meine Zuversicht" gedichtet hat; ähnlich die Landgräfin Anna Sophie von Hessen-Darmstadt; die beiden Gräfinnen Ludmilla Elisabeth und Emilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt; die Freifrau Katharina Regina v. Greifenberg, u. A.; und manche dieser Dichterinnen stehen nicht unbedeutsam ab von der gedunsenen Phrasenmacherei, wie sie die damalige Poeterei ausheckte: so zumal die Prinzessin Elisabeth von Baden-Durlach, von welcher eine Sammlung von Sinnsprüchen herrührt, die ein edles, durch leidvolle Prüfungen bewährtes Gemüth erkennen läßt, dabei an Klarheit und gedrängter Kraft des Ausdrucks vorsticht.

Kaum mag dieſe Darſtellung der deutſchen Frauenwelt, wie ſie nach dem dreißigjährigen Kriege entgegentritt, beſſer abgeſchloſſen werden, als mit der Erwähnung, daß eben in den fürſtlichen Kreiſen, die vornehmlich im Ueberführen alamodiſcher Undeutſchheit vorangingen, auch Beiſpiele ſich finden, die das Gegentheil hiervon ausweiſen. Es fehlte nicht an Fürſtenhäuſern, die mit ſtolzer Achtung gegen die altererbte heimiſche Zucht ihren Willen und ihr Leben nicht der empörenden Fremdländerei zum Opfer brachten, und demgemäß dem deutſchen Weibe ſeine herkömmliche Würde bewahrten; kam es doch ſelbſt vor, daß grade im „Siècle de Louis XIV.“ deutſche Fürſten, welche durch ihre Herzensneigungen von Mädchen bürgerlichen Standes gefangen wurden, ſich nicht dazu verſtehen mochten, den Gegenſtand ihrer Neigung als Buhlweiber in's Haus zu nehmen, ſondern in aller Form Rechtens ſich mit ihnen verbanden.

Aber der Luxus, den, wie wir eben geſehen, Männer- und Frauenwelt ſo eifrig und maßlos in der Tracht entfalteten, war nicht der einzige Krebsſchaden, der in das ſociale Leben der Deutſchen während und nach dem dreißigjährigen Kriege ſich einfraß. Noch in vielem andern Betracht konnte man gerechte Klage führen über das Unmaß in Luxus und Schwelgerei.

Dieſelben Magiſtrate, die ihren Eifer gegen die Spitzen und Treſſen, die Perlen und Edelſteine, die ſammtenen und ſeidenen Kleider, die Schleppen und den übrigen Kram kehrten, hatten nicht minder ſcharfe Rüge zu führen gegen die Schwelgereien, die, bei feſtlichen Anläſſen vor dem Kriege etwa noch einigermaßen entſchuldiget, durch die Debauchen der Soldateska zum Tagesbrauch gemacht, nun von dem verwöhnten und verwilderten Geſchlechte mit in die Friedenszeiten hinübergenommen zu werden drohten. Denn ſo begreiflich auf der einen Seite war, daß der materielle Bankerott dem ſchwermüthigen Betrachter die Auszehrung des lebenden Geſchlechtes in Ausſicht ſtellte: ebenſo natürlich iſt auf der andern Seite die Erſcheinung, daß die aus den Fugen der Sitte und des Maßes gewichenen geſellſchaftlichen Elemente nach dem Austoben der Kriegsfurie nun die Orgien des Marasmus zu feiern begehrten [62]). So treten in grellſtem Gegenſatze zu einander hier die furchtbarſten Scenen entſetzlichſten Jammers, dort der ſchwelgeriſche Saus und Braus der Genußſucht des Augenblickes zu Tage. Das dauerte noch eine gute Weile nach dem Kriege fort, bis allgemach der Friede mit dem ſocialen Standgewinnen auch das maßloſe Ausſchreiten dieſer Art von Luxus einigermaßen zu bändigen ſtark genug war.

Bisher haben wir zumeist die social auflösenden Momente in der deutschen Gesellschaft in und nach dem dreißigjährigen Kriege kennen gelernt. Es frägt sich nun, ob nicht auch, außer den wenigen, bereits besprochenen Mitteln, der Zerrüttung wieder aufzuhelfen, noch andere vorhanden waren, die einer völligen Zersetzung und Bevormundung der Deutschen durch das Wälschthum entgegenzuarbeiten, und ihnen den besseren Fond gesunder Eigenartigkeit, so gut es der Zeitrichtung gegenüber gehen mochte, zu wahren die Kraft hatten. —

Allerdings gebrach es an solchen socialen Stützpunkten dem deutschen Volke selbst in den schlimmsten Zeiten des Krieges nicht.

Neben der rührigen Thätigkeit der Beamtenwelt, die wir bereits kennen gelernt haben, treten hier in erster Linie hervor die Geistlichen und die Schulmeister. Diese werden drum der nächste Gegenstand unserer Darstellung sein, und an sie lassen sich vermöge ihrer Gleichartigkeit die Theologen einerseits, die Pädagogen, Professoren, Universitäten, und die allgemeineren Bildungsgesellschaften andrerseits leicht anreihen. Ein gedrängter Ueberblick über die Literatur, als dem Gesammtausdruck des Geistes der herrschenden Gesellschaftskreise, mag abschließen [63]). —

Man kennt den Stand der protestantischen Geistlichen, wie ihn das 16. dem 17. Jahrhundert überlieferte, insgemein als einen solchen, der, dem lebensvollen Geisteswehen der Reformationszeit entfremdet, in dürrer Unwerkthätigkeit auf seine Urkunden sich steift, stark ist in der Polemik über dogmatische Punkte, voll Zornes gegen die Separatisten, im Vollgefühle seiner Herrschaft über die Gewissen der Laien aufgeblähet.

Da mußte freilich die Stellung der Letzteren eine mißliche sein: weit entfernt, daß ihnen von ihren geistlichen Hirten das Wort Gottes, um mit Luther zu reden, „lauter und rein geprediget" ward, boten ihnen die Kanzeln nur das widerliche Gemächte dogmatischer Controverspredigten dar. Das drückte schwer auf das fromme Gemeingefühl des Volkes, und es fehlte auch nicht an Aeußerungen seiner Unzufriedenheit mit einem solch ungeistlichen und unbiblischen Zwecke. „Ein sehr gefährlicher Irrthum", sagt in dieser Beziehung ein Laie, der Rechtsgelehrte und Geheimerath Johann Brunnemann aus Berlin (1608—1672) [64]), „ist die Meinung, daß das Amt der Diener des göttlichen Wortes sich auf die öffentliche Predigt derselben und die Verwaltung der Sacramente beschränke. Hirten und Wächter der Gemeinden sollen sie auch sein. Das Erste ist allerdings die öffentliche Predigt des Wortes: was hiezu erforderlich, will ich den Theologen

bestimmen überlassen, doch will ich hier nur einige Gebrechen mit
ührender Bescheidenheit flüchtig andeuten. Wie groß in unsrer
t die Verderbniß der Sitten, läßt sich mit Worten nicht genug
drücken, mit Thränen nicht genug beweinen. Hat Jemand hierüber
eifel, der vergleiche nur sein eigenes und anderer Leben mit dem
alogus und dem Leben Christi, mit solchen Schriften, in denen der
ist der Frömmigkeit dargestellt wird. Was ist heute die Kirche
isti anders als ein Haufe von Menschen, die zwar äußerlich den
ren Gott verehren, unter sich aber ohne Glauben über den wahren
uben streiten. . . . Die eigentliche Ursache davon ist, daß gerade
dem Ernste der Frömmigkeit so wenig gehandelt wird, so daß die,
he vor andern auf den Ernst der Frömmigkeit dringen, nur ver-
ndet werden." Und an einem andern Orte: „Viele Prediger des
rtes Gottes gibt es heute, und sind immer in der Kirche gewesen:
ist der Grund, daß auf so viele Ermahnungen sich doch so Wenige
hren. Ich finde keinen andern Grund, als weil die Predigten
tens gelehrt und rhetorisch geschmückt sind, aber die Seele fehlt,
Leben, das Feuer, kurz, die innige Liebe fehlt, welche allein die
rte der Prediger entzünden und damit auch die Zuhörer entflammen
umwandeln kann." — „Ein Kupferstich aus dem Jahre 1624",
hlt Tholuck[65]), „stellt auf der einen Abtheilung das Innere einer
he vor, Altar und Stühle sind mit herumlaufenden Tapeten be-
, die Kanzel steht leer. In der Mitte steht der Papst mit der
achen Krone, der sich mit beiden Händen die Ohren zuhält, zu
r Rechten steht Luther im Chorrock, der sich mit der Rechten am
f kratzt und den ihm in kurzem Mantel und Wams gegenüber
nden Calvin bei seinem langen Barte zerrt, wogegen Calvin ihm
Buch an den Kopf zu werfen droht. Luther tritt mit Füßen auf
päpstliche Bulle, Calvin auf eine Bischofsstatue. Die andere
eilung stellt einen Hirten dar mit gefalteten Händen und weh-
igem Blick gen Himmel schauend und auf den Knien liegend.
r ihm steht das Wort ‚Einfalt', und um ihn herum laufen die in
Irre gehenden Schafe. Vom Himmel aus den Wolken schaut
t der Herr auf den Betenden. Der angefügte gedruckte Text lautet:
liebe fromme Einfalt, durch einen armen Schafhirten vorgebildet,
und klagt:

Ach Herr Gott, ein elends Wesen,
Wir können weder schreiben noch lesen,
Seyn ungelehrt, einfältig' Leut,
Verstehen nicht den großen Streit,

So all' Lehrer täglich treiben
In dem Predigen und Schreiben,
Werden im Glauben nur verirrt,
Mancher gar Epikuriſch wird,
Oder lebt ſo hinein in den Tag,
Daß er gar Nichts mehr glauben mag.'"

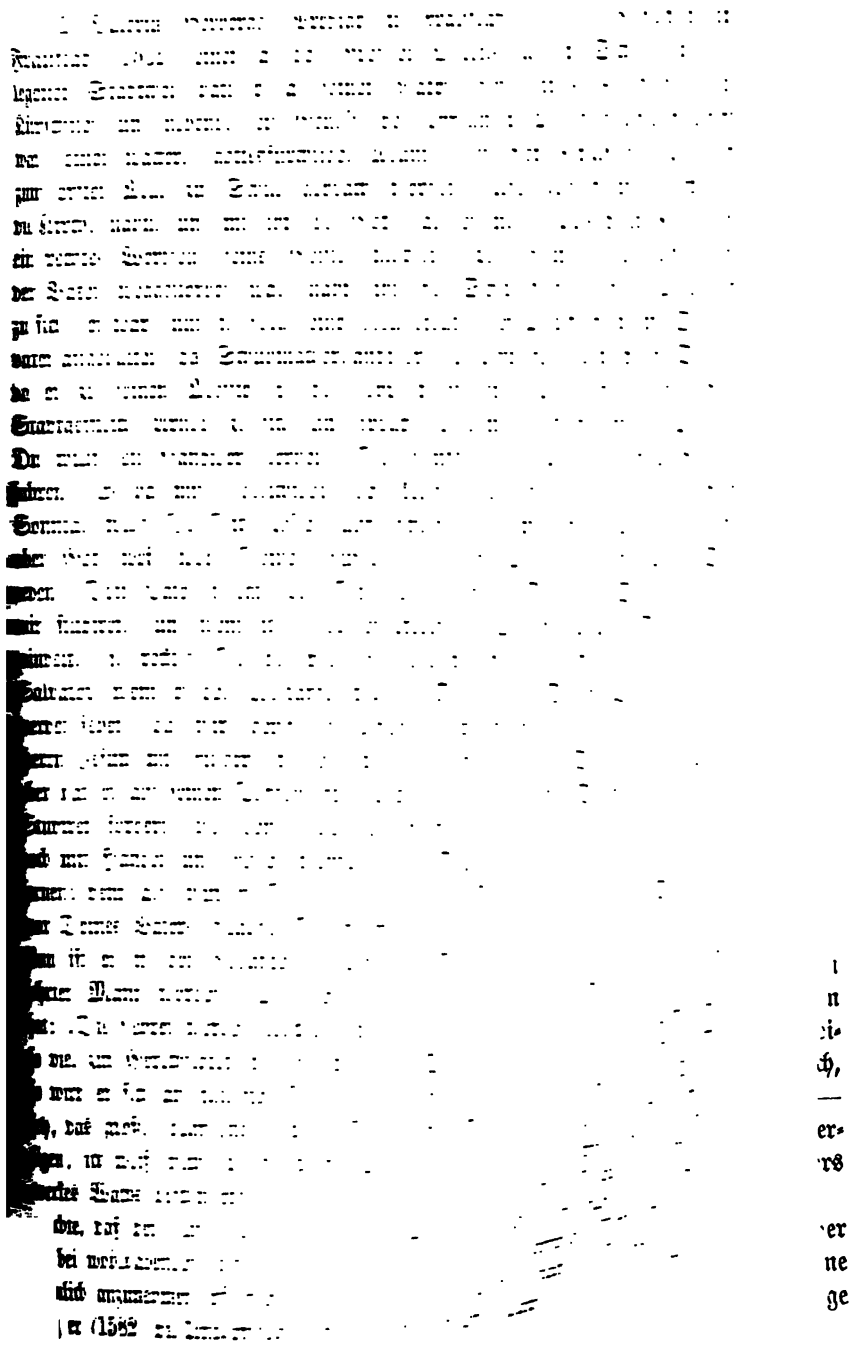
Da brachte der Krieg einen gewaltigen Umſchlag, der wohl als eine Sühne erſcheinen darf für die vorangegangene Verſchuldung, da die Geiſter in geiſtlicher Verödung dahin zu gehen gezwungen worden waren.

Denn eben auf die Geiſtlichen, die in den Zeiten des Friedens die drückende Pein des Volkes geweſen waren, entlud ſich nun mit aller Macht der allgemeine Unwille in erſchreckender Weiſe. Zumeiſt der Stadt- und Dorfgeiſtliche wurden die erſten Zielſcheiben, auf welche die Wuth der Soldateska ihre Richtung nahm; ſie auch wurden drum in der Regel die Erſten, welche die Kriegsdrangſal aller Habe entblößte.

Aber die Trübſal ſtählt und läutert des Menſchen Muth, zumal, wenn er, wie das bei den Geiſtlichen der Fall, auf eine geſellſchaftliche Stufe geſtellt erſcheint, wohin immerdar viele Blicke ſich richten.

Und in der That finden wir im dreißigjährigen Kriege in beiden Lagern — bei den Katholiken ſowohl, als bei den Lutheranern und Reformirten — Geiſtliche, die ſich im Sturm und Drang der Noth nicht als Miethlinge, ſondern als rechte Hirten ihrer Heerden erwieſen haben. Die Meiſten ſtanden bei ihren Gemeinden, bis faſt keine Seele derſelben mehr vorhanden war; es war nichts Ungewöhnliches, wenn die kriegeriſchen Raubhorden die Kirche der heiligen Geräthſchaften in frevelnder Verruchtheit beraubt, den Altar geſchändet, und an dem „Pfaffen" ihren Muthwillen gekühlt hatten, daß dann eben dieſer „Pfaff" etwa in einer Scheuer, oder unter einem Baume, oder gar unter freiem Himmel mit dem übrig gebliebenen Häuflein Gottesdienſt und Betſtunde hielt.

Angemeſſen erſcheint ein Paar wackere Prieſtergeſtalten hierher zu zeichnen, und zwar ſolche ſowohl, die in engere Wirkungskreiſe geſtellt waren, als andererſeits ſolche, die auf einem weiteren Schauplatze geiſtlichen Schaffens ſich bewegten[66]). Ausdrücklich aber ſei bemerkt, daß die wenigen Vorgeführten nur würdige Vertreter einer ganzen nicht minder würdigen Schaar ſeien, und damit die Verdienſte derjenigen, die, welchem Bekenntniſſe auch immer zugehörig, im Stillen und Verborgenen der der Welt und namenlos dahin gegangen, ihr Tagewerk geführt, keineswegs ignorirt werden ſollen.



kam er in den Genuß eines Stipendiums seiner Vaterstadt, unter der Bedingung, alle Sonntage die sieben Bußpsalmen zu lesen; 1584 erhielt er in seiner Heimath eine Schulstelle; 1590 ward er Diacon, und neun Jahre später rückte er in's Pastoramt vor.

Da waren denn jeden Sonntag drei Predigten zu halten, „damit die Leute am Sonntage nicht auf schlechte Gedanken kämen", dazu Montags und Freitags Wochenpredigt, an den übrigen Tagen Bibellection, und allwöchentlich nach der Freitagspredigt Communion. „In seinem Amte", berichtet sein Lebenslauf, „hat er ihm viel Dinge selber sauer gemacht, welches er gar wohl hätte unterlassen können. Jedoch hat er Alles mit Lust verrichtet. Hilf Gott: welch eine Freude war es ihm, wenn er predigen sollte, ob er auch schon oftmals die Woche über schwach und matt, dennoch, wenn der Sonntag herbeikommen, und er die Kanzel betreten, ist sein Geist wieder lebendig geworden. Er führet' auch seinen Zuhörern zu Gemüthe: ‚Es predigt sich mächtig übel, wenn man den leeren Stühlen und Bänken Gottes Wort vorsagen muß, hingegen lacht einem Prediger das Herz, wenn er eine volle Kirche hat.'" —

Doch Herberger beschränkte sich in seiner amtlichen Thätigkeit nicht allein auf die Kanzel: als Beichtvater suchte er ein treuer Rathgeber in Familienangelegenheiten zu werden, und so den Zugang in Herz und Haus der ihm anvertrauten Gemeinde zu gewinnen. Auch als Armenvater erwarben ihm seine ausgezeichneten Eigenschaften bald das Wohlwollen der Guten: wiewohl es ihm natürlich bei all seinem Thun nicht an Neidern mangelte.

Ein schweres Unglück aber zog über ihn und seine Gemeinde heran, als 1603 der Befehl erging, die weiland katholische Kirche müsse in den Schoos der allein seligmachenden Mutterkirche heimkehren: die bisher dem protestantischen Culte gewidmete Kirche dem katholischen zurückgegeben werden. Da raffte sich die Gemeinde Fraustadt zusammen, verließ den alten Ort ihrer Andacht, und richtete sich aus den freiwillig beigesteuerten Gaben der Gemeindeglieder ein neues Kirchlein her. Da nun in der Christnacht 1604 zum ersten Male der Gottesdienst in dem neuen engeren Raume gehalten werden sollte, herrschte große Betrübniß unter den Feiernden: da trat Herberger mit seiner Predigt hervor, und sagte: „‚Kripplein Christi' soll unser Bethaus heißen: hat das Jesulein nicht Raum in der Herberge, so hat es doch Raum im Kripplein."

So treu harrte Herberger in seinem Glauben und in seinem Amte aus, daß ihm mißwollende katholische Fanatiker nach dem Leben

trachteten: kaum daß er 1620, als ein Haufe Koſaken in der Nähe ſeines Ortes umherſchwärmte, den Schwertſtreichen derſelben durch die Energie eines freundlich geſinnten Hauptmanns entrann.

Als 1613 die Peſt mit furchtbarer Gewalt um ſich griff, „da mußte ich mich", ſchreibt er, „weil wir den Tod alle Augenblick vor Augen ſahen, in andre Gedanken richten und meine Peſtillenzpillen ausarbeiten, und geiſtliches, bewährtes Giftpulver aus der Bibel ſuchen. In dieſer ſchrecklichen Peſt bewahrte mein Herr Jeſus mich und mein ganzes Haus, daß uns nicht das kleinſte Unglück begegnete. Es war gleich als wenn ein Engel mit einem blanken Schwerte mein Haus belagert hätte, daß ihm kein Leid müßte wiederfahren". Und ſo hielt er treulich ob ſeinem Beruf, als allenthalben die Seuche grinſend einherſchlich: mochten die bereits Angeſteckten ihm mit den Händen winken, daß er ſich ihnen nicht nahe: er ließ ſich's nicht nehmen, zu ihnen zu treten, und ihnen Worte des Troſtes mit in den Tod zu geben; bei mancher Leiche waren er und der Todtengräber das ganze Geleite: er ſelber ſchritt ſingend einher vor dem Todtenkarren, an dem ein Glöcklein tönte.

So war ſein ganzes Amtsleben ein ernſtes und gottſeliges. „Der Pſalter", ſpricht er, „iſt mir das liebſte Buch in meiner Liberei, mein Cumpan, mein Vademecum, und mein ſtetes Handbuch zu Hauſe und auf der Straßen. Kein Tag geht weg, ein Pſalm des Morgens, ein Pſalm des Abends aufs Wenigſte wird nun in die 25 Jahre nach einander von mir geleſen".

Dabei ermöglichte ihm ſein nicht eben unbeträchtliches Vermögen, Andern in ihrer Noth ein Helfer zu werden.

Und wie in ſeinem nächſten Berufe, ſo wirkte er nicht minder ſegensreich durch ſeine Schriften, die, das Erzeugniß geſunder und tüchtiger Gelehrſamkeit, religiöſer Tiefe und volksthümlicher Körnigkeit, ihren Weg in vielen Exemplaren — ſeine ‚Magnalia Dei' erlebten bis zum Jahre 1700 vierundzwanzig Auflagen — weithin und zu den verſchiedenſten Bekenntniſſen fanden, und ihm Anerbietungen von Freiberg, Liegnitz, Troppau, Breslau zu Wege brachten, die er jedoch, ſeinem Frauſtadt treu vermählt, alleſammt von der Hand wies. — Das Jahr 1627 ſetzte ſeinem reichen Wirken, das mitunter von wunderſamen Ahnungen durchflochten erſcheint, im 65. Jahre ſeines Alters ein Ziel.

2. Johann Saubert, Pfarrer in Nürnberg[68]). — Obwohl minder bekannt, nimmt er doch unter den Kirchenmännern ſeiner Zeit eine hinlänglich bedeutſame Stellung ein, um unſere Aufmerkſamkeit einige

Augenblicke auf sich hinzulenken. 1592 in Altdorf geboren, sollte er, durch die Armuth seiner verwitweten Mutter gezwungen, das Müllerhandwerk treiben, ward jedoch bald nach dem ersten Lehrhalbjahre auf die Schule gethan, so daß er, nach schweren Kämpfen um die Mittel seiner Subsistenz, am Ende die Universität Altdorf beziehen konnte: da ihm denn auch einige fremde Unterstützung zufloß. 1611 ging er als Begleiter eines jungen Adeligen nach Tübingen, wo ihm die Schule des frommen Hafenreffer zu besuchen vergönnt war. Durch die Heimkehr des jungen adeligen Herrn gleichfalls zum Rückwege genöthiget, ward ihm mit Hülfe des ihm freundlich gesinnten Senior Schröder möglich, Gießen zu beziehen (1614), von wo ihm sein neuer Lehrer Mentzer den Weg nach Leipzig zu dem großen Theologen Johann Gerhard ebnete.

1617 heimgerufen, erhielt er in Altdorf das Amt eines Vesperpredigers, ward 1618 zum Inspector der Alumnen und zum Diacon, bald hernach zum Professor der classischen Sprachen ernannt.

Die nunmehrige Amtsthätigkeit Saubert's gibt uns theilweise einen Einblick in das Wesen der streitenden theologischen und kirchlichen Lehrparteien. Das benachbarte Nürnberg nämlich hatte seine Kirche durch mehrere der bedeutendsten Schüler Melanchthon's gegründet erhalten, und der humanistische Charakter der „Philippisten" blieb in ihr das ganze 16. Jahrhundert hindurch vorherrschend: wie denn auch die Concordienformel abgewiesen, dagegen zwölf großentheils melanchthon'sche Schriften angenommen wurden: so daß die wenigen Repräsentanten der altlutherischen Partei nicht just eine besonders annehmliche Stellung hatten. Der altlutherische Pfarrer und Senior Schröder z. B. hatte als Summa seiner theologischen Richtung den Satz genommen: „Man gebe nicht die von den Vätern gesetzten termini ohne Noth auf, und versuche nicht das Elfenbein der Theologie durch die philosophische Tinte glänzender zu machen". Doch den Vorzug hatte auf der andern Seite Nürnberg, daß der Gegensatz gegen das strenge Lutherthum von Seiten der herrschenden Partei der „Philippisten" nie zu maßlos gehässigen und ärgerlichen Zänkereien Anlaß ward, sondern, milder und versöhnender Natur und auf die praktischen Lebensinteressen gerichtet, wie der Philippismus war, beide Parteien sich mehr an dem hielten, worin sie Eins mit einander waren.

Saubert nun hat das Verdienst, der lutherischen Kirche Nürnbergs ein rechtschaffener Vertreter geworden zu sein, und ihr in der traurigen Zerrüttung der schweren Kriegsjahre den Quell ernsten, werkthätigen Christenthums gewahrt zu haben.

Als Saubert sein Amt antrat, standen Rath und Geistlichkeit größtentheils auf der Seite des Philippismus, der in seiner weitesten Ausdehnung bereits zum toleranten Humanismus geworden war. Der Prokanzler der Altdorfer Universität, der auch als Gelehrter ausgezeichnete Georg Richter, bot, als entschiedenster Vertreter jener Richtung, Alles auf, für die Universität den bereits berühmt gewordenen Theologen Georg Calixt zu gewinnen. Als sein Bemühen erfolglos blieb, ward Helmstädt für die Theologen und Juristen Nürnbergs gewissermaßen die zweite Landesuniversität, so daß allgemach die altlutherische Orthodoxie vor dem zum Modeton gewordenen liberalen Humanismus den Rückzug antreten zu müssen schien.

Aber Saubert hielt Stand bei seinem streng lutherischen Lehrbegriffe, und sah sein ziemlich mühevolles Wirken einer ihm zuwidergehenden Strömung gegenüber nicht von allem Erfolge verlassen: „Nach heftigen Kämpfen", schreibt Valentin Andreä — in einem Briefe an J. Schmidt (1642) — „ist Luther endlich angenommen, obwohl bei den Mächtigen sich Philippus noch immer im Hintergrunde versteckt hält. Ich bitte euch, kommt dem bedrängten Luther, an den sich die philippistischen Mäuse machen, zu Hilfe. Richtet wenigstens den Muth unsres Saubert auf". . . . „Längst wäre Nürnberg in einem Sectenchaos, ja im calvinistischen Kothe untergegangen, hätte nicht der Eifer der geistlichen Oberhirten es noch erhalten".

Wirklich war das keine Uebertreibung: denn der Indifferentismus gegen die kirchlichen Normen hatte in Nürnberg nach und nach so sehr überhand genommen, daß von den Symbolen der Nürnberger Kirche — jenen zwölf nur einzeln vorhandenen Normalbüchern — einige nicht mehr aufzufinden waren, und man keine Regel hatte, wonach die Candidaten bei ihrer Anstellung hätten verpflichtet werden können. Saubert's unausgesetzten Bemühungen gelang es, mit Niederbrechung des von Georg Richter geleisteten Widerstandes, eine Gesammtausgabe jener Schriften veranstaltet zu sehen, nachdem zuvor eine der letzteren — als in gänzlich calvinistischem Sinne abgefaßt — war ausgeschieden worden.

Nicht minder entschieden trat Saubert, dem in Folge der herrschenden Laxheit sich breit machenden Sectenwesen entgegen, und auch hier sah er sein Bemühen dadurch gelohnt, daß von Seiten des Ministeriums und des Senates dawider eingeschritten ward.

Ungleich bedeutsamer stellt sich Saubert's Walten auf dem eigentlich werkthätigen Lebensgebiete dar, zumal in Absicht auf die Herstellung einer strengeren Kirchenzucht, wie sie von den lutherischen Kirchen-

ordnungen begehrt ward. Auch hier hatte Saubert anzukämpfen gegen die Säumigkeit der Geistlichen, wie gegen die Cäsaropapie des Magistrates: denn Saubert war nicht Genüge gethan mit der strengen Handhabung der polizeilichen Sittenzucht, die ja im dreißigjährigen Kriege tief genug im Argen lag, als vielmehr mit der Vollkräftigkeit der Kirchenzucht, mit dem Rechte der kirchlichen Ausschließung, die nicht durch Geld abgekauft werden könne. „Wir Prediger mit unserm Predigen und Reden", heißt es in einem von Saubert im Namen seiner gleichgesinnten Amtsgenossen 1640 an den Senat gerichteten Gutachten über die Mißstände in der Kirchenzucht, „werden ein Geringes ausrichten. Wir sind hiezu viel zu wenig, den notorie verrufenen Sündern mit ernsthaftiger Vermahnung etwas Einhalt zu thun, weil sie uns aufs Stärkste in solchen Fällen despiciren, verlachen und verachten, was in keiner evangelischen Particularkirche jemals erhört worden: denn als den 14. Juni 1639 uns von Fluchern und Verächtern des Predigtamtes Obrigkeitswegen befohlen worden, vor und in die Collegia zu erfordern, ist doch fast Keiner erschienen, sondern haben die allerschimpflichsten Worte uns zuerbieten lassen, worunter einer, der nun in die achtundzwanzig Jahre nicht zum Tische des Herrn gegangen, und uns sagen lassen: ‚wenn wir Geld haben, sollen wir kommen und kaufen; sonst frage er nicht im Geringsten nach uns.' Ein anderer Flucher hat uns lassen anzeigen: ‚er käme nicht, wolle lieber auf den Thurm gehen, als mit uns zu thun haben'; — daher wir haben die Seele in Geduld fassen und es allein Gott im Herzen klagen können. . . . Bei Etlichen thut durchaus Schärfung der Strafe und Ausschluß von der Kirche noth. Was hat z. B. der Thurm bei dem abscheulichen Säufer und Gotteslästerer, dem Krötenmüller, gewirkt, der, so oft er wieder herabgekommen, aus lauter Verwegenheit weit schrecklicher Gott gelästert, als zuvor, da er zehnmal würdig gewesen wäre, daß man ihn Andern zum Abscheu vor die Kirche gestellt, ja, die Zunge entzwei geschnitten hätte." — Und 1647 schreibt Saubert: „Hier ist alle Kirchenzucht abgeschafft, von welcher wir wenn auch nur einen Schatten besaßen, alle Privatconvente des Ministeriums aufgehoben, welches Unglück wir allzumal nur einem einzigen Menschen verdanken, jenem politischen Theologen (— dem Philippisten Dilherr, der in der Connivenz gegen die herrschende Laxheit unstreitig zu weit ging —), welcher das Verderben der Stadt und der Kirche ist." Doch stieß Saubert zumeist auf Lauheit, da die Selbstherrlichkeit des freistädtischen Magistrates fürs Erste an dem eben genannten widergängerischen Collegen Saubert's — Dilherr[69]) — einen tüchtigen Partei-

gänger fand, und fürs Andre, gesetzt auch, daß sie die Gerechtigkeit der Rügen, und die Nothwendigkeit einer anzustrebenden Besserung anerkannte, doch einem einfachen Prediger nicht den Anstoß, oder gar die Oberleitung dabei zugestehen mochte. So stand Saubert fast einsam in seinem Ringen. „Ich erstaune", äußerte Schmid 1664 theilnehmend gegen seinen Freund, „über die Angriffe des Feindes auch gegen Dich, gegen Dich, der uns Alle (ich schmeichle nicht) an Frömmigkeit, Weisheit und Mäßigung übertrifft. Das ist aber die Art jener Kinder Ahitofel's, welche jetzt allmälig an den Höfen, in den Magistraten, in den öffentlichen Angelegenheiten das Alpha und O mega bilden." Nur Leibnitz, Piggel, Riederer von seinen Collegen, und ein ehrwürdiger Kreis adeliger Emigranten aus Oesterreich hielten zu ihm. Da ist man in der That erstaunt, daß dieser Mann, so verachtet bei den Seinen, in der Fremde die bedeutendsten Namen unter Gelehrten, Geistlichen und Fürsten zu seinen Anhängern und Verehrern zählt, und wie diese, trotz der durch den Krieg fast gänzlich vernichteten Communicationsmittel, mit ihrem Genossen stets in lebhaftem Verkehre stehen.

Um auch öffentlich Zeugniß abzulegen für den Charakter seines Strebens, verfaßte unser Gottesmann etliche Schriften: so 1633 das „Zuchtbüchlein der evangelischen Kirche"; 1636 „Psychopharmacum, Seelenarzenei für die Lutherischen und Papisten, ob, wenn wir die Papisten zu unserer Religion bewegen wollen, nöthig sei unser Disputiren, oder die Besserung unseres Lebens." — Die Nothwendigkeit, vornehmlich auf die letztere zu dringen, wird der nicht in Abrede stellen, der Saubert in Betreff der theilweisen Zuchtlosigkeit des damaligen Predigerstandes Klagen führen hört, wie folgende: „Mancher liegt noch im Bett, wenn er in der Kirche aufwarten und die Epistel lesen soll, kann das Evangelium nicht recht lesen, weil er den Rausch nicht ausgeschlafen hat. Wann er des Sonntags zu Mittag predigen soll, bleibt er bei der Gesellschaft sitzen, bis es bald Zeit, daß er auf den Predigtstuhl treten soll, macht darnach ein dicentes her, daß es Gott erbarmen möchte."

Bei alle dem war das Wirken dieses edeln Geistlichen von schweren Schmerzen des Leibes gehemmt, zumal die Steinschmerzen plagten ihn zeitweise fürchterlich: nach seinem Tode fand man bei ihm einen zwanzigläthigen Blasenstein: mitten in einem solchen Schmerzanfall hat er sein Lied gedichtet: ‚Ach, wie sehnlich wart' ich der Zeit'. Ein Jahr vor seinem Tode († 1646) schrieb er einem seiner Freunde, dem Diaconus Dilligen in Coburg: „Seit einigen Wochen haben mich Podagra, Stein und Kolik ans Bett gefesselt. Gibt es etwas Schwereres, als diese

drei Plagegeister? Ich habe in meiner Jugend oft Gott angerufen, er wolle mir auf der Welt die Hölle, und dort den Himmel geben. Wohl: ich werde erhört, Gott läßt mich die Hölle wohl versuchen, an allerhand Anfechtung ist kein Mangel, und da ich nicht Gott zum Trost hätte, müßte ich aus der Haut fahren."

Der 6. November 1646 rief seinen Geist ab von der Stätte seines irdischen Wirkens.

3. Als Dritter in der Reihe mag mit Fug Valentin Andreä, der allberühmte Hofprediger in Stuttgart, eine Stelle finden [70]).

Geboren 1586 zu Herrenberg, wo sein Vater Stadtpfarrer war, bezog er nach lückenhafter Vorbildung im elterlichen Hause 1601 die Universität Tübingen, wo er die ersten Jahre, die zumeist philosophischen Vorstudien gewidmet zu werden pflegten, mit unersättlicher Wißbegier in sich aufnahm. Der Tod seines Vaters führte ihm die Mutter in die Universitätsstadt zu, so daß er ihr unter die Arme zu greifen genöthiget war: dazu ward ihm die Möglichkeit durch seine Stellung als Informator etlicher Zöglinge. Wiewohl nun schon in seinem zwanzigsten Jahre ein sittlicher Lebensernst bei ihm zu verspüren war, so führte ihn doch die Lebhaftigkeit seines Geistes auf Abwege in die Nähe von Bacchos und Aphrodite pandemos. Durch die Gerüchte zu beschämender Selbsterkenntniß gelangt, entschloß er sich, Tübingen auf ein Jahr zu verlassen: 1607. Auch jetzt, da er darauf aus ist, als magister legens aufzutreten, vermag sich sein Geist noch nicht zu der nöthigen wissenschaftlichen Fassung zu concentriren. Arndt's ‚wahres Christenthum' — 1610 erschienen, machte einen tiefen Eindruck auf ihn, ohne daß es ihn seinem wissenschaftlichen Schlendrian zu entreißen vermochte.

Als daher 1610 in Tübingen eine Pest ausbrach, begab er sich von Neuem aufs Reisen, und zwar dies Mal nach der Schweiz und nach Frankreich. Die bedeutendsten Eindrücke auf dieser ganzen Reise hinterließ in ihm die Anschauung der praktischen Erfolge der Sittenzucht in Genf. — „Als ich", schreibt er, „in Genf war, bemerkte ich etwas Großes, woran die Erinnerung, ja vielmehr, wonach die Sehnsucht mir mit meinem Leben ersterben wird. Nicht nur nämlich findet sich hier das vollkommene Institut einer vollkommen freien Republik, sondern als eine besondere Zierde und Mittel der Disciplin eine Sittenzucht, nach welcher über die Sitten und selbst über die geringsten Ueberschreitungen der Bürger wöchentlich Untersuchung angestellt wird, zuerst durch die Viertelsinspectoren, dann durch die Senioren, endlich durch den Magistrat, je nachdem der Frevel der Sache oder die Ver-

härtung und Verstockung des Schuldigen es erfordern. In Folge dessen sind denn alle Fluchworte, alles Würfel- und Kartenspiel, Ueppigkeit, Uebermuth, Zank, Haß, Betrug, Luxus u. s. w., geschweige denn größere Vergehungen, die fast unerhört sind, untersagt. Welche herrliche Zierde für die christliche Religion solche Sittenreinheit, von der wir mit allen Thränen beweinen müssen, daß sie uns fehlt, und fast ganz vernachlässiget wird, und alle Gutgesinnten sich anstrengen, daß sie ins Leben gerufen werde. Mich, wofern mich die Verschiedenheit der Religion nicht abgehalten, hätte die sittliche Uebereinstimmung hier auf ewig gefesselt, und mit allem Eifer habe ich von da an getrachtet, daß etwas Aehnliches auch unserer Kirche zu Theil würde. Nicht geringer als die öffentliche Zucht war auch die häusliche meines Hausherrn Scarron, ausgezeichnet durch stetige Gebetsübungen, Lectüre der heiligen Schrift, Gottesfurcht in Worten und Thaten, Maßhalten in Speise und Kleidung, daß ich eine größere Sittenreinheit selbst im väterlichen Hause nicht gesehen."

Nach Tübingen heimgekehrt, fand er sofort eine Stellung als Führer der Söhne eines Herrn von Gemmingen. Mit diesen seinen Zöglingen hörte er bei dem Theologen Hafenreffer, bei dem er auch Aufnahme als Haus- und Tischgenosse fand. Der Tod des Vaters seiner Zöglinge löste dieses Verhältniß, und trieb ihn zu einer neuen Reise, durch Oesterreich nach Italien. Er gelangte bis Rom, wo ihn die Julihitze heimwärts scheuchte.

Mit dem Vorsatze nach Deutschland gekommen, sein zeitheriges ziellos unstätiges Leben aufzugeben und sich einem bestimmten, und zwar ausschließlich geistlichen Berufe zu unterwerfen, fand er so in seinem 28. Jahre (1614) zu Vaihingen ein Diaconat, und bald darauf eine würdige Gattin.

Von seiner nunmehr beginnenden sechsjährigen Amtsthätigkeit ist weiter Nichts bekannt, als daß er, in einer schwer zerfallenen Gemeinde mit gar vielen Mühsalen kämpfend, außer seinen amtlichen Verrichtungen vornehmlich dem schriftstellerischen Berufe oblag. Nach dem Ablaufe des Sexenniums besuchte er auf einer abermaligen Reise seine Glaubensfreunde in Niederösterreich, wo er, nach dem Wunsche des Herzogs von Würtemberg, eine Abschließung des Lutherthums gegen den allenthalben eindringenden Calvinismus, und eine Vereinigung der österreichischen und würtembergischen Glaubensgenossen anzustreben bemüht ist.

1620 als Decan nach Calw versetzt, begann sich nun seine praktisch-organisatorische Tüchtigkeit zu entfalten. Noch 1619 hatte er in

seiner „Respublica Christianopolitana“ das herrliche Urbild eines Christenstaates schriftlich gezeichnet, — mit einer Widmung an seinen Arndt —: in Calw blieb er nicht säumig, das ins Leben zu führen, was ihm dort im Geiste vorgeschwebt hatte: so bedeutsam war die Nachwirkung des Genfer Gemeindelebens. Seinem Streben, Hand anzulegen an die sittliche Neugestaltung des Calwer kirchlichen Gemeindelebens, kam die Bürgerschaft mit seltener Einhelligkeit entgegen. Nachdem das Nöthigste geschehen war, die kirchlichen Gebäude äußerlich zu schmücken, drang er auf Strenge in der Kirchenzucht, auf sittlich-religiösen Ernst in der Jugenderziehung, zu welch letzterem Zwecke er die Katechismuspredigten entsprechend einrichtete. Nach zwei Jahren rief er unter Mitwirkung angesehener und wohlhabender Ortseinwohner — Calw zählte damals bei 4000 Seelen, und hatte durch seine Zeugmanufacturen einen beträchtlichen Handel — eine Stiftung ins Leben „zur besseren Kindererziehung, zur Unterstützung armer Studirenden, zur Ermunterung der Handwerker, zur Pflege der Armen, Kranken und Blödsinnigen.“

So lebte Andreä zehn Jahre, mit Liebe an seiner Gemeinde hangend, von ihr mit treuer Gegenliebe gelohnt; er hat diese Zeit als die schönste seines ganzen Berufslebens erklärt.

Aber schon gegen den Ablauf dieses Deceniums fingen die üblen Wirkungen des Krieges an sich anzukündigen. Scharenweise durchzogen die Bettler das Land, und obgleich die herzoglichen Anordnungen gegen dieses Unwesen vortrefflich waren, mangelten doch von Seiten der Obrigkeiten die Anstalten zu ihrer Durchführung. Drum ging Andreä selbst ans Werk: er sammelte Beiträge unter den Calwer Bürgern, bei seinen Freunden in Nürnberg und Straßburg; unterstützte mit den Collecten die Kranken, ließ zweimal täglich die armen Kinder im Krankenhause speisen, that sie in Schulen und brachte etliche von ihnen bei Handwerkern unter. Auf diese Weise genossen in den Jahren 1626—1631 bei 110,000 Dürftigen theils den völligen Unterhalt, theils vorübergehende Unterstützung. — Als 1630 das kaiserliche Restitutionsedict auch das würtemberger Land hart traf, und viele Geistliche und Schulmeister des Amtsbrotes verlustig machte, ließ Andreä sich die Sorge um die Erleichterung der Noth dieser Unglücklichen nicht minder angelegen sein.

Dem Jubel, der Deutschland beim Herannahen des Schwedenkönigs erfüllte, gab auch Andreä in drei kleinen Schriften Ausdruck, deren erste den Titel führte: „Anrede der deutschen Frömmigkeit an Gustav Adolph“, und den großen Kämpfer mahnte, nicht nur Deutsch-

lands Erlöser aus seiner politischen Bedrängniß, sondern vielmehr noch der Heiland seiner protestantischen Kirche von aller Zuchtlosigkeit zu werden; die dritte, nach dem raschen Hingange des nordischen Helden verfaßt, läßt den seligen König vom Throne des Himmels auf Deutschland niederschauen, und die Deutschen mahnen, seinem Vorbilde nachzufolgen.

Mit dem Beginne der dreißiger Jahre trat für Andreä in seiner kirchlichen Gemeindewaltung dadurch ein widriger Rückgang ein, daß ein frivoler junger Gemeindevogt den Ordnungen der Kirchenzucht zu widersetzen sich erkeckte. Zwar trug es der bessere Theil der Bürgerschaft bei dem ersten Anlaufe gegen ihn davon; aber mit den immer furchtbarer sich ankündigenden demoralisirenden Wirkungen des Krieges verlor Andreä an der Vollkraft seiner amtlichen Wirksamkeit zusehends, und mit der Nördlinger Schlacht sank Calws bürgerlicher und kirchlicher Wohlstand auf geraume Zeit ganz darnieder.

Denn unmittelbar nach jener Schlacht stürmte der katholische Reitergeneral Johannes von Werth gegen Calw an: nach vollbrachter Plünderung wollte er den Einwohnern unter ihren eigenen Mauern in den Flammen das Grab bereiten; doch, ob er gleich zu dem Zwecke durch seine Soldaten die Thore der Stadt besetzen ließ, gelang es einer großen Zahl von Einwohnern, darunter auch Andreä mit seiner Familie, sich ins Sichere zu flüchten. So irrten diese Verschlagenen rathlos und beklommen in den Wäldern und auf den unwegsamen Berghöhen umher, allfort den Feind auf der Ferse. Als die Kunde vom Abzuge desselben war ausgebracht worden, wandten sich die Flüchtlinge wieder heimwärts.

Alle versammelten sich zuerst in einer, vordem wenig beachteten, von der Flamme unversehrt gebliebenen Kapelle, in der nun Andreä Gottesdienst hielt. Von den früheren 4000 Einwohnern zählte man noch 1500.

An die Stelle der früheren, tüchtig gesinnten Gemeindevorstände kamen schlechte Menschen, die gegen Andreä alten Groll nährten.

Andreä fand neben 450 Brandstätten auch sein Haus in Asche gelegt, seine Bibliothek und seine Kunstschätze waren ein Raub der Flammen geworden. — „Meines Vermögens von mehr als 7000 Gulden verlustig gegangen, verließen mich auch meine treuen wie meine treulosen Freunde, jene durch die Entfernung oder die feindlichen Truppen zurückgehalten, diese, indem sie sich selbst der Verpflichtung entkommen, damit ich lernte, wie viel die im Wohlstand gefaßten Grundsätze einer ehrenvollen Armuth in der Prüfungsstunde selbst Nutzen bräuchten, und

welche Selbstbefriedigung der Gleichmuth gibt. Für diese Gnade bekenne ich mich Gott von Herzen dankbar, durch all dieses um Nichts träger in meinem Eifer geworden, durch das Verlorene nicht niedergeschlagen, auch nicht gierig nach dem Erwerbe neuen Wohlstandes, nicht verzagt über so viel verlorene Arbeit, noch voll Schmerz, in der Erinnerung der Menschen gleichsam vergessen zu sein. Diese Geistesstärke schöpfte ich nicht aus der Schule der Stoiker und Idealisten, sondern erwarb sie mir aus der Betrachtung, wie eitel alles Menschliche ist, und aus dem Blicke auf das vollkommene Leben Christi, welchen Unterricht mir unser Luther gewährte durch seinen herrlichen Commentar über den Prediger Salomonis. Die Ausübung im Leben machte diesen Unterricht mir immer mehr zu eigen, und Gott versiegelte sie mir durch eine unglaubliche Ruhe des Gemüthes."

Darnach legte die Pest ihr Leichentuch über die Stadt: in kaum drei Monaten hatte Andreä 430 Leichen zu begraben, und 85 Leichenreden zu halten. Die besten Freunde, die ihm der Ueberfall der Stadt noch nicht geraubt, sah er durch die Seuche ins Grab sinken. Das zog tiefe Furchen in sein wenn schon durch Religion gefestetes Gemüth. „Gleichsam triefend und voll Lebensüberdruß ans Ufer geworfen, finde ich, indem ich der mühevollen Lebensfahrt und der täglich neuen Gefahren mit Beklommenheit gedenke, Nichts, was mich die Fortsetzung des Lebens einem seligen Tode könnte vorziehen lassen, als den göttlichen Willen, dem wir alle gehorsam sein müssen."

Dennoch ward er nicht müde, das Schicksal der Stadt zu erleichtern, wie immer er konnte. Er verfaßte zu dem Zweck ein Schriftchen, das in Kurzem Calws Hiobstage berichtete — „Threni Calvenses" — und wendete dadurch der Stadt von Freunden und Gönnern eine Beisteuer im Betrage von etlichen tausend Gulden zu.

Seiner eigenen äußeren Bedrängniß kam die Dankbarkeit der Calwer Bürgerschaft bald entgegen, indem sie ihm nicht nur sein rückständiges Gehalt nachzahlte, sondern ihm auch für die Jahre 1634 bis 1638 weitere 1000 Gulden zukommen ließ. Selbst aus der Fremde — aus Straßburg, Nürnberg, Braunschweig u. a. O. — kamen ihm persönliche Liebesgaben zu, so daß er bald ein eigenes Haus sich bauen konnte.

Auf sein zeitheriges Leben zurückblickend, erschienen Andreä als Hauptgrund der bisher über Deutschland verhängten schweren Heimsuchungen — „die Verirrungen und scholastischen Streitigkeiten der [illegible]ologen, die selbst einem so heiligen Manne wie Arndt Ketzerei vorwerfen gewagt hätten."

Das Jahr 1638 brachte eine Veränderung in Andreä's äußere Stellung. — Es ward ihm schwer, irgend einem der von Außen an ihn gelangenden Rufe zu folgen, da er mit Calw durch Glücks- und Unglückstage verbunden war. Aber die Unsicherheit der politischen Stellung seines Herzogs bewog ihn endlich, sich mit diesem auseinander zu setzen, ob er für seine Zukunft unter seinem Regimente eine gewisse Aussicht habe.

Im Laufe der nächsten Zeit sah Andreä seinen Herzog restituirt, und sich seiner Gemeinde versichert. Aber der Fürst ruhte nicht, bis er den trefflichen Geistlichen in seiner Nähe hatte; und so übernahm denn Andreä, auf die dringendsten Zureden seiner Freunde hin, die mit einer Stelle im Consistorium verbundene Hofpredigerwürde: in der That ein Stand, der bei einem Manne, dem seine Freunde imperterritum in increpandis saeculi vitiis ardorem nachrühmten [71]), wohl heikel erscheinen mag. Uebrigens hatte sich Andreä auf mehrere Jahre den Rücktritt in sein Calwer Amt vorbehalten, und wirkte auch von der Residenz Stuttgart aus im Geheimen stets fürsorglich für seine alte Gemeinde.

Andreä bewegte sich in seinem neuen Amte allenthalben auf schwierigem Felde: der 24jährige Fürst, ein ausschweifender Venusdiener, mitten unter den Gestalten des Landeselendes; die Geistlichen der Hauptstadt, und diese selbst von seinem Beispiele angesteckt; das Consistorium in schlechten Händen; die Räthe des Fürsten Handlanger seiner Wollust.

Der neue Hofprediger sorgte zunächst dafür, daß die Zahl der Geistlichen im Lande wieder vollständig ward: denn von 1046 Geistlichen und Candidaten, die früher angestellt waren, zählte man als Rest noch 338. Andreä veranstaltete eine Landescollecte zur Unterstützung des Tübinger Stiftes, dem von 1634—1638 die Mitglieder gefehlt hatten: der Ertrag war 3000 Gulden. Schon 1641 zählte man bereits 50 Zöglinge. Ferner bewirkte er die Errichtung eines Lehrstuhles der Geschichte und der hebräischen Sprache, deren Professoren vorläufig aus Collecten besoldet werden sollten. Das Stuttgarter Gymnasium ward erneuert, und unter bessere Aufsicht gestellt. Die Einkünfte der Landgeistlichen wurden erhöht.

Die schwerste Aufgabe stellte sich Andreä in der Besserung der Kirchenzucht: hier mußte er sich zufrieden geben, aus dem Augiasstall auch nur das Rohwerk jenes „Christenstaates" herausarbeiten zu können, wie er ihm 1622, von Genfs Exempel befeuert, den ersten Ausdruck gegeben hatte. — 1639 erschienen eine Reihe von Sittenmandaten:

über Sonntagsfeier, gegen Völlerei, Unzucht, Kleiderprunk u. s. f.[12]); 1644 ging die Kirchenconventsordnung aus; die seit 6 Jahren eingegangenen Diöcesansynoden wurden erneuert. Und wie schwer auch oft Andreä und seine gleichgesinnten Mitarbeiter gegen verderbte Hofkoterien einerseits, gegen die Hartherzigkeit des Volkes andrerseits anzukämpfen hatten: sie erwiesen sich immerdar als scheu- und nachsichtslose Handhaber des Rechtes: denn nur so konnte der diabolischen Trias „Atheismus, Barbaries, Servitus (die höfische Wohldienerei)“ nachhaltig entgegengearbeitet werden.

Im Predigtamte entfaltete Andreä eine außerordentliche Rührigkeit: in 5 Jahren hielt er, wegen der Krankheit seines Amtsgenossen Heerbrand, nicht weniger als 205 Predigten. Dazu war sein Lohn kärglich und ungewiß: 140 Gulden erhielt er in drei Jahren an Gehalt, das aber reichte nicht einmal hin zur Bestreitung seiner Familienbedürfnisse, geschweige denn zu den vielen Wohlthaten, die nach allen Seiten aus seinem Hause flossen; und unter sein Dach gingen allsort ein dürftige Prediger, Schulmeister, reisende Künstler, Freunde und Bekannte von nah und fern; obendrein hatte er auch Kinder verstorbener Freunde bei sich zur Pflege und Erziehung. Da kamen ihm denn die Spenden wohlhabender Freunde aus der Ferne, vornehmlich des ihm wohlgewogenen Herzogs August von Braunschweig gar gelegen.

Aber die Ueberanstrengung seiner Kräfte blieb nicht ohne Nachtheile für seine physische Fassung. „Mit Wehmuth vergleicht man sein Bildniß, wie es in Calw, und wie es in Stuttgart entworfen werden mußte. Dort ist noch ein sanftes Feuer, eine seelenvolle Freundlichkeit, ein lieblicher Adel über seine Gesichtszüge ausgegossen, hier hat der Schmerz bedeutende Runzeln in das Gesicht gegraben, seine Augenbrauen verzogen, und seinen Blick in eine erschreckende Düsterkeit gehüllt; sonst spielte er bei der Versammlung seiner Kinder, welche Morgens und Abends die heilige Schrift lasen und geistliche Lieder sangen, die Harfe; nun unterließ er dieses meistentheils.“

Seit dem Jahre 1645 zeigten sich die schlimmen Boten der körperlichen Unkräftigkeit: seine Leiden mehren sich, er sieht sich genöthiget, um Entlassung von seinem Amte nachzusuchen: der Herzog räumt ihm den Fortgenuß seiner Stellung ein, doch möge er es mit deren Besorgung nach dem Maße seiner Kräfte halten.

Eine Reise nach Braunschweig, zu der ihm Herzog August einen bequemen Wagen mit Begleitung entgegengesandt, muß er unterlassen.

1654 ward er Abt in der einträglichen Abtei Adelsberg, und tglied des engeren Ausschusses der Landstände; doch begab er sich,

da das Wohnhaus seiner Abtei im Kriege abgebrannt war, nach Stuttgart zurück, wo ihm sein von dem Herzog ihm geschenktes Häuschen am 27. Juni die letzte Ruhestätte ward.

Einst hatte dieser Edle gesagt: „Von der Religion reden und schwätzen kann ein Jeder, ihr unterthan sein, in sie eingehen, für sie eifern, ihr ganz angehören, von ihr gesättigt werden, ihr alles das Seinige anvertrauen und weihen, das versteht, glaubt mir, kaum Einer unter Tausenden."

Ich denke, Keiner wird anstehen, in Andreä solch Einen liebend anzuerkennen.

4. Johann Arndt, zuletzt Generalsuperintendent in Zelle[73]). — 1555 zu Ballenstädt in Anhalt-Bernburg geboren, fühlte sich der Knabe, anfänglich zum Studium der Medicin geneigt, nach Genesung von einer schweren Krankheit zur Gotteswissenschaft hingedrängt. Thomas a Kempis, Tauler, das Büchlein von der deutschen Theologie[74]) wurden seine Lieblingserbauungsschriften. Nachdem er zwischen den Jahren 1576—1583 nach einander die Universitäten Helmstädt, Wittenberg, Straßburg und Basel besucht, übernahm er in seiner Vaterstadt das Rectorat, ward jedoch schon nach einem Jahre als Prediger nach dem Dorfe Badeborn berufen. Er hatte sich hier im Laufe von sieben Jahren die Liebe seiner Gemeinde in außerordentlichem Maße gewonnen, als ihn ein Gewaltstreich des calvinistisch gesinnten Johann Georg I. zur Wanderung zwang. Sofort erging ein Ruf vom Grafen von Mannsfeld, und einer von der Stadt Quedlinburg an ihn: er wählte, um seiner alten Gemeinde näher zu sein, den letzteren, ward erst Prädikant, nach zwei Jahren Pastor an der neustädtischen Kirche. Seine badeborner Gemeinde aber ließ sichs nicht nehmen, allsonntäglich den Weg einer Stunde zu machen, um Arndt's Predigten zu hören.

Sonst waren die Jahre 1590—1599, während welcher Arndt in der Quedlinburger Gemeinde arbeitete, für ihn keineswegs annehmlich, vielmehr erntete seine schwere Amtsthätigkeit meist schnöden Undank. Immer noch hoffend hatte er jedoch 1594 einen Ruf nach Nordhausen, 1597 einen andern nach Schwarzburg von der Hand gewiesen, bis ihm endlich alle Zuversicht auf ferneres Gelingen schwand, und 1599 ein Ruf an die Martinikirche in Braunschweig seinem Wunsche nach Ortswechsel ganz gelegen kam: ohne daß seine Quedlinburger Gemeinde darum wußte, bat er bei seiner vorgesetzten Aebtissin um sofortige Entlassung. Darob mußte er die Vorwürfe eines „Lohnpredigers", eines „brotlosen Exulanten", der die frühere Wohlthat der Aufnahme mit Undank gelohnt, hinnehmen; worauf er eine Genugthuung nicht schuldig

blieb: „ihm sei freigestanden, ebensowohl dem Rufe von Mannsfeld, als dem nach Quedlinburg zu folgen: drum sei er nicht der Lohndiener ihrer Gnade; ob er jenen Propheten gleiche, die ‚laufen, ohne daß sie der Herr gesandt habe', dafür oder dawider müsse sein neunjähriges Berufsleben Zeugniß ablegen, vornehmlich, wie er in der Drangsal der Pest sich erzeigt habe[75]); die Verläumdung, daß er gesagt, die Quedlinburger ließen sich durch die göttlichen Strafgerichte nicht zur Besserung bewegen, müsse er von sich weisen[76]); und was er an irdischem Nutzen von seiner Amtswaltung gehabt, sei genau erwogen vielmehr Schaden, denn Gewinn zu nennen[77])." — Das brachte ihm im Juni 1599 wenigstens eine ehrenvolle Entlassung zu Wege.

Arndt hatte durch den Wechsel wenig in seiner Lage gebessert: nur, daß ihm, während er auf der einen Seite sich Feinde machte durch seinen Eifer, auf der andern sein Thun auch Freunde zuführte, erheiterte ihm seine Berufsarbeit einigermaßen: bald hatte er an Bürgermeister, Räthen und etlichen Collegen, auch an manchen Städtern liebe Freunde. Zu seinen gehässigsten Neidern zählte er in der nächsten Nähe seinen Amtsgenossen, Denecke, der nur auf den Anlaß zum öffentlichen Bruche wartete.

Dieser ward ihm gegeben durch die Veröffentlichung des ersten Buches der aus Wochenpredigten hervorgegangenen Arndt'schen Schrift „vom wahren Christenthum"[78]). Allsofort nach Erscheinung der Schrift ward er von den Kanzeln herab und in den Beichtstühlen verlästert als Enthusiast, Synergist, Papist, Schwärmer, Schwenkfelder, Weigelianer, und auch, als das Ministerium diesem Lärm entgegentrat, fuhr Denecke fort, ihn zu verfolgen. — „Wo Gott und mein Gewissen mich nicht getröstet hätten", bekannte Arndt um diese Zeit, „wäre ich des Todes gewesen, oder in schwere Krankheit gerathen."

Die Verketzerung bewirkte, daß das zweite Buch seines „Christenthums" länger auf sich warten, und an eine Fortsetzung in weiteren Theilen vorderhand nicht denken ließ, da Arndt's Collegen dagegen waren, die sich, um seine Worte zu nehmen, „einer gar zu bittern Censur bedienten, und seine Schreibart verachteten." —

Trotz solcher Unannehmlichkeiten drang der Rath in ihn, einem von Halberstadt wiederholt und angelegentlich an ihn ergangenen Rufe nicht Folge zu leisten.

Sein Loos besserte sich nicht. „Ich werde", schreibt er 1607, „heimlich und öffentlich ehrenrührig angegriffen, und bei dem rohen Volke verdächtiget, und halte dafür, man wolle mich gerne hinaus haben. Sie wollen aber gern, sie hätten Gelegenheit. Siehe, also

gehet es mir, und habe, seit Du — der Brief ist an den Jenenser Theologen Johann Gerhard gerichtet — vor zwei Jahren bei mir gewesen, keinen guten Tag gehabt. Muß mich noch wohl, will ich Frieden haben, wenn ich keinen andern Beruf bekomme, etwa nach einem andern Orte hinbegeben, vielleicht nach Eisleben, und ein Privatleben anfangen. Denn die Welt wird gar zu heillos. Ich hätte es nimmer gemeint, daß unter den Theologen so giftige böse Leute wären. Diese nämlich sollen sein Wiedergeborene, Gesalbte, und des heiligen Geistes Werkzeuge, und muß dann Alles um der reinen Lehre willen gethan sein."

Einiger Ersatz für die Pein seines Berufslebens ward ihm die vielseitigste Anerkennung und ungeheuchelt herzliche Aufnahme seiner Schrift[79]). — Bald zeigte sich die Nothwendigkeit einer neuen Auflage derselben für die gemehrte Nachfrage. Aus vielen Orten, aus Straßburg, Mühlhausen, Breslau, Danzig, gingen ihm Briefe von Lesern zu, die ihn um Abschriften der noch übrigen Theile, auf ihre eigenen Kosten, baten. Gerhard selbst meldet ihm 1608: „Viele Gelehrte und gute Leute, von denen ich Dir ein langes Register aufzählen könnte, worunter vornehmlich der Altenburger Kanzler Gerstenberger, erwarten mit Sehnsucht die übrigen Bücher." Arndt gab Gerhard's dringendem Verlangen, auch die übrigen drei Bücher gedruckt zu sehen, zwar nicht nach, sandte ihm jedoch das Manuscript unter der Bedingung, es nicht zu veröffentlichen, als Geschenk zu.

Sonst steht er immer in den quälenden Mißlichkeiten seiner Amtsverhältnisse. — „Wie sehr", schreibt er an eben denselben Gerhard, „wünsche ich mit Dir aus diesem irdischen Arbeitshause befreit zu werden, doch müssen wir in der Fremde wandeln, bis man uns in die Heimath ruft, und unterdeß durch Gottes Gnade die Gaben des heiligen Geistes zum Ausbau der Seele und Natur und zum Wohl der leiblichen Hütte gebrauchen, bis wir nach Ablegung des irdischen Zeltes den verklärten und unvergänglichen Leib anlegen, den eine vollkommene, verklärte Seele bewohnen wird. O wie gern möchte ich von dieser geistlichen Verwandlung schreiben, die schon in diesem Leben anfängt, wenn wir aus Liebe in Liebe verklärt werden als durch den Geist des Herrn: aber so wie ich von solchen Dingen in den Predigten zu sprechen anfange, oder in meinen Büchern etwas davon hören lasse, so heißt es: ‚das ist ein Enthusiast und Synergist.'"

Das bewog ihn endlich, sich nach einer andern Stellung umzuthun. Und wie der Graf von Mannsfeld schon lange her ein Auge auf ihn gerichtet, zögerte Arndt, trotz des Einspruches von des Bürger-

meisters und der Freunde Seite, keinen Augenblick, auf den Ruf als Hauptpastor in Eisleben mit Sitz und Stimme im Consistorium dem Grafen im October 1608 zu folgen. Seinen Braunschweigern aber gab er zu bedenken, „was das sei, Einen öffentlich vor der ganzen Gemeinde zu verketzern, zu verschwärmern, all sein Thun und Predigen für Jökelei, für Hudelei zu schelten, Einen nicht allein als den ungelehrtesten Esel, als der die Theologie nie gelernet, auch nicht verstehe, zu beschreien, sondern auch der Lehre halben verdächtig zu machen und die Leute vor Einem zu warnen, da ich doch die reine Lehre in öffentlichen Verfolgungen — man erinnere sich z. B. an seine Vertreibung von Badeborn — ungesparten Leibes und Gutes, ohne unziemlichen Ruhm bekannt, und vertheidiget habe, und muß vor Gott bekennen, daß mir niemals meine öffentliche, harte Verfolgung und Verstoßung aus meinem lieben Vaterlande, dem Fürstenthum Anhalt, so wehe gethan, als diese."

In Eisleben nun fand Arndt eine freundlichere Stätte, als ihm zeither zu Theil geworden: nicht nur seine Grafen waren ihm freundlich zugethan, auch an seinem Collegen Schleuppner fand er einen innigen Freund, und in seiner neuen Gemeinde große Anhänglichkeit.

Aber schon das Jahr 1611 führte ihn von seiner neuen Heimath weg. Sein „Christenthum", das er nun vollständig zur Veröffentlichung hatte gelangen lassen können, verbreitete seinen Ruhm weithin, und schon 1609 war eine Anfrage von Weißenfels her an ihn gelangt, auf welche er jedoch ablehnend antwortete. 1611 aber ward ihm die Generalsuperintendentur in Zelle durch den braunschweigischen Herzog Christian anerboten, der Arndt vor den beiden tüchtigen Theologen Schröder — Pastor in Rostock — und Schleuppner — Arndt's College — bei der Wahl den Vorzug gegeben. Es hielt schwer, die mannsfelder Grafen zu bewegen, ihren lieben Arndt fahren zu lassen: sogar die Wittenberger Theologen hatten sich in einem ihnen abverlangten Gutachten für Arndt's Bleiben ausgesprochen. Arndt selbst aber folgte dem Rufe, der ihm einen weiteren Wirkungskreis in Aussicht stellte, und endlich gelang es den Vorstellungen des Herzogs Christian, ihn von den Mannsfeldern zu erbitten.

Arndt fand am Herzog einen eifrig altlutherischen Regenten, eifrig für Kirche und Schule, fromm in seinem Wandel: so ward ihm sein Amtswerk schon von oben her erleichtert. Seine in weitere Kreise ausgreifende Thätigkeit bestand vornehmlich in Abhaltung der Generalvisitationen, und in Hebung der hierbei sich ergebenden Gebrechen; dazu mußte er, auf des Herzogs Wunsch, die Ueberarbeitung der alten

Kirchenordnung von 1564 über sich nehmen (1618). — In der schriftstellerischen Welt erwarben ihm, nächst seinem nun vollständigen Werke „vom wahren Christenthum", seine weiter erschienenen Hauptschriften: „Paradiesgärtlein", die „Evangelienpostille", die „Psalmenauslegung" hohen Ruhm in immer weiteren Kreisen.

Aber eben diese Schriften, wie sie ihn zum öffentlichen Charakter erhoben, treiben nun die Feinde zum offenen Kampfe wider ihn.

Zwar gegen die Vorwürfe, die man ihm daraus gemacht, daß sein „Christenthum" stark versetzt sei mit Elementen aus Tauler, der deutschen Theologie und Kempis, konnte er sich mit dem Ansehen Luthers schützen, der selbst den genannten Werken eine so hohe Bedeutung zugemessen. Als man jedoch fand, daß sich im dritten Buche seines „wahren Christenthums" zwölf Capitel aus Weigel's „Unterricht für die Einfältigen" als Excerpt aufgenommen fanden, welches Mannes gründliche Heterodoxie in den Jahren 1617 und 1618 durch die von seinen Anhängern veranstaltete Ausgabe seiner Schriften in nacktester Gestalt an's Tageslicht gekommen, schärfte die Nase der Orthodoxen schon ihre Spürkraft gegen Arndt: auch hier konnte dieser sich übrigens rechtfertigen, indem er jenes Excerpt nicht aus der Druckschrift, sondern aus einem namenlosen Manuscripte nach vorhergegangener Prüfung und Säuberung ausgearbeitet habe, und auch sonst keineswegs Weigel's Lehre in allen Stücken billige. Wie nun aber an verschiedenen Orten allerlei Sektirer, die von der herrschenden Orthodoxie Nichts wissen wollten, Arndt's Schriften einstimmig und angelegentlich ihren Gesinnungsgenossen empfahlen, da in ihnen der „ganze Christus, und nicht bloß sein Verdienst" gelehret werde; da brach der Sturm der Orthodoxen los: „der Teufel werde Arndt für seine eigene Lehre den Lohn geben."

Arndt blieb dem Allem gegenüber ruhig, und gab nur auf den Rath seiner Freunde eine „kurze Widerlegung und Verantwortung der Lehre vom wahren Christenthum" heraus: worauf die Angriffsmänner ihre Anklagen einzig auf Incongruenz der orthodoxen und der Arndt'schen Terminologie zurückführten, wie sie denn, um einen Wortführer — L. Osiander — reden zu lassen, „rund und lauter protestirten, daß sie mit Arndt's Person nicht wollten zu thun haben, sondern einzig mit der Lehre."

Es wäre auch in der That eine Kunst gewesen, dem Wandel des Mannes, menschlich zu reden, einen erklecklichen Makel anzuhängen: denn als Seelsorger im engeren, und als Kirchenoberster im weiteren Kreise stand er als ein Muster von Berufstreue und uneigennütziger

Thatkraft da: all' sein Wirken war von einem sanftmüthigen Geiste und friedfertigen Herzen getragen, ob er gleich in den Grundfragen des christlichen Lebens feststand wie ein Mann, und dem Gegner nicht um eines Haares Breite zurückwich. —

Am 3. November 1621 hielt er seine letzte Predigt, über die Worte: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten."

An demselben Tage ging er in's Krankenbett, von dem sich sein besserer Theil erst am 11. Mai 1622 nach langem geduldigem Schmerz emporrichtete. „Nun habe ich überwunden", waren seine letzten Worte: darnach entschlief er.

5. Von Arndt, dem „Vater der Gläubigen", hat hernach Einer Zeugniß abgelegt: „ich setze Lutherum billig voran, nachdem Gott durch ihn ein noch größeres Werk, so mehr in die Augen gefallen, ausgerichtet hat, als durch Arndtium, lasse ihm auch darin seinen Vorzug; aber dieser streicht ihm nahe, und ich weiß nicht, ob er nicht in seinen Schriften zu einem nicht geringern Werk als Lutherus mag von Gott bestimmt sein."

Dieser Zeuge war Dr. Philipp Jakob Spener [80]), der die Reihe der Kirchenmänner schließen mag.

Den 13. Februar 1635 zu Rappoltsweiler (Ribeauviller) im obern Elsaß geboren, wo sein Vater erst Hofmeister, später gräflicher Rath — in der Grafschaft Rappoltstein (Ribeaupierre) — war, wuchs Spener unter den Einflüssen und Eindrücken der strengen Straßburgischen Kirchenzucht im Kreise frommgesinnter Verwandten zum ernsten und stillen Jünglinge heran: kaum daß er im zwölften Jahre sich „zum Tanze überreden ließ". Seine vornehmlich auf's praktische Leben gerichtete Frömmigkeit machte ihm, der von Haus aus in's streng lutherische Dogma eingelebt war, möglich, über die dogmatischen Gegensätze hinüber allen denjenigen, die es mit dem sittlichen Leben ernst, mit dem Dogma minder scharf nahmen, die Hand zu bieten: daher er denn den lutherischen Arndt eben so hoch schätzte, wie er andrerseits dem Reformirten Joachim Neander, dem Jean de Labadie u. A. in freudiger Anerkennung zugethan war.

Als sechzehnjähriger Student nach Straßburg gekommen, lag er in rühriger Zurückgezogenheit seinen theologischen Studien ob, und bildete sich zum gelehrten Theologen aus, ohne daß er ermangelte, durch Philosophie, Geschichte und Staatswissenschaften — hier besonders durch Grotius' Werk „de jure belli ac pacis" — seinem Geiste Vielseitigkeit und Tiefe zu geben: was ihm als Informator der beiden Söhne des Pfalzgrafen von Zweibrücken gar wohl zu Nutzen kam.

Nachdem hierauf Spener an der Straßburger Universität bereits Philosophie und Geschichte zu lehren begonnen, ging er, zur Erweiterung seiner Kenntniß der orientalischen Sprachen, nach der reformirten Universität Basel, um Buxtorf zu hören. 1660 besuchte er Genf, wo er, von einer Krankheit zurückgehalten, ein Jahr verweilte: da lernte er, wie einst Andreä, aus eigener Anschauung das Wesen und Leben der französisch-reformirten Kirche kennen: der Umgang mit seinem Freunde Anton Leger machte ihm möglich, tiefer in die Geschichte und Verfassung derselben einzudringen.

1661 „voll glühenden Eifers" nach Straßburg heimgekehrt — denn diese Stadt war ihm zur andern Heimath geworden [81]) —, docirte er vorübergehend eine Zeit lang in Tübingen, und ward 1663 Freiprediger und Privatdocent in Straßburg: erhielt 1664 die theologische Doctorwürde, und verband sich am selben Tage mit Susanna Ehrhardt.

In seinem einunddreißigsten Jahre — 1666 — als erster Pfarrer und Senior des evangelischen Ministeriums nach Frankfurt a. M. gerufen, nahm er diese Stelle, nicht zwar ohne schweres Bedenken, an. Er trat als völlig ausgeprägter Charakter in sein neues Amt ein: wenn man ihn nach seiner äußeren Erscheinung maß — schüchtern, furchtsam, im Umgange mit den Menschen blöde, und daher selbst in seinem seelsorgerischen Berufe zaghaft —, war man nicht eben versucht, von ihm in seinem neuen Wirkungskreise Erkleckliches zu erwarten.

Aber Spener's tieferes Wesen versprach doch nicht Weniges. Seine Gewissenhaftigkeit, die sich die thätige Frömmigkeit zum unabbrüchlichen Gesetze machte, und sein ernstes Halten an der Schrift war bei ihm in gesundem Verhalt, und von den übeln Ausartungen, die später dem „Pietismus" eigen wurden, — Abkehr von der Welt in stolzer, eigengerechter Weltflüchtigkeit einerseits, heterodoxer Separatismus andrerseits, — war an ihm Nichts zu finden.

Dazu traf Spener in Frankfurt auf wohlbereiteten Boden: denn Frankfurt zeigte sich in der lutherischen Lehre in eben dem Maße streng, wie Straßburg und Wittenberg; dazu lag das Kirchenregiment ganz in der Obmacht des Magistrates und der von diesem ernannten Scholarchen, so daß das geistliche Ministerium davon ausgeschlossen war. Damit erschienen in Dogma und Leben lutherische und reformirte Elemente eng in einander verschlungen. So weit aber ging doch in Frankfurt die lutherische Orthodoxie, daß jeder reformirte Gottesdienst aus den Mauern der Stadt ausgeschlossen war, und die beiden refor-

mirten Gemeinden — eine niederländische und eine französische — sich gezwungen sahen, allsonntäglich nach dem benachbarten Städtchen Bockenheim in Hessen-zu wandern, um dort ihren Gottesdienst zu feiern: ungeachtet eben diese Reformirten durch Bekenntnißtreue, Gemeinsinn, Reichthum in wohlthuender Beschämung auf die größere lutherische Stadtgemeinde zurückwirkten; wie denn auch die jungen Frankfurter Patrizier in den Niederlanden, in Genf, in Frankreich, in England, also an lauter reformirten Orten, ihre Ausbildung suchten.

Spener fand für seine Neuerungen in Frankfurt nicht nur keinen Widerstand, sondern bei dem geistlichen Ministerium wie beim Rathe entgegenkommende Mitwirkung. Er stand da in der alten deutschen Kaiserstadt im Mittelpunkte des deutschen Reiches, dem vornehmsten Sitze des Buchhandels, und des wissenschaftlichen Verkehrs: damit waren seinem Wirken weitgreifende und einflußreiche Verbindungen gesichert: wie er denn bald der Mittelpunkt des christlich-evangelischen Lebens in Westdeutschland geworden ist.

In dieser Stellung nun wirkte Spener zwanzig Jahre lang. Zur Charakterisirung seiner amtlichen Waltung mag genügen, die Grundsätze verzeichnet zu haben, die er sich für dieselbe gesetzt. — „1. Ich will Nichts, als erbauen (: daher Vermeidung alles gelehrten Wesens). 2. Ich will mich einer deutlichen, faßlichen Redeweise befleißigen. 3. Die jedesmalige Gemüthsbewegung, in welche mich die Predigt versetzt, offen zeigen und niemals verbergen. 4. Meine eigenen Schwachheiten gern eingestehen. 5. Auch den Schein vermeiden, als suche ich für meine Person eine Herrschaft über die Gewissen meiner Gemeinde. 6. Die Gemeinde öfters bitten, mich durch ihr Gebet in meiner Arbeit zu unterstützen. 7. Alle Streitfragen womöglich völlig unberührt lassen. 8. Keine eigentliche Strafpredigt halten, sondern vielmehr die Herzen durch Vorstellung der Liebe Gottes und aller göttlichen Wohlthaten erinnern. 9. Die Zuhörer allzeit zur Prüfung ihrer Herzen und Gewissen auffordern. 10. Das Evangelium mehr predigen, als das Gesetz. 11. Die Zuhörer fleißig zum Lesen der heiligen Schrift ermuntern." —

Sofort nach seiner Ankunft in Frankfurt war Spener bemüht, im Vereine mit seinen Collegen die seit 1530 eingeführten, aber allgemach lässig betriebenen „Katechismusübungen", in Verbindung mit den Morgenpredigten, zu erneutem Leben aufzufrischen. Und nicht nur hiermit, sondern auch mit seinem Dringen auf einen in sittlich guter Werkthätigkeit sich bezeigenden Glauben wirkte er auf das Gemeindeleben mächtig ein, also, daß Viele „in einen heiligen Schrecken ge-

setzt, und ihres unerkannten Heuchelwesens überzeugt, aufgeweckt wurden, auch darauf, nach dem rechtschaffenen Wesen in Christo Jesu zu trachten, sich sehr beflissen."

Die Wirkung seiner Predigten genügte bald den Suchenden und Irrenden nicht mehr ohne Anleitung auf den rechten Heilsweg: so entstand das Bedürfniß nach häuslicher Bibellesung und gemeinsamer Erbauung. Dadurch traten ungesucht schon im Jahre 1670 christliche Erbauungsversammlungen — „Hausübungen" oder „Collegia pietatis" — in's Leben, die in einfacher Folge ein kurzes Eingangsgebet, fortlaufende Lesung und Erklärung der heiligen Schrift, freie Besprechung des Gelesenen zur Erbauung oder zur Uebung des Christenthums, und ein Schlußgebet in sich faßten.

Spener hatte, da im Anfange diese Versammlungen nur wenige und meist gelehrte Theilnehmer zählten, sie, bloß als Privatsache, in seinem Hause abgehalten, sich mit Einholung ‚guten Rathes treuer Collegen' begnügend. Bald aber mehrte sich die Theilnahme, und in bunter Folge kamen ohne Unterschied des Standes noch Alters, Gelehrte und Ungelehrte, Theologen und Studirende, Juristen, Mediciner, Kaufleute, Handwerker, ledige Leute, auch — als unsichtbare Zuhörerinnen in einem Nebenzimmer — Weibspersonen, Frauen und Jungfrauen.

Die Folge war, daß bald ein bedenkliches Conventikelwesen sich auszubilden, und Geschrei und Aergerniß zu geben anfing. Nur Spener's treuer und umsichtsvoller Leitung war möglich, den Ruf Frankfurts zu schützen, als welchem man vorwarf, daß es „von der evangelischen Religion abgetreten sei, und eine neue, in dem Reiche nicht geduldete, angenommen habe;" von sich und den Theilnehmern der Collegien die Verläumdung der Sektirerei — „Pietisten" — durch ungeheuchelte Gottesfurcht und Nächstenliebe fern zu halten; ja, endlich — 1682 — die obrigkeitliche Erlaubniß zu seinen Andachtsübungen zu erlangen.

Ein arger Riß aber kam in dieses Versammlungswesen, als Spener sich gezwungen sah, dasselbe aus seinem Hause in die Kirche zu verlegen: denn Viele, denen zuvor die Kirche zum Aergerniß geworden war, und die einzig noch in den Spener'schen Hausübungen ihre religiöse Befriedigung gefunden, trennten sich nun von den öffentlicher gewordenen Andachtsübungen, an denen fortan Viele aus der Gemeinde, die sich vordem nicht beigewagt hatten, Theil nahmen, und schalten die Kirche „Babel".

Spener war im Anfang rathlos, wie er in dieſer zwieſpältigen Sache vorgehen ſollte. — Nachdem er zunächſt das Einſchreiten des Magiſtrates verhindert, ſchrieb er 1684 einen Traktat: „Rechter Gebrauch und Mißbrauch der Klagen über das verdorbene Chriſtenthum:“ darin zeigte er, daß die „Separatiſten“ allerdings in etlichen Stücken von wegen der Verderbniß der Kirche Recht hätten, daß aber die Abſonderung nicht der Weg ſei, auf welchem dem Verderben mit Erfolg könne geſteuert werden, ja, daß Abſonderung der Einzeltheile nothwendig zu deren eigenem Zerfalle führen müſſe.“ — Dadurch brachte er zu Wege, daß eine große Anzahl — „ja gar faſt Alle“ — der zeither Abſeitsgegangenen wieder in die Kirche kamen: wiewohl eben nicht zu verhindern ſtand, daß nicht etliche Sonderköpfe für ſich gingen, und in der Nachbarſchaft — in Heſſen, Pfalz, Solms, Yſenburg, Wittgenſtein, Wied — ihr Weſen trieben.

Aber Spener hatte von Beginn an ſein Wirken nicht eingeſchränkt auf Bedienung ſeiner Gemeinde durch Predigt, Katecheſe und Seelſorge: als Lehrer der Theologie hielt er ſich für den Dienſt der ganzen evangeliſchen Kirche verpflichtet, und daraus entſprang ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit. Da hat er am meiſten gewirkt durch ſeine „Pia desideria“ — „Fromme Wünſche“ —: die Schrift „brach,“ wie ein Zeitgenoſſe ſagt, „hervor wie ein Feuer, und ihr Wort brannte als eine Fackel.“ — Darin wies Spener die gemeine Verderbniß aller Stände nach: der weltliche Stand hindere durch ſeine unverantwortliche Cäſaropapie in gewaltthätigem Muthwillen die Beſſerungsvorſchläge der wenigen wahren Prieſter Gottes; der geiſtliche Stand ſei in Leben und Glauben gänzlich verderbt, kehre ſich an die Früchte des chriſtlichen Glaubenslebens nicht, halte blos auf Disputiren große Dinge, und habe ſo die theologiam scholasticam, welche Lutherus zur vordern Thür hinaus-, zur hintern wieder hereingetrieben; der „dritte Stand“ ſei zuhauf den Laſtern des natürlichen Menſchen ergeben. Dagegen ſei nothwendig eine rechte, heilſame Gemeindeverfaſſung mit einem Aelteſtenrath oder Kirchengericht zur Handhabung der Kirchenzucht: der erſte — der geiſtliche —, und der zweite — der weltliche — Stand müſſe fortan dem dritten — der Gemeinde — einen gewiſſen Antheil an der Kirchenwaltung zugeſtehen; das Wort Gottes müſſe laufen und wachſen, und Chriſtus eine Geſtalt gewinnen im Einzelnen, wie im großen Gemeindeleben: darum müſſe die Predigt nicht darauf gerichtet ſein, wie man den Papiſten, den Weigelianern, den Quäkern Rede ſtehen ſolle wider ihre falſchen Meinungen, ſondern ſie müſſe bringen auf Ausübung des Lebens Chriſti, wie ſolches Lutherus gar

deutlich und klar erwiesen. — Wie gesagt, die Schrift erregte außerordentliches Aufsehen, und erlangte ungemessenen Beifall; allein, wie's dem deutschen Michel, zumal seit Anno 1648 bis auf diesen Tag, beliebt hat: er ist zu faul, wo's an's Handeln gehen soll: die Schrift ward zwar in's Lateinische, nicht aber in's Leben übersetzt.

Zwanzig Jahre hatte Spener in Frankfurt gewirkt, als 1686 vom Kurfürsten Johann Georg von Sachsen ein Ruf an ihn erging für die erste geistliche Stelle dieses Landes. Nach langem Zögern machte er sich endlich auf in das „fremde" Land, und in die „fremde" Kirche.

Die fünf Jahre, die er hier zubrachte, gehören mit zu den unerfreulichsten seines Lebens: der Hof nahm Anstoß an seiner rücksichtslosen Gewissenhaftigkeit und Treue im Dienste Gottes; die Gemeinde empfing ihn mit Mißtrauen und Mißgunst: sein Wirken war ein unfrohes. Nicht nur, daß man ihm seinen raschen Gang auf der Straße, seine schlichte Kleidung, sein Sitzen in der Kirche „unter dem gemeinen Volke" („in loco peccatorum"), sein Gehen in die Häuser geringerer Gemeindeglieder verübelte: als er auf ernstes, werkthätiges Christenthum drang, und die theologische Lehrzänkerei ein unfruchtbares Geschäft schalt; als er, nicht zwar die collegia pietatis, wohl aber die Katechismusübungen einführte: da ward man ihm bitter auffässig; und die Professoren der Leipziger Universität — vornehmlich Karpzow — unterließen Nichts, Spener'n entgegenzuarbeiten, und ihm öffentlich Schmach anzuthun. Als er nun gar davon sprach, daß in der reformirten Kirche viele lobens- und nachahmungswürdige Einrichtungen wären; daß eine Union mit dieser Kirche von Seiten der lutherischen — ausgenommen den Genuß des Abendmahles — nicht wider das Christenthum streite; daß die Mystiker der katholischen, und die Asketen der reformirten Kirche gut zu lesen seien auch einem lutherisch-evangelischen Christenmenschen; als er jedem Christen das Recht und die Pflicht seelsorgerischer brüderlicher Ermahnung zusprach; die Studenten der Theologie vor der herrschenden Streittheologie ernstlich warnte, und sie auf lebendige Frömmigkeit hinwies in tüchtigem Lebenswerke; als ihm die heilige Schrift höher galt, denn die symbolischen Bücher: da kannte die Wuth der Universitätstheologen keine Grenzen mehr, und die Wittenberger theologische Fakultät brachte die absurda der Spener'schen Ketzerei in 264 Sätze. Da waren es auch die gemeinen Leute müde, Einem auf sein Wort zu hören, der, ein exaltirter Pietist, die Leute mit Hausbesuchen belästige, ihre weltliche Lustgier strafe, sie vor Theater, Putz, Gelagen warne, und stets griesgrämig auf ernste Zucht dränge.

Unter ſolchen Umſtänden war Spener froh, 1691 einem Rufe als Propſt an der Nicolaikirche und als Oberconſiſtorialrath in Berlin folgen zu können: in dieſer Stellung verlebte er denn auch die letzten Jahre; † 5ten Februar 1705.

Auch in Berlin war Spener nicht unbehelliget geblieben von ſeinen Gegnern; er verhielt ſich gleichmüthig, „wie ein Kind, welches auf der tobenden See in ſchwankendem Schiffe ruhig ſchläft;“ und ein „Kinderkreuz“ nannte er die boshaften Läſterungen, um die man ſich keine ſchlafloſe Nacht machen müſſe.

Stille, und ſtets auf Beſſerung hoffend, ſchied er von der Erde, in weißem Sterbekleide, den Sarg mit grüner und weißer Farbe geſchmückt. —

In äußerlichem Unzuſammenhang ſind nun etliche Predigergeſtalten, die man faſt „Prediger in der Wüſte“ nennen mag, an uns vorübergegangen; Herberger, Saubert, Andreä, Arndt, Spener, die die Zeit von 1562 — 1705 mit ihrem Geburts- und Todesjahr umſchließen.

Die Fünf mögen genügen, zu veranſchaulichen, welcherlei Prediger Deutſchland auch in ſeinen trübſten Zeiten auf den Plan zu führen hatte.

Es wäre nicht ſchwer, wie wir aus der lutheriſchen Kirchengemeinſchaft ausgewählt haben, auch aus der reformirten, und aus der katholiſchen Kirche dergleichen vorzuführen, und wer kennt nicht jenen Jeſuiten, der, mit Hintanſetzung ſeines Lebens, auf Heſſen's Bergen umherwanderte, allenthalben in Hütten und Tempeln Brod und Troſt ſpendend, um endlich ſelber ein Opfer der Seuche zu werden.

Wir haben, indem wir den Schickſalen obengenannter Männer nachgingen, etwas tiefer in die geiſtlichen und theologiſchen Verhältniſſe ihrer Zeit einſchauen können. Es war die Zeit der Concordienformel und was daran hängt: die ſtrengen Lutheraner auf der einen, die ſtrengen Reformirten auf der andern Seite; dazu die Katholiken in althergebrachter ſtarrer Abgeſchloſſenheit.

Nur Wenige noch waren, die über dem Gegenſatze dogmatiſcher Parteiung ihre Stellung nahmen, und mehr auf die Religion ſahen, als auf ihre vergängliche dogmatiſche Hülle.

Aber ſelbſt die ſich in eigenſinniger Unnahbarkeit auf ihr dogmatiſches Bekenntniß, als die Summe religiöſer Wahrheiten und Gefühle, ſteiften, wurden durch die in den Kriegsläuften ſeltſam ſchaukelnde Schickung aus dem engen Gehäuſe ihres dogmatiſchen Gerüſtes hinausgetrieben an die freie Lebensluft, wo die Religion unverkümmerter ihr Leben treibt, und die dogmatiſchen Feſſeln der Stube ſprengt; denn

wo es gilt, unter tausend Nothschreien Hand anzulegen an Vollführung eines Werkes christlicher Liebe, da hat die Frage um das Bekenntniß mit Fug ein Ende, und der Christenmensch fordert als Christenmensch, und nicht als Reformirter, und Lutheraner, und Unitarier, und wer sonst immer seine Rechte.

Der Menschheit ewige Religion bleibt der Gottmensch Christus: Er überdauert die vergänglichen Hüllen dogmatischer und speculativer Lehrgebäude; Er überwindet die Welt. —

Die Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege waren in der That zu Gunsten jener freieren Entfaltung des Christenthums. Es konnte nicht fehlen, daß, nachdem das Leben soweit möglich wieder in sein altes Geleise getreten war, einem schwer heimgesuchten Geschlechte das freie religiöse Leben in seiner fruchtbaren sittlichen Lebensbethätigung höher stand, als die werkdürre Orthodoxie.

Es hat auch fortan nicht an Solchen gefehlt, die unter dem schweren Panzer der Orthodoxie immer noch einen kräftigen religiösen Herzschlag hatten, wiewohl die Frage sein konnte, ob jener Herzschlag mehr der Orthodoxie oder der Individualität schuldig war. Mehr und mehr aber trat ein religiöser Subjectivismus aus dem kirchlichen Lebensbette heraus, der im Laufe der Zeit eine gährende Macht auf dasselbe gewinnen mußte.

Die Keime zu dieser Gährung waren schon im Princip der Reformation gegeben; die Gährung selbst ist noch heute nicht zum Ruhestande gekommen: denn sie ist das eigentlich-Treibende wie im Einzel-, so auch im Gesammtleben: — „Nicht, daß wir es schon ergriffen hätten, aber wir trachten dem nach, daß wir es erringen."

Und das ward der Rettungsanker des deutschen Volkes aus den Fährlichkeiten und dem Wuste des dreißigjährigen Krieges. Zwar, es ist bei Manchen eine beliebte, ständiggewordene Rede, am Exempel des „großen" Kurfürsten von Brandenburg habe das deutsche Nationalgefühl sich wieder zu einigem Bewußtsein erhoben: allein abgesehen davon, daß eben zu den Zeiten des Kurfürsten die „deutsche Nationalität" eine unbekannte Größe, wenigstens in Deutschland, war: abgesehen ferner davon, daß der Kurfürst selbst nichts ethisch-Hohes in seinem Charakter barg, das den Einzelnen als Etwas hätte gelten mögen; abgesehen endlich davon, daß diese Art von Geschichtschreibung zumeist Tendenzfkribelei ist: so wird ein gesundes deutsches Gewissen immer redlich bekennen, daß das deutsche Volk, religiös am tiefsten angelegt wie es ist, seinen Halt in schwerster Noth auch nur finden konnte in seinem Christus, und nirgends sonst. Da macht ihr jenes

Wort keine Schande: „Wo Gott, der Herr, nicht bei uns ständ', wär'n wir schon längst verloren."

Aber bürgerlich und praktisch, wie der Charakter des neuen Religionslebens war und sich bethätigte, stand zu erwarten, daß der Gegensatz der Dogmen immer noch seine Vorkämpfer behalten werde auf dem theoretischen Gebiete.

In der That haben es die theologischen Facultäten nicht an sich fehlen lassen, die Lehrgegensätze, oft in gehässigster, liebe- und sinnlosester Streitsucht, auf's schärfste zu betonen, und bei jedem möglichen Anlasse hervorzuheben. Selten, daß ein edlerer, tiefer und allgemeiner schauender Geist die Repräsentanten der lutherischen Orthodoxie einerseits, des reformirten Lehrbegriffs andrerseits auszeichnet.

Es würde zu weit führen, in dieser Rücksicht alle Universitäten[82]) der damaligen Zeit zu mustern, und den Geist und die Charaktere abzuschildern, die an jeder derselben von Einfluß waren. Da ohnedieß die lutherische Orthodoxie mehr und mehr Sache der Schule und des Katheders, ja, dem wirklichen Leben gegenüber grabezu Parteisache wird, so erscheint die Beschränkung auf ein paar Universitäten und Professoren, welche die bessere und die übele Seite der angedeuteten Richtung kennzeichnen, wohlgethan und genügend.

Wir wählen hierzu die Universität Wittenberg und die Universität Helmstädt, jene allgemeiner, diese besonders mit Rücksicht auf Georg Calixtus behandelnd; dann als bessere Repräsentanten der Orthodoxie: Johann Gerhard auf der Universität Jena und Johannes Schmid in Straßburg.

Prüft man den Charakter der Männer, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die theologische Facultät in Wittenberg, der „alma cathedra Lutheri", bilden, so verspürt man insgemein noch den frischen Lebenshauch, den Luther und Melanchthon im abgelaufenen Jahrhundert angeregt: „an den Scherben erkannte man, was an den Töpfen mußte gewesen sein[83])."

Wittenberg hatte in den damaligen Zeiten, ungeachtet seiner klimatischen Uebelberufenheit, eine Frequenz von zwischen 1600 und 3000 Studirenden, und überragte an theologischer Bedeutsamkeit für das deutsche protestantische Leben alle damaligen Universitäten; selbst in den schlimmsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges — wo z. B. 1640 in Greifswalde weder ein theologischer Professor, noch ein Student war; wo, nach der Nördlinger Schlacht, in Tübingen das Stift leer stand; wo 1626 in Helmstädt kein Student immatriculirt ward —, selbst in diesen schlimmsten Zeiten war Wittenberg von den erschrecken-

den Folgen der Soldateska minder schädlich berührt worden, und gehörte mit Jena zu den besuchtesten Academien.

Trotz dieser extensiven Bedeutsamkeit waren die Theologen Wittenbergs weit davon entfernt, der Facultät auf dem Gebiete des Unterrichtes und der Lehre einen anmaßend herrschsüchtigen Supremat über die übrige theologische Welt Deutschlands zu vindiciren; und noch, als schon die ersten Regungen zu dergleichen Gelüsten bei dem Einen oder dem Andern auftauchten, fehlt es Etlichen nicht an offenen Augen, um das Verderbliche und Unprotestantische derselben zu begreifen und zu tadeln. — „Das Eine," sagt z. B. Leyser, „das Eine ungeheure Uebel schadet den Unsrigen, daß, wie einst die Juden und Papisten von dem Wahne befangen waren, als Nachkommen der wahren Kirche nicht irren zu können, so die Unsrigen meinen, weil Luther's Reformation von hier ausgegangen, und vornehmlich, weil Philippus hier in Schule und Kirche gearbeitet hat, sie niemals in Irrthum fallen könnten." — In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts jedoch hielten sich die Wittenberger Theologen, so viel Anlaß ihnen auch von außen geboten war, frei von dem Vorwurfe hierarchischer Suprematie einerseits, wie von dem unzugänglicher Haderhaftigkeit auf der andern Seite.

Auch in der Predigt legten diese Theologen in der genannten Periode Zeugniß ab für den tüchtigen inneren Gehalt ihres Wesens: da war wenig zu finden von der widrigen Unsitte dogmatisch-strittigen Eiferns und Geiferns, vielmehr trat tiefe und reiche Schriftkunde, und volksthümlich-praktische Lebensweisheit überall in den Vorgrund. — „Ich habe," sagt u. A. Meisner, „ich habe ein Volksprediger sein wollen, und daher Alles auf Erweckung der Frömmigkeit und der guten Werke, welche leider bei so vielen darnieder liegen, und eines beständigen Antriebes bedürfen, hinzuleiten;" und an einem andern Orte: „In der That kann Keiner in keinem Lebensberuf etwas Großes werden ohne große Frömmigkeit. Wer du daher auch seiest, und wo du seiest, sei fromm, und du wirst groß sein." Ja, selbst bei solchen, die die Kraft der Predigt, verleitet von der Schule Lohenstein's und Hoffmannswaldau's, bereits durch spielende Rhetorik, liebelnde Phraseologie und allegorische Terminologie paralysiren, trifft man immerhin auf einen hohen Grad frommer Innigkeit und Wärme, die nirgends vom Grunde der Bibel weichen. Da war unmöglich, daß der Blick auf die Unzulänglichkeit des kirchlichen und werkthätigen Glaubens- und Sittenlebens sich abschwächte, und nicht ernste Rügen zur Besserung des Lebens, und eindringende Mahnung zur Bewährung des Glaubens durch wahr-

haftiges Tugendleben wiederholentlich vernommen wurden. — „Es sind welche," sagt z. B. Franz, „die, nachdem sie das ganze Jahr über durch Hurerei, Diebstahl und andere Sünden sich befleckt, am Ende des Jahres Einen Tag auswählen, um das Abendmahl zu genießen: und auch an diesem Tage gehören nicht einmal alle Stunden Christo, sondern nur die, wo sie ihre Sünden heuchlerischerweise dem Geistlichen beichten, und das Abendmahl nehmen." Auch die Mängel des Predigerstandes in Rücksicht auf seine Ausbildung für das praktische Leben entgehen den theologischen Lehrern nicht: der schon erwähnte Meisner z. B. ging gegen das Ende seines Lebens mit dem Plane um, eine eigene Vorlesung über die theoretischen und praktischen Mängel der Kirche zu halten; — „ich wünsche," sagt ferner Hieronymus Weller, „daß die Prediger mehr Eifer bewähren, die Sicheren zu erinnern und zu strafen, als die Betrübten zu trösten (?). Denn immer gehört der größte Theil der Zuhörer zu den Sicheren und Weltlichen: derer aber, die vom Gefühl der Sünde, des Zornes Gottes, der Schrecken der Hölle und des Todes gequält werden, ist immer nur ein kleiner Haufe."

Bei solcher vorwiegend auf das praktische Christenthum gerichteten Lehrthätigkeit ist nicht zu verwundern, daß die Wittenberger Theologen von den damals lange schon gäng und gäbe gewordenen dogmatischen Disputationen und Ketzerrichtereien weniger berührt wurden, oder sich berühren ließen: denn auch wo der Widerpart ihre Streitlust noch so sehr reizte, hielten sie sich theils in den Schranken wissenschaftlicher Mäßigung, theils verhielten sie sich bloß abwehrend. Auch wo der Standpunkt der lutherischen Orthodoxie zur Verwerfung drängte, hatten sie einen milden Sinn: „haeresis jugulanda, hominibus parcendum" war in dieser Hinsicht das Aeußerste, wozu sie sich verstehen konnten: wie denn auch von vielen, selbst gegnerischen Seiten der freieren und unvoreingenommenen Denkart der Wittenberger Achtung und Vertrauen gezollt ward [84]).

Dem maßvollen Rückhalte gegenüber dem streitsüchtigen Geiste der damaligen lutherisch-theologischen Welt machte jedoch das durch die Concordienformel gegen den Calvinismus streng abgegrenzte Lehrgebiet eine mehr oder minder scharf und anständig gehaltene Polemik nicht unmöglich; und hier tritt in der That ein schwarzer Punkt in dem sonst ehrenwerthen Charakter der theologischen Facultät Wittenbergs in dieser Periode hervor. Im Ganzen hat Keiner ihrer Mitglieder es über sich vermocht, den Calvinismus unbehelliget zu lassen: sei es in größeren Schriften, sei es in kürzer gefaßten Abhandlungen hat Jeder

ſein Anathema gegen die calviniſtiſche Ketzerei ausgeſprochen; aber es iſt doch auch wieder bezeichnend, daß hier neben Titeln, wie der folgende —: „Ob, wie und warum man lieber mit den Papiſten Gemeinſchaft haben, und gleichſam mehr Vertrauen zu ihnen tragen ſoll, denn mit und zu den Calviniſten:“ — Meisner eine anticalviniſtiſche Schrift erſcheinen ließ, die ſchon auf dem Titel die Bemerkung enthielt: ‚ohne Bitterkeit und Perſonalien.‘ Ein Anderer, Leyſer, beobachtete in ſeiner Polemik nicht minder Anſtand und Würde, und in der Leichenrede eines vom Calvinismus zum Lutherthum Uebergegangenen, des berühmten Juriſten Dr. Weſenbeck, war er weit entfernt von einer polemiſch gegen den Calvinismus aufregenden Antitheſe, ſondern ihm genügte eine warme, ſchmuckloſe Schilderung der Tugenden des Verewigten und ſeines aufrichtigen Glaubens. Auch den Philippiſten gegenüber bewies Leyſer dieſelbe milde Weitherzigkeit. — „Wenn ich nun,“ ſagt er in dieſer Beziehung u. A., „davon ſprechen will, wie ehrenvoll ich von Philippus und ſeinen Schriften denke, ſo weiß ich, daß ich Einigen doch nicht genug thue, die, indem ſie mich nach ſich ſelbſt beurtheilen, meinen, daß ich nur ſimulire und diſſimulire; du aber traue mir die Aufrichtigkeit zu, daß ich mir bewußt bin, einſt von dem, was ich hier privatim ſchreibe, vor Chriſti Richterſtuhl Rechenſchaft geben zu müſſen. So bekenne ich denn gern und dankbar, daß Philippus ein geſegnetes Werkzeug Gottes in Schule und Kirche geweſen, den Gott dem Luther beigegeben, um mit dem reinen Evangelium auch die Wiſſenſchaft zu verbreiten. Daß er ein Menſch geweſen, der ſelbſt irren, und Andre in Irrthum führen konnte, muß ich freilich zugeben: denn daß ihm nach Luther's Tode manches Menſchliche widerfahren, iſt offenbar; doch ſei fern, daß ich ihn deßhalb verdamme oder ſchmachvoll von ihm denke und ſpreche; vielmehr liebe und verehre ich ihn von Herzen, und wenn ihm etwas Schmachbringendes begegnet iſt, ſo will ich es lieber mit Sem und Japhet zudecken, als mit Ham ſeine Schmach offenbaren. Ich tröſte mich mit dem Troſte des guten Gewiſſens, obwohl Niemand läugnen kann, daß nach Luther's Tode Manches in die ‚loci theologici‘ eingeſchoben worden, was mit der lutheriſchen Lehre nicht übereinſtimmt. Darum iſt jedoch die ganze von Luther ſo hoch geachtete Arbeit nicht wegzuwerfen, ſondern man laſſe die Arbeit ſtehen, und mache nur die Schüler darauf aufmerkſam, damit ſie das Werthvolle vom Schlechten unterſcheiden. Mögen nun Alle, welche Frieden und Eintracht lieben, urtheilen, ob Das ſich gegen den gemeinſamen Lehrer verſündigen heiße. Vielmehr iſt gewiß, daß die, welche dieſes Gerücht verbreiten, keineswegs den Philippum lieben,

sondern die Autorität des großen Mannes bloß zum Deckmantel ihrer schlechten Leidenschaft machen. Lieben sie ihn wirklich so, so mögen sie seine Frömmigkeit, seinen Fleiß, seine Treue, Sanftmuth, Friedens- und Wahrheitsliebe nachahmen. Was seine Humanitätsstudien anbetrifft, so habe ich niemals anders, als ehrenvoll davon gesprochen. Stets war meine Meinung, und ist es noch, daß wie das Erwachen des Evangeliums vom Erwachen der Wissenschaft und freien Künste begleitet wurde, so ist zu fürchten, daß, wenn diese untergehen, auch der Glanz des Evangeliums verdeckt werde." — Dem entsprechend war auch die Beurtheilung Arndt's, und des Theosophen Böhme. — „Ich habe," erzählt in Bezug auf den Letzteren ein Ohrenzeuge, „die zwei Herren Doctores Meisnerum und Gerhardum (aus Jena) zu Wittenberg von dem seligen Böhme reden hören, da sie sich verwundert haben über die Continuation und Harmonie der Schriften dieses Mannes. Herr Dr. Gerhard sagte: ‚Ja, ich wollte die ganze Welt nicht nehmen, und den Mann verdammen helfen'; Dr. Meisner ihm geantwortet: ‚Mein Herr Bruder, ich auch nicht: wer weiß, was dahinter steckt; wir können nicht urtheilen, was wir nicht begriffen haben, noch begreifen, ob es recht schwarz oder weiß sei. Gott bekehre den Mann, wenn er irrt, und erhalte uns bei seiner göttlichen Wahrheit, gebe uns dieselbe je länger je besser zu erkennen, auch Sinn und Muth, sie auszusprechen, und Vermögen, sie fortzupflanzen.'" —

So stellt sich uns der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als ein in fast allem Betracht lobeswürdiger dar.

Das ward anders etwa seit dem westphälischen Friedensschluß: da begannen die Regungen des Pietismus, d. h. der praktischen Frömmigkeit, immer klarer ihrer Gegenstellung gegen die sie beengende Orthodoxie in sich bewußt zu werden, und in dem dadurch sich entspinnenden Kampfe war jedenfalls die Orthodoxie, im Vorgefühle ihrer Niederlage, nicht geneigt, dem Gegner anders, als Schritt um Schritt vom Kampfplatze zu weichen.

Das erklärt den immer bitterer und peinlicher werdenden Geist der Orthodoxie von der Mitte des 17. Jahrhunderts an auch auf der Wittenberger Universität, der im Ganzen geschätzt zumeist das grade Gegentheil von den Charakterzügen aufweist, die uns in der eben geschilderten Periode entgegentraten.

Aber auch von der politischen Seite her ward die Herrschaft des Orthodoxismus zu untergraben begonnen.

Die deutschen Fürsten, einestheils von der Ohnmacht ihres Kaisers erlöst, anderntheils dem absolutistischen Vorbilde Frankreichs nacheifernd, fanden bequem, sich auch von der bis dahin geübten Dictatur der Kirche zu emancipiren: drum hörten sie auf die Anatheme der Theologen immer weniger, und zeigten sich in den seltensten Fällen, nie aber gegen ihre „Staatsraison", geneigt zur Vollstreckung der theologischen Macht- und Ketzersprüche; häufig trat der Fall ein, daß die theologischen Controversen, als mit der „Staatsraison" unverträglich, von der Obrigkeit gradezu gewaltsame Unterdrückung erfuhren. — Und Männer, wie Thomasius, Pufendorf u. A. waren keineswegs gemeint, den orthodoxen Gelüsten Vorschub zu leisten.

Ein drittes Moment, der Orthodoxie den Stoß zu geben, war die melanchthonisirende Richtung eines der größten Theologen aus der von uns behandelten Zeit, nämlich des helmstädtischen Professors Georg Calixtus, und seiner Schule, die, in weitherzigem Freisinne die Unterscheidungslehren der christlichen Bekenntnisse, zumal des lutherischen und reformirten, auffassend, der unnahbaren Hartnäckigkeit orthodoxer Unfehlbarkeit und Unverbesserlichkeit in Leben und Schrift entgegentrat, und dadurch auch das Interesse der Staatsmänner für sich gewann.

Da ist nicht mehr gar verwunderlich, wenn auch mitten aus den theologischen Lehrkörpern auf streng lutherischen Universitäten Männer hervortraten, die sich der neuen, freieren und fruchtbareren Richtung anschlossen, und gegen die Zwingherrschaft lutherischer Orthodoxie selber die Waffen kehrten.

Es fügte sich am Ende so, daß Wittenberg, und hier vornehmlich sein eiserner Streittheologe Abraham Calov[85]), die alleinige Ehre des orthodoxen Lutherthums für sich hatte. „‚Ich habe', äußert Tholuck[86]), ‚die Kelter allein', muß Wittenberg in dieser vereinsamten Stellung klagen. — Aber nur um so mehr fühlt es den Beruf, wo alle Anderen weichen, vor den Riß zu treten. Und so lange hier ein Calov der Vorkämpfer, geschieht es mit Erfolg. Mit dem Tode Calov's ist indeß auch Wittenbergs Angriffskraft dahin, und selbst zur Defension bleibt ihm nur ein ohnmächtiges Geschlecht von Epigonen. Wie die Kämpfe einer untergehenden Geistesrichtung, die sich gegen den Tod wehrt, stets einen krampfhaften Charakter annehmen, so auch dieser Kampf. Der Geist wird noch unfreier, der Gegensatz noch schärfer gespannt, die Anhänglichkeit an das Symbol noch knechtischer, die Unduldsamkeit maßloser. So lange ein Calov an der Spitze, behält der Kampf noch die Sache im Auge. Man ficht mit offenem Visir, und

auf Schlag und Stoß. Aber immer kleinlicher und persönlicher wird er im Verfolge, an die Stelle von Hieb und Stoß treten Kothwürfe und Fußtritte: die Streitigkeiten gegen den älteren Calixt tragen noch den Charakter theologischer Fehden wie die vor Alters, schon die gegen den jüngeren Calixt und zumal die Spener'schen geben nur den widerlichen Eindruck von Straßenraufereien. An die Stelle ernster theologischer Streitschriften tritt das zahllose Heer von Libellen, Pasquillen und Flugschriften mit Frau Basengeklätsch[57])." —

Verfolgen wir nun im Einzelnen die Entwickelung der theologischen Facultät in ihrem Charakter von 1650 ab bis zum Niedergange des Jahrhunderts, und es werden uns die hauptsächlichsten der genannten Momente entgegentreten.

Wittenberg konnte sich, wenigstens bis in's dritte Decennium der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, immer noch der bedeutendsten Frequenz unter den theologischen Facultäten der Universitäten Deutschlands rühmen; aber man erkennt das allmälige Schwinden ihrer Anziehungskraft, wenn man erfährt, daß 1651, also im Jahre nach dem Eintritte Calov's, die Zahl der Inscribirten nahe an 600 betrug, dagegen 1682 auf 176 niedersank: wogegen Jena 1650 an Studenten überhaupt jährlich bei 2000 zählte; und neue Universitäten entstanden: 1650 Gießen: 1665 Kiel.

Im Anfang der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert nun schien es, als wollte Wittenberg die „cathedra Lutheri", den Widerwärtigkeiten zum Trotz, sein Haupt nur um so stolzer erheben: nicht wenig half ihm hierzu auch das alte gemeine Urtheil, „als müßte Alles, was zu Wittenberg, weil zur Zeit der Reformation das Licht von dort ausgegangen, auch jetzund die pure lautere Wahrheit sein." Aber, wonach die früheren Wittenberger Theologen nicht verlangt hatte, und was die jetzigen mit aller Macht erstrebten, gelang diesen nicht, nämlich die Aufrichtung einer protestantisch-papalen Hierarchie, unter dem weltlichen Directorium des Kurfürsten von Sachsen — „caput et director sociorum augustanae confessionis" — über die gesammte lutherisch-protestantische Kirche. Nicht nur, daß ein solches Beginnen an dem politischen Widerhalte der autonomen Territorialhäupter hätte scheitern müssen: auch auf dem rein geistlichen Gebiete war man einer derartigen Dictatur ungewohnt. Calixt erhob seine Stimme; von Nürnberg, von Magdeburg, von vielen anderen Orten erfolgten Proteste gegen die Plane der Wittenberger; insonderheit gegen Calov werden Klagen laut. — „Eine solche Scharfsichtigkeit," sagt u. A. der Magdeburger Senior Böttiger, „schreibt sich der Mann in der Entscheidung von Gewissensfragen zu,

eine solche Geschicklichkeit und Autorität, daß sie durch Niemanden in Zweifel gezogen werden darf: scilicet beatissimus papa noster est.“

Eine unfruchtbare Scholastik, die in Wittenberg nicht eben geringe Pflege fand, und durch die Unverhältnißmäßigkeit ihres Anbaues die praktische Seite der christlichen Lehre verkümmern ließ, war nicht gemacht, die Schäden zu bessern, die jenes hierarchische Streben dem Ansehen und der Kraftwirkung der Universität geschlagen hatte; an die Stelle der einfach verständigen und herzlich erbaulichen Beredtsamkeit, welche wir in der ersten Hälfte des Jahrhunderts kennen lernten, tritt nun in den Predigten vorwiegend das theoretische, das dogmatisirende Element hervor, und es ist bezeichnend, daß in dem von Mayer 1690 verfaßten „museum ministri ecclesiae“ bereits bedenkliche Aeußerungen gegen Spener's collegia pietatis und dergleichen Privatversammlungen verzeichnet sind; unfruchtbar, wie der Inhalt der Predigt, ist auch ihre Form: die Predigten leiden an Weitschweifigkeit und Zierlichkeit, so daß eine Leichenrede wohl 98 Quartseiten füllte; eine andere vom zweiten karthaginiensischen Kriege anhob; daß geredet ward von der „unruhigen Klaff- und Klappermühle des bösen Gewissens“, vom „gülbenen Grund, der alle schwarze Balken trägt“, und vom „schönen Rautenkranz, so wider das Gift des Todes, der Sünde und der Hölle dient“; zu geschweigen des Wustes von gelehrten Citaten aus Cicero und Aristoteles und Themistius und Hieronymus, aus den Rabbinern und Arabern.

Die praktischen Früchte solch dürrer Gotteswissenschaft, oder wie man das nennen mag, ließen nicht lange auf sich warten: bei allem Pochen auf die reine Lehre, und auf die rechtmäßige Ausspendung der Sakramente zerfiel das sittliche Leben mehr und mehr, und bei den Laien war ein tiefes Bedürfniß nach wahrhafter Besserung allenthalben zu erkennen: daher denn auch eben bei ihnen Spener's ‚pia desideria‘ reichen Anhang fanden; und Calov selbst schrieb am 11. October 1674: „Eure desideria, für deren Mittheilung ich bestens danke, sind auch die meinigen (?), und da eure Kirche von den Frömmigkeitsübungen eine solche Frucht hat, wie der Ruf berichtet, so nehme ich keinen Anstand, solche examina pietatis auch Andern zu empfehlen, wie ich denn auch noch kürzlich mit Anführung des Beispiels und Erfolges eurer Kirche im öffentlichen Gottesdienste die Patrone der Kirche zu ihrer Nachahmung ermahnt habe, mit dem Wunsche, daß sie mit Nutzen fortgesetzt, und die hier und da per accidens sich anschließenden Mißbräuche abgestellt werden.“ — Aber als sich herausstellte, worauf Spener's Begehren hinauszielten, zog Calov die Hand zurück, um sich in

seiner Burg der Orthodoxie zu verschanzen, als deren letzter, ungebeugter Vorkämpfer er, unbeirrt in seinem Thun, in's Grab gegangen ist.

Bei der Schilderung der Wittenberger Theologie ist uns wiederholt der Name Calixt's begegnet, als eines Mannes, der, im Gegensatze zu jener, und in Uebereinstimmung mit der Grundrichtung der Pietisten, vorab auf die Bethätigung des Christenthums im Leben drang, und die Unterscheidungslehren der verschiedenen Bekenntnisse mit geringerem Nachdrucke betonte.

Es erscheint nothwendig, auf diesen Mann, als einen der hellsten Sterne am theologischen Himmel des dreißigjährigen Krieges, mit einigen Worten zurückzukommen.

1586 zu Medelbye in Schleswig, also in einem Lande geboren, wohin die Concordienformel keinen Zugang hatte erlangen können, und von einem Vater stammend, der in seinen theologischen Studienjahren noch zu den Füßen des milden Melanchthon gesessen, erwarb er sich, nach tüchtigem Gymnasial- und theologischem Universitätsstudium, durch eine weitausgedehnte Wanderschaft rasch eine hohe Geistesreife, und die eigene Anschauung der verschiedensten sittlichen und politischen Völkerzustände in Frankreich, England, Holland: das, und seine humanistische Richtung konnten nicht anders, als ihn, bei aller Anhänglichkeit an den deutschen Protestantismus, milde stimmen gegen Andersgläubige, und das Heil der Menschen anderswo erkennen lassen, als in der lutherischen Orthodoxie, in den Dogmen ihres Bekenntnisses und in den Cultusformen ihrer Kirche.

Als Professor der Theologie an der Universität Helmstädt endlich zu einer festen Stellung gelangt, wirkte er sein ganzes Leben während fast eines halben Jahrhunderts der starren Unbeugsamkeit des lutherischen Bekenntnisses, und der Ungelehrigkeit seiner Vertreter durch seine hohe wissenschaftliche Bildung einerseits, wie durch die Milde seiner Gesinnung andrerseits nicht ohne Erfolg entgegen.

Er erscheint als der Fortsetzer des alten Kampfes, den die Lutheraner der strengen Richtung gegen Melanchthon noch bei dessen Lebzeiten eröffnet, und damit den Lebensabend des Magister Philippus bitter getrübt hatten: dadurch trat die Frage über den Werth, oder den Unwerth der guten Werke zum Heile des Menschen von Neuem auf den theologischen Kampfplatz.

In theilweisem Widerspruche mit den orthodoxen Lutheranern, die den Glauben ohne Werke allein als zur Seligkeit genügend ausgaben, behauptete Calixt, daß allerdings den sittlichen Anstrengungen des

Menschen das Verdienst als Mittel zur Erlangung der Seligkeit nicht zukomme, daß aber gleichwohl diese sittliche Anstrengung des Einzelnen die unerläßliche Vorbedingung sei, unter welcher allein das stellvertretende Verdienst Christi heiligende und beseligende Kraft auf den Menschen ausüben könne.

In einer Zeit, die über dem Pochen auf die Rechtgläubigkeit, und über dem richtigen Genusse der Sakramente das Leben mit seinem Dringen auf sittliche Werkthätigkeit zu vergessen drohte, war eine ernste Mahnung, den rechten Glauben auch durch rechte Werke zu bekunden, wahrlich nicht am unrechten Orte.

Das aber sah Calixt ein, daß mit bloßem Kathedergerede der verkehrten Richtung der lutherischen Orthodoxie nicht beizukommen sei, daß man ihr auf dem Boden des praktischen Lebens den Gegenbeweis liefern müsse. Sich von dogmatischem Spintisiren abkehrend setzte er drum die theologische Disciplin von der „christlichen Moral", die seit den Zeiten Melanchthon's zwei volle Menschenalter lang im Staube gelegen, wieder in ihre alten Rechte ein: „man darf nie vergessen", war sein Grundsatz, „daß die Theologie praktisch ist, und daß, was zur Praxis, d. h. zu dem, was wir thun und leisten sollen, Nichts beiträgt, für gleichgültig, müßig und überflüßig zu erachten ist"[88]).

Auch war Calixt nicht gemeint, seine Vernunft gefangen geben zu wollen zu Gunsten der Orthodoxie: von der Ueberzeugung erfüllt, daß das Christenthum durch seine sittlich-veredelnde und heiligende Kraft unübertrefflich sei vor allem Menschengemächte, und daß die positive Offenbarung nothwendig sich am Ende in Uebereinstimmung setzen lassen müsse mit den Gesetzen der menschlichen Vernunft, hatte er nicht arg, die heilige Schrift mit Hülfe eben dieser rechtgebrauchten menschlichen Vernunft auszulegen, und die Göttlichkeit des Christenthums aus der Natur des Menschen und seinen religiösen Bedürfnissen, wie aus der historischen Offenbarung zu beweisen.

Schärfer konnte man allerdings der lutherischen Orthodoxie wohl nicht in's Fleisch schneiden, als Calixt mit diesen Sätzen gethan hat.

Ihre Vertreter durften drum in einem Processe, der sich wissenschaftlich und praktisch um ihr Sein oder Nichtsein drehte, mit nichten ruhig in seinem Verlaufe zusehen: denn dadurch wäre ihre Niederlage womöglich nur noch rascher erfolgt. Daher ist nicht zu verwundern, wenn gegen den Helmstädtischen Ketzer alsbald nach Ruchbarwerdung seiner Lehren eine Fluth von Widerlegungs- und Schmähschriften auftauchte, die in feinster Sprache (vom „Calixtinischen Gewissenswurm", von der „erbärmlichen Verstockung der Calixtiner", von den „excre-

menta Satanae", vom „Schnarchhans" und „Rattenkönig", und wie die erbaulichen Worte und Redensarten zusammt lauteten) ihren Gegner auf's Korn nahmen.

Um aber dem ganzen Calixtinischen Ketzerunwesen mit einem Schlage ein Ende zu machen, gaben die Orthodoxen unter dem Titel: „consensus repetitus fidei vere Lutheranae" — d. i. „erneutes Bekenntniß des wahrhaft lutherischen Glaubens" — eine neue allgemeine Bekenntnißformel heraus, in welcher Calixt's Ansicht, „daß von dem, was in den symbolischen Büchern festgesetzt worden, auch wohl mit der Zeit wieder abgegangen werden könne," als ketzerisch verworfen ward, weil, „was für Lehren in den symbolischen Büchern einmal verworfen seien, dabei es auch bleiben müsse;" ferner wurden Calixt's Aeußerungen: „daß, wenn man wolle ein Kind Gottes werden und die Gerechtigkeit und Seligkeit erlangen, dazu nöthig sei, daß man sich der Gerechtigkeit befleißige und der Nächstenliebe;" „daß, obschon den Gläubigen viele Schwachheiten anhingen, doch dadurch ihre Gerechtigkeit keinen Schaden litte, und sie demohnerachtet der Seligkeit gewiß sein könnten;" „daß die kleinen Kinder in der Taufe wirklich den Glauben bekämen, und durch diesen ihren eigenen Glauben — nicht bloß durch den ihrer Eltern und Taufpathen — gerechtfertiget und selig würden" — alle diese Aeußerungen Calixt's, sowie der von ihm in Betreff der Festsetzung der symbolischen Bücher gemachte Vorbehalt — „sofern selbige mit der heiligen Schrift übereinkämen" — wurden verworfen.

Aber die Orthodoxie litt Schiffbruch mit ihrem Angriff: nicht nur, daß die Wittenberger nicht einmal in Kursachsen dem „consensus repetitus" die Geltung einer allgemein bindenden Glaubensnorm zu erkämpfen im Stande waren; sogar in Jena, der Parteigängerin Wittenbergs, also mitten aus dem Schooße des Orthodoxismus, erhoben sich Männer wie Musäus und Glossius gegen die drückende Gewaltherrschaft und die anmaßlichen Machtsprüche der lebensdürren „cathedra Lutheri". —

Zwar unmittelbar praktischen Erfolg hat die Calixtinische Polemik gegen das erstarrte und entartete Lutherthum nicht zu erzielen vermocht: das zu vollbringen mußte man eben in die Niederungen des praktischen Lebens herabsteigen, und dort den unverbesserlichen Gegner treffen.

Insofern hat die Calixtinische Schule allerdings das Verdienst, die theoretische Vorarbeiterin und Vorgängerin des Spener'schen Pietismus geworden zu sein. —

Zum Schlusse unserer Betrachtung der damaligen theologischen Zustände Deutschlands mögen hier noch zwei Männer eine eingehendere

Behandlung finden, die, gleichfalls in der Luft der Orthodoxie sich bewegend, mit der That ihres Lebens bewiesen, was diese, mit gesundem Sinne geübt, immerhin noch zu wirken im Stande sei.

Johann Gerhard[89]), 1582 als Sohn einer Rathsfamilie aus dem reichsunmittelbaren Gebiete der Aebtissin von Quedlinburg geboren, bestimmte sich, in seinem funfzehnten Jahre von einer schweren Krankheit heimgesucht, auf Johann Arndt's Mahnung dem Studium der Theologie, ging aber nach dem ersten mit allgemeinen Vorlesungen hingebrachten Studienjahre auf Ansinnen eines Verwandten und mit Arndt's Zustimmung — „propter impedimenta quaedam naturalia" — zum Studium der Medicin über, um, von seinem Gewissen getrieben, nach dem Tode jenes Verwandten, nach zwei Jahren mit erneutem Eifer zur Theologie zu greifen: so ging er 1603 nach Jena. Da ihm diese Universität wenig Förderung seiner theologischen Studien bietet, und er sich an Arndt halten muß wegen geistlichen Rathes, geht er, nachdem er zuvor noch eine schwere Krankheit überstanden und bereits sein Testament aufgesetzt hatte, 1604 nach Marburg, wo durch Mentzer und Winkelmann der lutherische Lehrbegriff damals in seiner vollen Strenge vorgetragen ward. Er fand an Mentzer einen Freund und Lehrer, welchem er, nach seinem eigenen Bekenntnisse, mehr verdankte, als seinen Eltern. Als Marburg aus einer lutherischen Universität und Stadt zu einer reformirten gemacht, und die Uebersiedelung der lutherischen Professoren nach Gießen nothwendig ward, hätte Gerhard gerne berühmtere lutherische Facultäten, wie Tübingen, Rostock u. A. besucht, allein die Pietät gegen seine Mutter, die ihn in ihrer Nähe zu haben wünschte, veranlaßte ihn, sich wieder nach Jena zu wenden. Da erging in Kurzem von dem Herzoge von Coburg ein Ruf an ihn zur Superintendentur in Heldburg und zur ersten Professur an dem neu errichteten academischen Gymnasium in Coburg. Obwohl ohne sonderliche Neigung zum praktischen Amtsleben, mochte doch Gerhard dem entschiedenen Drängen des Herzogs nicht zuwider sein, und so trat der 25jährige Jüngling, der seiner inneren theologischen Durchbildung hatte leben wollen, 1606 in ein praktisches Amt von großer Arbeitslast ein, das ihm mit jedem Jahre beschwerlicher ward. Schon ein Jahr nach dem Antritte dieses Amtes schrieb Arndt an ihn: „Die häufigen Predigten, mein Theuerster, erschöpfen dich: wozu so viel Predigten unter so wenig Zuhörern. O daß die Zeit und Kraft deines Geistes sich so verzehren muß. Diese Anzahl von Arbeiten gibt dir gerechte Ursache, den Abgang zu begehren... Gott hat dich zu etwas Höherem bestimmt, als die Blüte deiner Jahre unter Bauern zu verschwenden."

Physisches Mißbefinden, angeborener Hang zur Düsterkeit, und die Sorge für sein äußerliches Auskommen führten den jungen Mann fast zum Lebensüberdruß, und Arndt hatte genug zu thun, seinem Trübsinn zu steuern. Seine schwere Lage ward noch peinlicher, als der Herzog 1615 ihm das Amt des coburgischen Generalsuperintendenten, nach vergeblichem einjährigem Widerstreben Gerhard's, aufzwang. In dieser neuen Stellung arbeitete er, nach Beendigung seiner ersten großen Generalvisitation und nach Erkundung der kirchlichen Gebrechen, die coburgische Kirchenordnung aus.

Diese ganze Zeit hindurch hatte es Gerhard nicht an Gelegenheit gefehlt, das Ziel seiner Wünsche, die academische Lehrthätigkeit, erreichen zu können: ein-, zwei-, dreimal ergingen von Jena, einmal von Wittenberg Berufungen an ihn, allein sein Herzog mag nie in die Entlassung des Mannes willigen, der seinem coburger Lande so nöthig sei; endlich darf er 1615 einem neuen Rufe nach Jena folgen, aber nur unter der Bedingung, sich so oft in Coburg einzustellen, als irgend eine Berathung der dortigen Kirche es erheischen werde.

Gerhard's Einführung in Jena erfolgte im Mai 1616. Er selber hat hernach 1631 an einen seiner Freunde geschrieben: „Es ist mir allein um das öffentliche Wohl zu thun, wie ich denn mit Rücksicht darauf von dem hohen Bischofsstuhl auf das Schulkatheder herabgestiegen bin. Und auch jetzt noch gereut mich dieses Entschlusses nicht. Den reichsten Segen Gottes und ganz besondere Liebe von den Menschen habe ich an diesem Orte erfahren, während ich in Coburg unter Neid, Nachrede und Verstellung frühzeitig hätte altern müssen. Was sage ich altern: — vor der bestimmten Zeit mein Leben endigen. Wie außer der Kirche kein Heil ist, so kein wahres Leben außerhalb der Academie." —

Von seiner Lehrthätigkeit entwirft Tholuck folgendes Bild: „Den Pflichten seines academischen Amtes widmet er sich nach allen Seiten desselben mit der unbedingtesten Hingabe — als Rector, als Decan, als Präses der Disputationen, als academischer Lehrer: er liest mehr, als alle seine Collegen, als Hausfreund der Studirenden: er hat so viele Kostgänger, daß sie semesterlang auf einen Tisch in seinem Hause warten, er besucht die Erkrankten, um ihnen Trost und Arzenei zu bringen. Und bei dem Gewicht seiner Persönlichkeit gehen die Ansprüche an ihn noch um Vieles hierüber hinaus. Er wird zu sechs großen, theologischen Conventen gezogen, wird von den Fürsten zu Gesandtschaften gebraucht, vom Kurfürsten von Sachsen, vom Landgrafen von Hessen in politischen Fragen zu Rathe gezogen, hat unzählige

Gutachten auszustellen, Correspondenz zu führen mit Reichsfürsten und -Fürstinnen in äußern und innern Angelegenheiten. Die Menge der äußerlichen Geschäfte wird ihm auch zuweilen fast unerträglich."

Und dennoch hatte der Mann noch Zeit zu einer gediegenen schriftstellerischen Thätigkeit: seine „loci theologici" sind die umfassendste, gelehrteste und einsichtigste Dogmatik seiner Zeit, seine „confessio catholica" enthält eine Nachweisung der Zeugnisse für die Artikel des evangelischen Glaubens unter den Schriftstellern der römischen Kirche. „Bei dem unglaublichen Umfange seiner Gelehrsamkeit und bei allem Scharfsinn, welchen diese seine gelehrten Werke bezeugen, verliert sich der Verfasser doch niemals in logischen Formalismus. Sie tragen überwiegend nur das biblische Gepräge, und jeder größere Abschnitt seines dogmatischen Werkes schließt mit frommen Nutzanwendungen." — Uebrigens beschränkte sich seine schriftstellerische Thätigkeit nicht einzig auf das dogmatische Gebiet: auch in der praktisch-asketischen Literatur ist sein Name ein hochgefeierter: während hier seine 1622 erschienene „schola pietatis", in strenge bemessenen Lehrformen sich haltend, vermöge ihrer Tüchtigkeit sieben Auflagen erlebte, wurden seine „meditationes sacrae" (1606), ursprünglich zu eigener Erbauung niedergeschrieben, im Original und in Uebersetzungen bis auf die neuste Zeit herab in zahllosen Auflagen verbreitet. Daneben verfolgte er in seiner Auslegung der Genesis, des Propheten Daniel, und der Offenbarung — als Beiträge zum Erneſtiniſchen Bibelwerke — gleichfalls einen praktischen Zweck. Eine andre Schrift, die er „über den Verfall der Frömmigkeit" zu schreiben vorhatte, ist nicht zu Stande gekommen.

Auf solche Weise wissenschaftlich und praktisch vielseitig thätig, war Gerhard's Ansehen nah und fern ein außerordentliches: die evangelisch Gesinnten blickten zu ihm auf als zu ihrem geistlichen Horte, und der theologischen Welt galt er als ein Orakel. „Sein Haus", sagt sein Leichenredner, „war wie ein Orakel, wo über jede Dunkelheit Belehrung geholt werden konnte. Kaum gab es in der deutsch-evangelischen Kirche eine Academie, oder in irgend einer deutschen Stadt eine Kirche, welche nicht begehrt hätte, von dem Lichte dieser Saalacademie erleuchtet zu werden."

Einundzwanzig Jahre lang hatte Gerhard so in seinem Jenenser Amt gewirkt als ein Muster gottergebener, unerschütterlicher Frömmigkeit, eifriger Berufstreue, stillen Wohlthuns und geduldigen Leidens, als der 17te August 1637 seinem Leben ein Ende machte. Schon im Jahre 1620 hatte er geschrieben: „Schon bin ich 39 Jahre alt, in

welchem Alter in dieser altersschwachen Weltperiode die Kräfte schon abzunehmen anfangen, vorzüglich bei solchen, welche ihr ganzes früheres Leben in anhaltenden, anstrengenden Arbeiten zugebracht." Und Gerhard hatte die Unfälle des Krieges schwer erfahren: die Schweden hatten ihm ein Landgut im Werthe von 5000 Gulden niedergebrannt; bei Jena's Plünderung seine Habe und Kleinodien — ein Verlust von 5000 Dukaten — hinweggeraubt. Der Fortschritt der Jahre, seine unermeßliche, aufreibende Thätigkeit untergrub allgemach die Kräfte seines ohnehin nicht sehr kräftigen Körpers. — „Komm, komm Herr, komm: Amen," waren seine letzten Worte.

Ein anderer, vielgenannter Mann aus denselben Zeiten ist Johann Schmid, Professor der Theologie in Straßburg (geb. 1594, † 1658).

In Bautzen geboren, erhielt der Knabe seine erste Bildung auf dem Gymnasium in Halle; es gelang ihm hernach, sich als Hauslehrer in Speyer zu vervollkommnen, so daß er 1621 die Universität Straßburg beziehen konnte, wo übrigens seine Stellung eine äußerst klägliche war: fünf Jahre lang brachte er sich kümmerlich meist mit Correcturen durch, bis er endlich mit Senatoren in Bekanntschaft kam, und er als Reisebegleiter des Sohnes eines seiner Gönner Frankreich, England und die Niederlande besuchen konnte. Darauf ging er, abermals als Begleiter etlicher vornehmer Jünglinge, nach Tübingen, besuchte Jena und Wittenberg, wo er mit Gerhard und Meisner in engere Verbindung trat, und 1622 dem Rufe zu einer theologischen Professur in Straßburg Folge leistete; 1629 ward er vom Senat zum Präses des Kirchenconvents ernannt, 1633 ward er Vorsteher des Thomascapitels, und starb, vielseitig nicht nur im engeren Vaterlande, sondern auch in Deutschland beklagt, im Jahre 1658.

Alle zeitgenössischen Zeugnisse über diesen Theologen kommen darin überein, daß er ein Charakter gewesen sei, in dem sich Wort und That auf lauterem und frommem Herzensgrunde zu schönstem Einklange verbunden.

Am tiefsten eingreifend war seine Wirksamkeit als Lehrer der Theologie, und wir haben von seinen Schülern, die ihn als „Vater in Christo" verehrten, mehr als ein herrliches Zeugniß von seinem segenvollen Walten. — Joachim Lütkemann z. B., der nachherige Generalsuperintendent in Wolfenbüttel, spricht von ihm: „Tief in meinem Herzen steht dein Bild mir eingegraben, mein Vater, der du mich wo nicht von Neuem gezeugt, doch wenigstens wesentlich zur Er-
in meines neuen Menschen beigetragen hast. Ich preise den Tag
wo ich nach Straßburg kam, um zwei Führer zu finden, den

welchem Alter in dieſer altersſchwachen Weltpe… itäts-
abzunehmen anfangen, vorzüglich bei ſolchen, w…
Leben in anhaltenden, anſtrengenden Arbeit… je weiß
bard hatte die Unfälle des Krieges ſchr… . nennt.
hatten ihm ein Landgut im Werthe vo… rieſem in
bei Jena's Plünderung ſeine Habe u… tel hatte:
5000 Dukaten … hinweggeraubt. 1530 noch,
unermeßliche, aufreibende Thätig… einen Theil
ſeines ohnehin nicht ſehr kräfti… : „apud ad-
kemm: Amen," waren ſeine …). — Dem Ra-

Ein anderer, vielgenan… nen Seele, ſondern nur
Schmid, Profeſſor der T… reitung der kirchlichen Aute-

In Bautzen geber… an, wie es um die Bildung der
dem Gymnaſium in … ernus hinlänglich mit geiſtlichem Futter
in Spever zu verw… allermach ſein Intereſſe dabei, in der Laien-
burg beziehen kor… rmaen Bildungsgrad zu erhalten.
liche war: fünf … Geiſte der Reformatoren ſtand die Idee der Pen-
recturen durch … nicht unbedeutend auf: Luther ſelbſt verſtand unter
und er als … zunächſt blos die „lateiniſche Schule", „damit man ge-
England … und Doctor aufbaue, daraus chriſtliche, gute Pfarrer,
mals a… werden, und das Wort Gottes redlich im Schwange bliebe."
ſuchte … kann laſſen für die Umriſſe einer Volksſchule erkennen aus
eng … Worten in der Schrift „An die Rathsherren aller Städte
P… ſchaffen, daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten und halten ſollen" [3]). —
… ſeine Seele wäre, und man der
… Schriften gar viel bedürfe um der Schrift und Gottes
… ſolle dem armen Volke Alles gemeinſam, die allerbeſten
… Knaben und Mägdlein, an allen Orten aufzu-
richten, daß … Gott aus rechtem wahrem Glauben chriſtlich zu halten,
… daß die Prediger … Lehrer und Prediger, daß die Männer
… und … Haus halten und … die Frauen wohl ziehen
und … Kinder … und … Solche Männer
… Frauen … Denn müſſen aus Mägdlein
… daß … Knaben und Mägdlein dazu
… Sermon, daß man die
… erſtmeldeter: „Ich
… Unterthanen
… Denn ſie iſt wahr-
… Stande zu erhalten, daß
… Schulmeiſter

n: denn man kann derer nicht entbehren... Kehre
daß jetzt der gemeine Geizwanst die Kunst so hoch
: ‚Ha, wenn mein Sohn deutsch schreiben, lesen
' er genug, ich will ihn zum Kaufmann thun.'
e werden, daß sie einen Gelehrten gern
en Fingern grüben: denn der Kaufmann
in, wo die Predigt und das Recht
e: „In allen Städten und Flecken
.ben, aus welchen man nehmen
.. Schule tüchtig, daraus man Männer
.ag."
.mal gefaßt, mußte der protestantische Schul-
.. höheren und niederen Bestrebungen den Humanis-
.. Cultus des Menschengeistes, verklären zur Förderung
.lichen Lebens für den Aufbau des Reiches Gottes: denn der
otestantismus erkannte in den verschiedenen Ständen des menschlichen
schlechtes göttliche Ordnungen: sie erschienen ihm als gottgewollte
ittel zur Förderung des menschheitlichen Lebens zu Gott.

Man trug nicht Bedenken, diesem hohen Zwecke, den sich die
hule als ihren Wirkungskreis vindicirte, die nöthigen Mittel zum
fer zu bringen, ja selbst ihm die Stiftungen zuzuwenden, die in
deren Zeiten anderen Zwecken unterthan gewesen waren. So ent-
tete sich der deutsche Schulunterricht auf protestantischem Boden zu
cher Blüte.

An Errichtung von Dorfschulen zwar konnte die Reformationszeit
ch nicht denken, man hatte Mühe genug mit der tüchtigen Begrün-
ng des Stadtschulwesens, und so blieb die Schule immer noch über-
egend „lateinische Schule": vornehmlich den Theologen, den Ge-
rten, den Juristen die erste Grundlage ihrer Bildung zu geben.

Darum versäumte aber Luther nicht, die bedeutende Lücke, die
) hier in Absicht des Volkes öffnete, so gut es gehen mochte auszu-
len. Auf religiösem Grunde ruhend, wie die Idee des deutschen
lksschulwesens war, trieb auch hier Luther „Christum". — „Wohlan
Gottes Namen ist auf's Erste im deutschen Gottesdienst ein grober,
lechter, einfältiger, guter Catechismus vonnöthen. Catechismus aber
ist ein Unterricht, damit man die Heiden, so Christen werden wollen,
ret und weiset, was sie glauben, thun, lassen und wissen sollen im
ristenthum. — Diesen Unterricht oder Unterweisung weiß ich nicht
lechter oder besser zu stellen, denn sie bereits ist gestellt von Anfang
r Christenheit und bisher geblieben, nämlich die drei Stücke: die

Unterricht auf Pädagogien und Gymnasien, und als Universitätsleben.

Was zunächst das niedere deutsche Volksschulwesen angeht, so weiß man, daß dasselbe recht eigentlich ein Kind der Reformation zu nennen ist: denn nicht nur, daß das Mittelalter keinen Begriff von diesem in die tieferen Schichten des Volkes herabgreifenden Bildungsmittel hatte; auch, als die Reformation längst in voller Strömung war, 1530 noch, konnte Melanchthon — was zunächst die Katechese als einen Theil des niederen Volksunterrichtes (s. u.) betrifft — schreiben: „apud adversarios nulla prorsus est catechesis puerorum“ [91]). — Dem Katholicismus war eben nicht am Heile der einzelnen Seele, sondern nur am äußerlichen Kirchenthum und an Verbreitung der kirchlichen Autorität gelegen [92]): was ging es ihn an, wie es um die Bildung der Laien stand, wenn nur der Clerus hinlänglich mit geistlichem Futter versorgt war: fand er doch allgemach sein Interesse dabei, in der Laienwelt einen möglichst geringen Bildungsgrad zu erhalten.

Auch in dem Geiste der Reformatoren stand die Idee der deutschen Volksschule nicht urplötzlich auf: Luther selbst verstand unter „Schule“ anfänglich blos die „lateinische Schule“, „damit man gelehrte Männer und Weiber aufzöge, daraus christliche, gute Pfarrer, Prediger würden, und das Wort Gottes reichlich im Schwange bliebe.“ Deutlicher schon lassen sich die Umrisse einer Volksschule erkennen aus seinen Worten in der Schrift: „An die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ [93]). — „Wenn nun,“ spricht er da, „gleich keine Seele wäre, und man der Schulen und Sprachen gar nicht bedürfte um der Schrift und Gottes willen: so wäre doch allein diese Ursache genugsam, die allerbesten Schulen, beides, für Knaben und Mägdlein, an allen Orten aufzurichten, daß die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf feiner, geschickter Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, und die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde. Nun, solche Männer müssen aus Knaben werden, und solche Frauen müssen aus Mägdlein werden: darum ist's zu thun, daß man Knäblein und Mägdlein dazu recht lehre und aufziehe.“ — Und in dem „Sermon, daß man die Kinder zur Schule halten solle,“ heißt es noch entschiedener: „Ich halte aber, daß auch die Obrigkeit hier schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten.... Denn sie ist wahrlich schuldig, die (obgesagten) Aemter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juristen, Pfarrherren, Schreiber, Aerzte, Schulmeister

und dergl. bleiben: denn man kann derer nicht entbehren... Kehre dich Nichts daran, daß jetzt der gemeine Geizwanst die Kunst so hoch verachtet, und sprechen: ‚Ha, wenn mein Sohn deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er genug, ich will ihn zum Kaufmann thun.‘ Sie sollen in Kürze so kirre werden, daß sie einen Gelehrten gern aus Erde zehn Ellen tief mit den Fingern grüben: denn der Kaufmann soll mir nicht lange Kaufmann sein, wo die Predigt und das Recht fallen.“ — Und an einem andern Orte: „In allen Städten und Flecken sollen gute Kinderschulen zugerichtet werden, aus welchen man nehmen könne und erwählen, die zur hohen Schule tüchtig, daraus man Männer für Land und Leute ziehen mag.“

Den Gedanken einmal gefaßt, mußte der protestantische Schulunterricht in seinen höheren und niederen Bestrebungen den Humanismus, als den Cultus des Menschengeistes, verklären zur Förderung des christlichen Lebens für den Aufbau des Reiches Gottes: denn der Protestantismus erkannte in den verschiedenen Ständen des menschlichen Geschlechtes göttliche Ordnungen: sie erschienen ihm als gottgewollte Mittel zur Förderung des menschheitlichen Lebens zu Gott.

Man trug nicht Bedenken, diesem hohen Zwecke, den sich die Schule als ihren Wirkungskreis vindicirte, die nöthigen Mittel zum Opfer zu bringen, ja selbst ihm die Stiftungen zuzuwenden, die in anderen Zeiten anderen Zwecken unterthan gewesen waren. So entfaltete sich der deutsche Schulunterricht auf protestantischem Boden zu rascher Blüte.

An Errichtung von Dorfschulen zwar konnte die Reformationszeit noch nicht denken, man hatte Mühe genug mit der tüchtigen Begründung des Stadtschulwesens, und so blieb die Schule immer noch überwiegend „lateinische Schule“: vornehmlich den Theologen, den Gelehrten, den Juristen die erste Grundlage ihrer Bildung zu geben.

Darum versäumte aber Luther nicht, die bedeutende Lücke, die sich hier in Absicht des Volkes öffnete, so gut es gehen mochte auszufüllen. Auf religiösem Grunde ruhend, wie die Idee des deutschen Volksschulwesens war, trieb auch hier Luther „Christum“. — „Wohlan in Gottes Namen ist auf's Erste im deutschen Gottesdienst ein grober, schlechter, einfältiger, guter Catechismus vonnöthen. Catechismus aber heißt ein Unterricht, damit man die Heiden, so Christen werden wollen, lehret und weiset, was sie glauben, thun, lassen und wissen sollen im Christenthum. — Diesen Unterricht oder Unterweisung weiß ich nicht schlechter oder besser zu stellen, denn sie bereits ist gestellt von Anfang der Christenheit und bisher geblieben, nämlich die drei Stücke: die

zehn Gebote, der Glaube und das Vaterunser. In diesen dreien Stücken stehet es schlecht und kurz, fast Alles, was einem Christen zu wissen Noth ist . . . Dieser Unterricht muß nun also geschehen, weil man noch keine sonderliche Gemeinde hat, daß sie auf der Kanzel zu etlichen Zeiten oder täglich, wie das die Noth fordert, vorgepredigt werde, und daheim in Häusern, des Abends und Morgens den Kindern und Gesinde, so man sie will zu Christen machen, vorgesagt oder gelesen werde, nicht allein also, daß sie die Worte auswendig lernen nachreden, wie bisher geschehen ist, sondern von Stück zu Stück frage, und sie antworten lasse, was ein Jegliches bedeute, und wie sie es verstehen" (1526).

Somit blieb die deutsche Volksschule wesentlich eine an die Katechismuspredigt angeschlossene kirchliche Katechisation, die der Pfarrer zu bestimmten Zeiten mit den Knaben, auch anderen Gemeindegliedern, namentlich Dienstboten, in der Kirche vornahm. — „Kinderpredigt, Kinderlehre."

Die Mängel eines solchen Ersatzmittels konnten Luthern freilich nicht entgehen: denn wie sehr er auch darauf drang, daß die Hausväter und Hausmütter Kinder und Gesinde im Katechismus fleißig unterweisen sollten; wie ernst die Geistlichen gehalten waren, ihren Gemeindegliedern diese Pflicht von der Kanzel öffentlich und häufig ins Gedächtniß zu rufen; die Gleichgiltigkeit und Unwissenheit vieler Eltern leisteten dem Eingange des Besseren schweren Widerstand; und nur in den städtischen Schulen, wo die Katechisationen bald in die Hände des Lehrers gelegt wurden, war einiger Erfolg abzusehen.

Der Dorfpfarrer, dessen amtliche Thätigkeit sich zumeist auf eine größere Anzahl von Gemeinden — Filialorte — vertheilte, konnte unmöglich den katechetischen Unterricht in jeder einzelnen seiner Gemeinden über sich nehmen: er war auf einen Gehülfen angewiesen, und als solcher stellte sich ihm in erster Linie Niemand dar, als sein gewöhnlicher Begleiter und Handlanger bei den geistlichen Dienstverrichtungen: der ‚Küster' (auch ‚Opfermann', ‚Meßner', ‚Glöckner', ‚Custos', ‚Kirchner' genannt): der trat als Lector und Katechet an seine Stelle, und fungirte in den „Kinderpredigten" und „Kinderlehren". — Dem entsprechend heißt es denn in verschiedenen Kirchenordnungen: „Auf einem jeden Dorfe soll ein Pfarrherr sein, der da habe einen bescheidenen Küster, der ihm helfen könne, den Katechismus lehren in der Kirche oder im Hause, wo es ihm der Pfarrherr verordnet." — Und: „Eine jegliche Dorfkirche soll besorgt sein mit einem guten Pastor

und Küster. Ein Dorfpfarrer soll dreimal in der Woche predigen, nach Gelegenheit der Zeit und seines Volkes. Den Katechismum soll er ja fleißig dem armen Volke predigen. — Der Dorfküster soll auch dem jungen Volke den Katechismum helfen besonders lehren, und soll auch fleißig dem Volke christliche Gesänge lehren." — Oder: „Der Küster Amt ist nicht allein, daß sie die Glocken läuten und Kirchen schließen, sondern vielmehr der Gemeinde Gottes sollen dienstlich sein, daß sie die Lobgesänge, so zum Gottesdienste nöthig sind, treulich sammeln, nämlich die zehn Gebote, den Glauben, Jesus Christus unser Heiland, und sonst; daß also der lebendige Gottestempel durch Gesang geistlicher Lobgesänge, wie Paulus lehrt, geziert werde und gebessert (Ephes. 5), und daß sie auch für ihre Person ein ehrlich, göttlich und heilig Leben, als auch mit den Pastoren ein exemplar gregis führen, auch ihren Pastoren gebührliche Dienste leisten." — Ferner, mit Rücksicht auf das Schulwesen: „Die Küster auf den Dörfern, da keine Schulen sind, sollten des Sonntags zu Mittag die Kinder und Jugend, so zur Lehre bequem sind, zusammenfordern, und den kleinen Katechismum Dr. Martini langsam und beständiglich vorlesen, daß die Jugend nicht versäumt werde: das ist von Alters her der Küster Amt gewesen." — Endlich: „Die Dorfküster sollen verpflichtet sein, alle Sonntage Nachmittags und in der Woche auch auf einen gewissen Tag die Kinder den Katechismum und christliche deutsche Gesänge mit Fleiß und deutlich zu lehren, und nachmals in den vorgesprochenen Artikeln des Katechismi wiederum zu verhören und zu examiniren. Und da ein oder mehrere Filiale zu der Pfarre gehörten, soll er mit solchen Lehren mit Rath seines Pastors dermaßen abwechseln, daß die Jugend in allen Dörfern nach Nothdurft unterwiesen und ja nicht versäumt werde, es sollen sich aber die Kirchner sonderlich befleißigen, daß sie die Gebete den Kindern und Alten fein langsam, klar, deutlich und unterscheidlich vorsprechen oder vorlesen, von Wort zu Wort, wie sie im kleinen Katechismus gedruckt sind, und sollen nicht so frevel und kühn oder unachtsam sein, daß sie die Worte verändern, vermehren, verkürzen oder verstümmeln. — Damit auch die Feiertage mit Anhörung Gottes Worts recht geheiligt, und Gott allezeit gelobt werde, so sollen die Kirchner an den Orten, da die Pfarrkirchen Filiale haben, so oft der Pfarrherr an derselbigen Orte einem früh predigt, mittlerweil dem Volke an andern Orten, da sie des Pfarrherrn Predigt nicht hören können, die Epistel und Evangelium desselbigen Sonntags vorlesen und etliche christliche deutsche Lieder singen. Wenn aber der Pfarrherr desselbigen Orts Nachmittags predigt, soll der Custos als-

dann am andern Orte der Jugend den Katechismus vorlesen und mit ihnen fleißig üben."

Aus all den angeführten Zeugnissen erhellt somit, daß das Amt des Schullehrers in den Dorfschulen mit dem des Küsters zusammenfiel, und daß daher der Unterricht der Jugend vornehmlich die religiöse Ausbildung derselben im Auge hatte: das mehr praktisch-schulhafte Moment als solches lag noch sehr im Hintergrunde: denn die Katechisirübungen des Küsters, wie sehr sie auch auf den Geist ihr Ziel nahmen, trugen einen wesentlich kirchlichen Charakter.

Zur Begründung eines eigentlicher zu verstehenden Dorfschulwesens waren aber zwei Dinge von eingreifender Bedeutung: die allmälig eingeführte Handlung der Confirmation, und das Auseinandergehen der protestantischen Kirche in eine lutherische und reformirte Confession.

In der Confirmation stellte sich den jungen Christen die Aufgabe, im Angesichte Gottes vor der Gemeinde ein gewisses Zeugniß abzulegen von ihrem Glauben; ihnen eine klare Erkenntniß dieses ihres Glaubens, gegründet auf das Verständniß der heiligen Schrift, beizubringen, dazu reichten aber die gewöhnlichen Katechisirübungen nicht hin: bald stellte sich die Nothwendigkeit eines besonderen „Confirmandenunterrichtes" heraus[94]). Wie schlecht es um einen gedeihlichen Erfolg in diesem Confirmandenunterrichte bestellt sei, wenn die Kinder nicht zuvor Unterricht im Lesen und Schreiben, in der Katechismus- und Bibellehre, im Singen und Beten empfangen hatten, konnte nicht lange verborgen bleiben, und da dieser Confirmandenunterricht nur wenige Wochen dauerte, machte sich das Bedürfniß einer Vorbildung für denselben auch um so dringender fühlbar: die Schüler mußten deutsch lesen lernen, um Bibel und Katechismus gebrauchen zu können.

Dazu trat die Verschiedenheit der Bekenntnisse. Jeder Confession mußte daran gelegen sein, den scharfen Ausdruck ihrer Bekenntnißformel zu möglichst lebendigem Bewußtsein zu bringen: als nachhaltigstes Mittel hierzu bot sich aber wiederum nur die Errichtung von Schulen dar, in welchen den Kindern von früh auf und in regelmäßiger Stufenfolge der Katechismus eingeprägt, und damit ihr Interesse für die betreffende Bekenntnißformel geweckt und geschärft ward[95]).

Das Natürlichste war, daß die Besorgung auch der Dorfschulen dem Küster anheimfiel, der dadurch zum „Schulmeister" ward.

Damit hatte die Schule ihre uranfängliche religiös-christliche Grundlage nicht aufgegeben, vielmehr nur vortheilhafter entwickelt: das Gemeindeleben sollte in der Schule durch die Kirche für die Kirche

erzogen werden. Und so sehr war man daran gewöhnt, das Wort „Schule" auch jetzt noch von den städtischen und lateinischen Schulen zu verstehen, daß der Begriff der Dorfschule erst von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab dem Volksbewußtsein in seiner Wesenheit aufging.

Man muß sich jedoch von dem ganzen Charakter dieses allmälig gewordenen niederen deutschen Volksschulwesens keine sonderlich glänzende Vorstellung machen. Für's Erste fehlte ihm die Grundbedingung seiner Existenz: es war kein integrirender Theil des gesammten Staatsorganismus, und entbehrte hiermit derjenigen zwei Hebel, ohne welche uns jetzt ein kräftiges Volksschulwesen unmöglich erscheint, nämlich Anstalten zur Vorbereitung lehrfähiger Schulmeister, und des gesetzlichen Schulzwanges.

Die Gebrechen, die hierdurch zu Tage traten, sind im Ganzen allerorten dieselben: auf dem Lande erscheint die Schule wesentlich nur als Winterbeschäftigung, da im Sommer der Küster im Haus und Feld und Garten einträglichere Arbeit fand: denn die Besoldung des Schulmeisters, dem guten Willen der Gemeinde anheim gestellt, war äußerst bescheiden, und der Schuldienst durchaus nicht eine Arbeit, die ihren Mann auch nur halbes Weges ernährte: daher der Schulmeister selbst in der Winterschule während des Unterrichts seine ehrsame Hantirung trieb, die Schüler der Reihe nach vortreten, und sie einzeln aufsagen ließ, oder abhörte: dabei verstand sich von selbst, daß die Ruthe ihr streng Regiment weidlich übte; der Schatz an Schulbüchern beschränkte sich auf Gesangbuch und Katechismus; selten, daß ein „Rosarium" — Spruchbüchlein mit einer Auswahl aus Sirach, den Sprichwörtern und dem N. T. — dazukam. So wenig von sittigender Zucht, so wenig war auch von Lehrmethode die Rede; es mußte denn sein, daß etwa der Pfarrer, der am Volksunterrichte besondern Antheil nahm, seinem Sigristen unter die Arme griff, und ihm die Linien vorzeichnete, innerhalb welcher sich seine Thätigkeit zu bewegen habe.

Aus der ganzen Anlage dieses niederen Volksschulwesens läßt sich von selbst der Schluß ziehen, daß es dem Sturm des dreißigjährigen Krieges nicht eben schwer fallen mußte, dieses Erzeugniß der Reformation mit Stumpf und Stiel vom Boden wegzufegen. So war's denn auch: als die dreißig Jahre der Verwüstung um waren, war der Boden des deutschen Volksschulwesens eine tabula rasa, die mit neuer Mühe angebaut sein wollte.

Es ist kaum zu sagen, welche Arbeit es kostete, um hier auch nur aus dem Rohsten herauszukommen: denn die Dörfer, zu tausenden niedergebrannt oder verlassen, waren ohne Küster und Pfarrer; das unter den Kriegsgräuelu erwachsene Geschlecht verwildert. Da stellte sich als Vorbedingung, ehe man zur Neueinrichtung von Stadt- und Dorfschulen schreiten konnte, die Heilung der materiellen Schäden an Land und Leuten.

Erst als diese Arbeit vieler Jahre einigermaßen in Gang gebracht worden, konnten die kirchlichen Behörden nach Ueberwindung vielseitiger Hemmnisse, mit der Zurückrufung der früheren kirchlichen Ordnungen zugleich der Repristination des Volksschulwesens einigen Vorschub thun. Aber war in den früheren Zeiten schon Noth gewesen, immer einen Küster zu erhalten, der lesen und schreiben und allenfalls noch rechnen konnte, so hielt es jetzt, nach den bunten Kriegsstrudeln ungleich schwerer noch, taugliche Subjecte zu erlangen.

Um jedoch eine Detailanschauung zu gewinnen von den Beschwerlichkeiten, welche die allmälige Wiederaufrichtung des deutschen Volksschulwesens den Gemeinden bereitete, mögen hier Würtemberg und das Herzogthum Gotha eingehender behandelt werden [96]).

Würtemberg war dasjenige Land, in welchem ein eigentliches Volksschulwesen am frühesten geschaffen ward, und dessen Schuleinrichtungen darum späterhin für manches andere deutsche Territorium maßgebenden Einfluß gewannen; Herzog Christoph war der Begründer der eigentlichen deutschen Volksschule: ihm gebührt das Verdienst, zuerst ihren Begriff klar und sicher erfaßt, und mit Ernst zur Durchführung gebracht zu haben. — „Als wir auch", heißt es in der „großen Kirchenordnung" von 1559, „etliche namhafte und volkreiche Flecken in unsrem Fürstenthum und gemeinlich hart schaffende Unterthanen haben, so ihrer Arbeit halber nicht alle Zeit, wie Noth, ihre Kinder selbst unterrichten und weisen könnten, damit dann dieselben arbeitenden Kinder in ihrer Jugend nicht versäumt, vornehmlich aber mit dem Gebet und Katechismo, und daneben Schreibens und Lesens ihrer selbst und gemeinen Nutzens wegen, desgleichen mit Psalmensingen desto besser unterrichtet und christlich auferzogen werden, wollen wir, wo bis anher in solchen Flecken Meßnereien gewesen, daß daselbst deutsche Schulen mit den Meßnereien zusammen angerichtet, und darauf zur Versehung der deutschen Schulen und Meßnereien von unsern verordneten Kirchenräthen geschickte und zwar examinirte Personen, so Schreibens und Lesens wohl berichtet, auch die Jugend im Katechismo und Kirchengesang unterrichten könnten, verordnet werden."

Auch in Würtemberg hatte der dreißigjährige Krieg, wie wir früher gesehen, Alles, was die Volksschulen etwa Gutes zu Wege gebracht haben mochten im Laufe der Zeiten, gründlich vertilgt. Auf dem Lande waren fast nirgends mehr Schulmeister und Schulhäuser anzutreffen, obschon während der Kriegsläufte wiederholt —: 1631, 1641, 1644, 1646 — Verordnungen ergangen waren zur Inachthaltung der Schulen. Erst nach dem Friedensschlusse war wieder Etwas auszurichten.

Die Generalsynode des Jahres 1649 wendete denn auch dem Volksschulwesen ihr besonderes Augenmerk zu. — Zum ersten Male ward die Schulpflichtigkeit der Kinder gesetzlich ausgesprochen; und den Generalsuperintendenten ging unterm 10. August 1649 ein Rescript zu mit folgender Weisung: „Demnach an deutschen nicht weniger, als an lateinischen Schulen uns merklich gelegen, dieweil die gemeinen, unstudirten Leute den größeren Theil der Kirche und Polizei ausmachen, als ist, dieweil sowohl Gottes Ehre, als der Kirchen und Polizei Wohlfahrt es fordern, daß man sich der deutschen Schulen mit mehrerem Ernste, als bisher geschehen, annehme: derentwegen unser ernstlicher Befehl, ihr wollt eifrig daran sein, daß die deutschen Schulen insgemein mit tauglichen Schulmeistern versehen, den Schulmeistern aber ihr gebührender Unterhalt verschafft, und den Eltern keineswegs freigestellt werde, daß sie ihre Kinder in die Schule schicken mögen, oder nicht, oder um geringer Hausgeschäfte willen daheim behalten, sondern die Eltern zu dem, was Gottes Ehre, der Kirche und Polizei Wohlstand, auch der Kinder Nutzen und zeitliches und ewiges Heil erheischet, mit Strafe nöthigen". — Aus einer neuen Verordnung vom Jahre 1654 mag man jedoch ersehen, welche Schwierigkeiten dem Vorgehen der Behörden im Volke entgegenstanden. — „Weil die Eltern vieler Orten", heißt es da, „ihre Kinder sehr fahrlässig zur Schule schicken, und an manchen Orten allein von Martini bis gegen Fastnacht oder Mittfasten Schule gehalten wird, und bei angehenden Frühlings- und Feldgeschäften die Eltern die Kinder wieder zu Hause behalten, so soll den Eltern in den Predigten, wie auch bei den Kirchenconventen ernstlich zugesprochen werden, ihre unschuldigen Kinder nicht so unverantwortlich zu versäumen, sondern den ganzen Winter — wo es sich füglich thun und einführen läßt — wenigstens alle Vormittage fleißig zur Schule zu schicken, damit sie in Gottesfurcht und allen christlichen Tugenden unterwiesen und auferzogen werden mögen. Da aber je wegen Angelegenheit der Zeiten und Orte, und weil die Eltern im Sommer ihre Kinder zu den Haus- und Feldgeschäften wegen er-

scheinenden Mangels bedürfen, es nicht geschehen könnte, sollte doch den hievor vielfältig ergangenen Rescripten gemäß die Sache durch Pfarrer, Schultheiß und Gericht also angeordnet werden, daß die Knaben, so im Winter in die Schule gegangen, den Sommer alle Sonn- und Feiertage, wenn man das erste oder andere Zeichen läutet, auch in der Woche, wenn es etwa Regentage oder Unwetter gibt, in die Schule kommen, damit die Schulmeister sie des Katechismi und gelernter Psalmen, Sprüche und Gebete halber in Uebung behalten, und im Proceß in die Kirche führen mögen."

Nicht minder schwer hielt, dem Schulmeister eine einigermaßen angesehene Stellung zu sichern. Er mußte sich meist zu den verschiedensten Verrichtungen gebrauchen lassen; auch zwang ihn sein karger Lohn wohl zu niedrigeren Diensten. Nicht selten kam vor, daß ein Schulmeister als Spielmann zur Tanzbelustigung aufspielte, Dorfschütze war, dem Pfarrer Holz spaltete, Korn dreschte, Schulden eintrieb, die Leute rasirte, auf dem Felde umherlief und derweil sein Weib, oder einen aufgeweckten Dorfbuben Schule halten ließ. — Dem entgegen arbeiteten die Behörden darauf hin, den Gemeinden einleuchtend zu machen, daß der Schulmeister nicht ein gewöhnlicher Gemeindediener sei, den man nach Belieben wegjagen könne aus seinem Amte, „sondern allein dem Landesherrn das Recht zustehe, Schulmeister von ihren Stellen zu entlassen" (Rescr. vom 27. Juli 1652). — Den Nebengeschäften der Schulmeister redeten wiederholte Verordnungen (1654, 1659, 1662) scharf zuwider. Am Ende ward auch, was am schwersten halten wollte, durchgesetzt, daß die Schulmeister von Seiten der Gemeinden nicht über Gebühr zu Schreiberdiensten verwendet werden sollten: — „die Schulmeister sollten", hieß es in einem Erlaß vom 17. Mai 1654, „nicht mehr dem Rathhaus als der Schule abwarten, und die Kinder allein durch ihre Weiber oder untüchtige Knaben versehen lassen, sondern den hievorigen ausgegangenen Rescripten gemäß sollen die Gerichtsarbeiten so angestellt werden, damit die Schulmeister ihre ordentlichen Schulstunden, wo nicht allemal gänzlich, jedoch meistentheils zuvor versehen mögen. Da man aber an einem oder dem andern Ort auf dem Rathhaus des Schulmeisters als Gerichtsschreibers nicht entbehren könnte, solle er einen tauglichen Provisoren mit Vorwissen und vorgehender Examination des Specialis (=Specialsuperintendenten) auf seine Kosten halten."

Zu gleicher Zeit waren die Regierungen bemüht, den Schulmeisterstand materiell besser zu stellen, was allerdings, Angesichts der Hinterlassenschaft des Krieges, ein schweres Werk war: denn die Capitalien

der Stiftungen, aus denen die Schulmeister einen Theil ihrer Einnahmen beziehen sollten, waren durch den Krieg zum großen Theil verschwunden; der Schulgrundbesitz lag entweder wüste, oder er war zum Besitzthum Gemeindeangehöriger geworden. Doch schreckten diese Hindernisse das Consistorium nicht ab: nachdem schon am 7. Februar 1646 verfügt worden war, daß die Stellung derjenigen Schulmeister, die auf eine ganz unbedeutende Dienstbesoldung angewiesen wären, von den Gemeinden in entsprechender Weise gehoben werde; ward nach dem Verlaufen des Kriegssturms darauf gedrungen, documentarisch den ursprünglichen Besitzstand der Schulen nachzuweisen, um so die Competenz einer jeden Schulstelle zu ermitteln; die Probezeit der Schulmeister ward auf zwei Monate beschränkt; sie wurden von persönlichen Frohndiensten befreit, und erhielten alle die den Geistlichen zustehenden Vorrechte.

Trotz alledem war nicht zu hindern, daß nicht die Eltern in träger Gleichgültigkeit ihre Kinder Winters nur lässig, und Sommers nie in die Schule schickten. —

Bedeutsamer in das Schulwesen seines Landes eingreifend erscheint derjenige Fürst, dessen Gestalt wir unter den edleren Vertretern des Absolutismus so glänzend vortreten sahen: des „frommen" Herzogs Ernst zu Gotha.

In Gotha war bis gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges den Küstern obgelegen, die Schulen zu versehen; aber nur Wenige kamen ihren Verpflichtungen nach: kaum, daß sie neben ihren Verrichtungen im niederen Kirchendienste dem Pfarrer bei Vornahme der kirchlichen Katechisationen an die Hand gingen: der Schulmeister kam nur nebenbei in Betracht.

Herzog Ernst I. nun hätte nicht derjenige sein müssen, der er war, wenn er nicht alsbald nach seinem Regierungsantritt — 24. October 1640 — das Volksschulwesen, als gewichtigen Hebel zur Wiederaufrichtung des Volkes, zu einem der vornehmsten Ziele seiner Waltung genommen hätte.

Die Mühe lohnt sich, seinen Maßregeln auf diesem Gebiete eingehendste Achtsamkeit zuzuwenden.

Als zunächst eine allgemeine Kirchen- und Schulvisitation seines Landes durch verschiedene Hindernisse unmöglich ward, schritt Ernst unverzüglich zur Ausführung der von ihm beabsichtigten Reform der Landesschulen. Zu dem Ende berief er, um einen in Schulsachen tüchtigen Rathgeber an seiner Seite zu haben, den damaligen Rector Reyher zu Schleusingen als Rector des Gymnasiums nach Gotha,

und ließ durch ihn eine Anzahl neuer Lehrbücher für die niederen Volksschulen: ein ABC- und ein Syllabirbüchlein, Lesebüchlein, Leseübung, Psalterium, Evangelienbüchlein, Rechenbüchlein und, als Grundlage des ganzen Werkes, u. d. T.: „Schulmethodus" eine neue Schulordnung ausarbeiten: um den Druck dieser Schulschriften zu beschleunigen, errichtete der Herzog eine eigene Buchdruckerei in Gotha. Jetzt erst ward an die Durchführung einer allgemeinen Kirchen- und Schulvisitation des Landes gegangen, die, ins kleinste Detail durchgeführt, fünf Jahre Zeit in Anspruch nahm, dafür aber auch die Unwissenheit und Verwilderung des Volkes in erschreckendster Weise bekundete: zumeist war der Fall, daß die der Schule Entwachsenen von dem Inhalte des Katechismus gar Nichts, oder was sie wußten, nur gedankenlos wußten. Nach erfolgter Rücksprache und Berathung mit den Commissarien ward in zwei Sitzungen beschlossen, die Information auf den Dörfern so vorzubereiten, „daß vorher eine gewisse Examination und Erforschung, was Einer oder der Andere von den Worten und dem Verstande des Katechismi wüßte, angestellt und nach Befinden, so den obangedeuteten Verstand ziemlich inne hätten, von den Pfarrern allmälig übergangen, die Anderen aber bei der angestellten Information weiter behalten, und den also Dimittirten und Uebergangenen nichts desto minder freigestellt werden sollte, ob sie zu desto besserer Bestätigung ihrer allbereit erlangten Wissenschaft den angeordneten Informationsstunden beiwohnen wollten. Zum Andern, daß in den Städten gleicher Proceß mit den gemeinen Bürgersleuten zu halten, die Honoratiores aber — d. i. Amts- oder sonst ehrbare und geehrte Personen — sowohl, auch sonst Andere, von welchen man zuverlässige Nachricht haben könne, daß sie die nothwendigen Stücke unsrer christlichen Lehre verstehen, mit solcher Information zu verschonen, doch sofern auch wider den Einen oder den Andern aus den Honoratioribus starke Vermuthungen der Unwissenheit vorhanden wären, daß dieselbigen nicht minder in einem absonderlichen Orte auf gewisse Zeit mit zu unterrichten. Und damit solche Informationen mit sonderlichem Nutzen möchten fortgeführt werden, sei vonnöthen, daß man zuvor aus dem kleineren Katechismus Lutheri einen kurzen Begriff der christlichen Lehre in Fragen und Antworten anfertige. Dann sollten in den Städten und volkreicheren Dörfern wöchentlich drei, in den kleineren Ortschaften dagegen nur zwei Stunden zur Vornahme dieser Information genommen werden: dieselbe müsse regelmäßig in der Kirche stattfinden, und auf den Dörfern, wo nur ein Pfarrer sei, könne der Schulmeister zur Einübung der Worte des Katechismus, namentlich des Sonntags, mit

gebraucht werden. Und weil bisher die Kinderlehre mit der Jugend in den Kirchen von den Pfarrern zu gewissen Stunden wöchentlich gehalten, aber nichts Anderes, als nur dasjenige wiederholt, was vorhin in der Schule getrieben worden, und solche Wiederholung gar füglich in der Schule zu verrichten sei, so könnten die Pfarrer statt der Kinderlehre die Unterrichtung der alten Unwissenden vor die Hand nehmen, und solche Stunden dazu gebrauchen; doch daß dieselbigen sonderlich an den Orten, wo die Kinderlehre etwa Nachmittags um 2 Uhr gehalten werde, in den Mittag verlegt, — und die Leute an ihrer Arbeit desto weniger verhindert werden möchten. Solchergestalt würde den Pfarrern keine neue Bemühung zuwachsen, sondern nur die Personen würden umgewechselt werden. Damit aber an den Sonn- und Festtagen dem ordentlichen Gottesdienst sein Lauf gelassen werde, so könnte an denselbigen Tagen die Informationsstunde bald nach der Vesper angestellt werden. Und da sowohl in den Städten als auf dem Lande mehrere Betstunden gehalten würden, so sei zu dieser Information die Eine in der Weise mit zu verwenden, daß man sie etwas einzöge, und darauf sofort die Information folgen ließe, wobei darauf zu sehen sei, daß diejenigen Personen, deren man in der Woche (z. B. Knechte und Andre, die mit dem Acker zu thun haben) nicht habhaft werden könne, zur Sonntagsinformationsstunde gezogen würden. Wo auf dem Lande Filiale wären, könnte in denselben die Einübung der Worte des Katechismus der Schulmeister, dagegen die Erlernung des Sinnes der Worte der Pfarrer solchergestalt treiben, daß die Filialisten einmal in die Hauptkirche zu dem Pfarrer, und das andre Mal der Pfarrer zu den Filialisten käme, und die Information in der Filialkirche verrichte, in den Filialen dagegen, in denen nicht allsonntäglich, sondern nur dann, wenn man das Amt oder das Abendmahl hatte, geprediget werde, regelmäßig in der Hauptkirche Sonntags vornehme“ [97]).

Auf Grundlage dieses Informationswerkes begann nun Herzog Ernst seine Thätigkeit für die niederen Landesschulen zu entwickeln. Diesem gab die berühmte „Schulmethodus“ [98]) eine bestimmte Richtschnur ihrer Wirksamkeit: sie umfaßte 13 Capitel. — 1) Von dem, was insgemein bei der Schule zu beobachten ist. — 2) Die Unterweisung der untersten Classen. — 3) Die Unterweisung der mittleren. — 4) Die Unterweisung der oberen Classe. — 5) Die Eintheilung der Lectionen in den Schulstunden. — 6) Die Art und Weise, den Verstand des Katechismus und was dazu gehört, zu treiben. — 7) Anweisung, wie die Predigt zu examiniren. — 8) Wie die natürlichen

und anderen Wissenschaften zu treiben. — 9) Von Pflanzung und Uebung christlicher Zucht und Gottseligkeit. — 10) Von der Schuldigkeit der Kinder. — 11) Von der Präceptoren Gebühr. — 12) Von der Eltern und Anderer, die an Eltern Statt sind, obliegenden Pflicht. — 13) Vom Schulexamen [99]).

Als Zweck der Schule wird angegeben, „daß alle Kinder des Landes, Knaben und Mägdlein, im Katechismo und dessen Verstande, auserlesenen biblischen Sprüchen, Psalmen und Gebetlein, wie auch im Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen, und wo man mehr als einen Praeceptorem hat, in Wissenschaft etlicher nützlicher theils natürlicher theils weltlicher und anderer Dinge, in guter Ordnung nach und nach unterrichtet, und daneben zu christlicher Zucht und guten Sitten angeführt werden mögen."

Jedes Kind muß, nach zurückgelegtem fünften Lebensjahre, mit Ablauf der nächstfolgenden Ernte, auf erfolgte Bekanntmachung von der Kanzel, im Sommer und Winter zu ununterbrochenem Schulbesuche angehalten, und nicht früher aus der Hand des Lehrers entlassen werden, als bis es geläufig deutsch lesen kann, Luther's Katechismus nach seinem Verstande gefaßt und seinem Gedächtnisse eingeprägt hat, und im Rechnen und Schreiben, im Choral- und Figuralgesang genügend geübt ist.

Der Schulunterricht ist täglich, Morgens drei Stunden und Nachmittags drei Stunden, zu ertheilen; blos Mittwochs und Samstags an den Nachmittagen, und in den Ferien fällt der Unterricht ganz weg.

„Es soll, wie der Präceptor, so auch jedes Schulkind sein eigenes Buch haben, und zwar keine andern, als die vorgeschriebenen, nämlich das Silben- und deutsche Lese-, wie auch Evangelienbüchlein, neben der sogenannten Leseübung, darin auch die Psalmen, welche gelernt werden, begriffen sind, das Gesang- und Rechenbüchlein gebraucht werden; jedoch soll in jede Schule die kleine Postille und Sterbekunst, wie auch, wenn sich die Kosten so weit erstrecken, eine Bibel, oder zum Wenigsten die ausgezogenen biblischen Historien geschafft, und darin zuweilen die größeren Kinder wechselweise im Lesen geübt werden."

Jede Schule zerfällt in drei Klassen.

Den Geist der Kinder in steter Spannung zu erhalten, soll der Schulmeister nicht eins nach dem andern, sondern bald dieses bald jenes vornehmen.

Alle 14 Tage, nöthigenfalls auch alle Freitage, sind Wiederholungsstunden anzusetzen.

„Zur Uebung im Schön- und Rechtschreiben mögen Sätze aus dem Katechismus oder auch aus den natürlichen und gemeinnützigen Wissenschaften gewählt werden. — „Wenn ein Zweifel vorfällt, mit welchem Buchstaben ein Wort zu schreiben sei, soll der Präceptor darüber den Pfarrer fragen oder das Lesebüchlein, und sonderlich die deutsche Bibel lassen Richter sein."

Der Rechenunterricht soll die vier Species, die Regeldetri und womöglich die Brüche umfassen.

Das in der Note [100]) mitgetheilte Schema mag das Gesagte veranschaulichen.

Was den Schulmeister angeht, so liegt ihm ob, „sich eines stillen, eingezogenen und frommen Lebens zu befleißigen, in allen Stücken der Jugend mit gutem Beispiele voranzugehen, dem vorgesetzten Superintendenten, Adjuncten und Pfarrer gebührende Folge zu leisten, ohne Erlaubniß des Letzteren keine Stunde zu versäumen, viel weniger zu verreisen, mit dem Glockenschlag in der Schule zu sein, über sämmtliche Kinder ein richtiges Verzeichniß zu führen, mit Bemerkung derjenigen Schulkinder, welche etwa zum Studiren oder zur Erlernung mechanischer Künste Anlage hätten, die Kinder nach ihren Fähigkeiten und Fortschritten gehörig zu classificiren, in Ansehung der Disciplin nicht stürmisch zu sein, oder die Kinder übel anzufahren, sondern mit ihnen freundlich und väterlich umzugehen, in Bestrafung ihrer Vergehungen nach vorhergegangenen Warnungen nur die Ruthe mit väterlicher Moderation zu gebrauchen, sich aller Schimpfnamen durchaus zu enthalten, auch sie zur äußerlichen Höflichkeit, Anständigkeit und Reinlichkeit fleißig zu gewöhnen"; wobei die Methodus endlich auch noch den vorgesetzten Pfarrern, Superintendenten oder Adjuncten und Beamten, wie auch den Eltern ihre Obliegenheiten gegen die Lehrer und Kinder in dieser Schulordnung nachdrücklich einschärfte [101]).

In Betreff der alljährlichen Schulprüfungen war Folgendes verordnet [102]): „1) Es sollte alle Jahre nach jedes Orts Gelegenheit acht Tage vor der Schnitterernte in jeder Superintendentur oder Adjunctur ein Generalschulexamen mit allen Schülern gehalten werden, und zwar solchergestalt: Die geistlichen Untergerichte — welche diesen examinibus auch beizuwohnen hätten — sollten solche examina zum Wenigsten acht Tage vorher ausschreiben, und den Pfarrern und Gemeindevorstehern anzeigen, welchen Tag, und an welchem Orte sie mit der Schuljugend erscheinen sollten. — 2) Darauf sollten die Schulmeister dem Superintendenten oder adiuncto die ausgefertigte Tabelle oder Schulverzeichniß, nach dem Modell, wie es am Ende angefügt sei,

zwiefach drei oder vier Tage vor dem Examen einschicken, wie viel sie nämlich Schulkinder in jeder Classe hätten, wie sie hießen, wie alt sie seien, was sie für ingenia hätten, wie viele Stunden des Jahrs über sie versäumt hätten, wie weit sie im Katechismo gekommen wären im ‚Kurzen Begriff' und in ‚Christlichen Lehrpunkten', was für Sprüche und Psalmen sie könnten, wie weit sie im Syllabiren, Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen und anderen verordneten Stücken gekommen seien, ob sie Mangel hätten an Büchern, Papier, Federn, Tinte u. dgl., und darin besonders den Catalog der Incipienten im Namen und nach ihrem Alter beifügen. — 3) Diese Tabellen sollte der Superintendent oder Adjunct mit denen, welche im vorigen Jahre eingegeben worden seien, collationiren, und arbitriren, wie weit die Kinder dieses Jahr über gebracht worden seien, und wo etwa Mangel wäre, und besonders, wenn nicht alle Titel dazu gebracht seien, oder sonst Etwas, was nothwendig hineingehörte, ausgelassen worden sei, so sollte er solche bei Zeiten nach dem folgenden Modell ändern, und recht einrichten lassen. — 4) Sie sollten auch die an jedem Ort im Schulexamen befundenen Mängel an die Tabelle verzeichnen, wie auch zugleich bei den verzeichneten Mängeln nach der ‚Methodus', mit Benennung der Capitel und Paragraphen, dazu setzen, wie dieselben zu heilen seien, und beim Pfarrer hinterlassen, daß er vier Wochen nach wieder angefangener Schule seinen Bericht auf alle Punkte richtig thun sollte. — 5) Damit man auch der Schulkinder Schriften desto besser probiren könnte, sollte jedes Kind beim Examen ein vollgeschriebenes Blatt mit sich bringen, und dem Superintendenten oder adiuncto übergeben, welcher die Zettel, so im vorigen Jahr eingegeben worden seien, bei sich haben, dieselben mit den jetzigen collationiren und betrachten sollte, ob sie sich merklich das Jahr über gebessert hätten, oder nicht, und sonderlich, ob sie auch orthographisch schreiben lernten. Er sollte aber nicht nur die damals beschriebenen Blätter, sondern auch die Schreibbücher — welches auch in den anderen Visitationen zu beobachten sei — ansehen, und dabei wahrnehmen, ob und wie die Schriften corrigirt seien, ob die Correction, wie auch das Schreiben selbst nach der vorgeschriebenen Art geschehen sei. — 6) Welche Kinder auch im Rechnen angeführt seien, sollte Jeder ein Exempel dessen, was er gelernt habe, verfertigen, und auf dem geschriebenen Blatte übergeben. — 7) In dem Examen sollten die Kinder nach ihren Classen durch alle Lectionen erforscht und hin und wieder ein Versuch gethan werden, ob der Bericht, den die Schulmeister in ihren Tabellen gethan hätten, mit der Wahrheit übereinstimme, wobei jedoch, um Zeit zu gewinnen, nicht eine

jede Lection ganz durch mit allen Individuen zu examiniren sei. — 8) Damit aber die Last des Examinirens dem Superintendenten oder Adjuncten nicht zu groß würde, sollte er je zuweilen den Schulmeister, auch wohl nach Gelegenheit den Pfarrer fragen lassen, und er nur die Materie, was man fragen soll, benennen. — 9) Wenn sich etwa gute ingenia fänden, sollten dieselben aufgezeichnet, und derselben Zustand und Beschaffenheit hernach dem Consistorium angezeigt werden. — 10) Wenn Kinder vorhanden wären, so abdanken wollten, sollten dieselben in diesem Examen in Gegenwart der Eltern fleißig durch alle Lectionen erforscht werden, ob sie nämlich fertig deutsch, sowohl Gedrucktes — aus einem unbekannten Buch —, als Geschriebenes, wie auch, wo Knaben wären, die man dazu angeführt hätte, etwas lateinisch lesen, nothwendig schreiben, singen und rechnen, desgleichen den Katechismus, die Sprüche, Psalmen und andere vorgeschriebene Stücke kennen, auch den nothwendigen Verstand der christlichen Lehre inne haben. — 11) Wenn sie nun zur Dimission tüchtig befunden würden, sollten sich die Eltern und Kinder gegen das geistliche Untergericht, Pfarrer und Schulmeister für geschehene Unterrichtung bedanken, und erklären, was die Kinder nun anfangen, ob sie weiter studiren, Handwerke lernen, oder sonst ehrliche Handtierungen anfangen sollten. — 12) Der Superintendent oder Adjunct sollte hierauf eine Vermahnung an die ‚Losgezählten' thun, daß sie, was sie gelernt hätten, nicht wieder vergessen, sondern stetig im Gedächtniß und Uebung behalten, besonders sich nach ihrem Katechismus, ‚kurzen Begriff' und ‚christlichen Lehrpunkten' gebührlich verhalten, der wahren Gottesfurcht und guter Sitten sich befleißigen, vor Müßiggang, Saufen, Spielen, Lügen, Trügen und böser Gesellschaft hüten, der Obrigkeit, den Eltern und andern Vorgesetzten, als Herren, Frauen, Handwerksmeistern u. A., denen sie dienten, gebührenden Gehorsam leisten, und ihren Beruf treulich verrichten, und was ihnen befohlen ist, so eilig, als es sein kann, ausrichten sollten. — 13) Wobei nichts weniger den Eltern zuzureden sei, daß sie die Kinder zu dem, was ihnen vorgesagt sei, ernstlich anhalten sollten. — 14) Und sollten hierauf Beides, Eltern und Kinder, durch einen Handschlag angeloben."

Fortan gingen Einführung dieser Schulordnung, Fortsetzung der Generalvisitation und „Information der erwachsenen Unwissenden" mit einander Hand in Hand, damit das ganze Volk allgemach in der Erkenntniß der christlichen Wahrheit gefördert, und ein christliches Volk würde.

Diese neue, ungewohnte Thätigkeit des Herzogs zu Gotha erregte Aufsehen und Spott in anderen Landen. Unbekümmert um Beides

schritt der Fromme zuversichtsvoll auf der einmal betretenen Bahn fürder, und hatte bald die Genugthuung, in seinem Lande ein tüchtiges Volksschulwesen erblühen zu sehen, indeß andere Territorien, wo man sich mit der Erneuung der alten, verrosteten Schulordnungen zufrieden gab, umsonst auf Besserung harrten.

Freilich der Eifer der Regierungen für die Wiederherstellung des niederen Schulwesens war nur ein einzelnes Förderungsmittel zu dessen Neublüte; mindestens gleichviel kam auf den Geist an, der das Volksschulwesen beleben sollte: da mochte man mit Fug fragen: war das noch der Geist des 16. Jahrhunderts, der die Volksschulen ins Leben gerufen hatte?

Keineswegs. Die confessionelle Spaltung des Protestantismus hatte den Geist der evangelischen Kirche, wie wir wiederholt bemerkt haben, übel alterirt: der praktisch-fromme Lebensgeist des Protestantismus des 16. Jahrhunderts war der Herrschaft orthodoxer Schablonen mit lebensdürrem Kirchenthume gewichen: damit war in innigster Wechselwirkung auch der Volksschule der fruchtbare Lebensboden, die triebkräftige Lebensluft genommen: die im 16. Jahrhunderte geschaffene Einrichtung der kirchlichen Katechismusübungen erscheint am Anfange des 17. fast völlig gewichen.

Hatte somit das orthodoxe Kirchenthum in seiner Lebensunfruchtbarkeit nach den Zerrüttungen des dreißigjährigen Krieges die Kraft nicht mehr, ein gesundes, praktisch-ergiebiges Volksschulwesen ins Leben zu rufen, so mußte ein anderer Geist, als der des Kirchenthums, den Neubau jenes Institutes bewirken.

Das war der Geist des gesunden Pietismus. In Uebereinstimmung mit seinen Forderungen auf dem religiösen Gebiete, begehrte er hier nicht nur Abkehr des höheren Schulwesens vom lateinischen Scholasticismus und der vornehmen Isolirtheit der Gelehrtenbildung zu Gunsten einer praktischen, volksthümlich-deutschen christlichen Bildung und Erziehung, sondern auch die Erneuerung der „Katechisation" und „Katechismuspredigt" zu Gunsten eines auf dem frischen Lebenshauche des Protestantismus ruhenden niederen Volksschulwesens.

Wir haben Spener's Wirksamkeit vornehmlich auf dem kirchlichen Gebiete sich aufthun sehen. Hier liegt daran, den Mann kennen zu lernen, auf den sein Geist zur Belebung des Schulwesens übergegangen ist: August Hermann Franke.

Am 22. März 1663 zu Lübeck geboren, wo sein Vater Syndicus bei dem Domcapitel des dortigen Stiftes war, kam er 1666 nach Gotha, wohin sein Vater einem Rufe des Herzogs Ernst des Frommen gefolgt war. Schon 1671 verwaist, besuchte er das Gothaische Gym-

nasium, von welchem er, zwar mit 14 Jahren schon als reif erklärt, erst im 16. Jahre (1679) zunächst nach Erfurt und in demselben Jahre nach Kiel ging, und seine Studien über die verschiedensten Wissenschaften ausdehnte. 1682 ging er nach Hamburg, lernte da zwei Monate lang hebräisch, und verlebte weitere anderthalb Jahre in Gotha, wo er die Bibel siebenmal hebräisch durchlas, daneben auch Englisch und Französisch trieb. Nachdem er in Leipzig promovirt, habilitirte er sich da: seine bedeutendste Vorlesung war ein Collegium philobiblicum, in welchem er — Sonntags nach der Nachmittagspredigt — ein Capitel aus dem Alten, und dann eines aus dem Neuesten Testamente erklärte, und dadurch auch Spener's Interesse für sich gewann, der damals als Oberhofprediger in Dresden weilte. 1687 ging Franke nach Lüneburg zu dem Superintendenten Sandhagen.

Zu der Zeit ward er in seinen schweren geistigen Anfechtungen, die ihn je zuweilen an Christo und der Bibel irre machen wollten, durch ein schweres Gebet urplötzlich erhellt, „daß er der Gnade Gottes in Jesu Christo versichert war in seinem Herzen".

Noch in demselben Jahre 1687 ging Franke nach Hamburg, wo er bis Ostern 1688 blieb: er errichtete allda eine stark besuchte Kinderschule, welche seinem Wesen Selbsterkenntniß, Geduld, Liebe, Nachsicht brachte. — „Bei Errichtung dieser Schule", schrieb er, „ward mir immer klarer, wie verderbt das gewöhnliche Schulwesen, und wie höchst mangelhaft die Kinderzucht sei, und dieses bewog mich schon damals zu wünschen, daß ich von Gott gewürdiget werden möchte, zur Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens Etwas beizutragen". In einer Schrift: „Von Erziehung der Kinder zur Gottseligkeit und christlichen Klugheit" hat er später die Resultate seines damaligen Wirkens zusammengefaßt.

Von Hamburg ging Franke, nachdem er unterwegs zwei Monate mit Spener in Dresden Umgang gepflogen, wiederum nach Leipzig zurück, um von Neuem seine philobiblischen Vorlesungen aufzunehmen. 1690 folgte er einem Rufe als Diaconus an der Augustinerkirche in Erfurt. Als Stifter einer neuen Secte verdächtiget, sah er sich jedoch schon nach einem Jahre durch ein kurfürstl. mainz. Rescript und Rathsconclusum seines Amtes ohne Urtheil und Recht entsetzt.

Da eben um dieselbe Zeit die Universität Halle, vornehmlich auf Spener's Betrieb, in's Leben trat, ward Franke — noch im J. 1691 — als Professor der griechischen und der orientalischen Sprache zu Halle designirt, und mit dem Pastorate der Vorstadt Glaucha betraut.

Am 7. Januar 1692 traf Franke in Halle ein, an welchem Orte er bis an sein Ende 35 Jahre hindurch unverdrossen wirkte.

Der Anfang des Jahrs 1694 muß als die Entstehungszeit aller großen Franke'schen Stiftungen bezeichnet werden.

Diese begannen also: — In den ersten Zeiten kamen jeden Donnerstag Arme in das Pfarrhaus; Franke begnügte sich nicht, ihnen in gemeiner Weise Almosen zu reichen: er ließ sie ein, katechisirte die Jüngeren, ließ die Aelteren zuhören, und schloß mit einem Gebete. Da er selber arm war, und für die Armen kein Geld zu erübrigen vermochte, so entzog er sich eine Zeit lang das Abendessen.

Im Jahre 1695 befestigte er eine Armenbüchse in seiner Stube, und als er einst sieben Gulden von einer Frau hineingelegt fand, nahm er dieselben und sprach: „Das ist ein ehrlich Capital, davon muß man etwas Rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anfangen". Noch an dem nämlichen Tage kaufte er für zwei Thaler Bücher, und nahm einen armen Studenten als Lehrer an, der die Kinder täglich zwei Stunden unterrichten sollte. Von 27 ausgetheilten Büchern wurden nur vier zurückgebracht: Franke kaufte neue, räumte einen Saal neben seiner Studirstube als Schulzimmer ein, und gab den Kindern dreimal wöchentlich Almosen. Bald stellten sich auch Bürgerskinder ein, deren jedes wöchentlich einen Groschen Schulgeld entrichtete, so daß der Lehrer besser bezahlt, und täglich fünf Unterrichtsstunden gegeben werden konnten. Die Zahl der unterstützten und unterrichteten Kinder betrug schon im ersten Sommer 60.

Der Ruf von Franke's Thätigkeit führte ihm bald reiche Unterstützungen von Nah und Fern zu, und mit der Steigerung seiner Mittel stiegen auch seine Pläne: wiewohl er nicht so ein Rechner war, daß er nicht oft einen kühnen Wurf in festem, großem Glauben that, ohne noch zu haben, womit er seinen neuen Plan in's Werk setze.

Die Pfarrwohnung ward bald zu eng für die Kinderschule: man mußte eine Stube im Nachbarhause miethen, und zwei Classen bilden, eine für die Armen, die andere für die Bürgerskinder, deren jede ihren eigenen Lehrer erhielt.

Franke sah seine Thätigkeit nur von halbem Erfolge begleitet, so lange er mit dem Unterrichte in der Schule nicht auch die eigentliche Erziehung verbinden konnte, und so tauchte der Gedanke in ihm auf, ein Waisenhaus zu stiften. Ein Freund gab ihm zu dem Zwecke 500 Thaler, und schon im November 1695 waren neun Waisen bei Bürgersleuten untergebracht: ein Studiosus der Theologie übernahm deren Aufsicht, und für die Armenschule kaufte Franke ein Haus.

Den Grund zu dem nachmaligen Pädagogium zu legen, ward für Franke der Umstand Veranlassung, daß ihm im Jahre 1695 drei junge Adelige zu Erziehung und Unterricht anvertraut wurden.

1696 kaufte Franke ein zweites Haus. Die Zahl der Waisenkinder, die er nun versorgen konnte, war 52. Dazu stiftete er einen Freitisch für Studirende, an welchem in selbem Jahre 42 gespeist wurden.

Da die Zahl der aufzunehmenden Kinder stets wuchs, faßte Franke den Plan, ein Waisenhaus zu bauen. Daher schickte er noch im Jahr 1696 den Studenten Neubauer — den Aufseher der Waisen — nach Holland, um dort sich Einsicht und Erfahrung zu holen. Heimgekehrt leitete dieser mit treuem Verstande den Bau des Waisenhauses, dessen Grundstein am 24. Juli 1698 gelegt ward. — 100 Waisenkinder hatte man bereits in Pflege; 500 Kinder genossen Unterricht.

So ward die Volksschule als Armenschule neu geschaffen, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich.

Franke selbst hat hernach seine Armenschulen deutsche Bürgerschulen genannt: da wurden die Kinder im Christenthum, im Lesen, Schreiben und Rechnen, später auch in der Naturkunde, in Geschichte und Geographie unterrichtet. Die „Deutsche Volksschule" wollte somit Erziehung gebildeter Christenmenschen, gebildet in den ersten und nothwendigsten Elementen des Wissens: — „Elementarschule".

Der praktische Nutzen der Franke'schen Schöpfungen und ihre religiös-sittliche Gesundheit rief bald allenthalben Nachbildungen derselben hervor: noch zu Franke's Lebzeiten wurden fast in allen evangelischen Landen Armenschulen und Waisenhäuser in großer Zahl angelegt; man erließ Schulordnungen, druckte Schulbücher, man nahm da und dort darauf Bedacht, künftige Volksschullehrer für Waisen- und Armenschulen und für Gymnasien heranzubilden, und Franke selbst verfehlte nicht, eine Anzahl junger Männer zu Lehrern auszubilden, und durch mündliche und literarische Anregung der Entwickelung seines Unterrichts- und Erziehungssystemes vorzubereiten.

So ward Franke der Mittler zwischen der alten Küster- und der in die Neuzeit übergegangenen bürgerlichen Realschulen.

Von selbst leuchtet ein, daß dieses niedere Volksschulwesen, wie es anfänglich dem Betriebe der verschiedenen Regierungen überantwortet war, volksthümlich tiefer greifende Bedeutung nicht zu gewinnen im Stande war, wenn nicht Männer am Ruder standen, wie Ernst der Fromme zu Gotha, und da es eben an solchen Männern fast durchweg gebrach; die niedere Volksschule an sich aber keine Kraft zur

Neugestaltung aus eigenem Zeug hatte, und die Richtung der orthodoxen Theologie ihre Wesenhaftigkeit vollends vertilgen mußte: so mag man ermessen, welches die nationale Bedeutung des lauteren Pietismus auch mit Rücksicht auf die Volksschule und deren Antheil an dem Fortleben unsres Volkes gewesen ist, und, richtig gefaßt, heute noch ist.

Indem wir im Volksschulwesen eine Stufe höher schreiten zu den Gelehrtenschulen, erscheint auch hier nicht überflüssig, in Kurzem den Entwickelungsgang zu bezeichnen, den sie vom Reformationszeitalter ab bis zu und nach dem dreißigjährigen Kriege genommen haben.

Luther und Melanchthon erscheinen auch hier als die beiden leuchtenden Sterne, die dem Nutzen und der sittlichen Bedeutung des höheren Schulwesens nicht nur energisch das Wort geredet, sondern auch durch wackere That Vorschub gethan haben.

Die Gelehrtenschulen, wie sie die Reformationszeit überkommen, waren wesentlich die Organe humanistischer Bestrebungen. Reuchlin hat das große Verdienst, dem christlichen Element in der Gelehrtenschule die fundamentale Bedeutung zuerkannt, für dasselbe gearbeitet zu haben. — „Ich legte mich", schrieb er an den Cardinal Hadrian, „auf das Studium der biblischen Ursprache, weil ich den großen Nutzen voraussah, den sie für die Religion und die wahre Gottesgelehrsamkeit haben würde. Auf diese habe ich schon vorher alle meine gelehrten Arbeiten bezogen, und bezog sie von nun an noch immer mehr. Als ein treuer Verehrer unsres Heilandes that ich Alles für die Wiederherstellung und Verherrlichung der wahren christlichen Kirche." — Und an einem andern Orte spricht er: „Ich bin von Allen der Erste, welcher das Griechische wieder in Deutschland eingeführt hat, und von Allen habe ich zuerst der Kirche die Kunst und das Studium des Hebräischen geschenkt und übergeben."

Hart in seine Fußtapfen, nur mit großartigerem Sinn und Erfolg, traten Luther und Melanchthon: Diesen hat Reuchlin dem Manne der Reformation zubereitet, und es ist nicht zu sagen, welche Tragweit es hatte, daß Reuchlin seinen Neffen nach Wittenberg beredete.

Luther nun sagt in seiner Schrift ‚An die Bürgermeister und Rathsherren allerlei Städte in deutschen Landen': „Gott der Allmächtige hat fürwahr uns Deutschen jetzt gnädiglich daheim gesuchet, und ein recht gülden Jahr aufgerichtet. Da haben wir jetzt die feinsten, gelehrtesten jungen Gesellen und Männer, mit Sprachen und aller Kunst gezieret, welche so wohl Nutz schaffen könnten, wo man ihrer brauchen wollte, das junge Volk zu lehren. Ist's nicht vor Augen,

daß man jetzt einen Knaben kann in dreien Jahren zurichten, daß er in seinem fünfzehnten oder achtzehnten Jahre mehr kann, denn bisher alle hohe Schulen und Klöster gekonnt haben. Ja, was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klötze und Blöche werden. Zwanzig, vierzig Jahr hat Einer gelernet, und hat noch weder Lateinisch, noch Deutsch gewußt... Wie will denn nun Vernunft, und sonderlich christliche Liebe das leiden, daß unsre Kinder ungezogen aufwachsen, und zuletzt die ganze Stadt verderbet wird: denn einer Stadt Gedeihen liegt nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnischzeuge; ja, wo Das viel ist, und tolle Narren drüber kommen, ist so viel desto ärger, und desto größerer Schade derselben Stadt: sondern Das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß so viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlerzogener Bürger hat, die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen... Des laßt uns das elende, gräuliche Exempel zur Beweisung und Warnung nehmen in den hohen Schulen und Klöstern, darinnen man nicht allein das Evangelium verlernet, sondern auch lateinische und deutsche Sprache verderbet hat, daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien geworden sind, weder deutsch, noch lateinisch recht reden oder schreiben können; und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben. Darum haben's die Apostel auch selbst für nöthig angesehen, daß sie das Neue Testament in die griechische Sprache fasseten und anbunden: ohne Zweifel, daß sie es uns daselbst sicher und gewiß verwahreten, wie in einer heiligen Lade... Darum ist's gewiß, wo nicht die Sprachen bleiben, da muß zuletzt das Evangelium untergehen.... Weil denn nun den Christen gebühret, die heilige Schrift zu üben als ihr eigen einiges Buch, und eine Sünde und Schande ist, daß wir unser eigen Buch nicht wissen, noch unsres Gottes Sprache und Wort nicht kennen, so ist's noch viel mehr Sünde und Schande, daß wir nicht Sprachen lernen, sonderlich, so uns jetzt Gott darbeut und gibt Leute und Bücher, und allerlei, was dazu dienet, und uns gleichsam dazu reizet, und sein Buch gerne wollte offen haben.... Nun ist hie nicht Noth, zu sagen, wie das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung und Stand ist, davon ich sonst viel gesagt habe, daß ich hoffe, es zweifele Niemand daran: sondern ist zu handeln, wie man feine und geschickte Leute darin kriege. Und hier bieten uns die Heiden einen großen Trotz und Schmach an, die vor Zeiten, sonderlich die Griechen und Römer, gar Nichts gewußt haben, ob solcher Stand Gott gefiele oder nicht, und haben doch mit

solchem Ernst und Fleiß die jungen Knaben und Mägdlein lassen lehren und aufziehen, daß sie darzu geschickt wurden: daß ich mich unsrer Christen schämen muß, wenn ich daran gedenke, und sonderlich unsrer Deutschen, die wir so gar Stöcke und Bestien sind, und sagen dürfen: ‚Ja, was sollen die Schulen, so man nicht soll geistlich werden‘: die wir doch wissen, oder je wissen sollen, wie ein nöthiges und nützliches Ding es ist, und Gott so angenehm, wo ein Fürst, Herr, Rathsmann, oder was regieren soll, gelehrt und geschickt ist, denselben Stand christlich zu führen.... ‚Ja‘, sprichst du, ‚ein Jeglicher mag seine Söhne und Töchter wohl selber lehren, und sie ziehen mit Zucht.‘ Antwort: ‚Ja, man siehet wohl, wie sich's lehret und zeucht. Und wenn die Zucht auf's Höchste getrieben wird und wohlgeräth, so kömmt's nicht ferner, denn daß ein wenig eine eingezwungene und ehrbare Gebärde da ist; sonst bleiben's gleichwohl eitel Holzböcke, die weder hievon, noch davon wissen zu sagen, Niemand weder rathen, noch helfen können. Wo man sie aber lehrte und zöge in Schulen, oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären, die die Sprachen und andre Künste und Historien lehreten: da würden sie hören die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reiche, diesem Fürsten, diesem Manne, diesem Weibe gegangen wäre, und könnten also in kurzer Zeit gleichsam der ganzen Welt von Anbeginn Wesen, Leben, Rath und Anschläge, Gelingen und Ungelingen vor sich fassen, wie in einem Spiegel: daraus sie denn ihren Sinn schicken, und sich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, dazu witzig und klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in diesem äußerlichen Leben, und Andern auch darnach rathen und regieren. Die Zucht aber, die man daheime ohne solche Schulen vornimmt, die will uns weise machen durch eigene Erfahrung. Ehe das geschieht, so sind wir hundertmal todt, und haben unser Lebenlang Alles unbedächtig gehandelt: denn zu eigener Erfahrung gehört viel Zeit....‘“

Dem entsprechend sagt Melanchthon: „Es ist nicht eine geringe Kunst, Andre klar und richtig lehren und unterrichten: und solcher geschickter Leute darf man nicht allein zu den Kirchen, sondern auch zu dem weltlichen Regiment, das Gott auch will haben. Darum sollen die Eltern, um Gottes willen, die Kinder zur Schule thun, und sie Gott dem Herrn zurüsten, daß sie Gott Anderen zu Nutz brauchen könnte.“

Doch, man braucht nur den Namen Melanchthon zu nennen, um alsofort den „Magister Germaniae“ in die Erinnerung zurückzurufen, der persönlich sowohl, als durch Schriften und Lehrbücher dem höheren

deutschen Schulwesen einen Aufschwung gegeben, wie ihn die vorreformatorische Zeit nicht gekannt hatte.

Unter den Nachgeborenen des Reformationszeitalters treten in erster Linie zwei Männer hervor, die, noch von Melanchthon angeregt und gebildet, entschieden pädagogische Naturen, und von Einfluß gewesen sind auf die Fortbildung des höheren deutschen Schulwesens: Valentin Trotzendorf, und Johannes Sturm.

Trotzendorf, dem Melanchthon das Zeugniß gab, „esse eum virum ad regendas scholas non minus natum, quam ad regenda castra Scipionem Africanum", war in seiner pädagogischen Wirksamkeit zwar auf sich allein beschränkt, wirkte aber durch den Ruf, der ihm Zöglinge aus den verschiedensten Ländern zuführte, und durch seine Methode so vielseitig, daß er wohl ein öffentlicher Charakter genannt mag werden. Seine Kraft lag darin, daß er die Schule als eine republikanische Anstalt betrachtete, deren stabiler Theil der Rector als ihr Dictator sei; die Schüler, in Classen (6) und Tribus vertheilt, hatten unter einander eine Art Selbstregiment: der ältere stand über dem jüngeren, der erfahrene vor dem minder unterrichteten; mit dem Regimente der Aelteren und Einsichtsvolleren war eine entsprechende Verantwortlichkeit verbunden. Auf solche Weist sollte der Geist und der Charakter zumal gebildet werden. — Gegen diese unverkennbar tüchtige Schulung treten als Schattenseiten hervor — die jedoch dem ganzen Zeitalter eignen —: die Vernachlässigung der Muttersprache und der Leibesübungen: das ging soweit, daß die Buben im Sommer nicht in's Bad, im Winter nicht auf's Eis und mit Schneeballen einander werfen; andrerseits kein Wort ihrer Muttersprache gebrauchen durften [103]). Da mag mân füglich Anstand nehmen, mit Melanchthon zu behaupten, „non discedendum esse a vestigiis Trocedorfii" [104]).

Ungleich weitergreifend noch in seinem pädagogischen Wirken tritt uns Johannes Sturm, Rector am Straßburger Gymnasium, entgegen. — Ein Mann von scharfem, energischem Charakter, voll Einsicht in die Begehren seiner Zeit auf seinem Gebiete, faßte er den Zweck der höheren Bildungsschule in Erziehung zur Frömmigkeit, gründlicher Aneignung von Kenntnissen, und Erwerbung der Redekunst — „Eloquenz" — zusammen. Und mit solcher Ausdauer verfolgte er sein Ziel, daß, ob dieselben gleich in manchem Betracht unvollkommen erscheinen, nicht zu verwundern, wie er so bedeutenden Einfluß auf das zeitgenössische Unterrichtswesen ausüben konnte. — „Die Straßburger Schule", erzählt Karl v. Raumer [105]), „zählte im Jahre 1578 mehrere tausend Schüler, worunter gegen 200 Adelige, 24 Grafen

und Barone und 3 Fürsten waren. Nicht blos aus Deutschland, sondern aus den verschiedensten Ländern, aus Portugal und Polen, Dänemark, Frankreich und England schickte man Jünglinge zu Sturm: in weiten Kreisen übte er durch Rath, Beispiel und durch seine Schüler den größten Einfluß als ein zweiter Praeceptor Germaniae. Er selbst organisirte die Schulanstalten zu Lauingen an der Donau, Trarbach an der Mosel, Hornbach im Zweibrückschen; sein Schüler Schenk ordnete das Augsburger; ein zweiter Schüler, Crusius, das Memminger Gymnasium; in Würtemberg, in Sachsen wurden seine Einrichtungen, mit den nöthigen Modificationen, angenommen; ja, die Schuleinrichtungen der Jesuiten sind in vieler Hinsicht denen Sturm's so ähnlich, daß es diesem selbst auffiel. Hand in Hand mit Sturm's Methode verbreiteten sich seine Schulbücher über Deutschland."

Man bedauert, bei der so weitgreifenden Wirksamkeit des Mannes, an seinen pädagogischen Zielen mehrfach wichtige Ausstellungen machen zu müssen. Zwar, daß er das christliche Element zur Grundlage seines schulmännischen Wirkens nahm, gereicht seinem Charakter unbestreitbar zur Ehre. Sieht man dagegen näher auf das, was er „Kenntnisse" und „Eloquenz" nennt: so erscheinen alsbald bedenkliche Mängel. Die „Kenntnisse" beschränkten sich auf die Aneignung von Wörtern und Redensarten, die Einen in Stand setzten, just die alltäglichsten Dinge gut lateinisch besprechen zu können; von Rechnen, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte und Naturlehre war auf Sturm's Gymnasium keine Rede [106]). Und da ist wirklich verwunderlich, wie der Mann sich anstrengt, stufenweise durch die decem classes die lateinische Eloquenz bei den Schülern, die eben ganz und gar keine Lust an dem fremdsprachigen Quark fassen können, an Mann zu bringen: bei der vollen Einsicht, daß es auch ebensogut eine „Eloquenz" in deutscher, wie in lateinischer Sprache geben könne [107]), läßt er gleichwohl seine Zöglinge mit der peinlichsten Genauigkeit Ciceronianische Phrasen auswendig lernen, und allwöchentlich wohlmemorirte Stücke aus dem zweideutigen römischen Komiker Terenz aufführen; und doch findet man in der Lectüre keinen Livius, keinen Tacitus. — Zwei Vortheile, meint Sturm, hätten die Römer vorausgehabt, daß sie nämlich ohne Schule Latein gelernt; dann, daß sie so häufig lateinische Comödien und Tragödien aufführen gesehen, und lateinische Redner gehört hätten. „Könnten wir diese Vortheile in unsre Schule zurückrufen, warum sollten wir dann nicht durch ausdauernden Fleiß das erreichen, was jene nur durch Zufall und Gewohnheit besaßen, daß sie nämlich auf's Beste Latein sprachen;" und in allem Ernste meint er am Ende: „im

Schreiben, Commentiren, Deklamiren und Sprechen glaube ich uns nicht bloß als Nachtreter der Meister zu erblicken, sondern als Solche, welche es der besten Zeit Athens und Roms gleichthun." Zu solch prahlendem Unverstand führt pedantische Beschränktheit, die das Mittel der Bildung zum Zweck an sich erhebt. — Kaum erscheint begreiflich, wie eine Zeit, die ihren Luther vor sich hatte, so eifrig nach Romanisirung und Gräcisirung trachtete.

Es ist von Interesse, an diesem Orte auch das Thun der Jesuiten zu verfolgen.

Es hat lange gedauert, ehe der Charakter des Jesuitismus, wie er sich nach seiner innern Consequenz auch auf dem Boden des Schulwesens geltend machte, in seiner Unverhülltheit zu Tage trat. Noch Johannes Sturm gab ihrem pädagogischen Wirken günstiges Zeugniß. — „Der Name der Jesuiten", sind seine Worte, „ist neu, und eben aufgekommen. Von den übrigen Mönchen — wenn Mönchthum überhaupt löblich wäre — würden sie Lob verdienen: denn was weder der gute und fromme Räuchlin, noch der beredte und gelehrte Erasmus, noch vor ihnen Alexander Hegius und Rudolph Agricola von den Theologen und Mönchen erlangen konnten, daß diese, wenn sie auch die Wissenschaft nicht selbst cultiviren wollten, doch Andren gestatteten, dieselbe zu lehren: das haben die Jesuiten freiwillig übernommen. Sie geben Unterricht in Sprachen und Dialektik; sie tragen ihren Schülern, so gut sie's vermögen, auch Rhetorik vor. Ich freue mich über dieses Institut aus zwei Gründen: erstlich, weil sie unsre Sache fördern, indem sie die Wissenschaften cultiviren: denn ich habe gesehen, welche Schriftsteller sie erklären, und welche Methode sie befolgen, eine Methode, die von der unsrigen so wenig abweicht, daß es scheint, als hätten sie aus unsern Quellen geschöpft. Zweitens treiben sie uns zu größerem Eifer und Wachsamkeit an, sie könnten sonst sich fleißiger erweisen, und mehr gelehrte und wissenschaftliche Schüler bilden, als wir" [108]).

In der That, wirft man einen vergleichenden Blick auf Sturm's und der Jesuiten Anstalten, Lehrbücher, Lehrgang und Ideal von Gelehrsamkeit, so erscheint äußerlich die Aehnlichkeit überraschend. Um so greller ist aber der innere Abstand der Ideen.

Eine jesuitische Anstalt zerfiel in zwei Abtheilungen, in eine höhere — studia superiora —, und in eine niedere — studia inferiora —: über beide zumal war ein Rector gesetzt, unter dessen Leitung zwei Präfecten die einzelnen Abtheilungen besorgten. Die studia inferiora umfaßten in fünf Stufen etwa das, was einem Gymnasium zur Auf-

gabe gesetzt ist[109]): 1. infima classis grammaticae, auch Rudiment. — 2. media classis grammaticae, auch Grammatik schlechtweg. — 3. suprema classis grammaticae, oder Syntax. — 4. humanitas. — 5. rhetorica. — In jeder dieser Classen saßen die Schüler ein Jahr, nur in der „Rhetorik" in der Regel zwei Jahre. Aus der letzteren traten sie zu den hohen Studien über, zunächst zu einem zwei- oder dreijährigen philosophischen Curse: Logik, Ethik, Mathematik beschäftigten hier vorzugsweise. Nur die Fähigen traten nach vollendetem philosophischem Curse zu dem theologischen über, in welchem Griechisch, Hebräisch, hauptsächlich aber Latein für die Vulgata der heil. Schrift, scholastische Theologie und Casuistik gelehrt wurden.

Nimmt man nun den Aushängeschild der jesuitischen Erziehungstendenz zur Hand, so mag man auf der Hut sein, sich durch eine gleißende Hülle nicht über den Grundgedanken und Grundgehalt ihrer Plane täuschen zu lassen. Da reden sie von allerlei schönen Dingen: wie die Religion das Fundament aller Bildung sein, wie die Bildung des Geistes mit der des Charakters Hand in Hand gehen müsse; wie vortrefflich das Studium der Alten, und wie heilbringend der Dienst der Wissenschaft im Geiste der Kirche sei. — Genauer betrachtet gilt ihnen als Religion einzig der jesuitische Katholicismus; als Bildung des Charakters die Zucht zum unterthänigen Jesuiten; als antikes Studium die knechtische Nachahmung Cicero's in Schrift und Rede: — das Alles, um dem Ordenszweck vorzuarbeiten, dem Ketzerthum auf eigenem Boden, wo man könnte, entgegenzutreten: Ehrgeiz, Selbstsucht, Aemulation, Ketzerhaß, teuflische Controle des Einen wider den Andern sind die Federn ihrer pädagogischen Maschinerie: welche gesunde Lebensfrüchte mag man von solchen Motiven erwarten.

Mit dem Beginne des 17. Jahrhunderts tritt in der pädagogischen Welt eine neue Richtung hervor, die in principiellen Kampf sich begibt wider das Gemeinsame zeitheriger protestantischer und jesuitischer Bildung; sie nimmt ihren Ausgang von Protestanten.

Gegenüber der einseitig gepflegten und zur Carricatur gewordenen philologisch-antiquarischen Bildung betonte man nun die Erziehung des Geistes auf Grund der ihm eingeborenen Eigenartigkeit (Originalität), und verwarf die herkömmliche knechtische Nachahmung vorhandener Geister und Geistesprodukte; man drang auf Reifung des Verstandes mehr, als auf Anfüllung des Gedächtnißkastens; man mahnte ab von frühem Selbstproduciren der, doch vorwiegend receptiven, Jugend; man minderte die leiblichen Strafen; die Muttersprache müsse der klassischen im Unterrichte mindestens gleichgestellt; mit den Sprach- die

Realstudien verbunden werden; dem Stubensitzen sei ein Gegenmittel zu geben in stärkenden Leibesübungen; der Anschauungskraft solle man beim Unterrichte ihre Rechte einräumen; der Zögling müsse mehr und mehr darauf hingeleitet werden, Alles, was er thue, mit rechenschaftlichem Selbstbewußtsein auszuführen; und am reinsten und vollendetsten sei die Erziehung, wenn der Lehrer bei seiner Methode der Natur folge, und die Schüler eben dahin bringe, das als Summe der Lebensweisheit anzuerkennen, nirgends von den Gesetzen der Natur abzuweichen.

Diese neue Richtung, die ihre Vertreter von den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart herab, von Bako und Montaigne an zählt, fand in Deutschland ihre ersten Durchführungsversuche durch Ratich und Comenius.

Was zunächst Wolfgang Ratich angeht, so mag von ihm im Allgemeinen das Urtheil gelten, welches der schwedische Kanzler Oxenstjerna, nachdem er sich um den Vielgewanderten näher interessirt, aussprach: „Da ich erfuhr, daß Ratichius mit einer neuen Methode umgehe, so hatte ich keine Ruhe, bis ich den Mann selbst gesehen, der mir aber statt eines Gesprächs, einen dicken Quartanten zu lesen gab; ich überwand die mühsame Arbeit, und nachdem ich das ganze Buch durchblättert, so ersahe ich daraus, daß er die Gebrechen der Schulen nicht übel aufdecke; allein die Heilmittel, welche er dagegen vorschlug, schienen mir nicht hinreichend“ [110]). — Ratich trat aller Orten mit einer Prätension auf, die in üblem Verhältnisse stand zu dem, was er zu bieten und in's Werk zu führen vermochte: immer wieder sich anheischig machend zur Realisirung seiner neuen Ideen, scheitert er allfort, und trotz seines ewigen Wanderns erklärt er: „er wolle seine Erfindungen nur einem Könige theuer verkaufen, unter Bedingung, daß die Gelehrten, denen er sie mittheilte, verpflichtet würden, dieselben zu vertheidigen“ [111]). — Folgende sind die Grundsätze seiner neuen Methode, die den Unterricht in den Sprachen und Realien erweitert: „1. Alles nach Ordnung oder Lauf der Natur. — 2. Nicht mehr, denn einerlei Ding auf ein Mal. — 3. Eins oft wiederholt. — 4. Alles zuerst in der Muttersprache. — 5. Alles ohne Zwang. — 6. Nichts soll auswendiggelernt sein. — 7. Gleichförmigkeit in allen Dingen. — 8. Erst ein Ding an ihm selbst, hernach die Weise von dem Ding. — 9. Alles durch Erfahrung und stückliche Untersuchung“ [112]).

Ratich erscheint auf allen Puncten als Gegenfüßler Sturm's: wo dieser mit sicherem Blick und ausdauernder Energie dem Geiste seiner

Zeit Genüge thut, taſtet Ratich, mittellos auf ſich ſelbſt geſtellt, allenthalben im unſichern Helldunkel neuer, allerdings weſentlich richtigerer, Principien umher, und muß ſich gefallen laſſen, als pädagogiſcher Doctrinär ſich zum gemeinen Charlatan herabgeſetzt und als ſolcher behandelt zu ſehen [113]). —

Hart nach Ratich's Abtreten vom Schauplatze braust der Sturm des dreißigjährigen Krieges. Hatte die niederen Volksſchulen das Wüthen deſſelben zunichte gemacht, ſo war das Schickſal der höheren Schulen nur um Weniges beſſer. Wenn man den Specialgeſchichten der verſchiedenen höheren Lehranſtalten in jenen gräulichen Zeiten nachgeht [174]), ſo erſcheinen auch ſie zumeiſt als die beklagenswerthen Opfer der Soldateska: es kam vor, daß in manchen Inſtituten die Schülerzahl ſtark gezehndet war, andre völlig leer ſtanden, und zu ihrer Wiederaufrichtung der Zeiten des Friedens harren mußten. —

Mit ſeinem pädagogiſchen Leben und Wirken mitten in die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges hineingeſtellt, erſcheint ein Mann, deſſen Name bedeutſam genug iſt, um ſeinem Thun ſorglicher nachzugehen: Johann Amos Comenius.

1592 zu Comnia in Mähren geboren, ſtudirte er, früh Waiſe geworden, und von ſeinen Vormündern vernachläſſiget, ſo daß er erſt in ſeinem ſechzehnten Jahre das Latein zu lernen anfing, an verſchiedenen Orten; auf ſeinen Studiengang war vornehmlich der reformirte Theologe Alſted zu Herborn im Herzogthum Naſſau von Einfluß, der, Chiliaſt, und ein Mittheilnehmer an der Dordrechter Synode, eine Menge theologiſcher, philoſophiſcher und pädagogiſcher Schriften verfaßt hat. 1614 in ſein Vaterland heimgekehrt, ward Comenius Rector der Schule zu Precau, 1618 Prediger zu Fulneck, wo er nebenbei die Schule verſah, auch an Schulbüchern arbeitete, die aber, noch im Manuſcripte, durch die Spanier 1621 ein Opfer der Soldateska wurden. Die Rekatholiſation in Böhmen verjagte Comenius aus Amt und Heimath. — „Auf dem Grenzgebirge ſah er ſich noch einmal um nach Mähren und Böhmen, fiel mit ſeinen Brüdern auf die Kniee, und betete zu Gott unter vielen Thränen, daß Er doch mit ſeinem Worte nicht gar aus Böhmen und Mähren weichen, ſondern ſich noch einen Samen behalten wolle“ [114]).

Schon die Kunde von Ratich's pädagogiſchen Neuerungen hatte Comenius' Aufmerkſamkeit erregt: in dringenden Briefen hatte er ſich wiederholt an dieſen neuen Propheten gewendet, ohne von ihm auch nur eine Antwort zu erhalten. Nun, ohne Beruf und Heimath, legte er ſich mit allem Eifer auf die Erziehung der Jugend, in dem Ge-

danken, „daß durch Stiftung von Schulen, in denen nach guten Lehrbüchern und klarer Methode unterrichtet würde, dem Volke, bei Rückkehr besserer Zeiten, wieder müsse aufgeholfen werden“ [115]).

Zunächst wandte sich Comenius nach Lissa, und gab 1631 seine „ianua linguarum reserata“ heraus, darin er eine neue Weise, die Sprachen, vornehmlich Latein, zu lernen, kürzlich eröffnete. — „Was ich mir nicht einbilden konnte“, schrieb er später, „geschah: daß nämlich dieß kindische Werklein — ‚puerile istud opusculum‘ — von der gelehrten Welt mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Dieß bezeugen viele Männer verschiedener Nationen, welche mir zu meiner neuen Erfindung herzlich Glück wünschten, ebenso die Uebersetzungen in fremde Sprachen: denn das Buch ward nicht bloß in zwölf europäische Sprachen übersetzt — ich sah diese Uebersetzungen selbst —, nämlich in die lateinische, griechische, böhmische, polnische, deutsche, schwedische, holländische, englische, französische, spanische, italienische, ungarische, sondern auch in asiatische Sprachen übersetzte man es, in die arabische, türkische, persische, ja, in die mongolische, welche ganz Ostindien versteht“ [116]).

Sein Ruhm veranlaßte die schwedischen Reichsstände, 1638, ihn zur Reform ihrer Schulen nach Schweden zu berufen. Comenius lehnte ab; mochte jedoch einem 1641 von England aus an ihn gerichteten Antrag nicht entgegen sein: die irischen Unruhen und der englische Bürgerkrieg verhinderten ihn an der Ausführung seiner Plane, und er folgte 1642 von London aus der Einladung Ludwig's von Geer nach Schweden. Eine Unterredung mit dem praktischblickenden Kanzler Oxenstjerna [117]) übte auf den noch zu sehr in phantastischen Idealen schwärmenden Pädagogen eine gesund ernüchternde Wirkung, und vermochte ihn, trotz glänzender neuer Aufforderungen aus England, sich der mühseligen und scheinbar unbedeutenden Arbeit der Abfassung von Schulbüchern zu unterziehen, nach deren Vollendung er 1646 endlich in Lissa die „novissima linguarum methodus“ herausgeben konnte; eben in dem Jahre 1648, das den westphälischen Frieden brachte, erschien diese Schrift. Charakteristisch wendet sich Comenius in diesem Werke an die Fürsten mit den Worten: „Ihr habt Vieles zerstört, o ihr Mächtigen: erbauet nun wieder Vieles. Ahmet hierin den nach, welcher euch an Seiner Statt zu Verwaltern der menschlichen Angelegenheiten eingesetzt hat: Er zerstört, um zu bauen; Er reutet aus, um zu pflanzen“ [119]).

Hierauf an der Schule zu Patak in Ungarn einige Jahre verweilend, schrieb er seinen „orbis pictus“, der, 1657 zu Nürnberg bei

Endter in erster, 1659 schon in zweiter Auflage erschienen, sein literarisches Leben bis auf unsre Tage herab gefristet hat. — 1654 nach Lissa zurückgekehrt, arbeitete er unausgesetzt auf dem pädagogischen Gebiete weiter, als ihn die Verbrennung der Stadt durch die Polen seines Hauses, seiner Bibliothek und aller Manuscripte beraubte. Er ging durch Schlesien, Brandenburg über Hamburg nach Amsterdam, wo er 1657 seine ‚opera didactica' drucken ließ, und bis an sein Ende — † 15. November 1671, 80jährig — blieb. —

Seine allgemeinen pädagogischen Principien hat Comenius in der ‚didactica magna', dem Werke seiner frischen Manneskraft — 1628 — scharfsinnig und charaktervoll dargelegt: sie mögen epitomisch in einer Note ihre Stelle finden [119]).

Sein Studienplan theilt das Geschäft der Bildung in vier Stufen: 1. schola materna: Mutterschule. — 2. schola vernacula: deutsche Schule. — 3. schola latina: Gymnasium. — 4. academia: Universität. — „Eine Mutterschule", sagte er [120]), „müsse in jedem Hause sein; eine deutsche Schule in jeder Gemeinde; eine lateinische in jeder Stadt; eine Academie in jedem Kreise, oder in jeder größern Provinz. — In der Mutterschule sollten die Kinder bis zum sechsten Jahre sein; vom sechsten bis zum zwölften in der deutschen; vom zwölften bis zum achtzehnten in der lateinischen; zuletzt vom achtzehnten bis zum vierundzwanzigsten auf der Academie. In der Mutterschule sollten vorzüglich die äußeren Sinne zum richtigen Auffassen der Dinge geübt werden; in der deutschen Schule die inneren Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß: da müßten auch die durch die äußeren Sinne innerlich eingeprägten Bilder der Dinge wieder äußerlich ausgeprägt und dargestellt werden, durch die Hand und die Zunge, durch Lesen, Schreiben, Malen, Singen u. s. f.; auf dem Gymnasium sollte man dann durch Vergleichen, Abwägen und tieferes Eingehen in die Dinge Verstand und Urtheil ausbilden; auf der Universität den Willen."

Die „Mutterschule", führt nun Comenius näher aus, „beginnt schon in der Zeit der mütterlichen Schwangerschaft; die Mutter soll den Embryo in seiner Entwickelung ruhig und geduldig pflegen; das Neugeborene selber stillen; das Heranwachsende ganz nach den Gesetzen der Natur einfach behandeln, ihm jedes geistige Getränk entsagen; alle seine sinnlichen Fähigkeiten entwickeln, und damit in zartestem Kindesalter den Grund legen zu allen Wissenschaften und Künsten: damit Hand in Hand soll die ethisch-religiöse Erziehung gehen; in der Taufe gibt man die Kinder ihrem Schöpfer und Erlöser zurück; drum betet man mit den Kindern, und leitet sie an zum Gebet des „Vater unser",

des Glaubens u. s. f. Auf diesem doppelten Wege muß bewirkt werden: „ut sit mens sana in corpore sano.“

Mit dem sechsten Jahre treten die Kleinen ein in die „Muttersprachschule“, nicht, wie Manche wollen, sofort in die lateinische Schule: denn mit angehendem sechsten Jahre läßt sich nicht entscheiden, ob Einer zum Studiren geschickt und geneigt sei, oder nicht. — „Meine Methode hat keineswegs einzig auf das, meist erfolglos geliebte Latein ihr Absehen: sie sucht vielmehr gleichmäßig den Weg zur Ausbildung aller Muttersprachen. Eine fremde Sprache lehren wollen, bevor man der eigenen mächtig ist, heißt seinen Sohn im Reiten unterrichten wollen, bevor er gehen kann. Auch bezwecke ich Realkenntnisse: diese können ebensogut in der Muttersprache, als in der lateinischen beigebracht, und überall statt griechischer und lateinischer deutsche Kunstausdrücke gebraucht werden“ [121]). Die Lehrgegenstände der deutschen Schule sind: deutsch lesen, richtig schreiben, Rechnen, wie es das Leben fordert, Messen, gewöhnliche Melodien singen, Auswendiglernen geistlicher Lieder, Kenntniß des Katechismus und der Bibel, eine ganz allgemeine Geschichtskenntniß: nämlich der Schöpfung, des Falles und der Wiederherstellung des Menschen, einige Kosmographie, und Kenntniß der Gewerbe und Künste: denn das Alles ist nicht bloß für Studirende nöthig, sondern auch für künftige Oekonomen, Kaufleute u. s. f. Die deutsche Schule soll in sechs Classen zerfallen, und für jede Classe ein Schulbuch in der Muttersprache verfaßt werden.

Die „lateinische Schule“ umfaßt vier Sprachen, und die sieben Künste des sogen. Tri- und Quadrivium: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie; dazu Physik, Chronologie, Geschichte, Ethik und biblische Theologie. Die nothwendigen sechs Jahrescurse vertheilen sich also: 1. Grammatica. 2. Physica. 3. Mathematica. 4. Ethica. 5. Dialectica. 6. Rhetorica. — Deutsch und latein müssen die Schüler vollkommen, griechisch und hebräisch zur Nothdurft grammatisch verstehen. Dialektik und Rhetorik dürfen erst nach den Realien gelehrt werden: sonst werden jene Wissenschaften ein Plappern und Zanken ohne Grund und Gehalt. Der Mathematik, als einer abstrakten Wissenschaft, muß die mehr das sinnliche Anschauungsvermögen beanspruchende Physik vorausgehen.

Auf die Academien, als seinem unmittelbaren Zwecke ferner liegend, läßt sich Comenius nicht näher ein, sondern bescheidet sich mit der Aeußerung etlicher frommer Wünsche, z. B. der schola scholarum oder dem collegium didacticum, wozu sich bloße Gelehrte verbinden

ſollen, um durch neue Auffindungen die Wiſſenſchaften zu bereichern; Vereinigung der verſchiedenen Confeſſionen u. dergl.

Das heilige Siegel drückt Comenius ſeinem pädagogiſchen Wirken auf durch den Alles verklärenden religiöſen Hellſchein, der ſein pädagogiſches Lehrgebäude durchleuchtet. —

So erſcheint uns, mit Raumer zu reden [122]), Comenius als eine „große, ehrwürdige Leidensgeſtalt: verfolgt und heimathlos umherirrend während jener entſetzlichen, verwüſtenden dreißig Kriegsjahre verzweifelte er nicht, ſondern mit ausdauernder, glaubensſtarker Treue arbeitete er unermüdet dahin, die Jugend beſſer für eine beſſere Zukunft zu erziehen. Scheint es doch, als hätte ſeine zweifelloſe Sehnſucht in einem großen Theile Europa's viele, von der grimmigen Zeit niedergebeugte, ernſte Männer aufgerichtet, und auch ſie mit der Hoffnung belebt: durch fromme und weiſe Erziehung ſei eine gottgefälligere Generation herbeizuführen."

— „Eine meiner vorzüglichen Bemühungen," hat der Edle ſelber von ſich in ſchönen Worten geſagt [123]), „bezog ſich auf die Schulverbeſſerungen, die ich aus Verlangen, die Jugend in den Schulen aus den beſchwerlichen Labyrinthen herauszuführen, worein ſie verwickelt worden war, über mich nahm, und viele Jahre fortſetzte. Einige hielten dieß für eine dem Amte eines Theologen fremde Sache, als ob Chriſtus dieſe zwei: ‚weide meine Schafe, und weide meine Lämmer' nicht verbunden, und beide ſeinem geliebten Petrus aufgetragen hätte. Ihm, meiner ewigen Liebe, ſage ich ewigen Dank, daß Er ſolche Liebe zu ſeinen Lämmern in mein Herz gelegt, und Segen gegeben hat, daß die Sache dahin gedieh, wohin ſie gediehen iſt. Ich hoffe und erwarte es zuverſichtlich von meinem Gott, daß meine Vorſchläge einſt in's Leben treten werden, wenn nur der Winter der Kirche vergangen, der Regen aufgehört hat und die Blumen im Lande hervorkommen werden: wenn Gott ſeiner Heerde Hirten nach ſeinem Herzen, die nicht ſich ſelbſt, ſondern die Heerde des Herrn weiden, geben, und der Neid, der gegen die Lebendigen gerichtet iſt, nach ihrem Tode aufhören wird."

Das Jahrhundert nach dem weſtphäliſchen Frieden war, wenigſtens in ſeiner größeren Hälfte, nicht geeignet, die Hoffnungen des Comenius in die Wirklichkeit zu übertragen, ſeine Vorarbeiten zum Frommen eines ſittlichen Neubaues der Geſellſchaft zu verwerthen: dazu waren die franzöſiſchen Einflüſſe viel zu mächtig.

Das zwar hatte Ratich's und Comenius' Streben zu Wege gebracht, daß die lateiniſche Sprache ihrer erdrückenden Oberherrſchaft

verlustig ging und die Realien mehr und mehr in Aufnahme kamen; aber, wo sich nun jenen Männern ein erfreuliches Feld zu erfolgreicherem Wirken würde aufgethan haben, säete jetzt der böse Feind seinen Samen aus. Nicht nur, daß das Zeitalter des Absolutismus die Trennung der Stände — Adelige und bürgerlich Gemeine [124]) — bis in die Schulstuben hinab in strengster Consequenz durchführte, und servile Rectoren nach Kräften mitwirkten, den republikanischen Schulgeist zu ertödten: die deutsche Sprache ward auch, nachdem sie nun frei geworden, mit französischem Geiste übertüncht, und der französische Firniß saß in bunten Phrasen und Wörtern auf ihrem geschändeten Kleide; die deutschen Gymnasiasten scheuten sich nicht, wie vordem Terenz und Plautus waren abconterfeit worden, so jetzt ihren deutschen Stücken den Geist überrheinischer Galanterie einzulöthen [125]). Das hieß doch wohl nur übel schlimmer machen.

Man sieht, daß das höhere Schulwesen, dessen Neuaufrichtung die Regierungen sich angelegen sein lassen mußten, wenn sie nicht nach dem Kriege das Seminarium der Staatsdienerschaft verkümmern lassen wollten, aus eigener Kraft zu keiner erklecklichen Besserung, oder gar zur Gesundung kommen konnte. Es ist bezeichnend, daß auch hier eben der Pietismus Hülfe brachte, der dem niedern deutschen Volksschulwesen auf die Beine geholfen. Franke's Name leuchtet auch hier in hellen Zügen.

1695 waren ihm, nach eigenem Berichte, drei junge Adelige zur Erziehung übergeben worden: das ward der Anfang des von ihm zur Erziehung von Söhnen aus den höheren Ständen errichteten Halle'schen Pädagogiums. 1713 war das Schulgebäude vollendet, in welchem sich Wohnungen für Schüler und Aufseher befanden, ‚heiter und bequem, nicht klösterlich düster'. Der Lehrplan für die Schüler des Pädagogiums lautet — 1706 — folgendermaßen: „Nebst dem Grunde des wahren Christenthums werden sie unterrichtet in der lateinischen, griechischen, hebräischen und französischen Sprache, wie auch einen guten deutschen Aufsatz zu machen, anbei eine feine Hand zu schreiben; desgleichen in der Arithmetica, Geographia, Chronologia, Historia, Geometria, Astronomia, Musica, Botanica und Anatomia, nebst den vornehmsten Fundamenten der Medicin ... und überdieß finden sie in den Freistunden Gelegenheit zum Drechseln, Glasschleifen, Malen, Reisen u. drgl. Im Uebrigen werden sie in den Recreationsstunden vor aller Gelegenheit, dadurch sie verführt werden könnten, durch getreue Aufsicht sorgfältig bewahret, auch sogar des Nachts nicht allein gelassen."

Eine eigene Classe des Pädagogiums, „Selecta“, übernahm die Vorbereitung zur Universität: die Schüler derselben lasen viele lateinische Autoren cursorisch, disputirten, perorirten, trieben Rhetorik, Logik, Metaphysik, eine Art Dogmatik, lasen Theile des Alten und Neuen Testamentes im Grundtext.

Bei Franke's Tode zählte das Pädagogium 82 Schüler, zu deren Erziehung 1 Inspector, 1 Mathematicus, 18 ordentliche, 8 außerordentliche Lehrer und 10 Collaboratores angestellt waren.

Ungeachtet nun das höhere deutsche Schulwesen nach den Zeiten des dreißigjährigen Krieges keineswegs vortheilhafte Seiten bietet, so darf es doch auch nicht unterschätzt werden als ein bedeutsames Moment zur Wahrung des deutschen Volkes nach jenen trüben Zeiten. Diese höheren Schulen, als die vornehmsten Pflanzstätten der späteren Staatsangestellten, legten den Regierungen von selbst die Verpflichtung ihrer Forterhaltung auf: damit war ein Punkt gewonnen, um den sich viele volksthümlichen Elemente aus der wüsten Zerstreuung allgemach sammeln konnten, und das war in der That als kein geringer Gewinn zu achten. Muß es freilich schmerzen, diese selben Schulen, die, unter gesunde Triebluft gestellt, die regeneratorischen Stätten deutscher Volksthümlichkeit hätten werden mögen, sofort zu Pflanzstätten überrheinischer Wälscherei entartet zu sehen: so söhnt auf der andern Seite der Gedanke aus, daß sie gleichwohl im langen Laufe der Zeiten die Heroen aus ihren Räumen hervorgesandt haben, die uns nachmals die geistigen Wiederhersteller unsrer nationalen Eigenhaftigkeit und Größe geworden sind.

Es erübriget, den Charakter der deutschen Universitäten, wie er sich vor und nach dem dreißigjährigen Kriege in Rücksicht auf das allgemeine Volksleben darstellte, zu entwickeln, um schließlich mit wenigen Worten auf die allgemeineren Bestrebungen zur Erhaltung des deutschen Volkes nach dem Kriegsruin zu kommen, und den Charakter der deutschen Literatur unter der fremden Herrschaft zu zeichnen. —

Auch auf das Universitätswesen übte die Reformation eine erfrischende und neubelebende Wirkung aus. — Der Humanismus hatte die Cultur des klassischen Alterthums erweckt: die Scholastik hatte der erneuten Bekanntschaft mit dem Geiste der Antike weichen müssen; wiewohl Latein immer noch die am meisten gedrillte Sprache blieb, so nahm doch auch das Studium der Hellenen einen erfreulichen Aufschwung, ob es gleich an Klagen, selbst eines Melanchthon, nicht gebrach über den lässigen Sinn der studirenden Jugend für das Studium eines Demosthenes, eines Homer [126]).

Der Charakter des Universitätsstudiums blieb, wie die ganze Reformationsperiode einen vorherrschend religiösen Zug hatte, der theologische. Doch ward nicht versäumt, den allgemeinen Bildungsmitteln Zutritt zu geben; man hatte nach und nach die Geschichte, die Rechtswissenschaft, ja selbst die lange genug stiefmütterlich behandelte Natur- und Heilkunde sammt Mathematik in den Kreis der Universitätslehrthätigkeit hereingezogen. Und es mangelte nicht an regem Sinne der Studirenden, den allenthalben wehenden wissenschaftlichen Neuhauch wohlthätig auf sich einwirken zu lassen.

Im Ganzen genommen aber muß entschieden bekannt werden, daß die Reformation auf das Universitätsleben den mächtigen Einfluß nicht ausübte, den man von ihren Lehren hoffen konnte. Das wird sich unschwer erklären lassen. — Das Reformationszeitalter, so tief es auch von den sittlichen Regungen des neuen Werkes erfaßt war, traf eine Generation, die, kräftig genug angelegt, in sinnlichstem Wohlbehagen sich zu bewegen von früheren Zeiten her gewohnt war: daher die Erscheinung, daß einerseits die edelsten Grundzüge des menschlichen Wesens zu leuchtender Entfaltung kamen, andrerseits die derbste Sinnlichkeit oft in nacktester Gestalt sich Geltung verschaffte. Das gilt doppelt von dem jungen Volke, das auf die Universitäten zusammenströmte [127]). —

Die unselige Spaltung, die das reformatorische Werk im Großen erlitt, äußerte ihre Einwirkung auch auf das Universitätsleben: dieselbe schroffe Gegenstellung, die zeither die katholischen und protestantischen Universitäten auseinandergehalten [128]), schied nun das lutherische und reformirte Bekenntniß auf dem protestantischen Boden [129]): so war z. B. in Wittenberg durch den Kurfürsten August 1574 der Befehl erlassen worden, daß alle Stipendiaten den zu Torgau aufgesetzten Religionsartikel folgendermaßen unterschreiben sollten [130]): „daß sie alle und jede calvinisch gedruckte, geschriebene Bücher, die sie jetzund gekauft haben möchten, beneben den Lectionen und Collectionen oder Commentarien ihrer Präceptoren dem Rectori bona fide und bei Verlust ihrer Stipendien zustellen wollen; daß sie ferner zusagen und angeloben, alle und jede sakramentische Bücher Calvini, Bezae, Martyris, Bullingeris, der Heidelberger Theologen, exegesin recentem, und was sonst dieser Sache wegen verdächtig, nicht lesen, noch kaufen, und demnach alle sakramentische opiniones fliehen und vermeiden wollen."

Das siebzehnte Jahrhundert, dessen erste Hälfte der dreißigjährige Krieg mit seinen Entsetzen erfüllt, mag füglich auch im Leben der

Universitäten das saeculum dissolutissimum heißen: eine nähere Schilderung des Lebens mag hiefür den Beweis liefern.

Alsbald im Anfange dieses Jahrhunderts bildete sich das Unwesen aus, das als „Pennalismus" und „Nationalismus" das Studententhum lange beherrscht hat.

Seitdem nämlich das „Bursenwesen" [113]) in Abgang gekommen, war auf den Universitäten die Einrichtung getroffen, daß den neu ankommenden jüngeren Studenten sogen. inspectores morum et studiorum vorgesetzt wurden, die sie sich entweder selber wählen konnten, oder die ihnen die academischen Obrigkeiten zuordneten: in der Regel geschah, daß zu solchen Aufsehern Landsleute der Neuankommenden erkoren wurden; und da sich mittlerweile statt der „alten Nationen" [132]) die sogen. Landsmannschaften gebildet hatten, so war mit der Wahl des Aufsehers die unvermeidliche Nothwendigkeit verknüpft, in seinen Studentenbund einzutreten: da mußten denn die jungen Rekruten einem argen Regimente sich untergeben: die älteren Kerle („Schoristen") [133]) übten gegen die Neulinge („Pennäle") [134]) eine wahre Tyrannei in Zucht und Bedienung [135]).

Die neuen Ankömmlinge mußten zunächst die „Beanis" ablegen — *B*eanus *e*st *a*nimal *n*esciens *v*itam *s*tudiosorum — [136]): dieser Act hieß die „Deposition". Der Depositor war zumeist ein alter Student, der, auf manchen Universitäten vom Rector erwählt und verpflichtet, für seine verschiedenen Amtsverrichtungen ein entsprechendes Honorar vom Deponenden bezog. — Verfolgt man den Act der Deposition näher, so wird aus seiner Unsinnigkeit und Grobheit begreiflich, daß Manche sich noch in jugendlich zartem Alter deponiren ließen, um bei der viehischen Unflätherei doch wenigstens mit Rücksicht auf ihre Jugend eine gelindere Behandlung zu erfahren, und späterhin einer Narrenpein überhoben zu sein [137]).

Der Vorgang der Deposition nämlich war, um einen Augenzeugen reden zu lassen [138]), folgender. — „Der Vorsteher der Ceremonie, Herr ‚Depositor' genannt, ließ die jungen Leute, welche unter die Studenten aufgenommen zu werden wünschten, Kleider von verschiedenem Zeuch und verschiedenen Farben anziehen. Man schwärzte ihnen das Gesicht, an ihre Hüte, deren Krämpen heruntergebügelt waren, befestigte man lange Ohren und Hörner, setzte ihnen in die beiden Mundwinkel lange Schweinszähne, welche sie, wie zwei kleine Tabakspfeifen, bei Strafe von Stockschlägen mit dem Munde festhalten mußten; über die Schultern hing man ihnen einen langen schwarzen Mantel. So, scheußlicher und lächerlicher verkleidet, als die, welche von der

Inquisition zum Scheiterhaufen geführt werden, ließ der Depositor sie nun aus dem Depositionszimmer heraus, und trieb sie vor sich her mit einem Stock wie eine Heerde Ochsen oder Esel, in einen Saal, wo die Zuschauer sie erwarteten. Er hieß sie da in einen Kreis sich stellen, in dessen Mitte er stand, schnitt ihnen Gesichter, machte stumme Reverenz, verspottete sie über ihren seltsamen Aufzug und hielt dann eine Anrede an sie, indem er vom Burlesken zum Ernst überging. Er sprach von den Lastern und Fehlern der Jugend, und zeigte, wie nöthig es sei, daß sie durch Studien gebessert, gezüchtiget und geschliffen würden. Darauf legte er ihnen verschiedene Fragen vor, die sie beantworten mußten. Aber die Schweinszähne, die sie im Munde hatten, hinderten sie am deutlichen, verständlichen Sprechen, so daß sie mehr wie Schweine grunzten, weßhalb der Depositor sie auch Schweine nannte, ihnen einen leichten Stockschlag auf die Schultern, und einen Verweis gab. ‚Diese Zähne', sagte er, ‚bedeuten Unmäßigkeit, da jungen Leuten durch Uebermaß in Essen und Trinken der Verstand verfinstert wird'. Dann zog er aus einem Sack eine hölzerne Zange, mit welcher er ihren Hals zusammendrückte, und sie so lange schüttelte, bis die Zähne auf die Erde fielen. ‚Wenn sie gelehrig und fleißig wären', sagte er, ‚so würden sie den Hang zur Unmäßigkeit und Gefräßigkeit ebenso verlieren, wie diese Schweinszähne'. Dann riß er ihnen die langen Ohren ab, wodurch er ihnen zu verstehen gab, sie müßten fleißig studiren, wollten sie nicht den Eseln ähnlich bleiben. Weiterhin nahm er ihnen die Hörner, welche brutale Rohheit bezeichneten, und holte darauf aus einem Sack einen Hobel: jeder Bean mußte sich zuerst auf den Bauch, dann auf den Rücken und auf beide Seiten legen; in jeder Stellung behobelte er ihm den ganzen Leib, und sagte: Literatur und Künste würden ebenso ihren Geist glätten. Nach einigen andren lächerlichen Ceremonien füllte der Depositor ein großes Gefäß mit Wasser, das er den Novizen über den Kopf goß, und sie dann mit einem groben Lumpen unsanft abtrocknete. Da die Posse mit diesem Abwaschen zu Ende war, ermahnte er die gehobelte, gestriegelte und gewaschene Gesellschaft: sie solle ein neues Leben anfangen, böse Neigungen bekämpfen, und böse Gewohnheiten ablegen, die ihren Geist ebenso entstellten, wie die verschiedenen Theile der Verkleidung ihren Leib entstellt hätten" [139]). —

Faßt man das Wesen dieses symbolischen Actes auf, so tritt in der That ein edler Gedanke aus demselben hervor: der Jüngling soll, wenn er in die Hallen der Wissenschaft eintritt, den Kindersinn ablegen, nach Männlichkeit streben.

Kaum aber mag ein an ſich ſchöner Gedanke in der Wirklichkeit mehr verflüchtiget und teufliſcher verzerrt worden ſein, als das Symbol der Depoſition durch den ihr nachfolgenden Pennalismus.

— „Wenn junge Leute", erzählt Schröder [140]), „auf Academien kommen, kaum, daß ſie einen Fuß in's Thor, oder Haus, oder Stadt geſetzet, ſo ſind dieſe Nationalbrüder vorhanden: wollen jene zum Magnifico, und ſich verpflichten, in billigen Sachen ihnen zu gehorſamen; ſo ſagen ſie: ‚was, Magnificus. Du haſt keinen freundlichen Mann an ihm, er wird dein nicht achten, wir wollen dir rathen, wie du deine Sachen ſollſt anſtellen, daß du uns dein Leben lang ſollſt danken: folge unſerm Rath in Gutem, dem du ſonſt mit Unmuth mußt folgen; begib dich in die Nation, es geht ein Jahr bald hin': da ſie doch hernach mit ihnen ſo umſpringen, daß ſie ihr Leben lang ihnen mögen fluchen. Hierzu brauchen ſie ſowohl Liſt, als Gewalt. Was das Erſte betrifft, ſo geben ſie vor, durch ihre Zuſammenbindungen und Convente werde Liebe und Freundſchaft geſtiftet; nämlich, wie die Epikuräer zu thun pflegen, mit großen Gläſern, Bechern und Kannen. Da verflucht und verſchwöret ſich Einer, dem Andern zu ſeiner Wohlfahrt als ein Bruder zu leben und zu ſterben: kaum aber iſt eine Stunde, ja eine halbe Stunde, vorbei, ſo entſteht aus einem einzigen Wort oder Trunk, den der Eine mehr oder weniger, als der Andre bekommen, ein großer Unwille: da fangen ſie an, ſich zu ſchelten, die kurz zuvor ſich einander mündlich und ſchriftlich mit Lob an den Himmel wollten erheben, ſie fallen einander in die Haare."

Die Tyrannei, denen die ‚Pennäle' von ſeiten der ‚Schoriſten' ausgeſetzt waren, war, um nicht ſtrenger zu reden, allerdings eine halbverrückte Unmenſchlichkeit. — „Die Pennäle mußten", erzählt Dolch [141]), „in der Kirche in der ſogenannten Fuchsecke ſtehen, durften keine ſchönen Kleider und keinen Degen tragen, mußten die alten Studenten bewirthen und bedienen, ihnen Bier und Branntwein, Brezeln und Karten nachtragen, ihnen ihre guten Kleider und Bücher für deren alte und abgetragene geben, mußten unter den Tiſch kriechen, und heulen wie eine Katze oder Hund, Schuhe putzen, Naſenſtüber, Maulſchellen und Stockſchläge aushalten, durften bei Körper- oder Geldſtrafen keine Mädchen kareſſiren u. ſ. f. Sie mußten ein Gemiſch von zerſchnittenen Neſſeln, Oeſel aus den Lichtputzen, Tinte, Senf, garſtig ſtinkender Butter, Nußſchellen u. ſ. w. einnehmen, was man den ‚ſchwediſchen Trank' hieß. Auch mußten die Pennäle für ihre Schoriſten abſchreiben, und Wege von zehn, zwanzig und mehr Meilen gehen, auf Spaziergängen dieſelben begleiten, ihren Degen nachtra-

gen, wenn sie sich schlugen, sie pflegen und erheitern, wenn sie krank waren."

Moscherosch hat im sechsten Gesichte seines Philander von Sittewald — „die Höllenkinder" — ein anschauliches Bild von dem wüsten Treiben des Pennalismus entworfen. — „Indessen ersah ich", erzählt er, „ein großes Zimmer, ein contubernium, museum, studiolum, Bierstube, Weinschenke, Ballenhaus, Hurenhaus u. s. f. In der Wahrheit kann ich nicht eigentlich sagen, was es gewesen: denn alle diese Dinge sah ich darin: es wimmelte voller Studenten: die Vornehmsten saßen an einer Tafel und soffen einander zu, daß sie die Augen verkehrten, als gestochene Kälber: Einer brachte dem Andern eins zu aus einer Schüssel, aus einem Schuh; der Eine fraß Gläser, der Andere Dreck, der Dritte trank aus einem Geschirr, darin allerhand Speisen waren, daß Einem davor übel wurde. Einer gab dem Andern die Hand, fragten sich untereinander nach ihrem Namen, und versprachen sich ewige Freunde und Brüder zu sein; mit angehängter dieser gewöhnlichen Clausel: ‚ich thue, was dir lieb ist; ich meide, was dir zuwider ist'; band je Einer dem Andern einen Nestel von seinen Lotterhosen an des Andern zerfetztes Wamms. Die aber, denen ein Andrer nicht bescheiden thun wollte, stelleten sich als Unsinnige, und als Teufel, sprangen vor Zorn in alle Höhe, und rauften aus Begier, solchen Schimpf zu rächen, sich selbst die Haare aus, stießen einander die Gläser in das Gesicht, mit dem Degen heraus, und auf die Haut, bis hier und da Einer niederfiel und liegen blieb: und diesen Streit sah ich auch unter den Besten und Blutsfreunden selbst mit teuflischem Wüthen und Toben geschehen. Andre waren da, die mußten aufwarten, einschenken, Stirnknuppen, Haarropfen aushalten, neben andren vielen Ceremonien, da die Andren auf diese als auf Pferde oder Esel saßen, und eine Schüssel mit Wein auf ihnen aussoffen, etliche Bacchus-Liedlein dazusangen, Bacchus-Meß lasen: ‚o vitrum gloriosum' — resp.: ‚mihi gratissimum'. Welche Aufwärter von den Andern genannt wurden: ‚Bacchanten', ‚Pennäl', ‚Haushähne', ‚Spulwürme', ‚Mutterkälber', ‚Säuglinge', ‚Quasimodigeniti', ‚junge Herren': über welche sie ein langes Lied hersangen, dessen Anfang war:

‚Prächtig kommen alle Pennäl hergezogen,
Die da neulich sind ausgeflogen;
Und haben lang zu Hause gesogen
Von der Mutter;'

Das Ende aber:

'So thut man die Pennäl agiren;
Wann sie sich viel imaginiren,
Und die Studenten bespectiren u. s. f.'

Denen sie endlich, bei Beschließung selber Ceremonien und Gesängs, das Haar abschoren, als den Namen, so Profeß thun wollen: dannenhero diese Schoristen ‚Agiren', ‚Pennalisiren' heißen, die sich aber unter einander fröhliche, freie, redliche, tapfre und herzhafte Studenten tituliren. — Andre sah ich blinzelnd herumschwärmen, als ob es im Finstern wäre, trug Jeder einen bloßen Degen in der Faust, hieben in die Steine, daß es funkelte, schrien in die Luft, daß es wehe in den Ohren that, stürmten mit Steinen, Prügeln und Knütteln nach den Fenstern: und ‚heraus Pennal', ‚heraus Feix', ‚heraus Pech', ‚heraus Rang', ‚heraus Oelberger', da es dann bald an ein Reißen und Schmeißen, an ein Rennen und Laufen, an ein Hauen und Stechen ging, daß mir darüber die Haare zu Berg standen. Andre soffen einander zu auf Stühlen und Bänken, auf Tisch und Boden durch den Arm, durch ein Bein, auf den Knien, den Kopf unter sich, über sich, hinter sich, und für sich. Andre lagen auf dem Boden und ließen sich einschütten als durch einen Trichter. Bald ging es über Thür und Ofen, Trinkgeschirr und Becher, und mit demselben zum Fenster hinaus mit solcher Unsinnigkeit, daß mir grausete: Andre lagen da, speieten und kotzeten als die Hunde."

Man sieht, daß dieses teuflische Treiben recht eigentlich auf den Universitäten das war, was im Kriegslager die Soldateska: der Pennalismus erscheint im dreißigjährigen Kriege [142]) als die Kloake des Studententhums.

Leicht ist abzusehen, warum Obrigkeiten und Eltern diesem Unwesen lange Zeit hindurch kein Ziel zu stecken vermochten: Jahr um Jahr erschienen Programme und academische Erlasse gegen dasselbe; publicistische Stimmen sprachen sich energisch dagegen aus; aber die Ohnmacht der politischen und academischen Magistrate bekundete sich mitten unter den Kriegsdrangsalen zu sprechend, als daß der Teufel seine Spuk nicht fortgespielt hätte: so wußten auch die Eltern ihren Söhnen, die beim Eintritt in's academische Leben sofort von dieser Lasterschule empfangen wurden, keinen bessern Rath mit auf den Weg zu geben, als ‚perfer et obdura', ohne daß sie das ‚olim meminisse juvabit' hinzusetzen konnten.

So trieb der Pennalismus, mit dem Nationalismus als Handlanger, sein wüstes Wesen bis über die Hälfte des 17. Jahrhunderts hinaus [143]).

Als der Kriegssturm endlich verbraust war, boten die Regierungen Alles auf, dem Unwesen des Pennalismus und der Landsmannschaften ein Ende zu machen. Jede einzelne für sich aber konnte dem Unfuge unmöglich mit dauerndem Erfolge steuern: denn relegirte man z. B. einen schlimmen Schoristen in Leipzig, so ging er nach Jena, wo er von seinen Genossen mit offenen Armen empfangen ward. Das machte, daß sich schon 1636 — im vierten Jahrzehnt erstieg die Barbarei überhaupt ihren höchsten Grad — unter Wittenbergs Vortritt alle lutherischen Universitäten — Leipzig ausgenommen, das, von seinem Kurfürsten gewiesen, keinen Cartel mit auswärtigen Universitäten eingehen durfte [144]) — sich zusammenthaten, um durch gemeinsam bindende Statute [145]) dem Wust entgegenzutreten: aber weder ihre Maßnahmen, noch die strengsten Verbote und Strafen einzelner andrer Universitäten [146]) hatten erklecklichen Erfolg: kam doch der Fall vor, daß über 200 Pennäle bei dem Collegium zu Leipzig an dem Tage, an welchem ein kurfürstliches Mandat gegen den Pennalismus öffentlich war angeschlagen worden, sich versammelten, um, wie sie sich verschworen hatten, die Abschaffung zu hindern [147]).

Die Sache mußte, wollte man ihr anders ein gründliches Ziel stecken, von den deutschen Fürsten vor den Reichstag gebracht werden; und so erfolgte denn auch im Jahre 1654 von Regensburg aus diese Verordnung gegen den Pennalismus [148]): — „Nachdem wir die schweren und harten Landplagen, insonderheit den blutigen und langwierigen Krieg, damit der allmächtige Gott, nach seinem Gericht, unser geliebtes Vaterland deutscher Nation, sammt andern benachbarten Landen und Königreichen heimgesucht, zu bedächtlichem Gemüth geführet, und den Ursachen, wodurch obgeregte Plagen über so herrliche blühende Lande und Leute gezogen, etwas reifer nachgesonnen, so haben wir unter andern grausamen Lastern, welche wider die erste und andere Tafel der heiligen zehn Gebote Gottes ungescheuet im Schwange gewesen, nicht die geringste zu sein befunden, die auf den hohen Schulen in Deutschland unter die studirende Jugend eingerissene hochschädliche Unordnung und Gewohnheit des Pennalisirens, da etliche ruchlose, freche, übelerzogene, aller christlichen Zucht vergessene junge Leute denjenigen, welche von andern Trivialschulen, Pädagogiis, oder Gymnasiis sich auf Universitäten eine mehrere Wissenschaft in den Hauptsprachen, freien Künsten und in philosophicis zu fassen, auch in den höheren Facultäten sich informiren zu lassen, und zu proficiren begeben, oder an den Orten, wo Universitäten sind, geboren und erzogen, hocharglicher Weise nachstellen, sie nicht allein mit schimpflichen, höhni-

schen Gebärden und Worten, sondern auch gar mit unehrlichen, abscheulichen Frevelthaten und Schlägen barbarisch tractiren, ihnen öfters solche Dienste und Aufwartung, welche ein vernünftiger Herr seinem geringsten Diener anzumuthen Bedenken trägt, aufdringen, ja, so oft es ihnen gefällig, solche neuangehende Studioses mit Schmausen und Gastereien, beim An- und Abtritt, auch wohl sonst, so oft es ihnen beliebet, beschweren, also, daß dasjenige, was die Eltern ihren studirenden Söhnen öfters mit ihrer höchsten Angelegenheit, bei diesen geldklemmenden Zeiten, zur Zehrung auf ein Jahr bestimmt, bei einer und andern Zeche und Gelage verschwendet werden muß, und dadurch manches schönes ingenium mit obgedachten lasterhaften Exagitationen und concussionibus desperat gemacht, an dem Fortgang seiner wohlangefangenen Studien verhindert, die Eltern um ihre geschöpfte Hoffnung, daneben Kirchen, Rathhäuser, Schulen, und das gemeine Wesen um ein nützliches Werkzeug unverantwortlicher Weise gebracht werden:" u. s. w.

Auf diesen Grund hin konnten nun die Einzelregierungen mit Aussicht auf endlichen Erfolg Hand anlegen an Abschaffung des Unwesens: und so ergingen in den verschiedenen Territorien Spezialmandate [149]) gegen den Pennalismus und seinen Gesellen, den Nationalismus. Mit dem Beginne des siebenten Jahrzehnts waren diese äußerlich verschwunden, zum Jubel der Universitäten und Eltern [150]).

Principiell freilich war der Pennalismus nicht vertilgt, so lange noch der Nationalismus [151]) — was allerdings der Fall war — ein geheimes Bestehen fristete; aber das hatte man doch erreicht, daß selbst diese landsmannschaftlichen Verbindungen die pennalisirende Barbarei fallen lassen mußten.

So gingen die gemäßigten (geheimen) Landsmannschaften und die öffentlich neu aufkommenden Studentenorden [152]) in's achtzehnte Jahrhundert hinüber. —

Nimmt man den dreißigjährigen Krieg als Hintergrund des gleichzeitigen Universitätslebens, so lassen sich nicht nur die Ausgeburten des Pennalismus, sondern auch die übrigen academischen Undinge leicht erklären. Wie konnte das auch anders sein bei dem stück- und stoßweise geführten Kriege, der in den verschiedensten Gegenden tobte, bald diese, bald jene Landschaft aus einem Fruchtgarten zur Einöde machte, daß kaum ein paar Universitätsstädte — z. B. Jena [153]) — sich mäßigerer Drangsal zu rühmen hatten. Es war kein Wunder, wenn da die academische Jugend sich in den Strudel der Soldateska hineinwarf, den Sommer über marodirte, und im Winter unter

Studentenpacke und Studentenkappe das Lagerleben zu entsetzlicher Noth der Universitätsstädte fortsetzten: — Tumulte [154]), Duelle [155]), Freß- und Saufgelage [156]), Verhöhnung der Städter [157]), tolles Spielen [158]), entsetzliche Zuchtlosigkeit [159]), Schuldenmachen [160]), Modegeckerei [161]), Prellerei der Hauswirthe [162]), Mißhandlung der Pedelle [163]) u. s. f. füllen in ununterbrochener Folge die Zeit aus, die eigentlich dem Studium gewidmet werden sollte. Die Annalen der academischen Gerichte einerseits, die Lieder und Stammbücher [164]) der Studenten andrerseits strotzen von Excessen der bezeichneten Art; und nicht selten mochten sich die jungen Kerle in ihrem wüsten Treiben entschuldiget halten durch die moralischen Musterbilder, die in ihren Professoren ihnen mitunter entgegentraten [165]).

Man begreift leicht, daß solche aus Rand und Band gegangenen Gesellschaftstheile auf langehin unfähig waren, etwas Bedeutsames zum Frommen der schwer darniederliegenden Nation zu leisten. Und in der That bieten die Universitäten das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch und noch lange bis in's achtzehnte hinein ein ziemlich trostloses Bild wissenschaftlichen Vegetirens dar.

Das „Siècle de Louis XIV", dessen Wirkungen auch sie untergestellt waren, trug keinen frisch anregenden Geist in sich, förderte vielmehr mit seinem ‚esprit' — wiewohl auch der den deutschen Universitätsprofessoren nicht zuzusprechen war, — die Geistlosigkeit zu krasser Geistesverdumpfung, die in den Hexenrechtsprüchen ihren Gipfelpunkt erreicht.

Mühsam und schleppend [166]), unpraktisch und pedantisch ist der Charakter der weitaus größten Zahl der academischen Docenten.

Und in die academische Jugend, die sonst, wenn irgend Etwas, eine Republik sein soll, dringen die leidigen Standesabscheidungen — zwischen ‚Adel' und ‚Bürgerliche' — ein [167]).

Dazu kam die Herrschaft der Orthodoxie, die, wenn auch nicht im Leben, doch auf den Kathedern und in den Hörsälen ihr Leben fristete als willkommenes Mittel der absolutistischen Staatskunst.

Ein Denker wie Leibnitz steht vereinzelt [168]); Spinoza's Berufung nach Heidelberg scheitert an Bekenntnißskrupeln [169]). —

Gleichwohl kann die Bedeutung der Universitäten für unser aus der Zerrüttung des Krieges hervorgegangenes Vaterland nicht leicht zu hoch angeschlagen werden: ihr vornehmstes Verdienst an Erhaltung unsrer Volksthümlichkeit lag eben in ihrem Bestande: damit war gegeben, daß eben sie, die auf der einen Seite dieser Volksthümlichkeit durch Undeutschheit und Verwälschung so harte Schläge zu versetzen

vermochten, doch auf der andern auch die Kraft und Möglichkeit in sich trugen, dereinst die Leuchtthürme und Warten eines neu aufstrebenden deutschen Geisteslebens zu werden, oder wenigstens die in ihrem Schooße zu erziehen, die zur geistigen Befreiung von wälschem Joche ihr gut Theil beitrugen. So kümmerlich sich z. B. einerseits Gellert mit seinen academischen Strebungen ausnimmt; so eigenartig und selbstständig andrerseits ein Klopstock, ein Lessing dastehen: die Universität war und bleibt doch die Anstalt im deutschen Leben, da ein Schritt, im Guten oder im Schlimmen, bedeutsamer und weckender ist, als im übrigen Leben oft hundert.

Nachdem wir nun die bedeutsamsten gesellschaftlichen Kreise und Momente, die in und nach dem dreißigjährigen Kriege in Betracht kommen, näher gemustert haben, drängt sich ungesucht die Frage auf: waren denn in der That alle socialen Factoren im Augenblick der Kriegsbeendigung so in ihrer Bedeutung und Thätigkeit herabgekommen und erlahmt, daß von ihnen für allmälige nationale Neubelebung Nichts zu hoffen stand?

Es ist wohlthuend, diese Frage verneinen zu können: deutsche Art und deutsche Kraft war nicht gar verschwunden.

Aber Das wird nicht befremden, daß, physisch und politisch zerrüttet, wie das Volk aus dem Kriege hervorging, die Opposition des rein deutschen Elementes in allen Lebensbeziehungen vorderhand blos auf geistigem Gebiete sich Luft machen konnte.

Mußte das auf der einen Seite in die Länge nothwendig daran gewöhnen, die Nation zu einer vorzugsweise schriftstellernden und bücherwurmigen zu machen; sie die literarische Welt als das alleinige Feld der Thaten betrachten, und darüber die praktischen Lebensthaten vergessen zu lassen: so darf doch auf der andern Seite das Gute, welches durch diese geistige Zusammenraffung erhalten und gewonnen ward, nicht zu gering geschätzt werden: nur durch sie ward möglich, dem bedrohlich einreißenden geistigen Wälschthum Widerhalt zu bieten, daß das deutsche Volk nicht gänzlich unter Frankreichs Fuchtel kam: denn die Bemerkung ist kaum nöthig, daß der größere Troß in der Literatur dem Versailler Tone folgte, und in widerlicher Gallomanie zum Verräther deutscher Art ward.

Von hohem Interesse ist, dieses Spiel und Gegenspiel deutscher Art und wälscher Unart auf allen Gebieten des geistigen Lebens, wie es sich in socialer Bedeutsamkeit zur Geltung drängt, näher zu verfolgen: zu sehen, wie sich, von edlem Vaterlandsgefühle getrieben, größere Gesellschaften zusammenthaten zur Abwehr der Undeutschheit in

Sitte, Sprache, Denkung; wie einzelne Schriftsteller, mit stolzem deutschem Sinne, der Fremdländerei kühn den Fehdehandschuh hinwarfen; — wie andrerseits der größere Haufe, der literarische Janhagel, dem gemeinen Zugwinde folgt, sich leichtsinnig der angestammten Eigenartigkeit begibt.

Eigentlich müßte die Darstellung dieses Processes, der mit dem Siege des besseren deutschen Wesens sein Ende nahm, in seinen ersten Stadien den Schluß unsrer Schilderung machen. Doch erscheint unnöthig, hierauf näher einzugehen, da doch nur wiederholt werden könnte, was Andere — Gervinus [170]), Kurz [171]), Schmidt [172]), — deren Werke literarisches Gemeingut, bereits ausgeführt, und besser gesagt haben, als ich im Stande wäre: hat meine Arbeit dazu beigetragen, den allgemeinen Hintergrund ihrer Darstellung schärfer zu beleuchten [173]), so ist damit mein Zweck erreicht [174]).

Nicht ohne die tröstende Betrachtung mag man von dem Gesammtgemälde, das in den hervortretendsten Zügen sich vor uns aufgerollt hat, scheiden, daß dem Volke, welches so furchtbare Heimsuchung erfahren, durch göttliche Schickung der fast durchschnittene Lebensfaden neu geknüpft, daß ihm vergönnt ward, aus seinen zerstreuten Gebeinen stückwerkartig einen neuen, geistigen Leib zusammenzufügen: möge ihm beschieden sein, diesen neu gewonnenen Geistesleib allgemach auch in leiblicher Leibhaftigkeit Gestalt gewinnen zu machen [475]).

Anmerkungen.

[1]) Hierzu wurden benutzt außer den schon erwähnten (Biedermann, Freytag, Perthes): W. Wachsmuth, Europ. Sittengesch. V. 1. S. 115 ff. 197 ff.; — F. W. Barthold, Gesch. d. fruchtbringend. Gesellschaft, die einleitenden Abschnitte; — Scherr, deutsche Cultur- und Sittengesch. (letzteres die Gesch. oft tendenziös verzerrend).

[2]) Bei K. A. Menzel, a. a. O. 4, 205. — Vgl. Henke, Cal. u. s. Zeit, II, 2. S. 71 ff. 84 ff.

[3]) Von selbst versteht sich, daß der hier gegebene Ueberblick sich wesentlich im Allgemeinen halten mußte; die Nachholung des Detail mag füglicher in folgendem Capitel an den schicklichen Orten geschehen. Sonst mag noch zur Vervollständigung des hier Gesagten dienen, was im Eingang zu dem die materiellen Verhältnisse schildernden Theil dieser Schrift gesagt ist.

[4]) Vgl. hierzu das schwedische Sprichwort: Fanen mo strida mot dem, som äta trä (der Teufel mag streiten, gegen die, welche Holz essen).

[5]) Vgl. Gervinus, deutsche Dichtung, 3, S. 300 ff. und dazu E. Weller, die Lieder des 30jähr. Kr. Basel 1855.

[6]) Weller, a. a. O. S. 262: „Wahrhaffter Bericht von der Geburt und Ankunfft der Jesuiter.

Ein Hölliſch Weib megaera lang,
Die ärgſte Furi, ſchwanger gang,
Mit einer Frucht, die mächtig ſie
Thät immer kränkken ſpaht und früh.

Unnd als ſie nun gebähren ſollt,
Ihr Hebam war der Teuffel hold:
Durch deſſen Hülff ans Tagliecht zart
Lojola gebohren ward.

Als ſie das Monstrum und Suit
Erſah, unnd ſein grauſam Geſtitt:
‚Du ärger dann dein Mutter biſt,‘
Sprach ſie, würdt ſchamroht zu der Friſt.“

[7]) Man erinnere ſich, daß Moſer ſpäter (1759) von ſolcher Freiheit ſagen konnte: „Wenn Gott wird ein Volk ſtrafen wollen, ſo wird er es künftig mit deutſcher Freiheit heimſuchen. — Unſere Freiheit iſt der Stein der Weiſen: man ſagt, daß er wirklich in der Welt ſei; unſere Väter haben ihn geſucht, und ſind darüber geſtorben und verdorben; wir ſuchen ihn auch, und es wird uns wohl nicht beſſer

hen, als jenen. Wer ihn aber gefunden zu haben meint, der halte sich so ver-
rgen, wie ein Adept."

[8]) Der deutsche Brutus. Das ist: Ein abgeworfenes Schreiben 1656.

[9]) Vgl. das bänderreiche Werk von Behse, die deutschen Höfe.

[10]) Derselbe Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz z. B., den wir früher als
nen eifrigen Wiederaufbauer seines beispiellos zerrütteten Landes kennen lernten,
nnte der Versuchung nicht widerstehen, auf dem Regensburger Reichstage, also kaum
n paar Jahre nach dem Kriegs- und Friedensschluß, durch glänzende „Repräsen-
tion" es über seine Collegen davon zu tragen: vgl. Häusser, a. a. O. II, 674.

[11]) Deutsche Gesch. I. (1. Aufl.) S. 7.

[12]) Fürstenberg 1667; Schwarzenberg, Oettingen, Waldeck 1667; Thurn und
axis und Dietrichstein 1689; Nassau-Saarbrücken, Usingen ꝛc. 1688; Schwarzburg-
ondershausen 1697; Stolberg-Gedern, Solms-Braunfeld, Hohenlohe-Schillingsfürst
A. unter Karl VII.

[13]) Abgedr. bei K. Fr. v. Moser, pol. Wahrheiten, 2, S. 283 ff.

[14]) Seckendorf in der Vorrede zu s. „Deutscher Fürstenstaat" (1656).

[15]) Worte Val. Andreä's, bei K. Fr. v. Moser, patr. Arch. 6, 294 ff.

[16]) Gewöhnte man sich doch allgemach daran, die Maitresse als nothwendiges
rforderniß für die fürstliche Hoheit anzusehen, so daß als z. B. ein junger Fürst
it seiner frisch angetrauten Gemahlin seinen Einzug in die Residenz hielt, ohne ein
uhlweib in der Kutsche zu führen, das Volk unter einander sich zuraunte: „Jetzt
hlt unserm Fürsten Nichts mehr, als eine hübsche Maitresse". — Scherr, Gesch.
r deutschen Frauen.

[17]) Vgl. L. v. Orlich, a. a. O. I, 564.

[18]) A. a. O. 561 ff.

[19]) Vgl. über ihn: A. Tholuck, Lebenszeugen der lutherischen Kirche 121—132.

[20]) Rommel, Gesch. Hessens, Band 8.

[21]) Mitgetheilt bei Tholuck, a. a. O. 85 ff.

[22]) Lehms, Deutschlands galante Poetinnen, 1715.

[23]) Vgl. Gelbcke, historisch-actenmäßige Darstellung des Lebens Ernst's des
rommen, 1810, 3 Thle. — Im Auszuge bei Tholuck, a. a. O. S. 50 ff.

[24]) Ein bei den Landtagsacten von 1646 befindliches Actenstück führt näher auf:
Insgemein 1) findet sich eine große Sicherheit bei den Leuten, auch eine abscheuliche
)euchelei im Christenthume, daß sie meinen, sie wären gute Christen, wenn sie nur
ır Kirche gingen und das Abendmahl gebrauchten, sie lebten gleich, wie sie wollten;
) das Zeitliche wird dem Ewigen weit vorgezogen, daher auf jenes alle Sorgen
erichtet sind; 4) das verteufelte Fluchen und Gotteslästern, nebst leichtfertigem
Schwören, geht sehr im Schwange; 5) der Sabbath wird auf viel und mancherlei
Weise entheiliget, indem sonderlich die gemeinen Leute an demselben saufen, sich
hlagen und andere Ueppigkeiten treiben; 6) der Ungehorsam gegen die Vorgesetzten
t etwas Gewöhnliches; 7) das Balgen und Raufen, sonderlich beim Adel, geschieht
ft aus lüderlichen Ursachen; 8) das schreckliche Verwünschen beim Teufelholen und
ergleichen ist ganz gemein; 9) das Vollsaufen regiert überall; 10) die Unzucht
immt gewaltig überhand; 11) die Hoffahrt wird immer größer; 12) Untreue, Be-
rug, Geiz, Wucher, wie auch das Verläumden und Lügen herrschen allenthalben. —
Insonderheit im geistlichen Stande: 1) viele Geistliche lassen die Leute bei dem heuch-
lerischen Wesen in dem Wahne stecken, als wären sie rechte Christen, und könnten
abei selig werden; 2) richten ihre Predigten nicht auf den Zustand ihrer Zuhörer

ein; 3) bestrafen die Sünde nicht mit rechtem Ernst, und beschreiben sie nicht mit ihren rechten Farben; 4) malen die Art der inneren Buße nicht recht ab; 5) trösten die Leute insgemein bei diesen Zeiten, daß sie ihr Unglück gering achten, und stärken also die Hände der Boshaftigen; 6) liegen auch wohl mit den Zuhörern unter Einer Decke, fressen, saufen mit ihnen, und leben sonst ärgerlich; 7) machen durch unzeitige fleischliche Affekten ihnen die Zuhörer zuwider, daß sie hernach auf ihre Worte Nichts geben. — Im weltlichen Stande: 1) hält man nicht mit Ernst über die gemachten Ordnungen, und handelt ohne Scheu dawider; 2) Grafen und Edelleute nehmen die Ordnungen gar nicht an; 3) handeln unchristlich mit ihren Unterthanen; 4) bekümmern sich nicht um Gericht und Gerechtigkeit; 5) gehen den Unterthanen mit ärgerlichem Leben vor, im Fressen, Saufen, Raufen, Fluchen, Gotteslästern, Hurerei und Unzucht; 6) verüben allerlei Tücke, wenn sie die gemeine Last tragen sollen; 7) ergeben sich dem Geize und Eigennutze, und sind unbarmherzig gegen arme Leute, Wittwen und Waisen" u. s. f.

25) Vgl. die herrlichen Abschnitte aus seinem 1654 niedergelegten Testamente bei Tholuck, a. a. O. 58 ff.

26) In der „Ermahnung an die Deutschen u. s. f." herausg. v. Grotefend, S. 5.

27) Freytag, a. a. O. 2, 175 f. — Barthold, Städtewesen, 4, 467.

28) Barthold, a. a. O. 4, 455 f.

29) Das. 466 f.

30) Barthold, Hansa 3, 516. — Der Bescheid lautete: „Ihre Privilegien seien seit etlichen Jahren ganz erloschen; von ihm hätten sie keine Bestätigung aufzuweisen, und er werde sich niemals darauf einlassen, ebensowenig wie die Regenten von Schweden, England und Niederland; die Zeiten hätten sich geändert: man bedürfe ihrer nicht mehr; zur Besorgung seiner Reiche, wofür sie, nach ihrem eigenen Geständnisse, vormals die Freiheiten erhalten, fänden sich jetzt außer ihnen Kaufleute genug, doch wolle er aus Gnaden denjenigen Städten, welche gelobten, den Gewinn ihres Handels in seinem Reiche zu seinem Besten anzuwenden, gleiche Freiheiten wie seinen Unterthanen, oder mindestens so viel, daß nur ein kleiner Unterschied sein sollte, gewähren."

31) Das. 519 f.

32) Das. 5, 21 f.

33) Freytag, 2, 93 ff.

34) Nach dem bisher Entwickelten mag schon eine Folgerung möglich sein, inwiefern dasjenige, was Gervinus, a. a. O. 3, 198 f. 200 f. über die Wirkungen des dreißigjährigen Krieges sagt, am Platz ist: man wird erkennen, daß G. die durchaus anomale Erscheinung des dreißigjährigen Krieges nicht begriffen hat, und eine Zusammenstellung desselben z. B. mit den Kämpfen der Griechen gegen die Perser, mit den Unabhängigkeitskämpfen der Niederlande, mit dem siebenjährigen Kriege in vielen, und zwar grade in den wesentlichen Punkten verkehrt ist.

35) Der ganze Titel lautet: „Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Das ist: Ausführliche unerdichtete und sehr merkwürdige Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Menschen, Melchior Sternfels von Fuchsheim, wie er seine Jugend im Spessart verlebt, dann im dreißigjährigen Kriege gar denkwürdige und bunte Schicksale gehabt, vielerlei Noth, Leiden und Lebensgefahr ausgestanden, aber endlich noch manchen frohen Tag genossen. (Motto: ‚Es hat mir so wollen behagen, Mit Lachen die Wahrheit zu sagen'.) In sechs Büchern." — Die mir vorliegende Ausgabe ist die in Leipzig 1856 bei O. Wigand erschienene.

36) W. Menzel hat neuerdings in andrer Weise eine Abschilderung der Verwüstungen jener Zeit zu geben versucht: allein für's Erste entbehrt er des Vortheils, mitten in den historischen Schauplatz hinein versetzt gewesen zu sein und so frisch aus dem Leben heraus malen zu können, wie Grimmelshausen (vgl. Gervinus, a. a. O. 3, 373 ff.); und dann ist die ganze Einkleidung (Furore, Gesch. eines Mönchs und einer Nonne aus dem dreißigjährigen Kriege. Leipzig 1851. 2 Bde.) seines Romans nicht der Art, daß der hier in Frage stehende Stoff ausdrücklich hervorgehoben werden konnte.

37) Wir setzen die Scenen hierher, weil sie zu drastisch sind, um nicht mitgetheilt zu werden (Buch 1, Cap. 4.): „Das Erste, was diese Reiter thaten, und in den schwarz gemalten Zimmern meines Knans anfingen, war, daß sie ihre Pferde einstellten. Hernach hatte ein Jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn obzwar Etliche anfingen zu metzgern, zu sieden und zu braten, so daß es sah, als sollte eine lustige Schmauserei gehalten werden, so waren hingegen Andere, die durchstürmten das Haus unten und oben; ja das heimliche Gemach war nicht sicher, gleichsam als wäre das goldene Fell von Kolchis darin verborgen. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrath große Pakete zusammen, als ob sie irgendwo einen Krempelmarkt anstellen wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen und zu Grunde gerichtet. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu stechen gehabt hätten. Etliche schütteten die Federn aus den Betten, und füllten hingegen Speck, anderes dürres Fleisch und sonstiges Geräth hinein, als ob es dann besser darauf zu schlafen wäre; Andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viele Klaftern dürres Holz im Hofe lagen; Häfen und Schüsseln mußten endlich alle entzwei, entweder weil sie lieber Gebratenes aßen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten. Unsere Magd ward im Stalle dermaßen behandelt, daß sie nicht mehr aus demselben herausgehen konnte, was zwar eine Schande ist zu melden. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, stellten ihm ein Sperrholz in den Mund, und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstiges Mistlachenwasser in den Leib — das nannten sie einen schwedischen Trunk, der ihm aber gar nicht schmeckte, sondern in seinem Gesichte sehr wunderliche Mienen verursachte. Dadurch zwangen sie ihn, eine Partei anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Vieh hinwegnahmen und in unsern Hof brachten, unter welchen mein Knan, meine Meuder und unsere Ursele auch waren. — Da fing man nun erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen anstatt deren die Daumen der Bauern aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man hätte Hexen brennen wollen; maßen sie auch einen von den gefangenen Bauern in den Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ungeachtet er noch Nichts bekannt hatte; einem Andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel zusammen, so daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren herausſprang. Kurz, es hatte Jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter. Allein mein Knan war meinem damaligen Bedünken nach der Glücklichste, weil er mit lachendem Munde bekannte, was Andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage sagen mußten; und solche Ehre wiederfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvater war. Sie setzten ihn nämlich zu einem

Feuer, banden ihn so, daß er weder Hände noch Füße regen konnte, und rieben seine Fußsohlen mit angefeuchtetem Salze, welches ihm unsre alte Geiße wieder ableckten und dadurch also kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte zerberſten mögen. Mir kam das so artlich und anmuthig vor, weil ich meinen Knan niemals ein solches langwieriges Gelächter verführen gehört und gesehen, daß ich der Gesellschaft halber, oder weil ich's nicht besser verstand, von Herzen mitlachen mußte. In solchem Gelächter bekannte er seine Schuldigkeit und öffnete den verborgenen Schatz, welcher an Gold, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man hinter den Bauern hätte suchen mögen."

[38]) Man erlaube hier diesen mittelalterigen Ausdruck, wie er z. B. dem hier vielfach ähnlichen Parcival eignet.

[39]) Buch 1, Cap. 9. — Als Beleg mag hier Cap. 8 stehen. — „Einsiedel: Wie heißest du. — Simplex: Bub'. — E. Ich sehe wohl, daß du kein Mägdlein bist. Wie hat dich aber dein Vater und Mutter gerufen. — S. Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt. — E. Wer hat dir denn das Hemd gegeben. — S. Ei, mein Meuder. — E. Wie hieß dich denn dein Meuder. — S. Sie hat mich Bub' geheißen, auch Schelm, langöhriger Esel, ungehobelter Rölz, ungeschickter Tölpel und Galgenvogel. — E. Wer ist denn deiner Mutter Mann gewesen. — S. Niemand. — E. Bei wem hat denn deine Meuder des Nachts geschlafen. — S. Bei meinem Knan. — E. Wie hat dich denn dein Knan geheißen. — S. Er hat mich auch Bub' genannt. — E. Wie heißt aber dein Knan. — S. Er heißt Knan. — E. Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen. — S. ‚Knan' und auch ‚Meister'. — E. Hat sie ihn niemals anders genannt. — S. Ja, sie hat . . . — E. Wie denn. — S. ‚Rülp', ‚grober Bengel', ‚volle Sau', ‚altes Schwein', und noch wohl anders, wenn sie haderte. — E. Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern, noch deinen eigenen Namen weißt. — S. Eia: weißt Du's doch auch nicht. — E. Kannst du auch beten. — S. Nein, unser Ann und mein Meuder haben all das Bette gemacht. — E. Ich frage nicht hiernach, sondern ob du das ‚Vaterunser' kannst. — S. Ja, ich. — E. Nun, so sprich's denn. — S. Unser lieber Vatter, der du bist Himmel, heiliget werde Nam, zu komme's dein Reich, dein Will schehe Himmel ab Erden, gib uns Schuld, als wir unsern Schuldigern geba, führ uns nicht in kein bös Versucha, sondern erlös uns von dem Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit Ama. — E. Bist du nie in die Kirche gegangen. — S. Ja, ich kann wacker steigen, und hab' einen ganzen Busen voll Kirschen gebrochen. — E. Ich rede nicht von Kirschen, sondern von den Kirchen. — S. Haha, Kriechen, gelt es sind so kleine Pfläumlein, gelt du. — E. Ach, daß Gott walte. Weißt du Nichts von unserm Herrn Gott. — S. Ja, er ist daheim an unsrer Stubenthür gestanden, auf dem Hellgen (d. i. Bilde). Mein Meuder hat ihn von der Kürbe (Kirmse) (= Kirchweihe) mitgebracht und hingekleibt. — E. Ach, gütiger Gott, nun erkenne ich erst, was für eine große Gnade und Wohlthat es ist, wem du deine Erkenntniß mittheilst, und wie gar nichts ein Mensch sei, dem du solche nicht giebst. Ach Herr verleihe mir deinen heiligen Namen also zu ehren, daß ich würdig werde, dir für diese hohe Gnade so eifrig zu danken, als freigebig du gewesen bist, mir solche zu verleihen. Höre du, Simplex — denn anders kann ich dich nicht nennen —, wenn du das Vaterunser betest, so mußt du also sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel, unser täglich Brot gieb uns heute, und . . . S. Gelt du, auch Käse dazu. — Ach, liebes Kind, schweig' und lerne; solches ist dir viel

nöthiger als Käse; du bist wohl ungeschickt, wie dein Meuder gesagt hat; solchen Buben, wie du bist, stehet es nicht an, einem alten Manne in die Rede zu fallen, sondern zu schweigen, zuzuhören und zu lernen. Wüßte ich nur, wo deine Eltern wohnten, so wollte ich dich gerne wieder hinbringen und sie zugleich lehren, wie sie Kinder erziehen sollten. — S. Ich weiß nicht, wo ich hin soll, unser Haus ist verbrannt, und mein Meuder hinweggelaufen und wieder gekommen mit dem Ursele, und mein Knan auch, auch unsere Magd ist krank gewesen, und ist im Stalle gelegen; die hat mich fortlaufen heißen, was gihst do, was host. — E. Wer hat denn das Haus verbrannt. — S. Ha, es sind so eiserne Männer gekommen, die sind so auf Dingern gesessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner: dieselben Männer haben Schafe und Kühe und Säue gestochen, Ofen und Fenster eingeschlagen, und da bin ich weggelaufen, und da ist darnach das Haus verbrannt gewesen. — E. Wo war denn dein Knan. — S. Ha, die eisernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unsere alte Geiß die Füße geleckt, da hat mein Knan lachen müssen, und hat denselben eisernen Männern viele Weißpfennige gegeben, große und kleine, auch hübsche gelbe, und sonst schöne klitzerichte Dinger, und hübsche Schnüre voll weißer Kügelein. — E. Wann ist dies geschehen. — S. Ei, wie ich der Schafe hüten sollen. Sie haben mir auch meine Sackpfeife nehmen wollen. — E. Wann hast du der Schafe sollen hüten. — S. Ei hörst du es nicht: da die eisernen Männer gekommen sind, und darnach hat unsere strobelköpfige Anna gesagt, ich soll auch weglaufen, sonst würden mich die Krieger mitnehmen; sie hat aber die eisernen Männer gemeint, und da bin ich weggelaufen, und bin hierher gekommen. — E. Wo hinaus willst du aber jetzt. — S. Ich weiß die Weg nit, ich will bei dir hier bleiben. — E. Dich hier zu behalten, ist weder meine noch deine Gelegenheit. Iß, alsdann will ich Dich wieder zu Leuten führen. — S. Ei, sage mir dann auch, was Leute für Dinger sind. — E. Leute sind Menschen, wie ich und du. Dein Knan, dein Meuder und eure Ann sind Menschen, und wenn deren viele beieinander sind, so werden sie Leute genannt. — S. Haha."

40) „Die Schilderung dieser Periode seines Lebens ist eine der schönsten und lebendigsten im Buch, und der ganze Abschnitt reich an buntem Wechsel der kühnsten und muthwilligsten Abenteuer. Simplicissimus ist nun das Muster eines Soldaten der damaligen Zeit, für den der Krieg keinen andern Zweck hat, als ihm Gelegenheit zu Plünderungen und Räubereien aller Art zu geben. Bei alledem bewahrt er einen gewissen Adel der Seele, der ihn selbst im wildesten Strudel nicht ganz untergehen läßt. Indem der Dichter in diesem Abschnitt auch das unsägliche Elend schildert, das sich damals über ganz Deutschland ergossen hatte, und dessen Quellen er wohl erkannte, mußte es ihn drängen, auch auf die Mittel hinzuweisen, wie das Vaterland aus seiner Erniedrigung errettet werden könne; aber indem er seinem Drange nachgibt, zeigt er sich wieder als wahrer Dichter, indem er seine Ansichten in das Gewand eines Abenteuers einkleidet, das seinem Helden zustößt; und zugleich gibt er seine Hoffnungslosigkeit zu erkennen, indem er seine Vorschläge einem Narren in den Mund legt, der sich für den Gott Jupiter hält. Und doch waren sie gewiß sehr verständig und tief begründet; sie beruhten auf der klarsten Erkenntniß der deutschen Geschichte und der Entwickelung des deutschen Volkes, dessen geistige und praktische Kraft ihren Mittelpunkt so lange in den Städten gehabt hatte. Freilich war dies zur Zeit des dreißigjährigen Krieges schon geraume Zeit nicht mehr der Fall; die Reformation hatte den Fürsten das entschiedenste Uebergewicht gegeben; aber es konnte sich selbst ein scharfer Blick damals durch den noch bestehenden Schein täuschen lassen

und den Städten eine größere Lebenskraft zuschreiben, als sie in der That besaßen. Daher beruhen auch Grimmelshausen's Vorschläge vor Allem auf einer Verbindung der Städte zu einer großen, geordneten Macht mit republikanischer Verfassung und Aufhebung aller aus der Adels- und Fürstenherrschaft entstandenen Beschränkungen der persönlichen Freiheit und des Eigenthums. Der Rückblick auf das, was die Städte einst gewesen, und was sie in ihren nun ganz beschränkten Vereinen geleistet hatten, konnte leicht die Ueberzeugung in ihm hervorbringen, daß ein allgemeiner Bund derselben sogar die Weltherrschaft erringen und eine Weltreligion schaffen könne." — H. Kurz, deutsche Lit.-Gesch. 2, 424 Spalte a.

41) Simpl. 5, C. 1, S. 11 (ed. Wigand). — Vgl. O. L. B. Wolff, Gesch. d. Romans, S. 178—189.

42) Vgl. H. Kurz, a. a. O. Sp. b. — Gervinus, a. a. O. 3, 376 ff.

43) Näheres über das Gauner- und Abenteuerleben findet man bei Freytag, a. a. O. 2, 223 ff.

44) Ueber das Hexenwesen gibt in Kurzem die beste Darstellung: J. Scherr, deutsche Culturgesch., und bes. Gesch. d. deutschen Frauen, III. 4, 348 ff. — Einzelnes findet man in den Schriften über unsre Periode, z. B. Keller, Nassau S. 131 ff.

45) Die Drangsale des nass. Volkes, S. 135. Im Allg. S. 131 ff.

46) Wie J. Scherr in übertriebener Einseitigkeit thut: Gesch. der deutschen Frauen, Lpz. 1861. S. 255. — Hört man überhaupt diesen Schriftsteller reden, so kommt man unwillkürlich auf die Meinung, als hätte er Anno 1517, falls er dabei gewesen wäre, keine so dummen Streiche gemacht, wie der borurirte und unmodeme Augustinermönch.

47) „Ein Weib", lauten seine Worte, „wo nicht die hohe seltsame Gnade da ist, kann eines Mannes ebensowenig entrathen, als essen, schlafen, trinken und andere Nothdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes nicht entrathen. Ursach ist die: es ist eben so tief eingepflanzt der Natur, Kinder zeugen, als essen und trinken. Darum hat Gott dem Leibe die Glieder, Adern, Flüsse und Alles, was dazu dienet, gegeben und eingesetzet. Wer nun diesem wehren will, und nicht lassen gehen, wie Natur will und muß, was thut er anders, denn er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlafe." — Und anderswo: „Es ist kein lieblicher, freundlicher, holdseliger Verwandtniß, Gemeinschaft und Gesellschaft, denn eine gute Ehe, wenn Eheleute in Frieden und Einigkeit mit einander leben."

48) Strauß, Hutten, I, 367 f.

49) Vgl. im Allgemeinen: G. Freytag, a. a. O. 1, 229 ff. 289 ff.

50) Sugenheim, Gesch. der Jesuiten, 2, 127. Note 80 a. E.

51) Hiefür benützt: (außer Scherr a. d. a. O.) Jb. Falke, die deutsche Trachten- und Modenwelt, 2, S. 168 ff. S. 213 ff.

52) Einzelne deutsche Kupferstiche, namentlich aus den Jahren 1630—1640 stellten dergleichen Figuren mit begleitenden satirischen Versen bilderbogenartig dar. Wie z. B. Monsieur Alamode und seine Genossen angesehen und auch verfolgt wurden, zeigen die folgenden Verse, welche einem Mitgliede der Gesellschaft in den Mund gelegt werden:

„Ja eben das ist auch mein Klag,
Man hat uns sämmtlich Jahr und Tag
Offentlich in Druck umgeführt,

Spöttlich mit Worten gevexirt,
Nennt uns Eſelköpf, Junkerzauſer,
Auch Monſieriſche Gernemauſer,
Gaſſentreter und Hahnentanzer,
Alamodiſche Vielkramanzer,
Gar viel Freſſer und wenig Schaffer,
Mitnachtbuhler, bis Mittagſchlafer,
Könnten eim Jeden geben Tadel,
Und ſeind oft ſelbſt nit vom Adel,
Prangen doch daher wie die Hägel,
Sein Delpel, Rüllpen und grob Flegel,
Tragen alamodiſche Kleider,
Haben oft nit bezahlt den Schneider,
Desgleichen dem Kaufmann ſein Tuch,
Dem Schuſter nit Stiefel noch Schuch,
Wöllen durchtreten alle Gaſſen,
Und thun der Eltern Gut verpraſſen." (Falke, a. a. O. 2, 186.)

„Was den Monſieur Alamode und ſeine Freunde und Freundinnen nach dem Tode erwartete, ſtellt ein anderes fliegendes Blatt zum warnenden Beiſpiel dar. Monſieur Alamode iſt geſtorben, und wir ſehen ihn direct den Weg in den offenen flammenſpeienden Höllenrachen nehmen. Ein großes Gefolge von Herren und Damen, Alles im ſchönſten Putz, begleitet ihn. Wie es die Pflicht eines freundlichen und höflichen Wirthes iſt, ſeine Gäſte an der Thüre zu empfangen, ſo ſteht zwiſchen den Zähnen des weit aufgeriſſenen Rachens der Herr und Beſitzer der Hölle in feinſter alamodiſcher Tournure, freundlich grüßend und einladend, den Hut in der Hand. Als Muſikanten gehen vier alamodiſch gekleidete Teufel dem Zuge vorauf. Ihnen folgt die Hauptperſon, würdigſt geleitet von zwei fein gekleideten Herren mit Bocksfüßen und Geierkrallen, ſodann der lange Zug von Schmeißfliegen umſchwärmt, welche die ſüßduftenden Salben herbeigezogen haben. Ein paar beigedruckte Verſe ſprechen aus, daß alle ſolche Geſellen der Hölle verfallen ſind, ‚allen wackern Alamode Monſieure aber, ſo bei Zeit von der leidigen und verdammlichen Hochfahrt abſtehen, denen ſoll gewiß ein fröhliche Auferſtehung bald folgen.'" — Ebendaſ. 187.

[53]) Dieſer Theil des Geſichtes iſt in jedem Belang bedeutſam genug, um in ſeiner ganzen Breite hier mitgetheilt zu werden.

„— König Arioviſt hieß mich beſſer hinzutreten. ‚Und hörſt Du', ſprach er, ‚ich bin auf meiner geſtrigen Meinung, je länger ich dich anſehe und höre, geſtärket, daß Du nicht ein geborener Deutſcher, ſondern ein Wälſcher ſeiſt, und als ein Kundſchafter hierhergekommen. Denn es darum nicht folgt, weil Dir die deutſche Sprache bekannt, daß Du deswegen ein geborener Deutſcher ſeieſt, und ein deutſch Gemüth und Herz habeſt.'

‚Gnädigſter Herr König', ſprach ich, ‚wie könnte ich doch einem Wälſchen im Herzen je und immer hold ſein, da ich doch alles Kreuz und Elend, alle Noth und Zwang von ihnen bisher habe dulden und erleiden müſſen.'

‚Warum denn, ſo Du ein geborener Deutſcher biſt, haſt Du nicht auch einen deutſchen Namen. Was ſoll Dir ein griechiſcher und hebräiſcher Name in Deutſchland. Was iſt „„Philander"" für ein Gefräß. Biſt Du von Sittewaldt, warum haſt Du denn einen wälſchen Namen. Was. Hm, was meinſt Du. Hä.'

. . . . . .

‚Komm hierher‘, sprach Herr Deutschmeier; und als ich nahe zu ihm kam, ‚Solltest Du ein Deutscher sein‘, sprach er; ‚Deine ganze Gestalt gibt uns viel ein Andres zu erkennen. Und glaub ich gewiß, daß Du darum Deinen Hut‘ (den er mir mit großem Gelächter ließ vorweisen: denn sie hatten ihn zum Schauspiel in dem Saal an ein Hirschgeweih hängen lassen) ‚unterwegs von Dir geworfen, nur daß man die närrische Form nicht sehen sollte. Denn so bald kann nicht eine wälsche närrische Gattung aufkommen, daß ihr, ungerathene Nachkömmlinge, nicht sobald dieselbe müßt nachäffen und fast alle viertel Jahr ändern, auch dafür haltet, wo ein ehrlicher, gewissenhafter Mann bei seiner alten ehrlichen Tracht bleibe, daß er ein Hudler, ein Halunk, ein Alber, ein Esel, ein Tölpel sein müsse.‘

‚Wie viel Gattungen von Hüten habt ihr in wenig Jahren nicht nachgetragen. Jetzt ein Hut, wie ein Anken (Schmalz) hafen, dann wie ein Zuckerhut, wie ein Cardinalshut, dann wie ein Schlapphut, da ein Stülp ellenbreit, dort ein Stülp fingersbreit, dann von Geißenhaar, dann von Kameelshaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar; dann ein Hut, als ein schwarzwälder Käs, dann wie ein schweizer Käs, dann wie ein Holländerkäs, dann wie ein Münsterkäs. Und das ist heut die neue närrische Tracht; bald kommt eine andere in Gestalt eines Fingerhuts auf, die närrischer ist, und diese alle wollet ihr elenden Leute nachmachen, also, daß es den Schein gewinnt, all euer Reichthum und Mittel seien allein, mit neuen Trachten zu verschwenden, erworben worden.

Dann trägt man kurz, dann lange Röck,
Dann große Hüt, dann spitz wie Weck,
Dann Aermel lang, dann weit, dann eng.
Dann Hosen mit viel Farb und Spreng.
Ein Fund dem andern kaum entweicht,
Denn deutsch Gemüth ist also leicht:
Das zeigt, was in dem Herzen leyt (liegt).
Ein Narr hat Aendrung allezeit.

‚Und das zu lachen ist, wo irgend ein König, ein Fürst, ein Herr, ein Reisender um des Reisens, um des Jagens willen einen solchen Hut, einen solchen Mantel, einen solchen Rock, ein solch Kleid ihm zu seinem Nutzen und Vortheil machen läßt, und ein neusüchtiger Monatsnarr, ein Schneider bei der Nadel, ein Schuster bei dem Kneippen, ein Student bei den Büchern solches siehet, der doch wohl sein Lebtag nicht auf eine Meile Weges reiset, noch weiter hinauskommt, als seiner Mutter Füllen, weder reitet, noch jaget, weder hetzet, noch beißet, dennoch es will nachäffen, einen solchen Mantel tragen, daß ihm der Regen des Hauses die Knie nicht soll zerschlagen; einen chapeau de fuyart aufhaben, damit er ihm nicht abfalle, wann er davon will traben; ein paar Stiefel bis an den Latzen anziehen, damit ihm das Wasser nicht oben einlaufe, wenn er in den Regen des Weinfasses geräth, oder durch den Rhein seiner Stuben reitet.

‚Und wie zu unsrer Zeit der Hut ein Zeichen war der Freiheit, also ist es nun in neuern Zeiten dahin gerathen, daß der Hut ist ein Zeichen der Dienstbarkeit; denn wahrlich, mit solchen neuen Trachten halten die Wälschen eure Herzen gefangen und gebunden, und lenken sie, wohin sie wollen.

Du trägst ein wälschen Hut:
Die Wälschen deiner lachen,
Und zwacken dir dein Gut,

Und dich zum Narren machen,
Drum wer hat deutschen Muth,
Hab Sorg zu seinen Sachen.'

‚Laß ihn ein wenig sonst besehen', sprach Herr Kalkofels; und als ich zu ihm trat, und er mich bei den Haaren nahm, ‚ist denn das ein deutsches Haar', sprach er. ‚Bist du ein Deutscher, warum denn mußt du ein wälsches Haar tragen; warum mußt du ein wälsches Haar tragen; warum muß es dir also über die Stirne herunter hangen, als einem Dieb. Man soll ja einen ehrlichen Mann aus der Stirne erkennen, welche guten Theils seines Gemüthes Zeugniß ist, und wer seine Stirne also verhüllet, hat das Ansehen, als ob er sich vor etwas müsse schämen, daß er ein Schelmenstück begangen habe. Warum muß dir das Haar also lang über die Schultern herabhangen, als einem Weibe; warum lässest du es nicht, so du es länger tragen wolltest, auf deutsche Weise überm Kopf einschlüpfen, als bei uns her Brauch ist. Komm her, laß uns sehen, hast du auch noch deine Ohren.

‚Ist das nicht eine lose Leichtfertigkeit. Diese langen Haare, also herunterhangend, sind rechte Diebshaare, und von den Wälschen, welchen um einer Missethat oder Diebsstückes willen irgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht worden, damit sie mit den Haaren es also bedecken möchten, und man es nicht sehen oder merken könnte. Und ihr, die ihr deutschen ehrlichen Namens und unsre Nachkommen sein wollet, wollt solchen lasterhaften Leuten in ihrer Untugend, deren sie sich selbst schämen, und die sie zu Bemäntelung ihrer Schelmenstücke erfunden haben, nachäffen, und darin noch als in köstlichen, schönen Dingen prangen; ja, oft eurer eigenen deutschen Haare euch schämen, da doch ein römischer Kaiser, wenn er in seinem Pomp gehen und gar herrlich sein wollte, ein deutsches Haar für eine besondere Zierde hat aufgetragen: ihr aber wollt hingegen lieber eines Diebs oder Galgenvogels Haar euch auf den Kopf setzen lassen. Aber

„„Wer sich seines eigenen Haares schämet, der ist nicht werth, daß er einen Kopf hat.""'

‚Solltest du ein Deutscher sein', sprach Herr Friedmeier; ‚siehe, was für einen wälschen, närrischen Bart hast du denn. Und da deine ehrlichen Vorfahren — wenn du anders eines deutschen Mannes Sohn bist — es für die größte Zierde gehalten haben, so sie einen rechtschaffenen Bart hatten, so wollet ihr, den wälschen, unbeständigen Narren nach, alle Monate, alle Wochen eure Bärte berupfen und bescheren, bestümmeln, bestutzen, ja alle Tage und Morgen mit Eisen und Feuer peinigen, foltern und martern, ziehen und zerren lassen: jetzt wie ein Cirkelbärtel, bald ein Jungfrauenbärtel, ein Tellerbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein Entenwädele (schwänzchen), ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein türkisch Bärtel, ein spanisch Bärtel, ein italienisch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Lilienbärtel, ein Spielbärtel, ein Drillbärtel, ein Schnauzbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel u. s. f. Und indem ihr euch der rechten Bärte und Knebel schämet, noch gar zu Bengeln werdet.

‚Zu unsern Zeiten hat man an den Federn erkennen lernen, was es für ein Vogel war; am Bart, was für ein Mann da war; und wurde ein Mann nicht für ehrlich gehalten, wenn er mit geschornem Bart unter die Leute kam. Wie wollt' es heut' immer möglich sein, da, je älter Einer wird, je mehr er seinen Bart stutzen und stümmeln läßt, und also die Welt und das jugendliebende Frauenzimmer überreden und bethören will, ob er ein Junggesell oder ein Jüngling wäre. Hat nicht jener unser deutscher Schweizer redlicher gethan, als er gefragt worden, warum er

einen ſo langen Bart hätte, und geſprochen: „„damit, wann ich dieſe Haar anſehe, ich gedenke, daß ich ein Mann ſei, und kein Weib, und mich Mannesthaten üben und befleißigen ſolle.““ Denn der Bart zieret den Mann, und ſoll ihn anreizen, daß er ſich in allem Thun rechtſchaffen, tapfer und als ein Mann verhalte. Wie hoch hat es der Hebräerkönig David empfunden, als ihm Hannon die Knechte beſcheren ließ an ihren Bärten: denn ſie waren geſchändet vor Iſrael und allem Volk. Nun iſt eure meiſte Sorge, ſobald ihr Morgens aufgeſtanden, wie ihr den Bart rüſten und zuſchneiden möget, damit ihr als junge Narren und Lappen könnet paſſiren. O ihr Weibermäuler, ihr Unhärige: in den Löffeljahren gehet ihr zu zapfen, zu trillen, zu ropfen, bis die Gauchshaar herauswollen; und wann ihr durch Gunſt der Natur dieſelben endlich erlanget habt, ſo wißt ihr ihnen nicht Marter genug anzuthun, bis ihr ſie wieder vertreibet. Ihr Bartſtümmler; ihr Barträuber; ihr Bartſchinder; ihr Bartſchneider; ihr Bartſtutzer; ihr Bartzwacker; ihr Bartſolterer; ihr Bartwipper; ihr Bartmarteln; ihr Bartpeiniger; ihr Bartabtreiber; ihr falſche Bartmünzer; ihr Bartverderber; ihr Bartnarren; ihr Bartmörder.

Wälſch Bart, Weiber Art,
Lappen Bart nimmer gut ward.

‚Vor Zeiten
Ein Ehr war's etwan, haben Bärt:
Das war gar mannlich, ſchön und werth,
Da wurd man auch billig geehrt.
Itzt hand die weib'ſchen Gäuch gelehrt,
Und ſchaben alle Tag die Backen,
Sie wäſchen's, daß ſie ſollen ſchmacken,
Und ſchmieren ſich mit Affenſchmalz
Bis an die Augen und den Hals.‘

‚Sollteſt du ein Deutſcher ſein‘, ſprach Herzog Hermann. ‚Man ſehe deine Kleider an: was für ein Wamms iſt das; was für Hoſen und Strümpfe. Ich glaube, daß du allererſt mit von Paris kommeſt. Ein wohl thörichter Tauſch, den ihr da thut gegen ſolche neue Dinge. Das alte deutſche Geld wird häßlich umgetauſcht. Aber Recht: die Wälſchen können es ſich fein zu Nutzen machen. Meinet ihr, wenn der Deutſchen ſauer erworbenes Gut nicht alles nach Paris für ſolche närriſchen neuen Trachten übermacht würde, es könnte ſonſt nicht verthan werden. Habt ihr Deutſche — wenn du je einer von unſern ungeſchlachten Nachkömmlingen biſt — nicht in der Erfahrung, daß, welchen Völkern ihr euch in Kleidung alſogleich ſtellet, und ſie nachäffet, daß dieſelbigen dermalen euch und eure Herzen bezwingen, euch unterdrücken, und zur Dienſtbarkeit zwingen werden. Denn ſie ja ſchon eure Herzen, das beſte Bollwerk, die Schanzen der Augen und Außenwerke der Sinne untergraben, eingenommen und gewonnen haben. Iſt euch denn nimmermehr Ichtwas gut genug, daß ihr Verächter eures Vaterlandes ſeid, und deſſen Verräther. Wo iſt ein Volk unter der Sonne, wie die ungerathenen Deutſchen jetzt ſind, in ihrem Kleidertragen ſo unbeſtändig, ſo eckel, ſo närriſch. Wo ſiehet man desgleichen bei euern Nachbarn geſchehen.

Ich leb die Polen in ihrer Zier,
Sie bleiben bei der alten Manier,
Bekleiden ſich nach Landesbrauch,
Wie Türk und Moskowiter auch.

Aber ihr in dem deutschen Land
In Kleidung haltet kein Bestand,
Daran man euch mit wahrem Grund
Wie andre Völker kennen kunt.

Sondern ihr seid recht wie Affen,
Nach Wälschen und Franzosen gaffen,
Sowohl nach Böheim und dergleichen,
Die ihrer Lande Grenz erreichen.

Was die an Rüstung, Roß und Wagen
Gebrauchen und am Leibe tragen,
Das müssen Jungfraun, Mann und Knaben
Auch allenthalben um sich haben.

Mit welcher Tracht und losen Dingen
Sie sich nur um die Heller bringen,
Und machen, wie man's wohl erfind't,
Daß alles Geld im Land verschwind't.

Ja, wann sie noch bei einem blieben,
Und nicht so oster Wechsel trieben
In Röcken, Wämmsen, Stiefel, Hut,
So ging es hin, und wär' noch gut.

Aber eh' dann man sich umsicht,
So wird was Neues aufgericht,
Darauf so fallen sie in gemein:
Wie sollt ihr dann vermöglich sein.

Bedenkt doch dies in allem Stand,
Ihr lieben Leut' im deutschen Land,
Auf daß ihr nicht von eurer Hab'
Durch alamode nehmet ab.' . . ."

54) „Fontange oder Aufsatz ist eine von weißen Spitzen oder Flor über einen absonderlich dazu gebogenen und umwundenen Draht in die Höhe gethürmte und faltenweise über einander gesteckte Haube, zwei-, drei- oder vierfach hinter einander aufgezogen, um die Ohren herum abgeschlagen, gefältelt und mit geknüpften Bandschleifen von allerhand Couleur sowohl von vorn als hinten gezieret und beflecket. Die gehörigen Theile dazu, woraus die Fontange geknüpfet und zusammengestecket wird, sind der Haubendraht, die Commode, das Nest von Draht, der Teller darüber, die Pavillote und das Band." — Amaranthes, Frauenzimmerlexikon.

55) „Masquin ist eine aus weißem Wachs, Froschlaichwasser, Pomade, Wallrath und Kampher verfertigte und auf eine zarte Leinwand gestrichene Masse, woraus sich die Dames Masquen über das Gesicht zu schneiden und zu verfertigen pflegen, welche ihnen zarte und weiße Haut machen soll." — Ebendas.

56) „Trat eine hoch gebietende Dame, die Mouche mitten auf der Stirn in den Salon, so erkannte die versammelte Gesellschaft an diesem Zeichen, la majestueuse genannt, daß die Dame bereit sei, die ihr gebührenden Huldigungen in Empfang zu nehmen; Gang, Gebärde, Blicke waren natürlich mit der Bedeutung der Mouche in Harmonie gebracht. Wenn die Mouche heitere Laune verkünden sollte, so fand sie

ihr reizendes Plätzchen auf der Falte, welche das Lächeln in die Wange zieht; sie hieß l'enjouée. La passionée saß im äußeren Winkel des Auges, la galante mitten auf der Wange, la baiseuse im Winkel des Mundes, l'effrontée über der Naſe, la coquette über den Lippen, und la reveleuse die enthüllende, an der Grenzſcheide verborgener Reize, auf dem Buſen. Ein einziges Fleckchen pflegte ſelten zu genügen, es müßte denn ſein, daß es durch ſeine Einſamkeit eben die entſagende Stimmung hätte bezeichnen ſollen; häufig iſt wohl ein halbes Dutzend und mehr noch von verſchiedener Größe und Form über Geſicht und Buſen vertheilt" Falke, a. a. O. 2, 248.

57) So heißt es z B. in einem Buche, das für den Kanzelgebrauch ſich empfiehlt, in Betreff des „liebwertheſten und galanteſten Frauenzimmers": „Wann nun ein ſolches hoffärtiges Rabenaas von ihrem Mann die Einwilligung erhalten, ihr ſtinkendes Wurſtgewölb in einem ſolchen koſtbaren Zeug zu verhüllen, und einzuwicklen — denn ein in Kleidern prangendes Weib iſt nach Ausſag des heiligen Bernhardi nichts Anderes, als stercus involutum, ein eingewickelter Koth —, da muß alſobald der Schneider mit einem Dutzend Geſellen auf der Werkſtatt ſeine flüchtige Capriolen machen" u. ſ. f.

58) In Lohenſtein's Drama, „Sultan Ibrahim" ſucht Sekierpera die Luſt des Sultans gegen die jugendliche Tochter des Mufti, Ambre, durch folgende Schilderung der Reize derſelben aufzuſtacheln:

„Ein Kind, das zärter iſt, als die aus Lede's Schalen
Einſt ſoll'n gekrochen ſein; das mit den Anmuthsſtralen
Der Sterne Glanz beſchämt, die Sonne machet blind,
Den Roſen ihr Rubin durch Anmuth abgewinnt,
Den Lilgen ihre Perl'n. Der Morgenröthe Prangen
Und Scharlach wird entfärbt von ihren Purpurwangen,
Für ihrem Mund erbleicht Granat- und Schneckenblut,
Kein Biſamapfel riecht bei ihrem Athem gut.
Die Flammen quell'n aus Schnee, aus Marmor blüh'n Korallen,
Zinnober krönet Milch auf ihren Liebesballen.
Kurz: Dieſe Göttin iſt der Schönheit Himmelreich,
Der Anmuth Paradies; ein Engel, der zugleich
Verlangen im Gemüth, Entſetzung in den Augen,
Im Herzen Luſt gebiert. Aus ihren Lippen ſaugen
Die Seelen Honigſeim und Zucker ſüßer Hold . . .
Der Zunder heißer Brunſt iſt ſelbſt in mir entglommen,
Seidem ich zweimal ſie im Bade wahrgenommen.
Ihr Mund bepurpurte die Kryſtallinen-Fluth,
Die Brüſte ſchneiten Perl'n, die Augen blitzten Gluth;
Wenn ſie ihr Haupt erhob aus ihrer Marmor-Wanne,
Schien ſie das Ebenbild der Sonn' im Waſſermanne,
Die Quellen kriegten mehr von ihren Strahlen Brand,
Vom Leibe Silberwell'n, vom Haare güldnen Sand."

59) Gervinus, a. a. O. 3, 435 f.

60) Ebenda, 3, 403 ff. 483 f. — E. Devrient, Geſch. der deutſchen Schauſpielkunſt, 1, 211 ff. — Falke, a. a. O. 2, 217 ff.

61) Vgl. A. Tholuck, Vorgeſch. d. Rat. I. d. akadem. Zuſtände, 136 ff.

62) Wenn Geiſtliche, wie Andreä, den Rath ertheilten, „daß man dies Alles — nämlich das ſchwelgeriſche Tollhäuslerleben im dreißigjährigen Kriege — nicht blos

dulden, und den Unglücklichen zum Troste gewähren, sondern sogar unterstützen, und selbst an hohen Festtagen gestatten müsse": — so kann das wohl einen Begriff davon geben, wie furchtbar der Krieg seine Geißel gegen das Geschlecht geschwungen, dem für das Uebermaß seiner Drangsale nur auch ein Unmaß im Genusse einigen Ersatz zu bieten vermochte.

63) Für das Folgende sind außer den bisher angeführten Werken (von Scherr, Biedermann, Kurz, Tholuck, Gervinus, Henke, Devrient, Wachsmuth, Freytag, Arndt u. A.) hauptsächlich folgende benutzt: Heppe, Gesch. des deutschen Volksschulwesens, Gotha 1858—1860. 5 Bde. — K. v. Raumer, Gesch. d. Pädagogik, 2. Aufl. Stuttg. 1846—1854. 1. 2. 4. — J. Schmidt, Gesch. d. geistigen Lebens in Deutschland, 1. Bd. Leipzig 1861. — A. Tholuck, der Geist der luther. Theologen Wittenbergs. Hamb. und Gotha 1852. — Ders. Vorgesch. d. Rationalismus, I, 1. 2. Halle, 1853 f. — M. Göbel, Gesch. d. christl. Lebens in der rhein.-westphäl. ev. Kirche. II. 1. 2. Cobl. 1852. — H. Dittmar, Bibliothek der Satiriker und Humoristen des 17. Jahrh. I. 1a. Berl. 1830. — F. W. Barthold, Gesch. der fruchtbringenden Gesellschaft, Berl. 1848. — O. Dolch, Gesch. d. deutschen Studententh. Leipz. 1858. — Keil (Gebr.), Gesch. d. Jenaischen Studentenlebens von 1558—1858. Leipz. 1858. — F. A. Holzhausen, der Protestantismus, Leipz. 1846—59. 3. Bd. — Verschiedene Schriften von H. W. Riehl. — O. L. B. Wolff, die deutschen Dichter seit Gottsched. Weimar 1848 u. s. f.

64) Vgl. A. Tholuck, Lebenszeugen, S. 226 ff.

65) A. a. O. S. 441 f.

66) Beispiele von unbedeutsameren Ortsgeistlichen gibt z. B. Freytag an die Hand, a. a. O. II. 109 ff.: Magister Michael Ludwig, seit 1633 Pfarrer zu Sonnenfeld; — Georg Faber, Prediger zu Gellershausen; — Superintendent Andreas Pochmann zu Eisfeld; — Johannes Elfflein, seit 1632 Pfarrer zu Siman; — Nicolaus Schubert, Pfarrer im Dorfe Stelzen; — bes. Martin Bötzinger, seit 1626 Pfarrer zu Poppenhausen. — Ferner Keller, Nassau S. 262 ff.; — Pfarrer Plebanus von Miehlen u. s. f.

67) Tholuck, a. a. O. 282—291. — Daß Herberger in einem deutschen Städtchen auf polnischem Gebiete wirkte, und nur die letzten Jahre seines Lebens die Anfänge des dreißigjährigen Krieges erreichen, hindert nicht, den im Texte ausgesprochenen Zweck darzulegen.

68) Ebendas. 346 ff.

69) Ebendas. 363 ff.

70) Ebendas. 314 ff.

71) A. a. O. 323, *).

72) Pfaff, a. a. O. 3, 2. S. 25 ff.

73) Tholuck, a. a. O. S. 261 ff. — Göbel, a. a. O. 2, 464 ff.

74) Dieses Büchlein gab er später, als Vorläufer seines „Christenthums", heraus. Bezeichnend für seine Zeit und für seinen eigenen theologischen Charakter ist, was er u. A. in der Vorrede zu seiner Ausgabe ausspricht. — „Es hat das Ansehen, als ob der Satan solche vieljährige Uneinigkeit in der Lehre erreget habe, um die wahre Buße und das christliche Leben, in welchem das wahre Christenthum stehet, zu verhindern, wo nicht gar zu vertilgen, wie leider am Tage ist. Denn man sehe die Welt an, ob sie nicht von Tag zu Tag ärger wird, weil man sich gar auf Streitsachen, auf Schreiben und Widersprechen begibt: dagegen im Anfange des Christenthums mehr auf die Buße und auf ein heilig christlich Leben gedrungen worden ist,

auf daß Christi Lehre in's Leben verwandelt würde, wie es denn sein soll bei den wahren Christen. Derowegen es augenscheinlich, daß, womit man jetzt verhoffet, die reine Lehre und christliche Religion zu erhalten, dadurch verlieret man sie immer mehr und mehr, sintemal man die wahre Buße und das christliche Leben läßt also verlöschen, daß man schier nicht mehr weiß, welches ist das edle Leben Christi. Derowegen ein großer Fehler ist, daß man sich bemühet, die reine Lehre allein mit Schreiben und disputiren in Schulen und Kirchen zu erhalten, und des christlichen Lebens vergisset, da die reine Lehre nicht bleibet, oder bleiben kann bei den Unbußfertigen, welche Christo, der ewigen Wahrheit und dem ewigen Lichte, mit ihrem Leben widerstreben. Das heißet: mit Worten für die Lehre streiten, und mit der That und Leben dawiderstreiten. — Hätte man nur so heftig Christi Leben dem Volke eingebildet, als heftig man für die Lehre gestritten, es ginge in allen Ständen besser zu. Gute und gründliche Streitbücher muß man haben, und verdienen sich diejenigen wohl um die Kirche, welche falsche Lehre mit Grund göttlichen Worts widerlegen; aber es muß auch das Volk zu wahrer Buße getrieben werden, und die, so Andere lehren, müssen selbst das Leben Christi an sich nehmen. — Denn der Teufel fraget viel nach Schreiben und Disputiren, wenn keine Kraft des Lebens, Tugend und Gebet dabei ist. Der Teufel hat nie einen scharfsinnigen Disputator geflohen, aber einen heiligen Mann hat er oft geflohen. Wird man nun nicht vom Leben Christi anfangen, und von wahrer Buße, und in Christi Fußtapfen treten, so wird nimmermehr das wahre Licht, die reine Lehre bei uns erhalten werden, und zankten wir uns auch bis an den jüngsten Tag."

[75]) „In der nächsten Pest habe ich gethan, so viel menschlich und möglich gewesen, habe Niemanden abgeschlagen zu besuchen, der mich darum gebeten, habe ihm Rath und That gegeben, und dem Vornehmsten meiner Verkläger geschrieben, weß er sich in seiner Krankheit solle verhalten, und da er es begehrte, wollte ich zu ihm kommen: darauf er mir geschrieben, er wollte mich, weil ich sonst viel zu thun, damit verschonen, dergleichen noch viel Leute mir sagen lassen, die sich meiner erbarmet, und ist sonderlich in den kleinen Häuserlein so ein übel Gestank gewesen, daß die Einwohner selbst kaum dafür bleiben mögen, haben selbst bekennen müssen, weil ich den ganzen Tag in der großen Hitze auf den Gassen in allen Winkeln kriechen und die Todten holen und darauf predigen müssen, es sei mir unmöglich, alle Kranken zu besuchen, habe ihnen derowegen ein Gebetlein gestellet, täglich nach der Predigt recitiret, ihnen kurze Trostsprüchlein eingebildet, die sie in ihrem letzten Stündlein beten sollten, habe sie täglich in allen Leichenpredigten getröstet, und sie auf einen gewissen Spruch gewiesen, mit welchem sie einschlafen sollten, habe von Trinitatis bis Michaelis alle Tag geprediget, NB. und den ganzen Psalter durch und durch kurz erkläret, habe sie häufig zum heiligen Abendmahl getrieben, habe sie alle besten Vermögens in der Beichte getröstet — was ich da allein für Mühe und für einen übeln Geruch ausgestanden von denen, die die Pest am Halse gehabt, weiß Gott."

[76]) „Daß sich gar Keiner in neun Jahren sollte gebessert haben, das hat mir nie geträumt, und wäre eine große Leichtfertigkeit, also zu denken, geschweige denn zu reden; wäre mir auch nicht lieb. Ich weiß, daß noch gar Mancher an meine Predigten denken wird, und hat der Obersten Einer neulich gesagt: ‚er hätte zuvor nie gewußt, was beten wäre.'"

[77]) „Sie rühmen sich großer Wohlthat; aber wahrlich, man hat mir den Bissen ins Maul gezählt, außer H. B. Werter hat mir niemals viel zuwider gewußt, ist auch Niem[illegible]thwendigkeit der Strafpredigten erkennet als derselbe. Die

Ackerleute haben mit der Miſtfuhre das Beſte gethan, das iſt es Alles, und iſt großen Dankes werth; haben ſie aber allbereit vergeſſen, was ich dagegen für große Arbeit in meinem Amte gethan, wie ich alle hohe und andere Feſttage täglich zweimal geprediget, alle und jede hohe Feſttage fünf Predigten gethan, da ich zwar wohl viel Zuhörer gehabt, aber Keiner hat mir einen Biſſen Brot gegeben; dankbare Herzen wären mir lieber geweſen, als die Gaben. Ich bin in dieſen neun Jahren keinem Menſchen beſchwerlich geweſen, habe von Niemand Heller oder Pfennig begehrt oder genommen, ſondern mir an meiner Beſoldung genügen laſſen; habe ich etwas erſparet, dank ich Gott. Ich habe Gottes Wort lauter und rein mit großem Fleiß und Ernſt fürgetragen, keinen einzigen Sonn- oder Feſttag verſäumet. Habe meinen Pfarrkindern über 200 fl. verehrt an dem accidente ſo über die Leiche gehöret, dafür ich in der Peſt Nichts genommen; habe die in Grund verdorbenen Pfarräcker, Haus und Kirche angerichtet, ihnen die groben mores in der Kirche abgewöhnet, darüber ich mich bis auf den Tod geeifert, Leib und Leben zugeſetzt. Nun habe ich den Dank. In meinem Anzuge habe ich zwei ganze Jahre warten müſſen, ehe ich Etwas eingeerntet, habe in drei oder vier Jahren die Aecker nicht genießen können, ſo waren ſie verderbet, habe meinen mit hergebrachten Vorrath hineingewandt, und wenn ein Andrer mit leerer Hand die Pfarre hätte bedienen ſollen, wäre er in große Schulden gekommen; habe auch kaum dreimal die ganze vollſtändige Beſoldung recht bekommen: wer nun kommt wird zu meiner Aernte kommen. Dauert mich derowegen in meinem Herzen, daß mir mit ſo großer Schmach und Läſterung gelohnet wird."

[78]) „Der Zweck und die Abſicht meiner Bücher", ſagt Arndt, „iſt dieſer: erſtlich habe ich die Gemüther der Studenten und Prediger wollen zurückziehen von der gar zu disputir- und ſtreitſüchtigen Theologie, daraus faſt wieder eine theologia scholastica geworden iſt; zum andern habe ich mir vorgenommen, die Chriſtgläubigen von dem todten Glauben ab-, und zu dem fruchtbringenden anzuführen; drittens, ſie von der bloßen Wiſſenſchaft und Theorie zur wirklichen Uebung des Glaubens und der Gottſeligkeit zu bringen; und viertens zu zeigen, was das rechte chriſtliche Leben ſei, welches mit dem wahren Glauben übereinſtimmt, und was das bedeute, wenn der Apoſtel ſagt: ‚Ich lebe, aber doch nun nicht ich, ſondern Chriſtus lebet in mir.'"

[79]) „Das iſt mir", ſchreibt z. B. Dilger, Prediger in Danzig, an Arndt, (Tholuck, a. a. O. S. 293) „das Größeſte an dir, daß du in dieſem tief verderbten Zeitalter die Menſchen durch deine Bücher vom wahren Chriſtenthum zur wahren Frömmigkeit gleichſam mit geiſtlich zwingender Gewalt erweckſt und ermunterſt. Soll ich mich ganz ausſchütten, ſo ſage ich dir: mit vielen Thränen habe ich den Geiſt dieſer Zeit beklagt, in welchem nicht nur jeder ſeine Religion ſich ſelbſt zurecht macht, und ſo oder ſo geſtaltet, ſondern auch die, welche ſich rühmen, Genoſſen der wahren Religion zu ſein, ſo zu leben, daß ſie von dem Leben unwiſſender Heiden ſich nicht unterſcheiden, und am bloßen Namen ſich genügen laſſen, daß ſie Lutheraner, daß ſie Chriſten heißen, darum aber, dem Vorbilde Chriſti nachzufolgen, ſich nicht im Geringſten bekümmern. Die Lehrer der Kirche, wenn nicht alle, doch die vornehmſten, überlaſſen ſich nur mehr als weibiſchen Streitereien und Verketzerungen, und laſſen ſich begnügen, wenn ſie den ſelig machenden Glauben an das Blut und Verdienſt Chriſti nur dem Buchſtaben nach den Zuhörern predigen, ohne das wahre Weſen des Glaubens zu erklären, ohne von den Zuhörern die vom heiligen Geiſt ſo dringend verlangten Früchte des Glaubens zu fordern, die Zuhörer aber laſſen ſich von demſelben Geiſte leiten und ſtürzen durch ihren eingebildeten Lippenglauben ſich ſelbſt in's Verderben."

Ein Anderer, mit Namen Rahtmann, ſpricht ſich in einem Briefe an ſeinen Freund Meisner alſo aus: „Was mich betrifft, ſo bekenne ich gern, daß die Leſung der Arndt'ſchen Schriften mich erwärmt hat, und daß ich nichts mehr wünſche, als daß zur Erbauung der Gläubigen noch viele ſolcher Schriften in deutſcher Sprache herausgegeben würden. Dahin iſt es ja leider unter uns gekommen, daß der größte Theil der Chriſten ‚Glaube', ‚Glaube' ſchreit ohne davon Etwas hören zu wollen, welches die Kennzeichen des wahren Glaubens und des neuen Menſchen ſind. Daher richten abſcheuliche Laſter faſt alle Stände zu Grunde, und bringen eine neue Sündfluth über die Welt, während die Sonne des Evangeliums oben im Himmel ſtehen bleibt. Wenn nun ein ſolches Uebel den myſtiſchen Leib Chriſti wie ein Krebsſchaden zerfrißt, wer ſollte nicht wünſchen, daß nicht mehr ſolche Schriften erſchienen. Wenn daher Gott auf den Univerſitäten und anderwärts Männer erweckt, welche die Sache Gottes fördern, ſo muß ihnen Dank für ihre fruchtbare Arbeit werden, nicht aber Schmähungen und Verdruß, wie dies in einem ſo ſchwer erkrankten, an Meinungen zwar, aber nicht an Frömmigkeit ſo reichen Zeitalter an der Tagesordnung iſt, von allen denen jedoch, die eine modeſte Behandlung des Nächſten verlangen, mit Recht verworfen wird. Da nun auch du unter dieſe gehörſt, ſo bitte ich dich unterthänigſt, du wolleſt doch auch über dieſe zur Beförderung der Frömmigkeit geſchriebenen Schriften dein Urtheil laut werden laſſen."

Ein Prediger Knopius aus dem fernen Reval ſchrieb ihm ſchon 1617: „Ich läugne nicht, daß ich ſelbſt unter denjenigen geweſen, die dafür halten, daß es beim chriſtlichen Glauben allein oder doch vornehmlich auf das bloße Wiſſen ankomme, daher ich mich nach allem Vermögen bemüht, mir die religiöſen Controverſe bekannt zu machen. Als die Summa der Religion iſt früher angeſehen worden, zu wiſſen, wie man ſich über die Religion geſtritten habe. Aus dieſem höchſt ſchädlichen Irrthum haſt du mich durch deine Schriften, in denen du ſo ſcharf und nachdrücklich dagegen gezeugt, heraus geriſſen und mich gelehrt, daß die Gottſeligkeit vielmehr in einem heiligen Leben, als in großer Wiſſenſchaft beſtehe."

Herzog Georg Rudolph von Liegnitz ſchrieb 1620 eigenhändig an Arndt: „Wohlwürdiger, beſonders guter Freund. Des Herrn Gottſeligkeit iſt aus ſeinen Schriften genugſam bekannt, ſein Büchlein ‚vom wahren Chriſtenthum' iſt eine rechte Uebung und Richtſchnur, das höchſte Gut zu erlangen. Ich habe nicht ſchlafen wollen, ſondern gleichſam aufzuwachen, munter zu werden, die Zeit recht anzuwenden, mit demſelben mich durch dieſes Brieflein bekannt zu machen, bittend, der Herr wolle ſolches zum Beſten aufnehmen, er ſei gewiß verſichert, daß ſolches treulich und wohlgemeint geſchehen, denn ſein obgenanntes Büchlein ‚vom wahren Chriſtenthum' iſt mein höchſter Schatz und Troſt neben dem göttlichen Worte, mich auch in demſelben in meinem Erlöſer tröſte und erfreue. Hiemit dem Herrn in des Höchſten Gnadenſchirm ganz treulich empfohlen" u. ſ. f.

[80]) Göbel, a. a. O. 2, 541—591. — Hoßbach, Spener und ſeine Zeit; 2 Bde.

[81]) Ebendaſ. S. 541: „Ich erkenne die liebe Stadt Straßburg nicht viel anders, als mein Vaterland: denn obwohl ich nicht daſelbſt geboren bin, ſo iſt gleichwohl nicht allein mein lieber ſeliger Vater, ſondern auch meiner lieben Mutter Freundſchaft von Alters her aus Straßburg entſproßen geweſen: nach dem habe ich in ihrem Schoos meine Studia durch Gottes Segen ſo lang continuirt, bis auf göttlichen Beruf ich daſelbſt ins Predigtamt eingeſetzet worden bin, weshalb ich mich ſolcher geſegneten Stadt ſehr verpflichtet achte."

[82]) Die deutsch-lutherischen Universitäten der damaligen Zeiten waren: 1) Altdorf. — 2) Erfurt. — 3) Gießen. — 4) Greifswald. — 5) Jena. — 6) Helmstädt. — 7) Kiel. — 8) Königsberg. — 9) Leipzig. — 10) Rinteln. — 11) Rostock. — 12) Straßburg. — 13) Tübingen. — 14) Wittenberg. — Die deutsch-reformirten: 1) Duisburg. — 2) Frankfurt. — 3) Heidelberg. — 4) Marburg.

[83]) Tholuck, Geist der luther. Theol. Wittenbergs u. s. w. S. 50.

[84]) Vgl. als Belege die actenmäßigen Beispiele bei Tholuck, a. a. O. 101—115.

[85]) Die Persönlichkeit Kalov's ist bedeutsam genug, um wenigstens in einer Note eingehender behandelt zu werden. Unsre Charakteristik des Mannes stützt sich auf das von Tholuck, a. a. O. S. 185—211 Mitgetheilte. — Geboren in Morungen 1612, und durch fremde Hülfe in seinen Studien materiell erleichtert, hatte er sich bald vielseitige Kenntniß in Mathematik und Astronomie, in Physik, Botanik und den orientalischen Sprachen erworben; seine energische Willenskraft bezwang einen Fehler seines Sprachorganes, und machte ihm möglich, in Königsberg sich dem theologischen Studium zu widmen: schon im 17. Jahre hielt er seine erste Predigt. 1633 begibt er sich zum ersten Male auf's Feld der Polemik, das ihm von da ab der eigentliche Tummelplatz seines wissenschaftlichen und damit zugleich praktischen Lebens ward. Er erwarb sich dadurch rasch an Freunden der lutherischen Lehre zahlreiche Gönner und Unterstützung, auch einen großen Ruf. Die Kriegsunruhen verhinderten ihn, Gerhard in Jena zu besuchen, und so ist er eine Zeit lang der Tisch- und Hausgenosse Quistorp's in Rostock. 1637 zum Assessor der theologischen Facultät Königsbergs ernannt, zählte er schon hundert Zuhörer in seinen Vorlesungen, und ward, als 1639 von Rostock ein Ruf als Professor und Pastor an ihn gelangte, den er auf des Kurfürsten Georg Wilhelm Verlangen ablehnen mußte, zum außerordentlichen Professor, und 1641 zum Inspector bei den Schul- und Kirchenvisitationen im samländischen Kreise befördert. Seine fortgesetzte polemische Thätigkeit brachte ihm 1643 einen Ruf zum Rectorat am gymnasium illustre und zum Pastor an der Trinitatiskirche in Danzig mit einem Gehalte von 1000 Thalern zu Wege. Hier errang er dem Lutherthum gegen den bisher noch nicht völlig überwundenen Calvinismus den Sieg. 1649 zur dritten Stelle der theologischen Facultät in Wittenberg vorgeschlagen, nimmt er den Ruf, ungeachtet der Einbuße bedeutender „Emolumente" an. In dieser Stellung — er rückte allgemach zur ersten theologischen Professur vor — entwickelte er eine staunenswürdige und unermüdliche Thätigkeit als vielbesuchter Lehrer, im Consistorium, bei den Senats- und Dekanatssitzungen, bei Abfassung von Facultäts- und Privatgutachten, in einem ausgebreiteten Briefwechsel, und das Alles unter viel häuslichem Leid und Freud: bis zu seinem 74. Lebensjahr hat er 6 Weiber und 13 Kinder gehabt, und die Särge von 5 Weibern und allen Kindern aus seinem Hause tragen sehen. Seine literarisch-theologische Thätigkeit war vornehmlich gegen Kalixt d. Ä. u. d. J. gerichtet, später auch gegen Dreier; gegen die Jenenser; gegen die Calvinisten; gegen Socinianer und Arminianer; gegen Böhme u. s. f. Sein Verhältniß zu seinen Collegen war nicht eben ein sonderlich gutes: theils verlangte er von ihnen „Submission", theils richtete er unter ihnen, mit Hülfe selbst der Studenten, Spaltung in zwei Heerlager an. 1685 erlitt seine eisern feste Gesundheit einen schweren Schlag; ein erneuter Schlagflußanfall machte seinem 74jährigen Leben am 21. Februar 1686 ein Ende. — „Gemüthlose Zähigkeit", sagt Tholuck (a. a. O. S. 207), „bei innerlich kochender Leidenschaft erscheint als Grundzug dieses theologischen Charakters: weder auf der Kanzel, noch in vertraulichen Briefen, noch in den theologischen Schriften ein Lebenshauch christlicher,

ſelten auch menſchlicher Wärme. Die Menſchen erſcheinen ihm wie Zahlen, und unter den dogmatiſchen Problemen bewegt er ſich wie unter Rechenexempeln. Auch wo er beten lehrt, zählt er die Gründe dafür zuſammen mit der ruhigen Ueberlegung, wie der Buchhalter die Rechnungspoſten ſeines Buches. Nur zwei Beiſpiele führt man an, wo er ſeine Gegner entſchuldigt habe. Sein Portrait ſtellt uns harte, grobe Züge dar, einen Blick, an dem das Subject keinen Antheil zu haben ſcheint."

86) A. a. O. 162 ff.

87) A. a. O. S. 279 kommen Ausdrücke vor, wie folgende: „Schmeißfliege", „fauler Eſel", „man ſollte ihn rücklings auf einen dreibeinigen Eſel ſetzen, und dann durch das Schlaraffenland reiten laſſen", „ein Rattenkönig vom Ungeziefer Aegyptens" u. ſ. f.

88) „Meminisse enim semper oportet, theologiam practicam esse, et quod ad praxin — a nobis inquam praestandam et exercendam praxin — nihil faciat, pro indifferente, otioso et superfluo habendum": Henke, Calixt, II, 1, 186, Anm. 1.

89) Tholuck, Lebenszeugen, S. 177—197.

90) Ebendaſ. S. 217 ff.

91) Apol. ad Art. VIII. conf. Aug.

92) Heppe, D. Volksſchulweſen, 1, S. 3. 12.

93) W. W. ed. Walch, 10. tom.

94) „Wenn nun gemeldete Feſte herbeikommen, erwählen ihnen (ſich) die Katechiſten, d. i. die Lehrer der Kinder, etliche Wochen zuvor, nämlich 5 oder 6, ſolche Kinder, ſo ſie achten, vor andern geſchickt ſein, die Bekenntniß des Glaubens zu thun, und den Gehorſam der Kirchen zu verſprechen. Dieſelbigen fordern ſie vor ſich auf die Tage, auf welchen man pflegt den Katechismum fleißig zu üben, und fragen ſie fleißig in allen Hauptartikeln des gemeldeten Katechismi; und wo es ihnen etwa fehlt, unterrichtet man ſie gütlich und freundlich, erklärt ihnen auch den Brauch der Lehre, daß ſie verſtehen mögen, was von ihnen gefordert, und was ſie ſich verſprechen ſollen." Heſſ. K. O. Agende von 1566, Fol. 144 f. b. (bei Heppe, a. a. O. 1, 24).

95) Belege bei Heppe, 1, 26—29.

96) Ebendaſ. 2, 121 p. 207 ff. 1, 40 ff.

97) Die Wirkſamkeit dieſer Informationsſtunden zu unterſtützen, ſchlug die Commiſſion außerdem noch vor: 1) Vor den Katechismuspredigten möge man ſtatt des Eingangs die ſechs Hauptſtücke des Katechismus nach ihrem einfachen Wortlaut, ohne erklärende Zuſätze, und nach dem Vaterunſer möge man den aus dem Katechismus entlehnten Text ſowohl beim Eingange, als nach dem Schluß der Predigt dreimal deutlich vorleſen. — 2) Wenn die Katechismuspredigt verrichtet, und der Pfarrer von der Kanzel herabgegangen ſei, möge ein Abſchnitt aus dem ‚kurzen Begriff' von einem Schulknaben laut und deutlich vorgeleſen werden, weshalb der Pfarrer die Katechismuspredigt etwas abzukürzen habe. — Es könnte auch überdies Anordnung geſchehen, daß in allen Predigten, ſo das ganze Jahr über bei ordentlichem Gottesdienſte gehalten werden, zu derſelbigen Endung von dem Prediger angezeigt werden ſollte, in welches Stück des Katechismi der Text, der abgehandelt worden, gehöre, worauf eine kurze Erklärung desſelbigen Stücks mit anzuhängen, Alles zu dem Ende, damit durch ſo vielfältige Wiederholung des heil. Katechismi die Leute desſelbigen entweder deſto eher fähig werden, oder, die davon ſchon Wiſſenſchaft haben, deſto mehr darin und in ihrem ganzen Chriſtenthum bekräftiget werden mögen. Ferner ſollten alle diejenigen, welche beichten wollten, ſich drei Tage zuvor durch den Kirchner

bei ihrem Beichtvater anmelden lassen, damit dieser Gelegenheit erhalte, diejenigen, die ihm in den Grundlehren des Christenthums nicht hinlänglich unterrichtet zu sein schienen, vorzufordern und sie zu exploriren und informiren. Auch sollten alle Brautleute vor dem Beginne des Aufgebotes vorgefordert, und namentlich über den Ehestand geprüft und gelehrt werden. Würde Jemand sich gegen diese Anordnung widersetzlich erzeigen, so sollte der- oder diejenige, so viel erstlich die christliche Information belangt, für keine rechten Christen gehalten, und daher so lange, bis sie gehorsamlich bei den Informationsstunden einstellten, zu keiner Gevatterschaft, oder sonst anderem christlichen Ehrenwerke gelassen werden. S. Heppe, a. a. O. 2, 215 f.

98) „Methodus oder Bericht, wie nächst göttlicher Verleihung die Knaben und Mägdlein auf den Dorfschaften und in den Städten die untersten Classes der Schuljugend im Fürstenthum Gotha kürz- und nützlich unterrichtet werden können und sollen. Auf gnädigsten fürstlichen Befehl aufgesetzet." Es existiren verschiedene Ausgaben, von den Jahren 1648, 1653, 1662, 1672 und 1685. Die letzte ist die von Heppe (2, 217 f.) benutzte.

99) Vgl. hiermit die frühere würtemb. Schulordnung, a. a. O. 2, S. 123 ff.

100) Siehe umstehende Tabelle.

101) A. a. O. 2, 220.

102) Das. S. 220—223.

103) Vgl. bei Raumer, Gesch. d. Pädagogik, I, (2. Aufl.) 218: „Vernacula lingua uti ne audiuntor, sed sermonem latinum, cum praeceptoribus, vel aequalibus, vel aliis doctis loquentes, habento;" und ein Epigramm:

„Atque ita Romanam linguam transfudit in omnes,
turpe ut haberetur, Teutonico ore loqui.
audisses famulos famulasque latina sonare,
Goldbergam in Latiis crederes esse sitam."

104) Corp. Ref. IX, 638.

105) Pädagog. I, 262.

106) A. a. O. 1, 265—267.

107) Ebenda S. 275.

108) S. 298.

109) Das. S. 299 f.

110) A. a. O. II, 18.

111) Das.

112) Das. S. 33—39. Eine Beurtheilung Ratich's durch Helwig, das. S. 40 ff.

113) So ließ ihn z. B. Fürst Ludwig von Anhalt, anfänglich sein Gönner, aus Verdruß über die mißlungenen Versprechungen, ein halbes Jahr lang im Gefängniß festhalten.

114) Das. S. 50.

115) Ebenda.

116) S. 51.

117) S. das Gespräch mitgetheilt bei Raumer, 2, 52. Aus demselben ist auch das Urtheil Oxenstjerna's über Ratich entnommen.

118) op. did. 2, Vorrede (zu Elbing 1648 geschrieben).

119) Ausführlicher bei Raumer, 2, 56—61. — Hier nach Rieke (Erz. S. 239 f.): „1) Alle Menschen, zum Ebenbilde Gottes geschaffen, sind unterrichtsbedürftig; allen, ohne Unterschied des Vermögens, Standes und Geschlechtes, soll dieses Bedürfniß durch gute Schulen befriediget werden. — 2) Der Unterricht wird in dem Maße

[100]) **Stundentabelle** (Heppe, 2, 219).

Stunden	Montags.	Dinstags.	Mittwochs.	Donnerstags.	Freitags.	Samstags.
	Zum Eingange wird gesungen, dann noch gebetet.					
I.	Kurze Wiederholung der Sonntagspredigt, so selbige nicht eher geschehen können. Die Hälfte zum ‚kurzen Begriff' und christlichen Lehrpunkten mit der obern Klasse. Die mittleren hören zu. Die andere Hälfte lesen die in der oberen Klasse.		Wie Montags.	Wie Montags.	Predigt, oder wo die Predigt nicht in die Schulstunde fällt, wie Donnerstags.	Halb zu Sprüchen und Psalmen mit den Obersten. Halb mit den Mitleren zu ihren Sprüchen und Psalmen.
II.	Lesen die Mittleren; schreiben die Oberen.	Wie am Montage.		Wie Montags.		Evangelien und Episteln lesen beide Obern, und wenden die übrige Zeit zu Reimgebetlein und Rechnen an.
III.	Halb zum Katechismo mit d. Mittleren und so derselbe durchgelernet, eine Viertelstunde zum ‚kurzen Begriff'. Halb zur Erlernung der Worte des Katechismi mit den Untersten. Die Oberen schreiben oder lernen auswendig.	Halb Sprüche u. Psalmen mit den Mittleren. Halb Sprüche u. Psalmen mit der untersten Classe.	Wie Montags.	Sprüche und Psalmen mit den Mittleren. Erlernung der Worte des Katechismi mit den Untersten. Die Obersten schreiben oder lernen auswendig.	Wenn nicht repetirt wird, bleiben.	Wie Montags.
	Zum Ausgange wird wieder gesungen und gebetet.					
IV.	Schreiben der Mittleren nach Anleitung. — Die Oberen für sich.	Rechnen die Oberen. Die Mittl. Schreiben, wenn sie können.		Eine Viertelstunde zum Choralsingen, wo nicht figurirt wird und $^3/_4$ Stunde zum Schreiben. Wo figurirt wird, ganz zum Schreiben.		
V.	Eine Viertelstunde lesen die Mittleren. Drei Viertelstunden zu ABC und Syllabiren mit den Untersten.			Wie Montags.		
VI.	ABC und Syllabiren mit den Untersten.			Wie Montags.		
	Zum Ausgange wird gesungen und gebetet.					

Die Donnerstags-Lectionen.

leicht von Statten gehen, als die Unterrichtsmethode der Natur folgt. — 3) Der Unterricht beginne in früher Jugend, da der Sinn noch frei ist, und schreite stufenweise, nach Maßgabe der wachsenden Fassungskraft, fort. — 4) Man lehre nicht blos verstehen, sondern zugleich das Verstandene aussprechen und ausführen. — 5) Bei dem Sprachunterrichte muß mit dem Schriftsteller, nicht mit der Grammatik, der Anfang gemacht werden: denn Jener (mit Zuziehung des Wörterbuches) reicht die Materie der Sprache, wozu die Grammatik nur die Form hinzufügt; die Materie muß der Form vorangehen. — 6) Man treibe nicht Vielerlei zu gleicher Zeit, sondern Eins nach dem Andern. — 7) Man lehre zuerst die Muttersprache, dann die eines benachbarten Volkes, dann erst Latein, Griechisch u. s. f. — 8) Jede Sprache wird besser durch den Gebrauch, als durch Regeln gelernt; die letzteren geben dem Gebrauche Sicherheit. — 9) Zuerst Uebung der Sinne, dann des Gedächtnisses, hierauf des Verstandes, zuletzt des Urtheils. — 70) Der Schüler lerne Nichts auswendig, was er nicht begriffen hat. — 11) Vom Leichten zum Schweren, von Wenig zu Viel, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Nahen zum Fernen, vom Regelmäßigen zum Unregelmäßigen, vom Beispiel zur Regel, von der Anschauung zur Beschreibung, von dem Gegenstand im Ganzen zu dessen Theilen. — 12) Alle Studien müssen möglichst ein Ganzes bilden, gleichsam aus Einer Wurzel entspringen, und überall herrsche nur Eine Methode, damit der Schüler bei neuen Materien nicht zugleich mit neuen Formen zu schaffen bekomme. — 13) Lesen und Schreiben werden zugleich gelernt. — 14) Da das sinnlich Aufgefaßte fester im Gedächtniß haftet, als jede Beschreibung und Erzählung, so sind Bilder sehr zu empfehlen. — 15) Wissen und Können müssen verbunden werden; Beides ist ein Bilden (Ausbilden und Einbilden) der Dinge. — 16) Jede Kunst wird durch Uebung gelernt: der Meister mache es dem Lehrling zur Nachahmung vor, ohne mühselige theoretische Anweisung. — 17) Das Lernen werde dem Schüler angenehm gemacht: dieß geschieht nicht nur durch heiteres Schullocal, Spielplätze u. dergl., sondern insbesondre dadurch, daß der Lehrer die Schüler freundlich und ihrer Natur gemäß behandelt, ihnen das Ziel ihrer Arbeit zeigt, sie nicht blos zusehen und zuhören, sondern zugreifen und mitsprechen läßt, und dabei auf Abwechslung bedacht ist. — 18) Die Schule ist eine Werkstätte der Humanität: sie hat die Menschen zum rechten, fertigen Gebrauch ihrer Vernunft, ihres Rede- und Kunsttalentes, zur Weisheit, Beredtsamkeit, Geschicklichkeit und Klugheit auszubilden. Es handelt sich nicht bloß um Kenntnisse, sondern um Tugend und Frömmigkeit: daher lerne der Schüler Nichts, was nicht für dieses und jenes Leben nütze ist. — 19) Die Jugend muß innerlich und äußerlich für die Religion gebildet werden. — 20) Die drei Hauptstücke der Methode sind: a) daß Dinge und Worte (Wort- und Sachkenntniß) neben einander hergehen; b) die lückenlose Stufenfolge des Unterrichtes; c) das leichte, angenehme, den Schüler in stäter Thätigkeit erhaltende und dadurch die schnellen Fortschritte fördernde Verfahren. — 21) Hat ein Lehrer eine größere Menge zu unterrichten, so theile er die Classe in Decurien, und setze über dieselben Decurionen, die ihm helfen."

120) Raumer 7, 79 f.

121) Das. S. 82.

122) S. 93

123) S. 95.

124) So sagt z. B. der Görlitzer Rector Baumeister: „Wir unterscheiden Adelige und vornehmer Leute Kinder von Andern, so niedriger Geburt sind, auch dadurch,

daß wir ihnen theils einen nähern, liebreichern und vertrautern Umgang mit den Lehrern, unter Bezeigung aller anständigen Höflichkeit gestatten; theils auch, daß sie von gewissen Verrichtungen ausgenommen sind, denen sich Andre unterziehen müssen;" u. s. f.

125) Vergl. Raumer 2, 103 f.

126) In der Ankündigung einer Vorlesung über Homer sagt er: „Ich werde, wie ich pflege, gratis lesen. Wenn es aber heißt, Homer habe bei Lebzeiten gebettelt, so widerfährt ihm dieß noch jetzt, da er todt ist. Denn der trefflichste Dichter irrt herum und bittet: man möge ihn doch hören. Er wendet sich aber nicht an jene gemeinen Seelen, die dem Gewinn nachgehen, und nicht nur ganz ungebildet sind, sondern es wagen, vornehm alles edle Wissen zu vernichten, vielmehr wendet er sich an die, welche frei und aus Liebe zur Tüchtigkeit studiren." — Bei Ankündigung von Vorlesungen über Demosthenes: „Ich hatte gehofft, daß ich durch die Anmuth der zweiten olynthischen Rede meine Zuhörer zu näherer Bekanntschaft mit Demosthenes einladen würde. Aber, wie ich sehe, ist diese Generation taub für solche Autoren: denn kaum blieben mir wenige Zuhörer, um mich nicht zu kränken: ich sage ihnen Dank für diese Pietät. Aber doch werde ich fortfahren, meine Amtspflicht zu erfüllen." — Am schärfsten spricht der sonst Milde in der Ankündigung einer Vorlesung über Sophokles' Antigone: „Morgen werde ich die Auslegung der Antigone des Sophokles anfangen: ich würde hier eine Ermahnung hinzufügen, glaubte ich, es fruchte Etwas, bei der entsetzlichen Rohheit der Gemüther. Nur einigen Besseren, welche mich bis dahin gehört haben, glaubte ich danken zu müssen."

127) Dolch, d. Studententhum, S. 61 ff. — Raumer, die deutschen Univv., S. 39. — Pädagog. 1, 321. Note 3: Quorundam tanta est ferocitas ut contemptum disciplinae et legum fortitudinem quandam esse putent: jure deplorant omnes boni viri hoc tempore nimis laxatam esse disciplinam (1533). — Nunquam juventus tam impatiens legum et disciplinae fuit: prorsus suo arbitrio, non alieno vult vivere, non enim hominum, sed cyclopum hi mores sunt, totas noctes in publico tumultuari, furiosis clamoribus omnia complere, conviciis, lapidum jactibus, armis in pacatos adeoque inermes atque innocentes hostilem in modum debacchari, oppugnare honestorum civium aedes, effringere fores, fenestras, turbare somnum puerperis multisque aegrotis ac senibus, dissipare tabernas in foro, currus et quicquid occurrit. — Keil, Jen. Studentenleben, S. 47 ff. gibt hierzu gar erbauliche Belege.

128) Ein Student, Valentin Dietsch, berichtet aus Ingolstadt: „Was die Religions- und Glaubenssachen betrifft, obgleich von den Herren dieser Stadt eine sonderliche und scharfe Aufsehung etlicher ihrer Bürger, welche sie mehr lutherisch als katholisch zu sein vermeinen, angestellet, so lassen doch unsere Professores und Obrigkeit einen Jeden, so hier studiret, weß Glaubens er auch sei, für sich bleiben, doch daß derjenige, so nicht ihrer Religion, sich vielen Disputirens und Streitens mit ihnen von deren Sache enthalte, denn sie derselbigen in keinem Weg — wie der Wahrheit Eigenschaft — vertragen mögen." Dolch, a. a. O. 145. Diese Toleranz schwand mit dem Auftreten der Jesuiten.

129) Das. S. 144.

130) Ebenda.

131) Dolch, S. 31—40.

132) Das. S. 23 ff.

[133]) „Die älteren tyranniſirenden Studenten hießen ‚Schoriſten‘, weil ſie denen jungen Studenten die Haare abgeſchoren, und ſie auch wacker herumgenommen, oder geſchoren haben.“ Raumer, Univ. S. 49.

[134]) „Der Name ‚Pennäle‘ für die tyranniſirten Studenten iſt verſchieden abgeleitet worden: ſehr wahrſcheinlich ſtammt er vom Tragen einer Federbüchſe, welche in Schulen heute noch unter dem Namen ‚Pennal‘ in Gebrauch iſt: es ſollten durch den Namen Studenten verſpottet werden, welche die Vorleſungen fleißig nachſchrieben.“ — Raumer, S. 49. — Vergl. Dolch, a. a. O. S. 150: „Die ‚Schoriſten‘ wurden auch ‚Abſoluti‘, und ‚Agenten‘ genannt; die ‚Pennäle‘ — ‚Quaſimodogeniti‘, ‚Neoviſti‘, ‚Rapſchnäbel‘, ‚Haushähne‘, ‚Mutterkälber‘, ‚Säuglinge‘, ‚Bacchanten‘, ‚Innocentes‘, ‚Halfpapen‘, ‚Beani‘, ‚Schieber‘, ‚Spulwürmer‘, ‚Imperfecti‘, ‚Hauspennäle‘, ‚Hausunken‘, ‚Oelberger‘ ‚Feix‘.“ — Ueber den Ausdruck „Fuchs“ vergl. daſ. S. 251 ff. —

[135]) Daſ. S. 156 ff. Raumer, 40 ff.

[136]) Raumer, 40, Anm. 2.

[137]) Dolch, 163.

[138]) Raumer, 41 ff.

[139]) Zur Vergleichung ſtehe hier Dolch's Schilderung mitgetheilt (157 ff.). — „Wollte Einer deponirt ſein, ſo mußte er ſich zuvor bei dem Dekan der philoſophiſchen Facultät melden. Nachdem ſich eine gewiſſe Anzahl Bacchanten gemeldet hatten, wurde der Tag anberaumt, an welchem der Depoſitor in einem beſondern Kleide, wie es die Schauſpieler und Pantomimiker trugen, erſchien. Wenn derſelbe die erforderlichen Inſtrumente ausgebreitet und geordnet hatte, bekleidete er die Bacchanten mit dem Bacchantenrock, welches zum Lachen reizte. Das geſchah deshalb, ‚als wann er nicht Menſch, ſondern ein unvernünftiges, gehörntes Thier wäre‘, um ſchließlich wieder in menſchlicher Geſtalt zu erſcheinen, zum Zeichen, daß er ſich der Bacchantenpoſſen fortan entſchlagen und ein vernünftiger Menſch ſein wolle. — Alsdann malte der Depoſitor den Bacchanten einen Bart mit Schuſterſchwärze, ſtellte ſie in einer gewiſſen Ordnung auf und recitirte im Beiſein des Decans und andrer Zuſchauer eine Rede. Somit hatte der eigentliche Depoſitionsactus begonnen. War ſeine Rede geendet, ſo ließ er die Novizen verfängliche Fragen und Formeln löſen, oder über irgend ein Thema ſprechen: dabei hatte er in der Hand eine Wurſt, mit Sand oder Kleie gefüllt; antwortete Jemand nicht nach ſeinem Geſchmack, ſo ſchlug er ihn damit oft bis zu Thränen. War das vorbei, ſo mußten ſich die Bacchanten auf die Erde legen, ſo daß ihre Köpfe in einen Kreis fielen, und ihre Körper einen Stern bildeten, ‚daß ſie ſollten haben ein Denkzeichen der Demuth und Unterdienſthaftigkeit‘. Die ſo auf die Erde Ausgeſtreckten behaute er zum Scheine mit der Axt, und wendete noch außerdem Hobel, Säge, Bohrer u. ſ. w. an, ‚damit Alles, es ſei am Leib oder Gemüth, ſoll abgehauen und abgeſchafft werden‘. Waren ſie auf dieſe Weiſe trefflich vorbereitet, ſo mußten ſie ſich von der Erde erheben, und Hörner auf ihre Köpfe ſetzen, welche ihnen abgeſchlagen wurden, ‚daß der vorige Bacchantentrotz und das alte ſtörriſche Weſen gänzlich in ihnen ſollte erſtorben und getödtet ſein‘. Alsdann wurden jedem Einzelnen die Haare beſchnitten und mit Holzſpänen beſtreut, ‚daß er daſſelbe ſoll ſauber halten und nicht ziehen, entweder zum Stolz, oder zum abſcheulichen Gräuel‘. Nachdem wurden ihm die Ohren mit einem ungeheuern Ohrlöffel gereinigt, ‚daß ſein Gehör ſollte aufmerkſam ſein zur Lehr der Tugend und Weisheit, und ſich aller Unſauberkeit der Narrentheidinge und

ſchädlicher Rede entziehen'. Weiter wurde ihm ein großer Eberzahn an den Mund geſteckt, und dann wieder mit einer Zange herausgezogen, wobei der Bacchant auf einem Stuhle mit einem Beine ſitzen mußte; es geſchah, ‚daß er nicht ſollte beißig ſein, auch Niemands guten Leumund und Namen mit ſchwarzen verläumderiſchen Zähnen vernagen'. Dann ſäuberte der Depoſitor des Bacchanten Hände und Nägel mit einer Feile, ‚daß er ſeine Hände nicht ſolle gebrauchen zu unnöthigen Waffen, zum Raufen und Schlagen, zum Rauben und Stehlen, ſondern zu ſeinen Büchern, zu nützlichem Schreiben, und ſolcher Arbeit, die von einem Studenten erfordert werden'. Darauf ſchor man ihm den Bart, welchen man deßwegen gemalt hatte, ‚daß er ſich nicht mehr ſollte mit Kinderpoſſen beſchleppen, ſondern ſich entweder ſelbſt recht regiren, oder auf's Wenigſte von bartigen Männern, die ihm vorgeſetzt ſind, regiren laſſen'. Statt der Seife wurde hierbei gebrannte Ziegel, ſtatt des Raſirmeſſers ein Meſſer von Holz, ſtatt des Handtuchs ein Stück alter, grober Leinwand gebraucht. Endlich legte man ihm Würfel und Karten vor, um zu ſehen, ob er zu ſo ſchädlichen Dingen Luſt habe; ein muſikaliſches Buch, ‚daß er, wenn er über dem Studieren müde worden, wiſſen ſolle, daß in der Muſik eine Ergötzlichkeit und Ermunterung des Gemüths zu finden ſei'. — Nun gehen die Bacchanten hinaus und erſcheinen wieder in ordentlicher Kleidung. Der Depoſitor hält eine lateiniſche Rede, in der er die Deponirten dem Decan empfiehlt und ihn in deren Namen um das Depoſitionszeugniß bittet: der Decan antwortet in einer lateiniſchen Rede, erklärt darin alle Ceremonien und begleitet ſie mit väterlichen Ermahnungen. Zuletzt reicht man den Bacchanten Salz und Wein, ‚damit ſie ſollten ihre Reden und Thaten mit guter Lehr' und Weisheit würzen, und die correctiones, die Verweis und Vermahnungen wohl annehmen'. — Den Schluß machte der Spruch des neuen Studenten an ſeinen Meiſter: ‚accipe, depositor, pro munere munera grata, et sic, quaeso, mei sis maneasque memor', und nun war der ehemalige Bacchant ein ‚Pennal', und der Depoſitor ſein ‚Schoriſt'. Man ſang auch wohl:

1. ‚salvete candidi hospites
   conviviumque sospites,
   quod apparatu divite
   hospes paravit, sumite.

2. beanus iste sordidus
   spectandus altis cornibus,
   ut sit novus scholasticus,
   providerit de sumtibus.

3. mos est cibum magnatibus
   condire morionibus,
   nos dum jocamus crassius,
   bonis studemus moribus.

4. lignum fricamus horridum,
   crassum dolamus rusticum,
   curvum quod est, hoc flectimus,
   altum quod est, deponimus.

5. ut hunc novum seu militem
   nostrum referre in ordinem
   queamus, atque stipidem
   formare doctam Palladem.

6. contrariis contraria
   curanda pharmacis mala,
   ferox asellus esurit,
   lactuca labris convenit.

7. ubi malignus nodus est,
   quaerendus asper clavus est,
   ut haec dometur bestia,
   addenda verbis verbera.

8. vos interim dum ludicro
   tempus datis spectaculo,
   vultus severos ponite,
   frontem serenam sumite.'"

[140]) Friedensposaune, 33. — Vgl. Raumer, Univv. Beil. X. S. 339—340.

[141]) Dolch, 166 f. — Vgl. A. Tholuck, d. academ. Leben, I. S. 281—294.

[142]) Aus dieſen Zeiten findet ſich in den Protocollen, z. B. der Univerſität Roſtock, folgende Erzählung, die einen Begriff geben kann von der barbariſchen Be-

handlung der Pennäle (mitgetheilt bei Dolch, 168 ff. Tholuck, 286 f.). — „Im Jahr 1639 am 15ten März erschien der Student Theodor Holdorff vor dem Rector M. Huswedel, und beklagte sich folgendermaßen: Da sein Pennaljahr schon einige Tage verflossen gewesen, und er durchaus nach Kopenhagen reisen mußte, wäre er zum Senior seiner Nation, Höpner, gegangen, und habe denselben gebeten, ihn zu absolviren. Dieser habe ihm geantwortet, die Nation habe beschlossen, daß er noch sechs Wochen bleiben müsse. Darauf sei er nochmals nebst zwei Andern zu ihm gegangen, und habe ihn freundlich gebeten, doch darauf hinzuwirken, daß er absolvirt würde. Ihm habe Höpner geantwortet, er wolle haben, daß er bleibe, und bliebe er nicht, und halte sein Jahr nebst sechs Monaten, sechs Tagen, sechs Stunden, sechs Minuten aus, so solle ihm nachgeschrieben werden. Eine dritte Bitte sei wieder abgeschlagen worden. Darauf hätte Höpner ihn, den Kläger, vorcitiren lassen; er sei aber nicht gegangen, weil er keine Schuhe gehabt; da habe man ihm Schuhe geschickt, er wäre aber trotzdem nicht gegangen, ‚weil die Lüneburger hievor einen juniorem bekommen, welchen sie Salz in die Nase gepfropfet und Heede darüber gestoßen mit einem Stock, auch also gerieben, daß er bluten müssen; darnach sie ihm Bricken in die Haare gebunden, und ihm dieselben im Gesichte entzwei geschlagen; denen andern hätten sie die Haare und Bart weggenommen, dafür ihm, Klägern, denn gegrauet, weil er auch hievor hätte 20 Reichsthaler in die Nation geben sollen, welches er dennoch mit Thränen auf 4½ Reichsthaler erhalten, auch gegeben'. Abends zwischen 9 und 10 Uhr seien deßhalb fünf Studenten, worunter Höpner, mit bloßem Degen in sein Haus gekommen, er aber habe sich versteckt." — Vgl. Keil, a. a. O. 113 ff.

[143]) Vgl. verschiedene Mandate und Programme aufgeführt bei Dolch, 170—176. Von bedeutsamerer Wirkung war eine Schrift gegen den Pennalismus von Meyfart, u. d. T.: „Christliche Erinnerung von der aus den evangelischen hohen Schulen in Deutschland an manchem Orte entwichenen Ordnung und ehrbaren Sitten, und bei diesen elenden Zeiten eingeschlichenen Barbareien: vor etlichen Jahren aufgesetzt durch Johannem Matthäum Meyfartum, der heiligen Schrift Doctorem, anjetzo professorem auf der uralten Academie zu Erfurt. Schleißingen 1636."

[144]) Tholuck, a. a. O. I. 1. S. 291 f.

[145]) Die hauptsächlichsten der in elf Artikel zusammengefaßten Bestimmungen waren folgende: „Die Schuldigen sollen den angerichteten Schaden ersetzen, und dann relegirt werden. Die Relegationspatente sollen in deren Heimath gesandt werden. Wenn sie ein Zeugniß der Reue und Besinnung beibringen, und zugleich ein paar vornehme Männer für ihre künftige gute Aufführung einstehen, können sie wieder aufgenommen werden, jedoch nur zuerst wieder auf der Universität, von welcher sie relegirt worden waren. Wer zwei oder drei mal, oder auch cum infamia relegirt ist, soll auf keiner Universität geduldet werden. Die Stadtobrigkeit soll den Haus-, Gast- und Schenkwirthen untersagen, Pennalschmäuse zu dulden. Jede Universität soll diese Uebereinkunft von ihrer Landesherrschaft bestätigen lassen." — Dolch, a. a. O. 176 f.

[146]) So lautet z. B. das Programm der Universität Rostock vom Jahre 1637 gegen die Schoristen: „1. Man würde in ihr Vaterland an die Obrigkeit und die Ihrigen schreiben, daß sie abgeholt werden sollten. — 2. Wenn Das nicht helfen würde, sollten sie relegirt werden. — 3. Die Professoren würden sie weder im Hause, noch am Tische leiden, auch bei den Disputationen denselben das Präsidium versagen. — 4. Sie sollten von der Universität weder Zeugniß, noch Ehrentitel erhalten." — Das. S. 176.

147) Daſ. S. 170.

148) Schöttgen, 149. — Raumer, 56 f.

149) So heißt es z. B. in dem Königsberger Reſcript vom 12. Septbr. 1664 wegen Abſchaffung des Pennalismus: — „Ob nun zwar die angemaßte Poteſtät der alſo genannten Pennalputzer und deren Frevel und Muthwillen auf Jedwedes Nation reſtringiret und daher die collegia nationalia, welche mit der Aufſicht und Inſpection der seniorum über die Novizios und anderm Prätext wollen beſcheiniget werden, eingeführt worden: ſo iſt doch ſolchem academiſchem Uebel hiedurch wenig geſteuert, ſondern nachdem man zu Bemäntelung der unrechtmäßigen Executionen und Concuſſionen einen Schein erfunden, und dadurch Summen Geldes von etlichen hundert Reichsthalern zuſammengebracht, wenig oder gar Nichts davon zur Ehre Gottes, oder des Nächſten Nutzen, ſondern Alles auf koſtbare Schmäuſe, dadurch ein üppiges, unordentliches Weſen entſtanden, verwendet worden, welches aber den alſo genannten Pennälen alſo behaget, daß ſie ihrer Freiheit vergeſſen, und an ihrer wiewohl harten Dienſtbarkeit ein ſolch Gefallen tragen, daß ſie auch mit lotterbubiſchen Kleidungen und andren äußerlichen Kennzeichen und Scurrilitäten ſich zu ſolcher Sclaverei zu bekennen nicht geſchämet, ſondern dieſelbe vielmehr für einen Ruhm geachtet, und daher die angemaßte Autorität ihrer unzeitigen Senioren mehr, als die rechtmäßige Poteſtät ihres ordentlichen magistratus academici reſpectiret . . .: Wir verordnen und wollen hiermit, kraft dieſes unſres öffentlichen Edicts, daß der höchſt ſchädliche Pennalismus gänzlich caſſiret und aufgehoben ſein ſolle . . .“ Vgl. Dolch, 178 f. Raumer, 57 f.

150) So ſchreibt z. B. Dr. Haberkorn in Gießen an Dr. Weller (d. d. 6. April 1661): „Der Zuſtand unſrer Univerſität iſt, nachdem wir das Pennalweſen ganz und gar abgeſchafft haben, ruhig und geſegnet. Die Anzahl der Studenten nimmt nicht ab, ſondern zu. Das Agiren und andre Dinge, die aus dem verfluchten Pennalismus herkommen, hören ganz auf, ſo, daß mir jetzund nicht iſt, als wenn ich Rector wäre, ohnerachtet ich das Rectorat auf mir habe. Viele Eltern danken Gott mit aufgehobenen Händen und erbitten unſrer Univerſität viel göttlichen Segen. Ich erinnere mich, daß ich E. H. W. zu Frankfurt ehemals ſehr angelegen, durch Dero hochgültigen Vortrag dieſen Höllenhund von allen Univerſitäten des römiſchen Reichs zu verbannen, dieſelben aber damals, aller angewandten Mühe ungeachtet, Nichts ausrichten können. Nun zweifle ich nicht, E. H. W. werden, vermöge Dero großen Anſehens und Gottſeligkeit, ſich dahin bemühen, daß dieſe Teufelei zum Wenigſten aus den ſächſiſchen Univerſitäten verbannt werde: denn aus unſerm Exempel iſt deutlich zu erſehen, daß der gehoffte Ausſchlag wohl von Statten gehe, und daß der Teufel nichts ausrichte, ohnerachtet er ſich alle Mühe gibt, ſein pennaliſches Reich beizubehalten.“ Raumer, 57 f. Vgl. Dolch, 178.

151) Raumer, 59. — „Die Schoriſten hatten ihre Nation, und in denſelben Seniores, Fiscos und Fiskale; ſie führten mit andern Academien ihre Correſpondenz, und wenn Einer hier nicht gelitten ward, brachten ſie ihn dort unter; die Etwas an die Obrigkeit brachten, hielten ſie für unehrlich und verfolgten ſie überall; die Neuangekommenen mußten ſich inſcribiren laſſen; ſie wurden vor die Schoriſten citirt, ihre Sachen entſchieden: die ihrer Meinung nach Etwas geſündiget, wurden um's Geld, oder um einen Schmaus geſtraft; wer aus der Schule ſchwatzte oder zu der Obrigkeit klagen ging, der galt für unehrlich.“ — Vgl. Klüpfel, der S. 293—298 eine lebendige Charakteriſtik der Landsmannſchaften gibt (Raumer, 63 ff.).

152) Raumer, 68 ff.

153) „floret academia nostra," ſchreibt Johann Gerhard (Tholuck, Zeugen, S. 186), „sicut rosa in spinis."

154) Dolch, 182 ff. — Keil, 110 ff. 117 ff.

155) Dolch, 188 ff. — Keil, 108 ff. — Vgl. Moſcheroſch, a. a. O.

156) Dolch, 196 ff. — Keil, 114 f. — Moſcheroſch, ebendaſ. — Tholuck, Ac. I, 1. 263 ff.

157) Dolch, 193 ff. — Keil, 100 ff.

158) Dolch, 214 ff. — Keil, 101. — Tholuck, a. a. O.

159) Dolch, a. a. O. — Keil, 91 ff. — Tholuck, a. a. O.

160) Dolch, 216 ff. — Keil, 101 ff. — Tholuck, a. a. O.

161) Dolch, 223 ff. — Keil, 99.

162) Keil, a. a. O.

163) Daſ. 101.

164) Dr. R. Keil hat neulich wieder ein ſolches veröffentlicht: Ein denkwürdiges Geſellen-Stammbuch aus der Zeit des 30jähr. Kr. Lahr. s. a. Vgl. damit: Derſ., Deutſche Studentenlieder des 17. und 18. Jahrhunderts. — Ebendaſ. s. a. —

165) Tholuck, acad. Leben I, 1. 136 ff. — Ich enthalte mich hier ſowohl, als oben bei den Studenten der wörtlich anzuführenden Belege; wen der Gaumen nach dem Wuſte kitzelt, der mag ihn an den angezeigten Stellen, denen noch viele andre beigefügt werden könnten (Tholuck, a. a. O. S. 323 häuft Citate zur Genüge), ſelbſt durchmuſtern. Sonſt genügt die Bemerkung, daß ſelbſt die ärgſten Gebilde der Phantaſie in den bezeichneten Punkten dazumal in der Wirklichkeit ihr Gegenbild fanden. — Wenn übrigens Döllinger (d. Reformat., ihre innere Entw. und Wirkungen, 1846. I, 408.) ſich die Mühe gibt, durch peinlichen Nachweis dieſen Unſittlichkeiten auf den proteſtantiſchen Univerſitäten, den Proteſtantismus außer Credit ſetzen zu helfen: ſo hat er für's Erſte vergeſſen, daß die katholiſchen Univerſitäten in dieſer Hinſicht im gleichen Spitale krank lagen, und daß der Proteſtantismus durch ſolche Kniffe ſich nicht aus der Welt hinausdisputiren läßt.

166) „So las Ulrich Pregitzer, Kanzler von Tübingen, vom 27ſten März 1620 bis 23ſten Auguſt 1624 in 312 Lectionen über den Daniel; dann im Verlauf von 25 Jahren in 1509 öffentlichen Vorleſungen über den Jeſaja" u. ſ. f. — Dolch, a. a. O. 227.

167) „Im Jahre 1698 entſtand zu Ingolſtadt ein Streit über das Recht, Federbüſche auf den Hüten zu tragen; die Adeligen riſſen ſolche den Bürgerlichen ab, und behaupteten, nur ſie allein hätten das Recht, Federbüſche zu tragen. Der academiſche Senat fand dieſe Anſprüche für unſtatthaft." — Daſ. S. 226. — Ein ſchönes Gegenſtück ſ. bei Herbart, kl. Schr., herausgeg. v. G. Hartenſtein, I, 17 f.

168) Ueber Leibnitz vgl. man Guhrauer, und Kuno Fiſcher, Neuere Philoſ. 2.

169) Häußer, pfälz. Geſch. 2.

170) Deutſche Dichtung, Bd. 3. 4.

171) Geſch. d. deutſchen Nationalliteratur, Bd. 2.

172) Geſch. d. geiſt. Lebens in Deutſchland, 1. Bd.

173) Ich habe mich daher enthalten, z. B. näher auf das Drama einzugehen und etwa die nackten Gemeinheiten, die ein Lohenſtein u. A. den Zuſchauern vor die Augen führen, als ein Erbſtück des Krieges darzuſtellen.

174) Neben den Genannten iſt Piſchon, und beſonders Koberſtein zu benützen.

175) Es iſt herkömmlich, dem deutſchen Volke als Frucht des 30jährigen Krieges das Verdienſt zu vindiciren, daß es das ſchwerſte Stück Arbeit für die Religionsfrei-

heit gethan habe. — Nimmt man das Wort „Religionsfreiheit“ im heutigen Sinne (= Religionsloſigkeit), ſo muß ſich das deutſche Volk ſchämen ob ſolchen Verdienſtes: ihm kann es, wenn es ſich nicht ſelber untreu werden will, keine andre Religions- noch Gewiſſensfreiheit geben, als einzig die, welche ſich gefangen gibt in des Gottmenſchen Wort: act. 4, 12. Nur darin kann und darf Jeder „nach ſeiner Façon“ ſelig werden. In dieſem Sinne hat das deutſche Volk durch die Urkunden von 1648 ſich Religionsfreiheit qua Confeſſionsfreiheit errungen. Nur die Connivenz eines religiöſen und confeſſionellen Indifferentismus hat jene Beſtimmungen ſo geweitet, daß gegenwärtig Alles unter Einen Hut gebracht werden kann. Wie weit man damit fährt, mag die Zukunft lehren. Mir wenigſtens graut vor der Frucht.

Druckfehler.

S.	5	Z.	15	v. u.	lies: Beginnen ſtatt: beginnen.
=	16	=	5	v. u.	= ihrem ſtatt ihren.
=	22	=	1	v. u.	= der ſtatt des.
=	23	=	1	v. o.	= Weihe ſtatt Weiſe.
=	24	=	10	v. u.	= 17ten ſtatt 16ten.
=	30	=	16	v. u.	= herausforderndſten ſtatt herausfordernſten.
=	37	=	13	v. o.	= Angelegenheit ſtatt Anlelegenheit.
=	40	=	4	v. o.	= eluctatum ſtatt luctatum.
=	41	=	9	v. u.	= heikel ſtatt Heikel.
=	41	=	3	v. u.	= verderbenw. ſtatt Verd.
=	43	=	5	v. o.	= ſeinem ſtatt ſeinen.
=	55	=	9	v. u.	= leiten ſtatt leiden.
=	57	=	5	v. o.	= für ſtatt in.
=	68	=	19	v. o.	iſt das Wort „ſtatt“ zu elidiren.
=	112	=	17	v. o.	= Ut ſtatt Uut.
=	174	=	7	v. o.	= Mallinger ſtatt Wall.
=	233	=	3	v. o.	= ξυμφέρεσθαι ſtatt ξυμφ.
=	254	=	6	v. u.	= den ſtatt dem.
=	256	=	4	v. u.	= Maſſillon ſtatt Maſſilon.
=	267	=	7	v. o.	= letzter ſtatt letzten.

Sollten bei der Correctur weitere Unebenheiten außer Acht gelaſſen worden ſein, ſo wird der Leſer ſelber die Güte haben, ſie nach dem Sinne des Textes zu verbeſſern.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.